This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

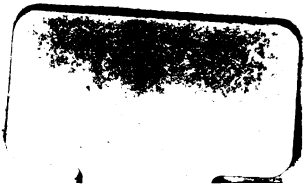
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35.84

PGerm 2871

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 July, 1873.



Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1866.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.
In Kommission bei Bauer und Raspe.
1866.

PGerm 287.1

1873, July 23.
Minot Fund.

Druck von Bieling (Dietz).

Ehe noch der Druck des hier unsern Lesern vorliegenden Jahrgangs des Albums vollendet war, wurde der literarische Verein durch den Tod seines Vorstandes, des Professors J. L. Hoffmann, schwer betroffen, der am 31. August des vorigen Jahres auf einer Ferienreise zu Albacete in Spanien an der Cholera starb, nachdem ihm am 27. desselben Monats seine Gattin Luise im Tod vorausgegangen war. Die lange Ungewißheit über das Schicksal der Dahingeschiedenen, welche Monate andauerte, gab Veranlassung zur vielseitigen Besprechung des traurigen Falles in der gesammten Presse Deutschlands, und selbst über dessen Grenzen hinaus. Wir glauben uns daher der traurigen Pflicht überhoben, hier des Weiteren auf das betrübende Ereigniß einzugehen, welches die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nahm, und beschränken uns darauf den verehrlichen Mitgliedern des Vereins und allen geehrten Lesern des Albums anzuzeigen, daß sämmtliche zur Feier des Gedächtnisses Hoffmanns und seiner Gattin am 5. Januar d. J. gehaltenen Vorträge, sowie die im Nachlasse Hoffmanns vorgefundenen, für den Verein bestimmten Arbeiten, im nächsten Jahrgang des Albums erscheinen werden, da der Druck des dießjährigen bereits zu weit vorgeschritten war, um sie noch in dasselbe aufnehmen zu können.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Bildersprache Homers. Von J. L. Hoffmann	1
Gutzkows Zauberer von Rom, nach Tendenz und Composition beleuchtet von J. L. Hoffmann	66
Das Friedensfest Piccolomini's 14. Juli 1650. Von C. Lützelberger	111
Proben aus Bryants neuesten Dichtungen Von Georg Arnold	124
Aus Hannover. Briefe an seinen Freund Hoffmann. Von J. H. Müller	142
Ueber Teufelssagen in Andalusien. Von Friedrich Knapp	171
Der Nürnberger und sein Dialekt. Dritte Abtheilung. Von G. Arnold	195

Gedichte.

Von Karl Ebersberger:	
Wintermorgen	233
Die Glöcknerwohnung auf dem Lorenzerthurm am 7. Januar, Morgens 8 Uhr	234
Zwei Blätter	235
Der Jahrestag	235
Die Bildnisse der Freunde	237
Von Friedrich Hermann Frey:	
Dante Alighieri	238
Von David Hägerich:	
An die Natur	240
Am Bach	241
Das Wunderkraut	242
Von Ephraim Harmlos:	
Der betrogene Teufel	243
Von * * *:	
Loblied auf einen gefiederten Sänger	247
Winter-Abschied	248
Von Ludw. v. Hörmann:	
Faust's Nachtgesang	249
Nach Süden	250
Nachts	250
Leben und Lieben	251
Von Julius Keller:	
An eine im Herbst blühende Kornblume	252
O, frage nicht!	253
Vergänglichkeit	254

Seite

Von E. L.:
Vier Sonette über Tante ... 255
Von Friedr. Knapp:
Sylvesterfantasie ... 257
Graue Sage ... 260
Westindisches Ständchen ... 262
Träume ... 264
Gieße ... 265
Von Franz v. Kobell:
'S Lied vom Leben ... 266
Der Zecher ... 267
Von Rudolf Kutzemann:
Der Schiffskapitän ... 269
Von J. C. Maurer:
Edelweiß ... 271
Todtenfrühling (Allerseelen) ... 272
Von J. Obrist:
Vierzeilen ... 273
Jugendlieder von H. Petzet:
Fahr' wohl du goldene Jugendzeit! ... 275
Abschied ... 276
Sternengruß ... 277
Den Freunden in der Heimath ... 277
Heimweh ... 278
Liebesglück ... 279
Gute Nacht ... 280
Meine Liebe ... 280
Von Adolph Pichler:
Hymne ... 281
Bei Meran ... 282
Im Frühling ... 282
Von J. Priem:
Ein kluger Narr ... 283
Ein Meisterstück ... 285
Von Henr. Schilffarth:
Das schönste Band ... 286
Wolken ... 287
Erinnerung ... 288
Von Ch. Schneller:
Volkslied aus Nonsberg in Tyrol, übersetzt ... 288
Von Karl Walpurg:
Der Feiertag ... 289

Die Bildersprache Homers.

Von

J. L. Hoffmann.

I.

Die Poesie aller Völker kennt und liebt die Bildersprache. Die Wissenschaft hält die Dinge auseinander, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu begreifen, und meidet das Heranziehen des Fremdartigen, welches die Aufmerksamkeit auf Seitenpfade lenkt; die Dichtkunst aber läßt die Phantasie schweifen, auf und ab zwischen Himmel und Erde, hin und wieder zwischen Belebtem und Todtem, zwischen Mensch, Thier und Pflanze, und innerhalb der menschlichen Sphäre zwischen Altern, Geschlechtern, Zuständen und Beschäftigungen; denn sie will die Sinne und Empfindungen anregen und den Hörer oder Leser in eine Verfassung setzen, daß er sich, seines Daseins froh, spielend im Anschauen der Welt ergeht. Die aus den zwingenden Banden der Noth und Pflicht in lieben Freistunden losgelassene Menschenseele wendet ihre niemals rastende Thätigkeit den Aehnlichkeiten der Dinge zu, zieht den Erscheinungen Kleider an, tändelt mit ihrer Umgebung und führt sich selbst ein Schauspiel voll wechselnder Scenen und Gestalten auf. Darum reden auch Kinder und Naturvölker, deren Phantasie noch nicht vom strengen Denken und von der Mühsal des Lebens unterjocht ist, vorwiegend in Bildern, und an sie schließen sich die Dichter, sei es in göttlicher Kraft eines mächtigen Triebes oder in selbstbewußter Kunst, die sich aus der trockenen Alltäglichkeit eines verständigen Kulturzeitalters emporgearbeitet hat.

Während nun aber alle bildliche Rede in der Vergleichung zweier Dinge ihren Ursprung hat, kommt sie stufenweise in dreifacher Art zur Erscheinung. Erstlich: der Vergleichende stellt die zwei Gegenstände einfach neben einander, läßt jeden in seiner sonstigen Wesenheit unangetastet, und hebt lediglich hervor, daß die in Frage kommende Eigenschaft des einen auch am andern zu finden ist; z. B. Wie der Löwe kühn unter die Herde stürzt, so drang der Held unter das Heer der Feinde — dies nennt man ein Gleichniß. Zweitens: man zieht den Inhalt des Gleichnisses in einen Begriff zusammen und gesellt diesen zum verglichenen Gegenstand als schmückendes Beiwort; z. B. der löwenkühne Held. Drittens endlich: man verwandelt den letztern in den erstern selbst und spricht von dem Helden als von einem Löwen, und so haben wir einen Tropus. Das Gleichniß geht durch das schmückende Beiwort in den Tropus über, der die Bildlichkeit in ihrer Vollendung ist.

Keine der drei Gattungen der Dichtkunst schließt eine dieser Redewendungen ganz aus, doch bevorzugt die Lyrik den Tropus, die epische Poesie das Gleichniß. Denn da es der letztern Aufgabe ist, dem Fluß der Dinge Welle auf Welle nachzugehen und die Ereignisse in ihrem Verlaufe vorzuführen, parteilos und ohne Leidenschaft, so gewinnt der Dichter, wenn er bei wichtigern Begebenheiten verweilt, um dem Leser ihre Größe und Bedeutung nahe zu bringen, bei dem langsamen Gang seiner Schilderein Muße genug, um in aller Behaglichkeit auch das Bild in seinem Entstehen zu zeichnen; ja es kann sogar ein besonderer Schmuck seiner Dichtung werden, wenn er sich mit demselben länger beschäftigt, als unmittelbar von Nöthen ist, wenn er es ausmalt und ihm eine Staffage betrachtender Figuren beigibt, wenn er sein menschliches Gefühl, das er sonst zurückdrängen muß, in arabeskenartigen Nebenpartien zeitweise aufathmen läßt. So entstehen als Randverzierungen der Hauptbegebenheit Bildchen an Bildchen, zierlich ausgeführt im Einzelnen, und im Ganzen erstens eine theilweise Erläuterung und zweitens eine reizende Umgebung der Hauptzeichnung.

Man darf nicht gerade die Gleichnisse als nothwendige Stücke der epischen Poesie betrachten; das Nibelungenlied, welches deren äußerst wenige enthält, liefert den Gegenbeweis; doch sind die spärlich angebrachten auch hier von besonderer Wirksamkeit. Jedenfalls aber verräth ihre Fülle und Vielseitigkeit einen Phantasiereichthum des Dichters und seine sichere Herrschaft über den Stoff, von welchem er die Gewißheit hat, daß er ihm nicht aus den Händen entschlüpft, wenn er auf Momente den Blick dahin und dorthin zur Seite wendet.

Der Freund der Dichtkunst wird der Bilderſprache eines jeden guten Poeten mit Aufmerksamkeit lauschen, wird sich von einzelnen Vergleichungen besonders angezogen fühlen; aber den bildlichen Ausdruck zum Gegenstand eines Vortrages vor einem Publikum zu machen, das nicht aus Fachleuten besteht, kann ihm nur bei einer Poesie in den Sinn kommen, deren Vorzüge allseitig zu erörtern der Kenner verzweifeln muß. Die homerischen Dichtungen, als der poetische Ausdruck des jugendlichen Naturgeistes der griechischen Nation, stehen so hoch über allem, was Menschenkinder sich jemals erzählt haben, als jenes gottbegnadete Dichtervolk, dem die Schönheit zu feiern als neidenswerther Lebensberuf zugefallen, an ästhetischer Schöpferkraft über den Barbaren der Vor- und Nachwelt. Die Griechen selbst verehrten ihren Homer, d. h. ihre alte epische Volkspoesie, als einen Kanon der Vortrefflichkeit; ihr entnahmen sie ihre Götterideale oder Phantasiebilder höchster Menschlichkeit, ihm die Hauptüberlieferungen ihrer Stammesgeschichte, ihm ihre besten Maximen für Religion, Sittlichkeit und Klugheit, ihm die Vorwürfe ihrer meisten Tragödien; seinen Gesängen liehen sie an ihren heiligsten Festen das Ohr und bildeten es an seinem melodischen Tonfall für den Wohlklang der Sprache. An Homer befriedigte sich die Märchenlust des Kindes und der erste Geschichtstrieb des Knaben zugleich mit dem patriotischen Hochgefühl einem Volk anzugehören, dessen große Ahnväter sich schon auszeichneten mit Bogen und Lanze und in besonderer Obhut mächtiger Götter standen. Man hat nicht selten den Satz ausgesprochen, Homer sei den Griechen

ein Erziehungsbuch gewesen wie uns die Bibel; die Sache ist richtig; doch war der Hellene gegen uns dadurch im Vortheil, daß er aus seinem Dichter eine Urgeschichte lernte, an die er unmittelbar sein eignes Dasein knüpfen und aus der er Beispiele genug entnehmen konnte, welche seinen Begriffen von Männerwerth gemäß waren. Unsere Kinder versetzt man ins ferne Asien und bringt sie in Gesellschaft mit den Stammeshäuptern eines fremden Volkes, die schon ziemlich deutlich den Typus ihrer heutigen Nachkommen an sich tragen, und legt ihnen den unnatürlichen Zwang auf, den Wegen jener alten uns völlig fremden Nomadenhäuptlinge nachzugehen. So lassen sich an Homer eine Menge kulturgeschichtlicher Fragen anknüpfen, welche den vielkantigen Brillanten seiner Poesie in den verschiedensten glühenden Farben zeigen. Und wollte man nun erst von solchem Nebenwerk bis zur Hauptsache vordringen und vergleichen oder selbständig den Grundwerth dieser epischen Poesie untersuchen, da würde die Rede zu keinem Ende kommen.

Auf der andern Seite ist es herzstärkend, von Zeit zu Zeit wieder einen Labetrunk zu thun aus dem ewig klaren und erfrischenden Jugendquell, erfreulicher noch, als wenn man sich zurückträumt in die eigene Jugend; denn die letztern Betrachtungen haben zu viel Elegisches im Gefolge, aus Homer aber weht uns eine Bergluft entgegen, deren Einathmen auch den letzten Rest von Trübsinn verscheucht. Aus diesem doppelten Grunde, weil eine allseitige Betrachtung Homers für die Zwecke unseres Vereins unmöglich und weil doch eine wiederkehrende Erinnerung an ihn für den Geschmack bildend und für das Gefühl wohlthuend ist, will ich mich diesmal auf eine recht besondere Einzeluntersuchung beschränken über die homerische Bilderſprache.

Ein Bild ist um so wirksamer, je mehr die Aehnlichkeit mit der Natur in die Augen springt; denn dazu bedient man sich ja des Bildes, um der Phantasie des Hörers nachzuhelfen, daß sie mittels desselben sich den Gegenstand deutlich vergegenwärtigen kann. Treue und Wahrheit ist also das erste Haupterforderniß der Bilderſprache. Nun kommt aber in der Darstellung durch das Wort im

mer nur eine Seite der Dinge zu Tage, und das Bild braucht lediglich der einen, für die es gewählt wird, zu entsprechen. Die Gegenstände können sonst weit auseinander liegen, wenn nur der Vergleichungspunkt richtig ist. Wir Moderne verrathen in der Bildersprache mitunter ein ganz falsches Zartgefühl und sind geneigt die ganzen Dinge zu vermengen; wir meinen den Hochgestellten in seinem Werthe zu beeinträchtigen, wenn wir irgend eine Lebensthätigkeit von ihm mit der ähnlichen eines sonst verachteten Wesens zusammenbringen. Wie würde z. B. ein Offizier aufbrausen und uns augenblicklich mit einem Duell bedrohen, wenn wir von ihm aussagten, diese oder jene seiner Bewegungen in der Schlacht habe der eines Esels geglichen! Was? würde er sagen, der Lumpenpoet macht mich zu einem Esel? Homer kennt noch gar nichts von solch verkehrter Empfindlichkeit. Keinem Naturwesen haftet bei ihm noch ein Makel an, so daß die bloße Berührung mit demselben das andere erniedrigte, und wie der Freie mit dem Knecht und der Mensch mit dem Thier einträchtig verkehrt wie mit Seinesgleichen, so ist ihm der aristokratische Hochmuth völlig fremd, welcher in der Wahl der Bilder eine andere Vorsicht gebietet als die, daß sie im Vergleichungspunkte nicht verfehlt seien. Der Telamonier Aias ist einer seiner Lieblingshelden, an Stärke der erste Mann nach Achilleus, ein rechter Hort und verlässiger Schirmer im Männerkampf, und gleichwol gebraucht Homer von ihm das eben an dieser Stelle sprechende Gleichniß vom Esel. Aias zieht sich vor der Uebermacht zurück, aber nur langsam, und thut auf seinem Rückzug noch vielen Schaden, wie der träge Esel, der an einem Feld hinzieht, die Knaben bewältigt; viele Prügel sind an des Esels Rücken abgebrochen worden; er aber geht in die tiefe Saat hinein und verdirbt sie ab, und schwach ist ihre Gewalt, und mit Mühe treiben sie ihn heraus, nachdem er sich satt gefressen. An einer andern Stelle vergleicht er den Menelaos mit einer Mücke; den braven Helden, der, um den Schimpf seines Ehebettes zu rächen, einen großen Krieg gegen ein mächtiges Reich gewälzt hat, mit dem kleinen Thierlein? ist das nicht ein unpassender Vergleich? spräche ein Neuerer. Aber die

Milde hat Mähnheit, und wenn man sie auch noch so energisch abwehrt von der Menschenhaut, sie trachtet zu stechen, und Menschenblut ist ihr ein leckeres Mahl. Einen solch kühnen Sinn flößte dem Menelaos damals Athene ein. Ich will ein drittes noch viel auffallenderes Beispiel vorführen: den Vergleich des Odysseus mit einer Blutwurst. Entstellt als Bettler liegt der Herr des Hauses in der Vorhalle auf einer ungegerbten Rindshaut und darüber gedeckten Fellen der Schafen, welche die Freier zu schlachten pflegten, und kann den Schlaf nicht finden. Schäkernd ziehen die Mägde an ihm vorüber nach den Häusern der Unverschämten, um dort ihre gewohnten Liebschaften zu haben. Soll er seiner Aufregung Raum und den heillosen Weibern den Tod geben? Nein, er schilt sein eigenes Herz und gebietet ihm Ruhe; aber er wälzt sich hin und her auf seinem Lager und denkt darüber nach, wie er allein an die vielen Freier Hand anlegen könnte; wie wenn ein Mann bei einem großen brennenden Feuer einen Magen, voll Fett und Blut, hin und her dreht und dabei wünscht, daß er schnell gebraten sein möge, so drehte sich Odysseus dahin und dorthin. Diese Zusammenstellung des Fremdartigsten und zugleich des Hohen mit dem Niedrigen wirkt auf uns burlesk; nicht also auf die naive Hörerschaft des Dichters, dem es lediglich um Naturwahrheit zu thun war. Er wollte die Bewegung des Odysseus anschaulich machen — soweit ich indeß keineswegs dieses blutwurstige Gleichniß gebilligt haben will, dessen Vergleichungspunkt zu wenig genau ist, weil die Blutwurst sich nicht selbst herumdreht, wol aber Odysseus. Indeß sind solche ganz extravagante Gleichnisse doch auch bei Homer selten, weil ihn ein gewisses Schicklichkeitsgefühl vor geradezu lächerlichen Zusammenstellungen gewarnt haben mag. Lächerlich aber wirkt die Verbindung dessen, was sich abstößt, des Erhabenen, Edlen, Ehrfurchterweckenden mit dem Gemeinen, eines großen Helden mit einem Nahrungsmittel, einem Gerüchte für Proletarier; denn daß ein Blutmagen auch bei Homer nicht in größerer Ehre stand, ergibt sich daraus, daß er erstlich nie als Speise der Könige erwähnt und zweitens den zwei Bettlern als Siegespreis im Faustkampf ausgesetzt wird.

Meidet also der Dichter allerdings jenen Kontrast, der zum Lachen reizt, so scheint er dagegen mit Bedacht zuweilen solche Gegensätze gewählt zu haben, welchen, ohne lächerlich zu sein, ganz verschiedene Verhältnisse zu Grunde liegen, und dadurch erzielt er, wie der Maler oft durch künstliche Beleuchtung, einen eigenthümlichen Lichteffekt; er bringt Stimmung in sein Gemälde und verstattet dem Sentimentalen, das der Pförtner am Hauptthore des Epos ausschließt, einen schüchternen Eingang zu einem Hinterthürchen. Dahin gehören z. B. die Erläuterungen des Kriegerischen durch die Beschäftigungen des Friedens. Wenn er den gleichen Kampf des achäischen und trojanischen Heeres, deren keines vom andern zum Weichen gebracht wird, veranschaulicht durch das Wägen der Wolle, welche eine redliche Arbeiterin genau abwägt, um für ihre Kinder einen ärmlichen Verdienst zu haben; oder Hektor, der einen Stein aufhebt und gegen die Thore des Lagers trägt, mit dem Hirten, der ohne Beschwer die Flocke eines Widders trägt; wenn er die Scharen der Troer und Lykier, die nur die Mauer des Lagers trennt, mit zwei Männern vergleicht, welche mit Maßstäben in der Hand auf einem bisher gemeinsamen Stück Land um die Grenze hadern; wenn er uns Schnitter vorführt, die auf dem Feld eines begüterten Mannes von entgegengesetzten Seiten aus Weizen oder Gerste schneiden, und zu Haufen fallen unter ihren Händen die Büschel Getreides, um die Ernte zu veranschaulichen, welche durch die kämpfenden Heere der Tod hält; wenn er das Getöse der Lanzen und Schwerter zusammenbringt mit dem weithin hörbaren Schall eichenfällender Männer im Waldthal; wenn er den Aias, der das Lager vertheidigend von einem Verdecke zum andern springt, mit einem Kampfreiter vergleicht, der vier Pferde zusammennimmt; wenn er die Schnelligkeit des Skamandros, der den Achilleus, vom Flußgott ihm entgegengesandt, übereilt, mit dem Lauf des Grabens versinnlicht, den ein Mann durch Baumpflanzungen und Gärten zieht, — wenn wir diese Beispiele, die ich nicht unnütz vermehren will, so viele ich auch noch zur Hand hätte, auf uns wirken lassen, so machen sie neben der Verdeutlichung, ihrem unmittel-

PGerm 287.1

1873, July 23.
Micat Fund.

Druck von Bieling (Dietz).

Ehe noch der Druck des hier unsern Lesern vorliegenden Jahrgangs des Albums vollendet war, wurde der literarische Verein durch den Tod seines Vorstandes, des Professors J. L. Hoffmann, schwer betroffen, der am 31. August des vorigen Jahres auf einer Ferienreise zu Albacete in Spanien an der Cholera starb, nachdem ihm am 27. desselben Monats seine Gattin Luise im Tod vorausgegangen war. Die lange Ungewißheit über das Schicksal der Dahingeschiedenen, welche Monate andauerte, gab Veranlassung zur vielseitigen Besprechung des traurigen Falles in der gesammten Presse Deutschlands, und selbst über dessen Grenzen hinaus. Wir glauben uns daher der traurigen Pflicht überhoben, hier des Weiteren auf das betrübende Ereigniß einzugehen, welches die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nahm, und beschränken uns darauf den verehrlichen Mitgliedern des Vereins und allen geehrten Lesern des Albums anzuzeigen, daß sämmtliche zur Feier des Gedächtnisses Hoffmanns und seiner Gattin am 5. Januar d. J. gehaltenen Vorträge, sowie die im Nachlasse Hoffmanns vorgefundenen, für den Verein bestimmten Arbeiten, im nächsten Jahrgang des Albums erscheinen werden, da der Druck des dießjährigen bereits zu weit vorgeschritten war, um sie noch in dasselbe aufnehmen zu können.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Bildersprache Homers. Von J. L. Hoffmann	1
Gutzkows Zauberer von Rom, nach Tendenz und Composition beleuchtet von J. L. Hoffmann	66
Das Friedensfest Piccolomini's 14. Juli 1650. Von C. Lützelberger	111
Proben aus Bryants neuesten Dichtungen Von Georg Arnold	124
Aus Hannover. Briefe an seinen Freund Hoffmann. Von J. H. Müller	142
Ueber Teufelssagen in Andalusien. Von Friedrich Knapp	171
Der Nürnberger und sein Dialekt. Dritte Abtheilung. Von G. Arnold	195

Gedichte.

Von Karl Ebersberger:	
Wintermorgen	233
Die Glöcknerwohnung auf dem Lorenzerthurm am 7. Januar, Morgens 8 Uhr	234
Zwei Blätter	235
Der Jahrestag	235
Die Bildnisse der Freunde	237
Von Friedrich Hermann Frey:	
Dante Alighieri	238
Von David Hägerich:	
An die Natur	240
Am Bach	241
Das Wunderkraut	242
Von Ephraim Harmlos:	
Der betrogene Teufel	243
Von * * *:	
Loblied auf einen gefiederten Sänger	247
Winter-Abschied	248
Von Ludw. v. Hörmann:	
Faust's Nachtgesang	249
Nach Süden	250
Nachts	250
Leben und Lieben	251
Von Julius Keller:	
An eine im Herbst blühende Kornblume	252
O, frage nicht!	253
Vergänglichkeit	254

Seite

Von E. K.:
Vier Sonette über Dante ... 255
Von Friedr. Kuppp:
Sylvesterfantasie ... 257
Graue Sage ... 260
Westindisches Ständchen ... 262
Träume ... 264
Glosse ... 265
Von Franz v. Kobell:
'S Lied von Petern ... 266
Der Zecher ... 267
Von Rudolf Kutzemann:
Der Schiffskapitän ... 269
Von J. C. Maurer:
Edelweiß ... 271
Todtenfrühling (Allerseelen) ... 272
Von J. Obrist:
Vierzeilen ... 273
Jugendlieder von H. Petzet:
Fahr' wohl du goldene Jugendzeit! ... 275
Abschied ... 276
Sternengruß ... 277
Den Freunden in der Heimath ... 277
Heimweh ... 278
Liebesglück ... 279
Gute Nacht ... 280
Meine Liebe ... 280
Von Adolph Pichler:
Hymne ... 281
Bei Meran ... 282
Im Frühling ... 282
Von J. Priem:
Ein kluger Narr ... 283
Ein Meisterstück ... 285
Von Henr. Schilffarth:
Das schönste Band ... 286
Wolken ... 287
Erinnerung ... 288
Von Ch. Schneller:
Volkslied aus Nonsberg in Tyrol, übersetzt ... 288
Von Karl Walpurg:
Der Feiertag ... 289

Die Bildersprache Homers.

Von

J. T. Hoffmann.

I.

Die Poesie aller Völker kennt und liebt die Bildersprache. Die Wissenschaft hält die Dinge auseinander, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu begreifen, und meidet das Heranziehen des Fremdartigen, welches die Aufmerksamkeit auf Seitenpfade lenkt; die Dichtkunst aber läßt die Phantasie schweifen, auf und ab zwischen Himmel und Erde, hin und wieder zwischen Belebtem und Todtem, zwischen Mensch, Thier und Pflanze, und innerhalb der menschlichen Sphäre zwischen Altern, Geschlechtern, Zuständen und Beschäftigungen; denn sie will die Sinne und Empfindungen anregen und den Hörer oder Leser in eine Verfassung setzen, daß er sich, seines Daseins froh, spielend im Anschauen der Welt ergeht. Die aus den zwingenden Banden der Noth und Pflicht in freie Freistunden losgelassene Menschenseele wendet ihre niemals rastende Thätigkeit den Aehnlichkeiten der Dinge zu, zieht den Erscheinungen Kleider an, tändelt mit ihrer Umgebung und führt sich selbst ein Schauspiel voll wechselnder Scenen und Gestalten auf. Darum reden auch Kinder und Naturvölker, deren Phantasie noch nicht vom strengen Denken und von der Mühsal des Lebens unterjocht ist, vorwiegend in Bildern, und an sie schließen sich die Dichter, sei es in göttlicher Kraft eines mächtigen Triebes oder in selbstbewußter Kunst, die sich aus der trockenen Alltäglichkeit eines verständigen Kulturzeitalters emporgearbeitet hat.

Während nun aber alle bildliche Rede in der Vergleichung zweier Dinge ihren Ursprung hat, kommt sie stufenweise in dreifacher Art zur Erscheinung. Erstlich: der Vergleichende stellt die zwei Gegenstände einfach neben einander, läßt jeden in seiner sonstigen Wesenheit unangetastet, und hebt lediglich hervor, daß die in Frage kommende Eigenschaft des einen auch am andern zu finden ist; z. B. Wie der Löwe kühn unter die Herde stürzt, so drang der Held unter das Heer der Feinde — dies nennt man ein Gleichniß. Zweitens: man zieht den Inhalt des Gleichnisses in einen Begriff zusammen und gesellt diesen zum verglichenen Gegenstand als schmückendes Beiwort; z. B. der löwenkühne Held. Drittens endlich: man verwandelt den letztern in den erstern selbst und spricht von dem Helden als von einem Löwen, und so haben wir einen Tropus. Das Gleichniß geht durch das schmückende Beiwort in den Tropus über, der die Bildlichkeit in ihrer Vollendung ist.

Keine der drei Gattungen der Dichtkunst schließt eine dieser Redewendungen ganz aus, doch bevorzugt die Lyrik den Tropus, die epische Poesie das Gleichniß. Denn da es der letztern Aufgabe ist, dem Fluß der Dinge Welle auf Welle nachzugehen und die Ereignisse in ihrem Verlaufe vorzuführen, parteilos und ohne Leidenschaft, so gewinnt der Dichter, wenn er bei wichtigern Begebenheiten verweilt, um dem Leser ihre Größe und Bedeutung nahe zu bringen, bei dem langsamen Gang seiner Schilderein Muße genug, um in aller Behaglichkeit auch das Bild in seinem Entstehen zu zeichnen; ja es kann sogar ein besonderer Schmuck seiner Dichtung werden, wenn er sich mit demselben länger beschäftigt, als unmittelbar von Nöthen ist, wenn er es ausmalt und ihm eine Staffage betrachtender Figuren beigibt, wenn er sein menschliches Gefühl, das er sonst zurückdrängen muß, in arabeskenartigen Nebenpartien zeitweise aufathmen läßt. So entstehen als Randverzierungen der Hauptbegebenheit Bildchen an Bildchen, zierlich ausgeführt im Einzelnen, und im Ganzen erstens eine theilweise Erläuterung und zweitens eine reizende Umgebung der Hauptzeichnung.

Man darf nicht gerade die Gleichnisse als nothwendige Stücke der epischen Poesie betrachten; das Nibelungenlied, welches deren äußerst wenige enthält, liefert den Gegenbeweis; doch sind die spärlich angebrachten auch hier von besonderer Wirksamkeit. Jedenfalls aber verräth ihre Fülle und Vielseitigkeit einen Phantasiereichthum des Dichters und seine sichere Herrschaft über den Stoff, von welchem er die Gewißheit hat, daß er ihm nicht aus den Händen entschlüpft, wenn er auf Momente den Blick dahin und dorthin zur Seite wendet.

Der Freund der Dichtkunst wird der Bilderſprache eines jeden guten Poeten mit Aufmerksamkeit lauschen, wird sich von einzelnen Vergleichungen besonders angezogen fühlen; aber den bildlichen Ausdruck zum Gegenstand eines Vortrages vor einem Publikum zu machen, das nicht aus Fachleuten besteht, kann ihm nur bei einer Poesie in den Sinn kommen, deren Vorzüge allseitig zu erörtern der Kenner verzweifeln muß. Die homerischen Dichtungen, als der poetische Ausdruck des jugendlichen Naturgeistes der griechischen Nation, stehen so hoch über allem, was Menschenkinder sich jemals erzählt haben, als jenes gottbegnadete Dichtervolk, dem die Schönheit zu feiern als neidenswerther Lebensberuf zugefallen, an ästhetischer Schöpferkraft über den Barbaren der Vor- und Nachwelt. Die Griechen selbst verehrten ihren Homer, d. h. ihre alte epische Volkspoesie, als einen Kanon der Vortrefflichkeit; ihr entnahmen sie ihre Götterideale oder Phantasiebilder höchster Menschlichkeit, ihm die Hauptüberlieferungen ihrer Stammesgeschichte, ihm ihre besten Maximen für Religion, Sittlichkeit und Klugheit, ihm die Vorwürfe ihrer meisten Tragödien; seinen Gesängen liehen sie an ihren heiligsten Festen das Ohr und bildeten es an seinem melodischen Tonfall für den Wohlklang der Sprache. An Homer befriedigte sich die Märchenlust des Kindes und der erste Geschichtstrieb des Knaben zugleich mit dem patriotischen Hochgefühl einem Volk anzugehören, dessen große Ahnväter sich schon auszeichneten mit Bogen und Lanze und in besonderer Obhut mächtiger Götter standen. Man hat nicht selten den Satz ausgesprochen, Homer sei den Griechen

ein Erziehungsbuch gewesen wie uns die Bibel; die Sache ist richtig; doch war der Hellene gegen uns dadurch im Vortheil, daß er aus seinem Dichter eine Urgeschichte lernte, an die er unmittelbar sein eignes Dasein knüpfen und aus der er Beispiele genug entnehmen konnte, welche seinen Begriffen von Männerwerth gemäß waren. Unsere Kinder versetzt man ins ferne Asien und bringt sie in Gesellschaft mit den Stammeshäuptern eines fremden Volkes, die schon ziemlich deutlich den Typus ihrer heutigen Nachkommen an sich tragen, und legt ihnen den unnatürlichen Zwang auf, den Wegen jener alten uns völlig fremden Nomadenhäuptlinge nachzugehen. So lassen sich an Homer eine Menge kulturgeschichtlicher Fragen anknüpfen, welche den vielkantigen Brillanten seiner Poesie in den verschiedensten glühenden Farben zeigen. Und wollte man nun erst von solchem Nebenwerk bis zur Hauptsache vordringen und vergleichen oder selbständig den Grundwerth dieser epischen Poesie untersuchen, da würde die Rede zu keinem Ende kommen.

Auf der andern Seite ist es herzstärkend, von Zeit zu Zeit wieder einen Labetrunk zu thun aus dem ewig klaren und erfrischenden Jugendquell, erfreulicher noch, als wenn man sich zurückträumt in die eigene Jugend; denn die letztern Betrachtungen haben zu viel Elegisches im Gefolge, aus Homer aber weht uns eine Berglust entgegen, deren Einathmen auch den letzten Rest von Trübsinn verscheucht. Aus diesem doppelten Grunde, weil eine allseitige Betrachtung Homers für die Zwecke unseres Vereins unmöglich und weil doch eine wiederkehrende Erinnerung an ihn für den Geschmack bildend und für das Gefühl wohlthuend ist, will ich mich diesmal auf eine recht besondere Einzeluntersuchung beschränken über die homerische Bildersprache.

Ein Bild ist um so wirksamer, je mehr die Aehnlichkeit mit der Natur in die Augen springt; denn dazu bedient man sich ja des Bildes, um der Phantasie des Hörers nachzuhelfen, daß sie mittels desselben sich den Gegenstand deutlich vergegenwärtigen kann. Treue und Wahrheit ist also das erste Haupterforderniß der Bildersprache. Nun kommt aber in der Darstellung durch das Wort im

mer nur eine Seite der Dinge zu Tage, und das Bild braucht lediglich der einen, für die es gewählt wird, zu entsprechen. Die Gegenstände können sonst weit auseinander liegen, wenn nur der Vergleichungspunkt richtig ist. Wir Moderne verrathen in der Bildersprache mitunter ein ganz falsches Zartgefühl und sind geneigt die ganzen Dinge zu vermengen; wir meinen den Hochgestellten in seinem Werthe zu beeinträchtigen, wenn wir irgend eine Lebensthätigkeit von ihm mit der ähnlichen eines sonst verachteten Wesens zusammenbringen. Wie würde z. B. ein Offizier aufbrausen und uns augenblicklich mit einem Duell bedrohen, wenn wir von ihm aussagten, diese oder jene seiner Bewegungen in der Schlacht habe der eines Esels geglichen! Was? würde er sagen, der Lumpenpoet macht mich zu einem Esel? Homer kennt noch gar nichts von solch verkehrter Empfindlichkeit. Keinem Naturwesen haftet bei ihm noch ein Makel an, so daß die bloße Berührung mit demselben das andere erniedrigte, und wie der Freie mit dem Knecht und der Mensch mit dem Thier einträchtig verkehrt wie mit Seinesgleichen, so ist ihm der aristokratische Hochmuth völlig fremd, welcher in der Wahl der Bilder eine andere Vorsicht gebietet als die, daß sie im Vergleichungspunkte nicht verfehlt seien. Der Telamonier Aias ist einer seiner Lieblingshelden, an Stärke der erste Mann nach Achilleus, ein rechter Hort und verlässiger Schirmer im Männerkampf, und gleichwol gebraucht Homer von ihm das eben an dieser Stelle sprechende Gleichniß vom Esel. Aias zieht sich vor der Uebermacht zurück, aber nur langsam, und thut auf seinem Rückzug noch vielen Schaden, wie der träge Esel, der an einem Feld hinzieht, die Knaben bewältigt; viele Prügel sind an des Esels Rücken abgebrochen worden; er aber geht in die tiefe Saat hinein und verdirbt sie ab, uns schwach ist ihre Gewalt, und mit Mühe treiben sie ihn heraus, nachdem er sich satt gefressen. An einer andern Stelle vergleicht er den Menelaos mit einer Mücke; den braven Helden, der, um den Schimpf seines Ehebettes zu rächen, einen großen Krieg gegen ein mächtiges Reich gewälzt hat, mit dem kleinen Thierlein? ist das nicht ein unpassender Vergleich? spräche ein Neuerer. Aber die

Mücke hat Mühreit, und wenn man sie auch noch so energisch abwehrt von der Menschenhaut, sie trachtet zu stechen, und Menschenblut ist ihr ein leckeres Mahl. Einen solch kühnen Sinn flößte dem Menelaos damals Athene ein. Ich will ein drittes noch viel auffallenderes Beispiel vorführen: den Vergleich des Odysseus mit einer Blutwurst. Entstellt als Bettler liegt der Herr des Hauses in der Vorhalle auf einer ungegerbten Rindshaut und darüber gedeckten Fellen von Schafen, welche die Freier zu schlachten pflegten, und kann den Schlaf nicht finden. Schäkernd ziehen die Mägde an ihm vorüber nach den Häusern der Unverschämten, um dort ihre gewohnten Liebschaften zu haben. Soll er seiner Aufregung Raum und den heillosen Weibern den Tod geben? Nein, er schilt sein eigenes Herz und gebietet ihm Ruhe; aber er wälzt sich hin und her auf seinem Lager und denkt darüber nach, wie er allein an die vielen Freier Hand anlegen könnte; wie wenn ein Mann bei einem großen brennenden Feuer einen Magen, voll Fett und Blut, hin und her dreht und dabei wünscht, daß er schnell gebraten sein möge, so drehte sich Odysseus dahin und dorthin. Diese Zusammenstellung des Fremdartigsten und zugleich des Hohen mit dem Niedrigen wirkt auf uns burlesk; nicht also auf die naive Hörerschaft des Dichters, dem es lediglich um Naturwahrheit zu thun war. Er wollte die Bewegung des Odysseus anschaulich machen — soweit ich indeß keineswegs dieses blutwürstige Gleichniß gebilligt haben will, dessen Vergleichungspunkt zu wenig genau ist, weil die Blutwurst sich nicht selbst herumdreht, wol aber Odysseus. Indeß sind solche ganz extravagante Gleichnisse doch auch bei Homer selten, weil ihn ein gewisses Schicklichkeitsgefühl vor geradezu lächerlichen Zusammenstellungen gewarnt haben mag. Lächerlich aber wirkt die Verbindung dessen, was sich abstößt, des Erhabenen, Edlen, Ehrfurchterregenden mit dem Gemeinen, eines großen Helden mit einem Nahrungsmittel, einem Gelüstel für Proletarier; denn daß ein Blutmagen auch bei Homer nicht in größerer Ehre stand, ergibt sich daraus, daß er erstlich nie als Speise der Könige erwähnt und zweitens den zwei Bettlern als Siegespreis im Faustkampf ausgesetzt wird.

Meidet also der Dichter allerdings jenen Kontrast, der zum Lachen reizt, so scheint er dagegen mit Bedacht zuweilen solche Gegensätze gewählt zu haben, welchen, ohne lächerlich zu sein, ganz verschiedene Verhältnisse zu Grunde liegen, und dadurch erzielt er, wie der Maler oft durch künstliche Beleuchtung, einen eigenthümlichen Lichteffekt; er bringt Stimmung in sein Gemälde und verstattet dem Sentimentalen, das der Pförtner am Hauptthore des Epos ausschließt, einen schüchternen Eingang zu einem Hinterthürchen. Dahin gehören z. B. die Erläuterungen des Kriegerischen durch die Beschäftigungen des Friedens. Wenn er den gleichen Kampf des achäischen und trojanischen Heeres, deren keines vom andern zum Weichen gebracht wird, veranschaulicht durch das Wägen der Wolle, welche eine redliche Arbeiterin genau abwägt, um für ihre Kinder einen ärmlichen Verdienst zu haben; oder Hektor, der einen Stein aufhebt und gegen die Thore des Lagers trägt, mit dem Hirten, der ohne Beschwer die Flocke eines Widders trägt; wenn er die Scharen der Troer und Lykier, die nur die Mauer des Lagers trennt, mit zwei Männern vergleicht, welche mit Maßstäben in der Hand auf einem bisher gemeinsamen Stück Lands um die Grenze hadern; wenn er uns Schnitter vorführt, die auf dem Feld eines begüterten Mannes von entgegengesetzten Seiten aus Weizen oder Gerste schneiden, und zu Haufen fallen unter ihren Händen die Büschel Getreides, um die Ernte zu veranschaulichen, welche durch die kämpfenden Heere der Tod hält; wenn er das Getöse der Lanzen und Schwerter zusammenbringt mit dem weithin hörbaren Schall eichenfällender Männer im Waldthal; wenn er den Aias, der das Lager vertheidigend von einem Verdecke zum andern springt, mit einem Kampfstreiter vergleicht, der vier Pferde zusammennimmt; wenn er die Schnelligkeit des Skamandros, der den Achilleus, vom Flußgott ihm entgegengesandt, übereilt, mit dem Lauf des Grabens versinnlicht, den ein Mann durch Baumpflanzungen und Gärten zieht, — wenn wir diese Beispiele, die ich nicht unnütz vermehren will, so viele ich auch noch zur Hand hätte, auf uns wirken lassen, so machen sie neben der Veranschaulichung, ihrem unmittel-

baren Zweck, auch noch einen verborgenen Reiz auf unser Gemüth, indem sie uns über Kriegsgetümmel und Blutvergießen hinweg auf Augenblicke in die normalen Zustände des Lebens versetzen und mitten in der Wüste grüne Rasenplätzchen zeigen. Der Dichter vermuth hiemit das Bedürfniß des eigenen Herzens nach Erholung und Ruhe und gönnt dem Hörer im Sonnenbrand eine kurze Erholung unter einem schattenden Laubdach. Daß die vielen angenehmen Kontraste kriegerischer und friedlicher Verhältnisse kein Zufall, daß sie vielmehr für die angedeutete Nebenwirkung vom Dichter beabsichtigt sind, beweist ihre ziemlich häufige Anwendung und die Vorliebe, mit welcher er die Gleichnisse auszumalen pflegt.

Hiemit verwandt sind manche Umschreibungen zum Zwecke der Zeitbestimmung. Gegen Abend zum Exempel durchwachen die Dauner durch ihre Tapferkeit die feindlichen Scharen; hier könnte diesen Gedanken ganz einfach ausdrücken; allein er wählte dafür ein still friedliches menschliches Geschäft, welches den Sinn des Lesers für einen Moment gefangen nimmt: als ein eichenfällender Mann, sagt er, sich das Mahl zubereitete im Waldthal, nachdem er seine Arme müde gemacht hatte mit dem Umhauen großer Bäume und die Sehnsucht nach süßer Speise seinen Sinn beschlich. Diese Umschreibung des Wortes Abend thut dem Leser gar wohl, weil sie ihn hinüberträgt aus dem bösen Krieg in stille Einsamkeit, in süße Behaglichkeit; wir sehen den müden Waldarbeiter vor uns und gönnen ihm von Herzen den baldigen Genuß seiner wohlverdienten Abendmahlzeit. Ganz ähnlich steht die Noth der Lage im folgenden Beispiele einem friedlichen Geschäfte gegenüber. Odysseus hängt wie eine Fledermaus am wilden Feigenbaum über der Charybdis, harrend des Augenblicks, in welchem die Brandung die Schiffstrümmer wieder zu Tage bringen würde. Und nun wann wird sein ängstliches Warten belohnt? Zu der Zeit, wo ein Mann vom Markte zum Abendessen aufstand, welcher viele Händel rechtender Jünglinge entscheidet.

An die Forderung der Richtigkeit und Genauigkeit eines Bildes oder Vergleiches, welche verlangt, daß beide zusammengestellte Gegenstände in ihrem Vergleichspunkte sich decken, knüpft

sich die meisten, daß nur solche Bilder gebraucht werden, welche den Hörern verständlich sind. Denn weil jeder nächste Zweck einer Vergleichung die Verdeutlichung ist, so wird durch ein zu weit aus dem Gesichtskreis abliegendes Bild, welches selbst wieder einer Erklärung bedarf, gerade das Gegentheil dessen bewirkt, was man beabsichtigt. Vielfach haben in diesem Punkte manche Meister gefehlt, die nur ihre Belesenheit zu zeigen oder ihre Darstellung pikanter zu machen, ihre Bilder aus den entlegensten Winkeln herbeiholten und ein Detailwissen beim Leser voraussetzten, wie es niemand aufgespeichert hat. Ich brauche nur an Jedes Paulo zu erinnern, der alle Wissenschaften durchstöbert hatte und einen gleichen Encyclopädisten an seinen Leser verlangt; aber ohne Kommentar nicht verstanden, aber hinwiederum nur von einem gelehrten Polyhistor enträthselt werden kann; der geflissentlich darauf auszugehen scheint, das Unbekannte, einem gewöhnlichen Menschenkind Unverständliche zu seinen Bildern als Material zu verwenden. Dieses barocken Treiben hat der Wirkung seiner Schriftstellerei ungemein geschadet, weil die tausend dunklen Anspielungen seiner Popularität im Wege sind. Aber schon einzelne der Alten — ich will nur Lykophron und Persius anführen — haben in ähnlicher Weise durch Dunkelheit gefrevelt, zu welcher hauptsächlich das Streben nach Originalität den Anreiz gibt. Bei der unendlichen Fülle dessen, was in einem schreibseligen Zeitalter bereits zu Markte gebracht ist, liegt die Befürchtung nahe, daß die bekannten Bilder verbraucht und wirkungslos sein möchten, und so verfällt man mit der guten Absicht das Triviale zu vermeiden ins Absonderliche. In Homers Tagen konnte noch niemand auf solche Besorgniß kommen; es hatte ja überhaupt niemand geschrieben, höchst wahrscheinlich er selbst nicht; die Poesie des lebendigen Wortes aber, die von Mund zu Munde geht und durch Ueberlieferung sich verbreitet und fortpflanzt, wählt allenthalben das naheliegende Bild, das unmittelbar, weil es geläufig ist, zum Verstand oder zum Herzen spricht. Ich werde später, wenn ich das Gemälde der Erscheinungen entrolle, die sich im reinen Dichterauge spiegeln, Exempel in Menge beibringen;

welche sämmtlich den Vorzug der Faßlichkeit miteinander gemein haben. Das allgemein Zugängliche und darum scheinbar mühelos Erworbene ist meist poetischer als das Seltsame, welches die Arbeit des Nachdenkens zur Schau trägt, zumal im Epos. Der schlichte Erzähler einer reichen gehaltvollen Begebenheit muß so voll sein vom Stoffe, daß die übrige Welt wol als Hintergrund durchschimmert, aber nur in einfachen und natürlichen Erscheinungen, welche dem Gegenstande seines Vortrags entsprechen. Die Begriffe, die sich zum Gleichnisse vermählen, müssen sich ungesucht zusammenfinden; sonst bringt das Bild einen Mißton in die Darstellung. Alles, was den Anschein des Witzigen trägt, ist hier verbotene Waare; denn der Witz lenkt die Aufmerksamkeit von der Sache auf die Person des Erzählers, und stellt diesen kokett in den Vordergrund, als einen Geistreichen, der mit seinem Vergleiche nach Bewunderung hascht. Die Bildersprache des erzählenden Dichters hat sich als bescheidener Schmuck anzufügen und wird am meisten gefallen, je weniger sie nach Beifall hascht. Und gerade in ihrer Einfalt liegt ein Hauptwerth der homerischen Bilder. Die große Natur, die ihn umgibt, das Menschenleben mit dem er verkehrt, die Thier- und Pflanzenwelt, die ihn umspielt, sind ihm gemeinsam mit seinen Hörern; der Stoff zu seinen Vergleichungen ist die wohlbekannte Lebensluft, in welcher wir alle athmen und in welcher besonders seine Stammes- und Zeitgenossen geathmet haben; darum sprachen seine Bilder ihnen so tief zu Herzen, weil sie in ihre Seelen unvermittelt durch Nachdenken oder Gelehrsamkeit drangen.

Es ist eine eitle Furcht eines Schriftstellers, wenn er durch Beschränkung auf das, was jedem zur Hand liegt, zu verachten wähnt; gerade das Abschweifen auf ferne Gebiete verräth Mangel an feinerer Beobachtungsgabe. Denn allerdings ist der Leser auch Bildervielheit zu fordern berechtigt, und häufige Wiederholung desselben Gleichnisses schwächt seine Wirkung. Aber wie reich ist die Sinnenwelt, wie unerschöpflich der klare Quell der Erscheinungen, wie mannigfaltig dieselbe Erscheinung für den, der sie genau in all ihren Farben und aus verschiedenen Standpunkten zu be-

trachten verſteht! Auch ſo bewundern wir an den Bildern Homers neben ihrer ungeſchminkten Natur gerade im höchſten Maß ihre Vielſeitigkeit. Wie die Wolken am Himmel jeden Tag und jede Stunde neue Formen und Farben gewinnen, je nachdem ſich die Dünſte anders verſchieben und die Lichtſtrahlen anders auffallen, ſo weiß er auch die häufig wiederkehrenden Vergleichungsgegenſtände in immer neue Lage und Beleuchtung zu bringen. Ich wähle, um dieſe Kunſt anſchaulich zu machen, einen Lieblingsvergleich, der unter allen am häufigſten vorkommt, nemlich den irgend eines ſeiner Helden mit einem Löwen. Reißende Thiere rangen in jenen Zeiten noch zahlreicher und kecker als heutzutage um den Beſitz und die Beute der Erde. Alle heißen Landſtriche waren noch ihre Tummelplätze. Sicherlich ſtreiften auch Löwen in Kleinaſien umher, wo wir die erſte Wiege dieſer Dichtungen ſuchen, dem Jäger und Hirten häufig genug unwillkommene Gäſte, mit denen er um Habe und Leben zu kämpfen hatte. Das kühne, majeſtätiſche, gewaltige Thier, das ſeinen Frieden beunruhigte und dem Herrn des Landes die Macht beſtritt, bot ſich ungeſucht in den verſchiedenſten Aeußerungen ſeiner Kraft zum Bild eines muthigen Kriegers. Und ſo wandelt denn der Löwe in den mannigfaltigſten Lagen vielfach durch dieſe Dichtungen, zu zahlreichen kleinen Gemälden benützt, aus denen man eine ganze Geſchichte ſeines Räuberlebens zuſammenſtellen kann. Er kommt ins Lager der ſchnellen Hirſchkuh, packt ihre unmündigen Jungen und bricht ihnen leicht mit ſeinen ſtarken Zähnen die Knochen zuſammen; die Mutter iſt ganz nah, aber kann ihnen nicht helfen; denn ein ſchreckliches Zittern befällt ſie; ſchwitzend jagt ſie dahin durchs dichte Gebüſch und Gehölze. — Eine andere Hindin hat ihre friſchgeworfenen ſaugenden Jungen in das Lager eines Löwen ſchlafen gelegt und durchſucht weidend die Abhänge und grasreichen Waldthäler; da kommt er heim und bringt beiden einen ſchrecklichen Untergang. — Auf einem Berggipfel trifft ein mit einem Eber zuſammen; beide wollen aus einer kleinen Quelle trinken, und die ſtolzen Thiere kämpfen mit einander, bis der Löwe den keuchenden Gegner bezwungen hat. — Rinder weiden im Gehölze; der

Löwe springt auf sie los und bricht einer Kuh oder einem Kalbe den Nacken. — Ein Mann hat mit einem Pfeil einen Hirsch angeschossen; der ist ihm entkommen, so lange das Blut noch warm war und die Kniee sich regten; aber nachdem das Geschoß ihn bezwungen, stehen um das gefallene Thier braune Schakale und zerfleischen es im schattigen Bergwald. Da führt ein Gott einen reißenden Löwen daher; die Schakale fahren auseinander und er verzehrt den Hirschen. — Ein Löwe führt seine Kleinen durch den Wald; Jäger begegnen ihm; er aber traut auf seine Kraft und zieht seine Stirnfalten zusammen, daß sie die Augen bedecken. — Einen andern hat der Hirschjäger die Jungen im dichten Walde geraubt; wie der nun zu spät heimkommt, ergrimmt er und durchläuft viele Bergschluchten nach den Spuren des Mannes, und herber Zorn erfaßt ihn. — Hunde und ländliche Männer haben einen Hirsch oder eine wilde Ziege gejagt; der steile Fels und der schattige Wald hat das Thier geschützt, und es war ihnen nicht bestimmt, es zu erreichen; da erscheint über ihrem Geschrei ein bärtiger Löwe, und sogleich verscheucht er sie alle. — Wo er Ziegen oder Schafe ohne Hirten trifft, springt er, Böses sinnend, unter sie hinein. — Aber wenn er lange des Fleisches entbehrt hat, so treibt ihn sein Muth auch nach einem wohlverwahrten Hause zu gehen; denn findet er auch dort Hirten mit Hunden und Spießen; so ruht er nicht unversucht vom Gehöfte fliehen, sondern springt unter sie und raubt entweder ein Thier oder fällt selbst von einem Speere getroffen. — Der Löwe der Berge geht im Regen und Winde mit leuchtenden Augen unter Rinder oder Schafe oder Hirsche; ja der Magen zwingt ihn auch nach einem wohlverwahrten Hause zu gehen, um ein Thier zu erbeuten. — Wenn er auf ein gefallenes Thier stößt, freut er sich, und die ländlichen Hirten vermögen den heißhungrigen nicht von seinem Fraße zu treiben. — In der tiefen Nacht jagt er die Kühe mitten durch die Ebene; alle entfliehen ihm; nur einer erscheint das nahe Verderben: er packt sie mit starken Zähnen und bricht ihr das Genick; dann schlingt er ihr Blut und alle ihre Eingeweide hinunter. Nun geht er weiter; an Brust und beiden

Wangen voll Blut, ein furchtbarer Anblick. — Rinder grasen zu Tausenden in der Niederung eines großen Marschlandes; unter ihnen ist ein Hirt, der es noch nicht recht versteht, mit einem Thier um das Leben eines gehörnten Rindes zu kämpfen; während der Hirt immer unter den ersten und letzten weilt, springt der Löwe in ihre Mitte und frißt eine Kuh, und die andern alle erbeben. — Manchmal jagen ihn Hunde und Männer vom Gehöfte mit Lärm und Lanzen; sein starkes Herz erschrickt, und unwillig geht er. — Oft aber gilt es einen längern Kampf: sie wachen die ganze Nacht, lüstern nach Fleisch geht er gerade an; allein er richtet nichts aus; denn zahlreiche Wurfspieße fliegen ihm entgegen von muthigen Armen und brennende Kienfackeln, vor denen er zittert trotz all seiner seiner Begierde; am Morgen erst geht er weg, bekümmerten Herzens. — Zuweilen ist die Furcht auf Seite der Hirten: der Löwe hat ein Stück aus der Herde geraubt und verzehrt es; Hunde und Hirten lärmen von fern und mögen ihm nicht entgegengehen; denn bleiche Furcht erfaßt sie. — Mitunter nimmt er es, trotzend auf seine Gewalt, mit einer organisirten Rotte auf. In geschlossenen Gliedern stehen ihm die Jäger mit ihren Hunden gegenüber und schießen zahlreiche Lanzen ab; aber sein tapferes Herz zagt nicht und sein trotziger Muth tödtet ihn; oftmals dreht er sich um, in die Reihen der Männer einzubrechen versuchend, und wohin er stürzt, da weichen die Reihen zurück. — Manchmal zieht die ganze Landgemeinde gegen ihn aus, um ihn zu erlegen; erst geht er seines Weges und achtet ihrer nicht; aber wenn einer der tapfern Jünglinge ihn mit dem Speere getroffen hat, öffnet er den Rachen und krümmt sich zum Sprunge; Schaum entsteht um seine Zähne, es stöhnt sein tapferes Herz, mit dem Schweife peitscht er sich die Seiten und Lenden und munkert sich auf zum Kampfe, und nun feurigen Blickes stürzt er gerade aus, ob er einen der Männer tödten werde oder selbst umkommen in der vordersten Schar. — Der angeschossene Löwe ist fürchterlich in seiner Wuth. Der Hirt hat ihn getroffen, als er über die Hofmauer sprang, aber nicht bezwungen, sondern nur gereizt; nun hilft er nicht weiter, sondern

schlüpft in den Stall und sieht aus seiner verlassenen Lage; die Schafe liegen niedergestreckt dicht neben einander; der Löwe aber springt, nachdem er seine Niederlage angerichtet, wieder zum Hofe hinaus. — Zuweilen erscheinen die Löwen auch paarweise. Ihrer zwei haben eine Ziege geraubt und tragen sie durchs dichte Gebüsch, hoch über dem Boden das Thier in ihren Kinnladen haltend. — Diomedes und Odysseus gehen über Blut, Waffen und Leichen durch die schwarze Nacht wie zwei Löwen. — Zwei Löwen sind im dichten Bergwald aufgewachsen; nun verheeren sie, Rinder und fette Schafe raubend, die Gehöfte der Menschen, bis sie selbst von Menschenhand durchs scharfe Erz fallen.

So hat der Dichter den Vergleich zwischen Mensch und Löwe je nach Bedarf aufs mannigfachste gewendet, indem er den Spuren der Natur nachging und den Charakter des Thieres belauschte. Es ist ein kleines Löwenbilderbuch; man könnte die Scenen einzeln malen, so individuell und abwechselnd sind sie gehalten. Dies war aber nur möglich durch treues und eingehendes Beobachten der Erscheinungen, durch liebevolles Eingehen in das Wesen des Thieres, welches er so häufig als Spiegelbild für den Muth und die Kampfart seiner Helden gewählt hat.

An diese Löwengleichnisse aber läßt sich eine weitere für die Auffassung der homerischen Bildersprache wichtige Beobachtung anknüpfen. Jede besondere Wendung muß allerdings einer besonderen Lage des Helden genau entsprechen, damit die zusammenkommenden Situationen einander angemessen seien; aber das Bildchen darf hinwiederum doch eine Selbständigkeit für sich in Anspruch nehmen, braucht sich keineswegs auf den Vergleichungspunkt zu beschränken. Es entwickelt vor unsern Augen sein eigenes Leben und beschäftigt unsere Einbildungskraft als solches durch sein Nebenwerk, durch seine über das Nothwendige wuchernden Ranken, durch seine dem unmittelbaren Zwecke fremde Eigenart. Ein pedantischer Kritiker möchte solche über den Bedarf hinausgewachsene Vergleiche verwerfen oder beschneiden, ein poetisch fühlender wird sie gerade um ihre reiche Vegetation loben, weil sie Seitengedanken erregen und

den geraden Lauf des Flusses durch Hindernisse unterbrechen, wie Inseln, um die er in Arme sich theilend herumströmen muß. Denn die epische Poesie meidet eben den regelrechten Fortgang prosaischer Erzählung und sieht die malerischen Krümmungen nicht allein im Großen, indem sie zahlreiche Episoden einstreut, sondern auch im Kleinen und Einzelnen, indem sie durch mancherlei reizende Hemmungen den Hörer aufhält und mit liebender Nöthigung da und dort auf seinem Wege fesselt und zu einem Gedankenspiel ladet. Dazu dienen nun namentlich solche Vergleiche, welche scheinbar nicht in allen Theilen zusammentreffen. Als der Atride Agamemnon die beiden Söhne des Priamos Isos und Antiphos tödtete, konnte ihnen keiner der Troer helfen, sondern sie fürchteten sich selbst vor den Argivern — es wäre genügend gewesen zu sagen, wie Hirsche vor dem Löwen. Homer aber individualisirt das Gleichniß, führt uns eine Hirschkuh vor, die ihre Jungen nicht schützen kann, und erregt, ohne es mit Worten zu sagen, die Nebengedanken, daß jene beiden Jünglinge noch schwach und daß sie als des Königs Söhne, wie die Jungen der Hindin von ihrer Mutter, so vom Volke geliebt waren. Die versteckten Nebenbeziehungen, welche der Dichter den Hörer selbst finden läßt, geben dem Gleichnisse seinen eigenthümlichen Reiz, weil dieser geistig mitarbeitet und die Freude des Entdeckers genießt.

Ich bin indeß kein so blinder Bewunderer, um alle Gleichnisse, die über das Ziel schießen, rechtfertigen zu wollen. Wir haben das Bild mit dem getödteten Hirsch, den Schakalen und dem dazu kommenden Löwen gesehen, der die vermeintliche Beute der erstern selbst verzehrt. Dieses gebe ich gern als verfehlt preis. Der Hirsch ist der getroffene Odysseus, die Schakale sind die Troer, der Löwe aber soll Aias sein, der jenen aus dem Getümmel der Feinde rettet. Der Vergleich würde nur dann passen, wenn Aias ein Feind wäre, der sich seinerseits eines Todten bemächtigte und ihm die Rüstung nähme. Dergleichen schiefe Vergleiche finden sich aber unter der großen Menge der richtigen nur äußerst wenige.

Zuweilen gibt der Dichter seinem Gleichniß dadurch einen ganz reizenden Zusatz, daß er dem Bildchen, welches er vorführt,

einen Betrachter als Staffage zugesellt. Die nächtlichen Wachtfeuer der Troer werden verglichen mit den Sternen in einer wolkenlosen Nacht. Wie wenn am Himmel die Sterne um den klaren Mond deutlich sichtbar sind, wenn die Luft windstill ist und alle Gestirne erscheinen, und es freut sich im Herzen der Hirte. So wenig dieser Zusatz zur Sache gehört, so ist doch gerade er von besonderer Schönheit, weil er das Bild belebt, wie wenn ein Maler über eine einsame Landschaft einen Vogel fliegen läßt oder einen Fremdling in den Vordergrund hinsetzt, der auf einem Stein oder auf dem Ruder rastet. Dergleichen unbedeutende Züge müssen ins Auge gefaßt werden, weil sie gar oft den Schlüssel enthalten zu dem Zauber, mit welchem die homerischen Lieder noch heute auf uns Spätlinge wirken. Denken wir uns den froh gestimmten Hirten weg, so würde der Sternenhimmel uns kalt lassen; jenes Menschenkind allein mit seinem Wohlgefallen hebt unser Herz empor. Aber auch der Beisatz der Mondscheinbeleuchtung und Windstille, die offenbar mit auf das Gemüth des Hirten wirken, dient dazu, dem Nachtbildchen Stimmung zu geben. Ohne den Mond würden die Sterne noch heller scheinen, der Wind würde ihren Glanz nicht beeinträchtigen; jedoch die Dunkelheit und die bewegte Luft würde des Hirten Freude verhindern, ja der einsame Mann würde kaum sichtbar sein. So erscheint auch das Geringfügige in diesen Dichtungen wohlgegliedert und harmonisch, wenn der Kunstfreund sie unter das Mikroskop bringt. — Gesellen wir diesem ein zweites verwandtes Bildchen bei. Den beiden Aias folgten die Scharen der Krieger, die ganz schwarz aussahen, weil sie dicht an einander gereiht gingen, und noch schwärzer aus der Ferne, gleich einer Gewitterwolke. Diesem Gedanken gibt der Dichter folgende Fassung: Wie wenn von einer Warte ein Ziegenhirt eine Wolke über das Meer kommen sah durch des Westwinds Wehen, und sie ihm in der Ferne, während sie über das Meer zieht, noch schwärzer erscheint, so schwarz wie Pech, sie führt aber viel Sturm mit sich, und er erschrickt bei dem Anblick und treibt seine Thiere unter die Höhle: so bewegten sich die dichten Scharen der Krieger mit den

Nähen. Es ist kein Feind in der Nähe, den sich vor diesen Kriegern fürchten sollte; Agamemnon, an dem sie vorüberziehen, freut sich bei ihrem Anblick; der Hirt mit seiner Herde ist nur ins Bild mit aufgenommen, um den Naturgewalten wie beim vorigen menschliches Verhalten gegenüberzustellen, um Handlung hineinzubringen, um die Macht der Elemente in einem Vernunftwesen zu reflektiren. — Endlich ein drittes, weil ja alle gute Dinge drei sind: Das Tosen der Schlacht gleicht dem der Waldströme, die ihr mächtiges Wasser in einen Thalkessel zusammengießen, und in der Ferne hört in den Bergen der Hirt ihr Rauschen.

Die angeführten drei Gleichnisse haben aber noch eine weitere Eigenschaft mit einander gemein: die verglichenen Gegenstände entsprechen sich auch in der Gattung. Obschon nemlich in dem ersten zunächst nur der Glanz, im zweiten die dunkle Farbe, im dritten der Schall in Betrachtung kommt, so sehen wir doch diese Eigenschaften an Dingen veranschaulicht, welche sich auch sonst ähnlich verhalten. Die leuchtenden Sterne stehen ruhig an ihrem Platze wie die Wachtfeuer, die schwarze Gewitterwolke bewegt sich drohend über das Meer her wie die Kriegerscharen, die Waldströme toben innerhalb eines bestimmten Terrains, wie die Schlacht. Diese Bemerkung läßt sich auf sehr viele Bilder ausdehnen. Wenn die Vergleichungsgegenstände nicht, wie ich oben andeutete, im Kontraste sind, so stehen sie meist im Verhältnisse der Aehnlichkeit und veranlassen den Leser nach anderweitige Vergleichungspunkte zu dem gegebenen hinzuzuthun, erregen also, weil sie ihn produktiv machen, von selbst seinen Beifall.

Eine weitere höchst werthvolle Eigenschaft der homerischen Bilder ist ihre individuelle Natur, ihre scharfe, portraitähnliche Zeichnung. Nur bei kurzen Andeutungen halten sie sich, wie es die Tropen und die schmückenden Beiwörter bedingen, im Allgemeinen; sobald aber eine Ausführung, ein selbständiges Gleichniß gebildet wird, gehen sie den Einzelbingen scharf zu Leibe und entwickeln eine anschauliche Bestimmtheit, mit wenigen Zügen ausgedrückt und für die Phantasie des Lesers gleichwol zwingend, weil es

die Hauptzüge sind. Einige Exempel werden auch hier meine Ansicht am besten erläutern. Er macht den Vergleich: die Steine fielen so zahlreich wie Schneeflocken. Nur es läßt ihn nun nicht in dieser Allgemeinheit, sondern bestimmt Zeit und Ort, wann und wo sie fallen, den Urheber, von dem sie ausgehen, und dessen Beweggrund sie herabzusenden, und führt den Prozeß des Schneiens uns selbst vor Augen, endlich gibt er dem Bild noch auf einer Seite eine Grenze, damit es nicht durch langweiliges Einerlei ermüdet. Wie zahlreiche Schneeflocken fallen an einem winterlichen Tage, wenn sich der waltende Zeus aufgemacht hat, den Menschen seine Geschosse zu zeigen und zu schneien; er hat die Winde schlafen gelegt und schüttelt nun in einem fort, bis er bedeckt hat der Berge Gipfel und die spitzigen Felsen und die Lotos bewachsenen Ebenen und die fetten Saatfelder der Männer; auch an den Häfen und Gestaden des grauen Meeres ist der Schnee hingegossen; aber die anspielende Welle hält ihn von sich ab; alles andere ist oben eingehüllt, wenn der Schauer des Zeus schwer darauf herabgesunken ist. Was ist nicht alles in dieses kleine Winterstück zusammengefaßt! Der herrschende Gott, der die Menschen seine Macht fühlen läßt, der Gott in der Bewegung, der zuerst die Winde beruhigt und dann die Flocken herniederschüttet, die allmähliche Wandlung der grünen Landschaft mit ihren Bergen und Höhen, grasigen Wiesen und Ackerfeldern in eine beschneite, aber es ist eine Berglandschaft am Meer, und die anschlagende Woge des von dieser weißen Beleuchtung grauen Meeres nimmt den unwillkommenen Gast, daß er nicht alles bedeckt. — Folgendes Bild einer andern Naturscene ist diesem verwandt. Das laute Meuchen der troischen Rosse, die vor dem göttlichen Gespann des Patroklos in Verwirrung stehen, wird verglichen mit dem Tosen einer Nebelschwemmung. Wie wenn über die ganze Erde schwarzer Sturm gelagert ist an einem Tage des Spätherbstes, wo Zeus die gewaltigste Wassermasse herabgießt, wenn er Männern grollt, die auf dem Markte mit Gewalt die Gesetze verbrechen und unbekümmert um den Zorn der Götter das Recht von sich gestoßen haben; alle ihre Flüsse strömen voll dahin,

und die Waldwasser schneiden viele Hügel ab und stürzen sich verstürzend mit lautem Getöse von den Bergen ins Meer, und die Arbeiten der Menschen werden zerstört. — In den Staub sank durch Menelaos der jugendliche Euphorbos; vom Blute triefften seine schönen Haare und seine Flechten, die mit Gold und Silber umschlungen waren. Wie wenn ein Mann ein frisches Oelbäumchen aufzieht an einem einsamen Ort, wo viel Wasser emporquillt, ein schönes, grünendes; mancherlei Lüfte machen es schwank, und es strotzt von weißer Blüthe; da kommt auf einmal ein Sturmwind, reißt es heraus aus seiner Grube und streckt es zur Erde nieder; so war der Sohn des Panthos Euphorbos, dem Menelaos den Tod gab. Es ist also nicht ein Bäumchen überhaupt; sondern ein Oelbäumchen, und zwar ein solches, das an einem Ort eingepflanzt wurde, wo es das beste Gedeihen findet; denn es hat Wasser und Luft; endlich ein eben blüthenreiches Oelbäumchen. Die Myrmidonen fielen wie fleischfressende Wölfe von unermeßlicher Kraft, die einen gehörnten großen Hirschen im Gebirge zerrissen und gefressen haben; nun ist allen die Wange roth von Blut; nun geht der ganze Rudel, daß sie aus der Quelle schwarzes Wasser mit ihren dünnen Zungen von der Oberfläche weg einschlappen, Blut dabei ausspeiend, aus ihr Muth ist fest in ihrer Brust, und es strotzt ihnen der Bauch. Wie individuell bestimmt sind auch hier wieder die einzelnen Züge! Der frische Lauf der Myrmidonen, die geschart um Patroklos und ausgerüst in den Kampf ziehen, wird verglichen mit dem einer Herde Wölfe; aber solch ein Rudel säuft ganz anders, wenn er gesättigt, als wenn er hungrig ist; er hat eben einen großen Hirsch gefressen, nun eilt er wohlgemuth zur Tränke. Schwarzes Wasser aus der Quelle wollen sie saufen, d. h. nicht etwa trübes Wasser, sondern eben einfach Quellwasser, welches vermöge der schattigen Lage des Quells schwarz erscheint. Und nun reiht sich daran die weitere Ausmalung und Verzierung, wie sehen die Wölfe mit der eigenthümlichen Art, wie das Hundegeschlecht Flüssiges zu sich nimmt, uns sehen dabei den Nebenzug, wie ihnen das Blut vom Fraße noch aus dem Maule läuft.

Doch genug der Beispiele, um die Bemerkung zu erläutern, daß Homer seine Vergleiche, sobald er sie ausmalt, auch gleich recht individuell gestaltet. Man kann das erste beste Gleichniß hernehmen, um sich diesen Satz zu veranschaulichen, weil sich diese Thatsache an allen wiederholt findet.

Mit dieser Beobachtung aber steht eine weitere in engem Zusammenhang: das Individuelle erscheint zugleich, dem Wesen der epischen Poesie gemäß, in Bewegung unter der Form der Handlung. So wenig die Eile, so wenig verträgt sich mit der erzählenden Dichtkunst der eigentliche Stillstand, es sei denn, daß die Bedeutsamkeit der nachfolgenden Handlung die ruhige Schilderung eines Zustandes gebietet, auf den sie sich aufträgt, oder der Oertlichkeit, an welcher sie vorgeht. Aber weil denn das Epos ein Conterfei ist von einem Stück Leben, das in ewiger Bewegung ist, so wirkt auch die gleiche Eigenschaft der beigezogenen poetischen Bilder überaus wohlthätig. Wir konnten schon an den bisher angeführten die Eigenthümlichkeit gewahren, daß das Bild selbst eine kleine Handlung ist; es geschieht etwas, nichts bleibt auch nur eine kleine Weile, wie beim Photographiren, in Erstarrung, die kleinen Figuren gehen über die Scene, wie in einer Camera obscura. Es ist ein Vorher und Nachher vor und hinter dem Vergleichungspunkte bemerkbar, mit einem Wort, eine werdende Welt, ein mannigfaches Leben im Kleinen. Ich dürfte mich nur auf die bereits angeführten Vergleiche berufen; weil mir aber daran liegt, gleich möglichst viel von dem materiellen Inhalte derselben mit zu verarbeiten, so will ich auch an einigen Exempeln zeigen, inwiefern man sagen kann, es sei Leben und Bewegung in den homerischen Gleichnissen. Als Demodokos, der Sänger der Phäaken, zur Leier den Untergang Troias vortrug, quollen Jammerthränen aus den Augen des Odysseus wie aus denen einer Frau, deren Mann in der Schlacht gefallen ist. Dieses Bild wird nun aber folgendermaßen belebt: Wie ein Weib weint, nachdem sie sich zur Erde geworfen, ihren lieben Gatten umschlungen haltend, der für seine Vaterstadt und für sein Volk gefallen ist, der Stadt und seinen Kindern abwehrend

den Tag des Verderbens; sie nun, wenn sie ihn sterben und in Todeszuckungen sieht, schlingt sich um ihn und klagt laut auf; die Feinde indeß stoßen sie von hinten mit Spießen in Schultern und Rücken und führen sie in die Knechtschaft; sie wird Arbeit haben und Jammer, und nun sinken ihr vom kläglichsten Leide die Wangen ein — so vergoß Odysseus Thränen. Siehe da, eine ganze Folgenreihe von Begebenheiten, entwickelt und aneinandergeknüpft zum Zweck eines einzigen Vergleiches: ein Kämpfer für Haus und Vaterland ist gefallen; die schluchzende Wittwe liegt über seinem Leichnam; brutale Gewalt schleppt sie in die Knechtschaft; da härmt sie sich ab zum Jammerbild; eigentlich sollte nur die Herbigkeit der Thränen des Odysseus und dieser Wittwe verglichen werden; aber der Dichter hat uns nebenbei einen ganzen Schicksalsverlauf des armen Weibes geboten. — Aias, der Sohn des Oileus, stand im Kampfe nicht weit entfernt vom Telamonier, sondern wie auf einem Ackerfeld zwei dunkelbraune Ochsen den Pflug einmüthig halten und ziehen, und hinter ihren Hörnern quillt viel Schweiß hervor; nur das wohlgeglättete Joch hält die beiden auseinander, während sie mühsam die Furche hinabgehen, und der Pflug reißt das Grundstück auf. Auch in dieses Gleichniß, welches eigentlich bloß die räumliche Entfernung der zwei Genossen von einander anzugeben bestimmt ist, hat der Dichter Bewegung gebracht; die Rinder bleiben in gleichem Abstand; aber sie arbeiten dabei ihr mühseliges Tagewerk mit gutem Erfolge; wobei der Nebengedanke im Leser auftaucht, daß auch die beiden Helden ihre Furche so wohl hinausackern werden. — Ein anschauliches Bild der Bewegung innerhalb des Vergleichungsgegenstandes wird auch die folgende Darstellung geben. Massenhaft bewegten sich die Reihen der Danaer, wie eine Woge des Meeres am tosenden Strande durch den wehenden Westwind massenhaft sich erhebt. Auf offener See zuerst bildet sie sich, aber dann, wenn sie am Lande sich bricht, brüllt sie laut, und wenn sie oben überhangend an die Klippe trifft, gipfelt sie sich auf und speit Salzschaum von sich. Wir gewahren hier die kurze Lebensgeschichte, so zu sagen, einer großen breit herziehenden Woge, wie sie dem

Beobachter der von einem Wind erregten See, welcher am Lande steht, zu Hunderten nach einander entgegenkommen, nebenbei gesagt, mit unübertrefflicher Naturtreue geschildert. Die lange Woge kommt, schon von weitem sichtbar, mit majestätischer Ruhe daher; der ihr nachziehende Wind hat ihren Kamm vorn übergebogen; nun rauscht sie ans Land unter furchtbarem Brausen; wo sich ihr aber ein Fels auf ihrem Zug entgegengestellt hat, da thürmt sich der Kamm empor und spritzt dann als Gischt auseinander. —

Ich habe bisher nachzuweisen gesucht, daß die Vergleiche Homers treffend, faßlich, mannigfaltig, schmuckreich, individuell, charakteristisch und durch Handlung belebt seien. Was könnte man noch weiter zu ihren Gunsten anführen? Ich denke keinen der wesentlichen Punkte vergessen zu haben. Damit mir aber niemand Parteilichkeit für den vielgepriesenen Dichter vorwerfe, so will ich nun auch einiges wenige zur Sprache bringen, was hie und da seiner Bildersprache minder zur Empfehlung gereicht. Ich sage nur hie und da; denn zusammengestellt mit dem, was hierin andere gesündigt, sind diese kleinen Fehler beinahe verschwindend. Ich weiß keine einzige Stelle, in welcher ein Vergleich sich mit andern verwirrte, so daß, wie Horaz sagt, das oben wohlgestalte Weib in einen Fisch sich endigt, ein häufiger Fehler mittelmäßiger Schriftsteller, die aus einem Bild in das andere taumeln und keines hinausführen. Vor solchen Versehen bewahrte den Dichter schon die Klarheit seiner innern Welt, die Bestimmtheit seiner Anschauung, die Sicherheit seiner Zeichnung, die immer scharf umrissen dasteht, wie die Grenzen der Dinge in südlichen Landschaften. Aber einige Male tauscht er zu schnell die Gegenstände des Vergleiches und verbraucht zwei Bilder, wo ein einziges genügt hätte. Wie der verderbliche Stern — der Hundsstern — bald ganz hell aus den Wolken hervortritt, bald wieder in die dunkeln Wolken sich versteckt, so erschien Hektor, bald unter den ersten, bald unter den letzten befehlend; er leuchtete aber ganz von Erz, wie der Blitz des ägishaltenden Zeus. Dieses Letztere wäre besser weggeblieben, weil schon das Leuchten des Hundssterns genügte, den Homer auch

sonst den hellsten der Sterne nennt. — Wie wenn ein Jäger die weißzahnigen Hunde auf einen Eber oder einen Löwen hetzt, so hetzte der Priamide Hektor die muthigen Troer auf die Achäer — gleich dem männermordenden Ares, ein frostiger Zusatz, der die Wirkung des ersten Bildes vernichtet, weil er uns nöthigt, den Hektor uns, nachdem er kaum als Jäger erschienen war, gleich wieder in der Gestalt des Gottes zu denken. Und unmittelbar darauf schreitet er stolz einher unter den ersten und stürzt in die Schlacht wie der Sturmwind, der herabfährt und das veilchenfarbige Meer aufregt. Solche Häufung der Bilder, die indeß äußerst selten ist, zerstört die beabsichtigte Wirkung, indem sie die Phantasie beunruhigt, wie ein Traum, in welchem eine Gestalt die andere jagt.

Der großartigste Irrthum der Art findet sich im zweiten Gesange der Ilias, wo sieben Vergleiche aneinander gereiht sind, die verschiedenen Momente hervorzuheben, die bei dem Heere, welches sich versammelt, in Betrachtung kommen. Erstlich wird der Glanz des Erzes an ihrer Rüstung verglichen mit dem des verheerenden Feuers, welches einen Bergwald verbrennt, und dessen Glanz weithin leuchtet, zweitens der Lärm beim Zusammenkommen mit dem Geräusch, welches Scharen von Vögeln machen, Gänse oder Schwäne oder langhalsige Kraniche, die mit rauschenden Flügeln dahin und dorthin fliegen und sich geräuschvoll niederlassen auf der asischen Wiese am Strome Kaystrios. Nun stehen drittens die Krieger da auf der blumigen Wiese des Skamandros, so zahlreich, wie Blätter und Blüthen im Frühling. Dicht sind sie viertens bei einander wie die Völker der Mücken in einer Schäferei zur Frühlingszeit, wenn die Milch die Gefäße füllt. Fünftens ordnen sie die Führer wie Hirten die großen Ziegenherden leicht auseinanderscheiden, wenn sie auf der Weide sich mischen. Unter ihnen ist sechstens Herrscher Agamemnon, gleichend an Aug und Haupt dem Donnerer Zeus, um den Gürtel dem Ares, an der Brust dem Poseidon. Und wie endlich siebentens der Stier unter allen Thieren in der Herde hervorragt, so ließ an jenem Tage Zeus den König hervorragen unter den Helden. Wenn diese Musterkarte von Gleichnissen keine Ge-

schmacklosigkeit ist, so kenne ich keine mehr. Gleichwol haben die Vertheidiger des einen Homer sie natürlich und einfach gefunden, haben die Absicht entdeckt, indem es sich um einen breiten Unterbau der folgenden Schlachtereignisse handle. Für den aber, welcher die Ueberzeugung theilt, daß der aus mancherlei Ueberlieferung unter Pisistratos und seinen Söhnen zusammengestellte Homer seine heutige Gestalt erst den Ordnern verdanke, erklärt sich das Ungeheuerliche, ohne daß ein Vorwurf den Dichter träfe, einfach dadurch, daß eben diese Ordner eine Anzahl heimatloser Gleichnisse vorfanden, welche sie hier als Kolonisten nebeneinander ansiedeln zu können glaubten.

Doch habe ich unter den eben angeführten Gleichnissen auch eines als an sich fehlerhaft zu bezeichnen, um so mehr, als namentlich auch Neuere dem nemlichen Irrthum verfallen sind. Es ist unstatthaft, eine Person aus Theilen verschiedener anderer zusammenzusetzen, wie hier Agamemnon an Augen und Kopf dem Zeus, an der Hüfte dem Ares, an der Brust dem Poseidon gleichen soll. Wir erinnern uns dabei an ein Volkslied, in welchem die einzelnen Körpertheile einer Schönheit diesem oder jenem Gau entnommen sind, was freilich noch ärger ist, als hier die musivische Zusammensetzung der Gestalt Agamemnons.

Dagegen ist die Häufung von Bildern in der Rede des aufgeregten Achilleus, welche die Sühne des Agamemnons verwirft, psychologisch richtig und jedem Tadel enthoben. Dem Zornigen strömen die Vergleiche in der Aufregung von selbst zu. Achilleus weist die Gaben Agamemnons ab, auch wenn er so viel böte, als Orchomenos faßt oder das egyptische Theben, so viel, als des Sandes und Staubes ist. Und seine Tochter mag er nicht, auch wenn sie mit der goldnen Aphrodite an Schönheit wetteiferte und an Kunstfertigkeit der klaräugigen Athene gliche. Unter denselben Gesichtspunkt fällt seine Antwort an Hektor vor der tödtlichen Entscheidung: Hektor, sprich mir nicht von Verträgen! Wie es für Löwen und Männer keinen sichern Vergleich gibt und Wölfe und Lämmer keinen einmüthigen Sinn haben, sondern in Ewigkeit einander feind sind, so können auch wir zwei einander nicht lieben.

In gewöhnlicher ruhiger Rede dagegen ſtört die Vermehrung der Bilder nur die Anſchaulichkeit, und ich möchte ſelbſt jene Gewohnheit des Dichters nicht eben billigen, nach welcher er mehrere Gegenſtände, welche dieſelbe Eigenſchaft theilen, dem Leſer zur Auswahl überläßt. Die anrückenden Achäer gleichen den Blättern oder dem Sande; der Jäger hetzt die Hunde gegen einen Eber oder einen Löwen; die Troer folgten dem Hektor gleich der Flamme oder dem Sturmwind; von der breiten Wurfſchaufel ſpringen weg Bohnen oder Erebinthen; Hektor raſte wie der lanzenſchwingende Ares oder das verderbliche Feuer; Sarpedon ſtürzte hin wie eine Eiche oder eine Weißpappel oder eine hochragende Fichte; der Habicht ſcheucht Dohlen oder Staren u. ſ. w. In dieſen Fällen, die ſich mit vielen andern vermehren ließen, würde ein Bild ſtatt der zwei oder drei vollkommen genügen, und die Vermehrung iſt lediglich durch den bequemen breiten Ton der erzählenden Poeſie zu entſchuldigen, aber keineswegs zu rechtfertigen.

Unpaſſende Vergleiche kann ich bei Homer nur äußerſt wenige entdecken. Hektor ſtürmte dahin gleich einem Schneeberge, unter Schreien, und flog durch die Troer und Bundesgenoſſen. Der Schneeberg ſoll das Schreckliche des Eindrucks verſinnlichen, und wir müſſen hinzufügen, daß die Ungewohntheit eines ſolchen Berges für den Südländer die Wirkung noch vergrößert; aber mitten zwiſchen den Aeußerungen der Bewegung hat der ruhende Koloß etwas Gezwungenes. Keinem Menſchen wird, wenn er den gebietenden Helden vorüberreiten ſieht, der Gedanke an einen Schneeberg kommen. — Die Troer und Achäer zerrten an dem Leichnam des Patroklos auf kleinem Raume; die einen hofften ihn nach Ilios, die andern nach dem Lager zu ziehen, wie wenn ein Mann die mit Fett getränkte Haut eines großen Ochſen ſeinen Leuten zum Ausdehnen gibt; ſie ſtehen auf verſchiedenen Seiten und dehnen ſie im Kreis; die Feuchtigkeit ſchwindet und das Fett dringt ein, während ihrer viele ziehen, und ſie wird ganz und gar ausgedehnt. Dieſes Gleichniß, von der Gerberei hergenommen, iſt durch ſeine Anſchaulichkeit treffend, und wenn wir lediglich verlangen, daß der Vergleichungs-

punkt passe, umwenden sich; aber es verletzt unser Gefühl und erscheint uns grausam, barbarisch, wenn man uns das Herren an einen todten Patroklos noch mehr verständlichen will, indem wir eher vor dem Anblick uns verbergen möchten, und noch dazu mit dem herzlosen Bilde des Gebens. Es ist zu viel Gleichgültigkeit in dem Bilde; die Objektivität, die man vom Epiker verlangt, ist übertrieben, und darum finden wir den Vergleich unpassend. — Penelope macht sich Sorgen um den abgereisten Telemachos, welchen die Freier mit einem Schiff auflauern. Sinnend, ob ihr trefflicher Sohn dem Tod entrinnen oder von den Uebermüthigen bezwungen werden würde, lag sie, ohne Speise und Trank genommen zu haben, in ihrer Kammer. So viel ein Löwe sinnt, bangend in der Schar der Männer, wenn diese listig einen Kreis um ihn ziehen, so viel dachte sie nach — darüber sank sie in festen Schlaf. Die hier verglichenen Gegenstände haben miteinander gemein die Rathlosigkeit der Sorge, die Verwirrung aus der Menge zuströmender Gedanken, deren keiner aus der Klemme führt. Aber der geängstigte Löwe wird nicht einschlafen; die Thatsache, daß Penelope vom Schlaf überwältigt wird, spricht also gegen die Richtigkeit des Gleichnisses.

Hie und da, obwol selten, verwirrt sich endlich das Bild mit der Wirklichkeit. Athene will vom Olymp ins Lager herab, wie wenn Zeus einen Stern sendet, Schiffern oder Kriegern ein Zeichen; er ist glänzend, und viele Funken entsprühen ihm. Diesem gleich fuhr Pallas Athene auf die Erde herab und sprang mitten unter sie. Man ist geneigt, das für ein Gleichniß zu nehmen, welches die meteorische Geschwindigkeit bezeichne, mit welcher Athene herabfuhr. Allein nachher heißt es: Staunen ergriff die Troer und Achäer bei diesem Anblick, und so sprach mancher zu seinem Nachbarn: Traun, es wird wieder Krieg sein, oder es macht Zeus Freundschaft zwischen beiden Theilen. Offenbar denkt sich hier der Dichter die Sache so, als hätten sie wirklich eine Feuerkugel gesehen. Nun nimmt sie die Gestalt eines Mannes an, und geht als solcher unter die Menge. Anfangs mag der Dichter bloß ein Gleichniß gibt

sichtigt haben; aber dieses wandelte sich ihm unter der Hand in eine thatsächliche Erscheinung.

So lassen sich also die und dort Einwürfe machen, und die alte Behauptung, daß manchmal auch Homer schlafe, findet ihre Bestätigung; natürlich waren nicht alle Dichter, die zu unserem Homer ihre Beisteuer lieferten, von gleicher Vortrefflichkeit. Aber die ungemein geringe Zahl solcher Verstöße kann unsere Bewunderung der homerischen Bildersprache nicht schwächen.

Von sämmtlichen Vergleichungen kommen gute drei Viertheile auf die Ilias; die Odyssee, welcher ohnehin der Wechsel der Landschaften und die Fülle mährchenhafter Begebenheiten den größern natürlichen Reiz verleihen, bedurfte minder des erborgten Bilderschmucks, wogegen namentlich die einförmigen Schlachtscenen durch dergleichen Einstreuungen aus andern Lebenskreisen angenehm unterbrochen werden. Eine eigentliche Theorie aber, wann der Dichter sich eines Bildes bediene, läßt sich nicht aufstellen; allerdings sollte man glauben, wenn er das Bedeutende heben wolle, und häufig finden sich auch solche besonders wirksame Gleichnisse angebracht. Nausikaa z. B., die mit den Mägden am Meeresufer Ball spielt, soll bald dem Odysseus standhaft gegenübertreten, indeß die andern Mädchen vor dem erschreckenden Anblick auseinanderfliehen; es kommt darauf an, auf solche Muthesäußerung der erlauchten Königstochter vorzubereiten; so verleiht ihr der Dichter zum Voraus ein königlicheres Ansehen. Wie die Jägerin Artemis von einem Berge herabgeht, auf dem hohen Taygetos oder Erymanthos — man bemerke: das Herabschreiten vom Berge läßt die Gestalt noch größer erscheinen — sich freuend an Eber- und schnellen Hirschen, und mit ihr spielen die ländlichen Nymphen, die Töchter des ägishaltenden Zeus, und es freut sich im Herzen Leto; alle überragend trägt sie das Haupt und die Stirn und ist leicht kenntlich, so schön sie auch alle sind; also zeichnete sich unter den Dienerinnen aus die unbezwungene Jungfrau. — Betrachten wir noch ein zweites Gleichniß von mächtiger Wirksamkeit, weil es an rechter Stelle steht, wo der Leser eine Pause erwartet. Odysseus hat die Freier getödtet und gibt sich der

Penelope zu erkennen; sie aber traut ihm nicht; erst nachdem er ihr das untrüglichste Zeichen gesagt und erzählt hat von dem Stamme eines Oelbaumes, den er einst in der Erde gelassen und zum Pfosten des unverrückbaren Bettes benützt habe, da schlang sie weinend die Arme um seinen Nacken, und er selbst weinte, während er die herzerfreuende verständige Gattin umarmt hielt. Wie wenn erwünscht das Land den Schwimmenden erscheint, deren wohlgezimmertes Schiff Poseidon im Meere zerschellt hat, und wenige aus der grauen Salzfluth entflohen sind, ans Land schwimmend, und viel Meersalz hat sich an ihre Haut angesetzt, und erfreulich ist ihnen das Land, das sie betreten, dem Unheil entronnen, so war auch ihr erfreulich der Anblick des Gatten, und sie ließ die weißen Arme nicht los von seinem Halse. — Allein die allerwenigsten Gleichnisse haben eine so wichtige Stelle, und man kann geradezu behaupten, daß ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch dem Zufall anheimfällt, wie denn auch sicher vielen derselben erst die Ordner Homers ihren Platz angewiesen haben.

II.

Die Form und Fassung der Bilder war es, was uns bisher beschäftigte, wobei ich nicht umhin konnte, zur Erläuterung eine Menge von Gleichnissen mitzutheilen und natürlich auch ihren Inhalt bei der Gelegenheit mit zur Anschauung zu bringen. Aber wir müssen uns jetzt zum Inhalt als solchen wenden und die Frage beantworten, *aus welchen Gebieten Homer seine Bildersprache genommen hat*. Das Stoffliche, sollte ich glauben, ist fast noch interessanter als das Formale, weil es uns die Welt der Anschauungen erschließt, die auf den Dichter gewirkt haben, die ihm und seiner Umgebung nahe lagen, und die er deshalb zu ihrem Verständniß und Vergnügen als Bilder verwerthen konnte.

Homer und seine Griechen waren vorwiegend *sinnliche* Menschen, die Aug und Ohr offen hatten und das physische Leben, in das sie hineingestellt waren, zu betrachten und zu genießen

wußten, dagegen über die Natur des Uebersinnlichen, über das Verhältniß von Gottheit und Menschheit wie über innere Zustände unserer Seele sich noch wenig Gedanken machten. Deshalb sind metaphysische oder psychologische Gleichnisse bei Homer selten, während sie bei Klopstock, der beständig über Seelisches reflektirt und der die Glaubenslehre der Protestanten zu einem Epos ausgearbeitet hat, allenthalben umherwuchern. In gewisser Beziehung indeß steht den alten Heiden das Göttliche wieder näher als den philosophirenden oder bibelgläubigen Christen, denen ihr Gott, wenn sie auch noch so viel von seinen Eigenschaften zu sagen wissen, doch ewig unfaßbar bleibt. Schon dadurch, daß eine Menge Personen an dem göttlichen Wesen Theil hatten, Götter und Göttinen, nach Alter, Rang und Macht verschieden, mit besondern Wirkungskreisen neben ihrer gemeinsamen höhern Natur, mit menschlichen Neigungen, Affekten, Bedürfnissen und menschenähnlichen Gestalten, trat das Ueberirdische als verwandt dem Sterblichen näher. Der jüdisch christliche Gott ist höchstens für Maler zum Bilde eines alten Mannes geworden, der ernstfeierlich und leidenschaftslos über Wolken thront; aber die Religion legt auch gegen diese Anschauung sofort Verwahrung ein mit der Behauptung seiner Gestaltlosigkeit und Unendlichkeit. So ist uns das Göttliche ein Jenseitiges, Unfaßbares, das auch der Lichter der sinnlichen Vorstellung nimmmr nahe bringen kann. Weil sich denn aber gleichwol neben dem religionsbedürftigen Herzen die Phantasie thätig und schöpferisch verhält, so hat sie wenigstens Engel gebildet, die bei Gott anbetend im Himmel wohnen und den Erdenbewohnern hilfreich erscheinen. Aber diese höhern Wesen sind geschlechtlos und willenlos, jenes, damit sie frei seien von Sinnlichkeit, die für sündhaft gilt, dieses damit sie das Allwalten Gottes nicht durch Sonderbestrebungen beeinträchtigen. So vermag also die christliche Poesie das himmlische Reich nur selten in ihre Bildersprache hereinzuziehen, höchstens soweit, daß sie etwa sagt: schön wie ein Engel.

Die Vorstellung des homerischen Zeitalters vom Göttlichen gab dem Dichter eine weit festere Handhabe, weil es, um zu einem Gott zu gelangen, die Menschengestalt und Menschenkraft

nur viel herrlicher und mächtiger dachte, ohne die sinnlichen Bedingungen zu verneinen, an welche jede Erscheinung geknüpft ist. Wenn Telemachos oder Menelaos neugestärkt vom Schlaf mit dem frühen Morgen ihr Lager verlassen, die Kleider angezogen, das Schwert um die Schulter gehangen, unter die kräftigen Füße die schönen Sandalen gebunden haben, und nun so in frischer Mannheit heraustreten aus dem Schlafgemach, so wurde der Dichter wohl verstanden mit seiner Aeußerung: Er trat heraus, gleichend einem Gott. Denn der Mann in seiner Kraft- und Schönheitsfülle war vom Gott dem Aeußern nach nicht eben verschieden.

Die inneren Anschauungen vom Aussehen, von dem Charakter und den Funktionen der Götter waren, wenn auch nicht in der nemlichen Deutlichkeit, wie ein halbes Jahrtausend später, wo sie von den Bildwerken der Künstler getragen wurden, doch im Allgemeinen sicherlich schon vorhanden. Homer hat den Griechen ihre Götter nicht geschaffen; er hat nur ihre Phantasie befruchtet, daß sie ihnen faßlicher wurden. Wenn er, wie in dem oben bereits angeführten Gleichniß das Auge und Haupt Agamemnons mit dem des Zeus, seine Hüfte mit der des Ares, seine Brust mit der des Poseidon versinnlichen will, so setzt dieses Bestreben voraus, daß der Leser von der Gestalt dieser Götter schon unterrichtet ist. So kommen auch andere Gottheiten hin und wieder beiläufig als Vergleichungsgegenstände vor, Athene und Aphrodite, Artemis, am häufigsten aber immerhin Ares, welchem natürlich die Helden im Kriege durch ihr wildes Gebahren am ähnlichsten sind. Ausgeführte Vergleiche mit Göttern finden sich indeß nicht mehr als zwei, jener oben angezogene mit der vom Taygetos oder Erymanthos herabschreitenden Artemis, und ein anderer, wo es heißt: Meriones und Idomeneus gingen in den Kampf, wie der Männer verderbende Ares in den Krieg zieht, dem sein lieber Sohn Phobos, stark zugleich und unverzagt, folgt, er der auch manchen standhaften Krieger in Schrecken gesetzt hat; die beiden rüsten sich nun von Thracien aus gegen die Ephyrer oder die muthigen Phlegyer und hören nicht auf beide Parteien, sondern geben Ruhm dem einen Theile. — Tele-

machos staunt über die Pracht vom Hause des Menelaos; so dünkt ihm im Innern die Residenz des Olympiers zu sein. Der Mann, sagt Odysseus zu Eumäos, ist mir verhaßt wie die Thore des Hades, welcher, der Armuth nachgebend, Trügerisches redet.

Dies ist nun aber auch alles, was Homer aus dem Bereiche des Göttlichen zur Vergleichung benutzt, eine nahezu verschwindend geringe Anzahl von Bildern, wenn man daneben einerseits die Fülle der sinnlichen betrachtet, andererseits die große Anzahl von Stellen erwägt, in welchen er die Götter unter sich freundlich wie feindlich verkehrend oder die Rathschläge der Sterblichen fördernd wie störend vorführt. Die Götter sind seinen Menschen weit näher als der jüdische Gott den Patriarchen; aber bei alledem nicht nahe genug, um häufig der Bildersprache zu dienen, weil ihnen doch die rechte Anschaulichkeit abgeht.

Wie mit dem Göttlichen verhält es sich mit den innern Betrachtungen der Seele, die über ihre eignen Lebensäußerungen nachdenkt. Es liegt dem Zeitalter der epischen Poesie auch bei dem Volke, welches später die Philosophie erfunden hat, noch ferne, daß der Mensch über sein Inneres reflektirt. Nur eine kränkliche, durch falsche Erziehung der Natur entfremdete Jugend pflegt zu spekuliren; die gesunde gibt sich ganz den belebenden Eindrücken der Welt hin. Wie bei Einzelnen, so bei Völkern. So geläufig uns heut zu Tage das Bild ist: schnell wie der Gedanke, so fällt sein einmaliger Gebrauch in der Iliade auf und wird an jener Stelle am so bezeichnender, weil wir dort an psychologische Vergleichungen gar nicht gewöhnt sind. Die weißarmige Göttin Here geht von den idäischen Bergen nach dem hohen Olymp. Wie wenn der Gedanke eines Mannes, welcher weit in der Welt herumgekommen ist, dahineilt, und in seinem klugen Bewußtsein denkt: da oder dort war ich, und über vieles nachsinnt, so flog die herrliche Here an ihr Ziel. Außer dieser Beobachtung der Gedankenschnelligkeit kommen als Bilder geistiger Zustände nur zwei Bemerkungen über den Traum vor. Die Mutter entschwebt im Hades den Armen des Odysseus gleich einem Schatten oder einem Traume; dies bezeichnet das Flüchtige und

Nichtige des Traumes überhaupt; folgender Vergleich aber einen oft wiederkehrenden Traum, den vielleicht jeder selbst einmal gehabt hat. Achilleus eilt dem fliehenden Hektor nach, mit welchem er, den Freund zu rächen, auf Leben und Tod kämpfen will. Der Fliehende kann dem Verfolger nicht entrinnen, dieser den Fliehenden nicht ereilen, gerade wie im Traume.

Rechtfertigt sich etwa aus solcher Armuth an Vergleichen aus der innern Welt der Schluß, es hätten die damaligen Dichter noch keine psychologischen Studien gemacht? Dem widersprechen die scharfen Charakterzeichnungen und bis ins Einzelnste hinein treffenden Schilderungen von Gemüthszuständen auf allerbestimmteste. Aber man verwandte eben seine Erfahrungen aus dem Seelenleben auf den Bericht von Thatsachen und Reden, wo sie konkret wirken konnten, und nicht auf Bilder von nebligem Farbenton.

Lag ja doch die reich geschmückte Natur ausgebreitet um den Sänger, ein Panorama, wie wir in unserem grauen Norden keines erschauen, und das Leben umspielte ihn mit echt idyllischer Einfalt. Dem Insel- oder Küstenbewohner eines südlichen Meeres, mit dem reinen Himmel über sich, umgeben von reißenden Thieren, von Wild und grasenden Herden, dem Genossen einer bürgerlichen Gemeinschaft, die über die Anfänge der Civilisation bereits hinaus und doch noch lange nicht in Ueberfeinerung verstrickt war, zwei Zustände, welche beide für ein patriotisches Bilderbuch nicht günstig sind, dem Sänger aus einem Land und einer Zeit, welche das Epos äußerst begünstigten, strömten von beiden Seiten Anschauungen in Menge zu, klar und mannigfaltig genug, um der Erzählung als Vorwurf zu saubern Randzeichnungen zu dienen und den lauschenden Hörer durch ihren Wechsel zu unterhalten.

Der Bewohner des heitern Südens atmet im Licht. Nebel und Gewölk drückt ihn nieder. Und so nennt Eumäos den der Todesgefahr entronnenen und wieder heimgekehrten Telemachos in Freudetrunkenheit sein süßes Licht. Sonne, Mond und Sterne bieten sich in Ländern, wo dieselben Monate lang aus ätherreinem „ehernen“ Himmel herniederleuchten, von selbst zu Sinnbildern des

Glanzes. Achilleus ſchreitet in ſeiner neuen von Hephäſtos gearbeiteten Rüſtung, aber auch Paris, der blanke, der ja erſt die ſeinige geputzt hat, ganz ſtrahlend wie die Sonne; wie ein Stern leuchtet ſein Helm, aber auch das Kleid, welches Helene dem Telemachos ſchenkte; die Wachtfeuer der Troer gleichen den Sternen am Himmel; wie von Sonne oder Mond war der Glanz im Palaſte des Menelaos und des Alkinoos. Der glänzendſte unter den Sternen iſt der Sirius, der im Spätſommer aufgeht; man nannte ihn den Hund des Orion; ſeine Strahlen ſcheinen hell unter vielen Sternen in der tiefen Nacht; er iſt aber als böſes Zeichen geſetzt und bringt den armen Sterblichen viel Fieber; dieſem glich Achilleus, als er wieder in der Schlacht erſchien. Auch Hektor wird, wo er in den Reihen der Seinigen bald unter den Erſten, bald unter den Letzten ſich zeigt, mit dieſem verderbenbringenden Sterne verglichen, der bald hinter Wolken tritt, bald aus denſelben hervortaucht. Die Spitze der Lanze, die Achill in ſeiner Rechten ſchwang, leuchtete wie der Abendſtern in der Nacht, der ſchönſte der Sterne.

Die Geſtirne ſind Symbole des Leuchtenden, das Feuer dagegen des Raſtloſen und Stürmiſchen. Hektor führt die Troer an und ſie folgen ihm, gleich einer Flamme. Von zahlreichen Steinen, die als Geſchoſſe flogen, konnte man den Tropus brauchen: ein Steinfeuer. Wilder Krieg war über ſie ausgebreitet, wie Feuer, welches plötzlich ausgebrochen eine Stadt überfällt; die Häuſer ſchwinden hin mit großem Glanze, und die Gewalt des Windes facht es ſauſend an. An einer andern Stelle bildet die Mühe und Sorge, die ein ſolcher Brand bereitet, den Vergleichungspunkt. Wie wenn Rauch von einer brennenden Stadt zum weiten Himmel dringt, der Zorn der Götter hat ſie angezündet; allen macht ſie Arbeit und vieles Herzleid: ſo machte Achilleus Arbeit und Herzeleid den Troern. Noch furchtbarer als in einer Stadt wüthet das Feuer in einem brennenden Walde. Wie wenn verheerendes Feuer in einen Urwald fällt, und nach allen Seiten hin trägt es der wirbelnde Wind, und das Buſchwerk ſinkt nieder bis zur Wurzel, von des Feuers Angriff bedrängt; ſo fielen die Häupter der fliehenden

Troer durch den Atriden Agamemnon. Ganz ähnlich in folgender Stelle. Wie wenn ein ungeheures Feuer die tiefen Schluchten eines waſſerloſen Berges durchraſt und ein tiefer Wald brennt und der Wind nach allen Seiten das Feuer wälzt, ſo ſtürmte Achill nach allen Seiten mit ſeiner Lanze — gleich einem Dämon; dieſer letzte Zuſatz iſt fehlerhaft wegen des Doppelvergleiches, wie ich oben auseinandergeſetzt habe. Manchmal dient das Feuer auch als Signal, abſichtslos, wenn es hoch auf den Bergen in einem einſamen Gehöfte brennt; aber die Schiffer, die an ſeinem nächtlichen Glanze die Nähe des Landes gewahren, werden vom Sturmwind wieder weg von den Freunden in das fiſchreiche Meer hinausgetrieben; oder auch abſichtlich, von Belagerten angeſchürt, damit die Nachbarn bei Tag am Rauche, bei Nacht am Schimmer ihre Noth erkennen. Heftige Leidenſchaft drückt ſich auch im erhöhten Glanze des Auges aus, und den Tropus vom feurigen Aug hat Homer mit dem Deutſchen gemein.

Eine mächtige Naturerſcheinung iſt der **Blitz**. Er bietet ſich von ſelbſt als Bild dar für etwas Glänzendes in ſchneller Bewegung. Der ſtürmende Hektor und der laufende Diomedes leuchten in ihrer blanken Rüſtung wie der Blitz des ägishaltenden Zeus; Poſeidon, der die Achäer zum Kampfe führt, hat ein furchtbares langes Schwert in der nervigen Hand, das dem Blitze gleicht. Bei dieſem Vergleiche kommt die langgezogene Geſtalt des Schwertes mit in Betrachtung; noch treffender wäre die Zuſammenſtellung, wenn er es auch ſchwänge. Dagegen möchte ich es nicht billigen, wenn der Dichter die im Boden ſteckenden Lanzen der ſchlafenden Gefährten des Diomedes weithin leuchten läßt, wie der Blitz des Vaters Zeus leuchtet, weil das Feuer des Blitzes ſchnell vorüberfährt, jene Lanzen aber ſtetig an einem Orte funkeln. — Alle Achäer liegen in ſanftem Schlaf, nur Agamemnon nicht; denn ihn beunruhigen viele Gedanken. Wie wenn der Gatte der ſchönlockigen Here blitzt, während er ungeheuern Regenguß oder Hagel oder Schnee bereitet, zur Zeit, wo Schnee die Felder beſtreut, oder etwa auch einen verderblichen menſchenverſchlingenden Krieg ankündigt —

denn der Blitz ist ein Zeichen, das Zeus den Sterblichen gibt — so oft hintereinander seufzte aus tiefster Brust Agamemnon. In diesem Gleichniß, welches, bloß auf die Wiederholung des Seufzens bezogen, jedenfalls gezwungen wäre, sind noch einige Nebenrücksichten versteckt, die es natürlicher machen. Es liegt darin die Gewitterschwüle der ganzen Lage, das Drohende, Unsichere der Verhältnisse. Des Königs Brust entringt sich Seufzer auf Seufzer; was mag das bedeuten; was bewegt er im Herzen für Gedanken? Dazu in stiller Nacht, wo jeder Blitz sichtbar ist, auch von einem fernen Gewitter. Sodann ist es der König, der so bewegt ist; nicht eines jeden Mannes Seufzen hätte er mit dem Blitze verglichen. — Anders wirkt das Wetterleuchten, anders der gewaltige Wetterstrahl. Wie wenn von einem Schlage des Vaters Zeus die Eiche entwurzelt ist, und ein heftiger Schwefelgeruch davon entsteht und der seinen Muth verliert, der es in der Nähe gesehen hat — denn furchtbar ist der Wetterstrahl des großen Zeus — so fiel Hektors Kraft zu Boden in den Staub. Der von Ajas Steinwurfe niedergestreckte Hektor stellt hier selbst die entwurzelte Eiche dar, nicht etwa den in Schrecken gesetzten Zuschauer, welcher nach des Dichters Gewohnheit nur die zufällige Staffage bildet.

Dem Gewitter ist verschwistert und als Genosse beigegeben der Sturm. Ob auch dem Südländer die meisten Tage in Sonnenbeleuchtung erglänzen, so tosen doch die Gewitterstürme bei ihm noch weit heftiger als in unserer nordischen Nebel- und Regenatmosphäre, und dem Mittelmeerbewohner, der die meisten Wege zur See macht, ist der Sturm ein wohlbekannter, wenn auch unlieber Geselle. Dem Sturme geht eine unentschiedene Ruhe des Meeres voran; purpurfarbig, d. h. dunkelviolett, beginnt es zu wallen mit stumpfen Wogen ahnend den entschiedenen Gang pfeifender Winde, und wälzt sich vorher weder hierhin noch dorthin; so schwankend war in seinem Herzen Nestor. — Nun schauert der Westwind darüber und kräuselt es und färbt es schwarz; so saßen die Reihen der Achäer und Troer in der Ebene, dunkel, mit leisem unruhigem Gewimmel. Der Sturm kommt unter dem Donner des Vaters Zeus nach der

punkt passe, unverwerflich; aber es verletzt unser Gefühl und erscheint uns grausam, barbarisch, wenn man uns das Zerren am armen todten Patrokos noch mehr versinnlichen will, indeß wir eher vor dem Anblick uns verbergen möchten, und noch dazu mit dem herzlosen Bilde des Gerbens. Es ist zu viel Gleichgiltigkeit in dem Bilde; die Objektivität, die man vom Epiker verlangt, ist übertrieben, und darum finden wir den Vergleich unpassend. — Penelope macht sich Sorgen um den abgereisten Telemachos, welchem die Freier mit einem Schiff auflauern. Sinnend, ob ihr trefflicher Sohn dem Tod entrinnen oder von den Uebermüthigen bezwungen werden würde, lag sie, ohne Speise und Trank genommen zu haben, in ihrer Kammer. So viel ein Löwe sinnt, bangend in der Schar der Männer, wenn diese listig einen Kreis um ihn ziehen, so viel dachte sie nach — darüber sank sie in festen Schlaf. Die hier verglichenen Gegenstände haben miteinander gemein die Rathlosigkeit der Sorge, die Verwirrung aus der Menge zuströmender Gedanken, deren keiner aus der Klemme führt. Aber der geängstigte Löwe wird nicht einschlafen; die Thatsache, daß Penelope vom Schlaf überwältigt wird, spricht also gegen die Richtigkeit des Gleichnisses.

Hie und da, obwol selten, verwirrt sich endlich das Bild mit der Wirklichkeit. Athene will vom Olymp ins Lager herab, wie wenn Zeus einen Stern sendet, Schiffern oder Kriegern ein Zeichen; er ist glänzend, und viele Funken entsprühen ihm. Diesem gleich fuhr Pallas Athene auf die Erde herab und sprang mitten unter sie. Man ist geneigt, das für ein Gleichniß zu nehmen, welches die meteorische Geschwindigkeit bezeichne, mit welcher Athene herabfuhr. Allein nachher heißt es: Staunen ergriff die Troer und Achäer bei diesem Anblick, und so sprach mancher zu seinem Nachbarn: Traun, es wird wieder Krieg sein, oder es macht Zeus Freundschaft zwischen beiden Theilen. Offenbar denkt sich hier der Dichter die Sache so, als hätten sie wirklich eine Feuerkugel gesehen. Nun nimmt sie die Gestalt eines Mannes an, und geht als solcher unter die Menge. Anfangs mag der Dichter bloß ein Gleichniß beab-

sichtigt haben; aber dieses wandelte sich ihm unter der Hand in eine thatsächliche Erscheinung.

So lassen sich also da und dort Einwürfe machen, und die alte Behauptung, daß manchmal auch Homer schlafe, findet ihre Bestätigung; natürlich waren nicht alle Dichter, die zu unserem Homer ihre Beisteuer lieferten, von gleicher Vortrefflichkeit. Aber die ungemein geringe Zahl solcher Verstöße kann unsere Bewunderung der homerischen Bildersprache nicht schwächen.

Von sämmtlichen Vergleichungen kommen gute drei Viertheile auf die Ilias; die Odyssee, welcher ohnehin der Wechsel der Landschaften und die Fülle märchenhafter Begebenheiten den größeren natürlichen Reiz verleihen, bedurfte minder des erborgten Bilderschmucks, wogegen namentlich die einförmigen Schlachtscenen durch dergleichen Einstreuungen aus anderen Lebenskreisen angenehm unterbrochen werden. Eine eigentliche Theorie aber, wann der Dichter sich eines Bildes bedine, läßt sich nicht aufstellen; allerdings sollte man glauben, wenn er das Bedeutende haben wolle, und häufig finden sich auch solche besonders wirksame Gleichnisse angebracht. Nausikaa z. B., die mit den Mägden am Meeresufer Ball spielt, soll bald dem Odysseus standhaft gegenübertreten, indeß die andern Mädchen vor dem erschreckenden Anblick auseinanderstieben; es kommt darauf an, auf solche Muthesäußerung der erlauchten Königstochter vorzubereiten; so verleiht ihr der Dichter zum Voraus ein königlicheres Ansehen. Wie die Jägerin Artemis von einem Berge herabgeht, auf dem hohen Taygetos oder Erymanthos — man bemerke: das Herabschreiten vom Berge läßt die Gestalt noch größer erscheinen — sich freuend an Eber und schnellen Hirschinnen; und mit ihr spielen die ländlichen Nymphen, die Töchter des ägishaltenden Zeus, und es freut sich im Herzen Leto; alle überragend trägt sie das Haupt und die Stirn und ist leicht kenntlich, so schön sie auch alle sind; also zeichnete sich unter den Dienerinnen aus die unbezwungene Jungfrau. — Betrachten wir noch ein zweites Gleichniß von mächtiger Wirksamkeit, weil es an rechter Stelle steht, wo der Leser eine Pause erwartet. Odysseus hat die Freier getödtet und gibt sich der

Penelope zu erkennen; sie aber traut ihm nicht; erst nachdem er ihr das untrüglichste Zeichen gesagt und erzählt hat von dem Stamme eines Oelbaumes, den er einst in der Erde gelassen und zum Pfosten des unverrückbaren Bettes benützt habe, da schlang sie weinend die Arme um seinen Nacken, und er selbst weinte, während er die herzerfreuende verständige Gattin umarmt hielt. Wie wenn erwünscht das Land den Schwimmenden erscheint, deren wohlgezimmertes Schiff Poseidon im Meere zerschellt hat, und wenige aus der grauen Salzfluth entflohen sind, ans Land schwimmend, und viel Meersalz hat sich an ihre Haut angesetzt, und erfreulich ist ihnen das Land, das sie betreten, dem Unheil entronnen, so war auch ihr erfreulich der Anblick des Gatten, und sie ließ die weißen Arme nicht los von seinem Halse. — Allein die allerwenigsten Gleichnisse haben eine so wichtige Stelle, und man kann geradezu behaupten, daß ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch dem Zufall anheimfällt, wie denn auch sicher vielen derselben erst die Ordner Homers ihren Platz angewiesen haben.

II.

Die Form und Fassung der Bilder war es, was uns bisher beschäftigte, wobei ich nicht umhin konnte, zur Erläuterung eine Menge von Gleichnissen mitzutheilen und natürlich auch ihren Inhalt bei der Gelegenheit mit zur Anschauung zu bringen. Aber wir müssen uns jetzt zum Inhalt als solchen wenden und die Frage beantworten, *aus welchen Gebieten Homer seine Bildersprache genommen hat*. Das Stoffliche, sollte ich glauben, ist fast noch interessanter als das Formale, weil es uns die Welt der Anschauungen erschließt, die auf den Dichter gewirkt haben, die ihm und seiner Umgebung nahe lagen, und die er deshalb zu ihrem Verständniß und Vergnügen als Bilder verwerthen konnte.

Homer und seine Griechen waren vorwiegend *sinnliche* Menschen, die Aug und Ohr offen hatten und das physische Leben, in das sie hineingestellt waren, zu betrachten und zu genießen

wußten, dagegen über die Natur des Uebersinnlichen, über das Verhältniß von Gottheit und Menschheit wie über innere Zustände unserer Seele sich noch wenig Gedanken machten. Deshalb sind metaphysische oder psychologische Gleichnisse bei Homer selten, während sie bei Klopstock, der beständig über Seelisches reflektirt und der die Glaubenslehre der Protestanten zu einem Epos ausgearbeitet hat, allenthalben umherwuchern. In gewisser Beziehung indeß steht den alten Heiden das Göttliche wieder näher als den philosophirenden oder bibelgläubigen Christen, denen ihr Gott, wenn sie auch noch so viel von seinen Eigenschaften zu sagen wissen, doch ewig unfaßbar bleibt. Schon dadurch, daß eine Menge Personen an dem göttlichen Wesen Theil hatten, Götter und Göttinen, nach Alter, Rang und Macht verschieden, mit besondern Wirkungskreisen neben ihrer gemeinsamen höhern Natur, mit menschlichen Neigungen, Affekten, Bedürfnissen und menschenähnlichen Gestalten, trat das Ueberirdische als verwandt dem Sterblichen näher. Der jüdisch christliche Gott ist höchstens für Maler zum Bilde eines alten Mannes geworden, der ernstfeierlich und leidenschaftslos über Wolken thront; aber die Religion legt auch gegen diese Anschauung sofort Verwahrung ein mit der Behauptung seiner Gestaltlosigkeit und Unendlichkeit. So ist uns das Göttliche ein Jenseitiges, Unfaßbares, das auch der Dichter der sinnlichen Vorstellung nimmer nahe bringen kann. Weil sich denn aber gleichwol neben dem religionsbedürftigen Herzen die Phantasie thätig und schöpferisch verhält, so hat sie wenigstens Engel gebildet, die bei Gott anbetend im Himmel wohnen und den Erdenbewohnern hilfreich erscheinen. Aber diese höhern Wesen sind geschlechtlos und willenlos, jenes, damit sie frei seien von Sinnlichkeit, die für sündhaft gilt, dieses, damit sie das Allwalten Gottes nicht durch Sonderbestrebungen beeinträchtigen. So vermag also die christliche Poesie das himmlische Reich nur selten in ihre Bildersprache hereinzuziehen, höchstens soweit, daß sie etwa sagt: schön wie ein Engel.

Die Vorstellung des homerischen Zeitalters vom Göttlichen gab dem Dichter eine weit festere Handhabe, weil es, um zu einem Gott zu gelangen, die Menschengestalt und Menschenkraft

nur viel herrlicher und mächtiger gedachte, ohne die sinnlichen Verbindungen zu vermeinen, an welche jede Erscheinung geknüpft ist. Wenn Telemachos oder Menelaos neugestärkt vom Schlaf mit dem frühen Morgen ihr Lager verlassen, die Kleider angezogen, das Schwert um die Schulter gehangen, unter die kräftigen Füße die schönen Sandalen gebunden haben und nun so in frischer Mannheit heraustreten aus dem Schlafgemach, so wurde der Dichter wohl verstanden mit seiner Aeußerung: Er trat heraus, gleichend einem Gott. Denn der Mann in seiner Kraft und Schönheitsfülle war vom Gott dem Aeußern nach nicht eben verschieden.

Die inneren Anschauungen vom Aussehen, von dem Charakter und den Funktionen der Götter waren, wenn auch nicht in jener nämlichen Deutlichkeit, wie ein halbes Jahrtausend später, wie sie von den Bildwerken der Künstler getragen wurden, doch mit Allgemeinen sicherlich schon vorhanden. Homer hat den Griechen ihre Götter nicht geschaffen, er hat nur ihre Phantasie befruchtet, daß sie ihnen faßlicher wurden. Wenn er, wie in dem oben bereits angeführten Gleichniß das Auge und Haupt Agamemnons mit dem des Zeus, seine Hüfte mit der des Ares, seine Brust mit der des Poseidon vergleichen will, so setzt dieses Vergleichen voraus, daß der Leser von der Gestalt dieser Götter schon unterrichtet ist. So kommen auch andere Gottheiten hin und wieder beiläufig als Vergleichungsgegenstände vor, Athene und Aphrodite, Artemis, am häufigsten aber immerhin Ares, welchem natürlich die Helden im Kriege durch ihr wildes Gebahren am ähnlichsten sind. Ausgeführte Vergleiche mit Göttern finden sich indeß nicht mehr als zwei, jener oben angezogene mit der vom Taygetos oder Eurymanthos herabschreitenden Artemis, und ein anderer, wo es heißt: Akeriones und Iphinoos gingen in den Kampf, wie der Männer verderbende Ares in den Krieg zieht, dem sein lieber Sohn Phobos, furchtlos zugleich und unverzagt, folgt, der auch manchen standhaften Krieger in Schrecken gesetzt hat; die beiden rüsten sich nun von Thrakien aus gegen die Ephyren oder die muthigen Phlegyen und hören nicht auf beide Parteien, sondern neigen dem einen Theile zu. Also

machts ſtaunt über die Pracht vom Hauſe des Menelaos; ſo dünkt ihm im Innern die Reſidenz des Olympiers zu ſein. Der Mann, ſagt Odyſſeus zu Eumäos, iſt mir verhaßt wie die Thore des Hades, welcher, der Armuth nachgebend, Trügeriſches redet.

Dies iſt nun aber auch alles, was Homer aus dem Bereiche des Göttlichen zur Vergleichung benutzt, eine nahezu verſchwindend geringe Anzahl von Bildern, wenn man daneben einerſeits die Fülle der ſinnlichen betrachtet, andererſeits die große Anzahl von Stellen erwägt, in welchen er die Götter unter ſich freundlich wie feindlich verkehrend oder die Rathſchläge der Sterblichen fördernd wie ſtörend vorführt. Die Götter ſind ſeinen Menſchen weit näher als der jüdiſche Gott den Patriarchen, aber bei alledem nicht nahe genug, um häufig der Bilderſprache zu dienen, weil ihnen doch die rechte Anſchaulichkeit abgeht.

Wie mit dem Göttlichen verhält es ſich mit den innern Betrachtungen der Seele, die über ihre eignen Lebensäußerungen nachdenkt. Es liegt dem Zeitalter der epiſchen Poeſie auch bei dem Volke, welches ſpäter die Philoſophie erfunden hat, noch ferne, daß der Menſch über ſein Inneres reflektirt. Nur eine krankliche, durch falſche Erziehung der Natur entfremdete Jugend pflegt zu ſpekuliren; die geſunde gibt ſich ganz den belebenden Eindrücken der Welt hin. Wie bei Einzelnen, ſo bei Völkern. So geläufig uns heut zu Tage das Bild iſt: ſchnell wie der Gedanke, ſo fällt ſein einmaliger Gebrauch in der Iliade auf und wird an jener Stelle in ſo bezeichnender, weil wie dort an pſychologiſche Vergleichungen gar nicht gewöhnt ſind. Die weißarmige Göttin Here geht von den waldigen Bergen nach dem hohen Olymp. Wie wenn der Gedanke eines Mannes, welcher weit in der Welt herumgekommen iſt, dahineilt, und in ſeinem klugen Bewußtſein denkt: da oder dort war ich, und über vieles nachſinnt, ſo flog die herrliche Here an ihr Ziel. Außer dieſer Beobachtung der Gedankenſchnelligkeit kennen als Bilder geiſtiger Zuſtände nur zwei Bemerkungen über den Traum vor. Die Mutter entſchwebt im Hades den Armen des Odyſſeus gleich einem Schatten oder einem Traume; dies bezeichnet das Flüchtige und

Richtige des Traumes überhaupt; folgender Vergleich aber einen oft wiederkehrenden Traum, den vielleicht jeder selbst einmal gehabt hat. Achilleus eilt dem fliehenden Hektor nach, mit welchem er, den Freund zu rächen, auf Leben und Tod kämpfen will. Der Fliehende kann dem Verfolger nicht entrinnen, dieser den Fliehenden nicht ereilen, gerade wie im Traume.

Rechtfertigt sich etwa aus solcher Armuth an Vergleichen aus der innern Welt der Schluß, es hätten die damaligen Dichter noch keine psychologischen Studien gemacht? Dem widersprechen die scharfen Charakterzeichnungen und bis ins Einzelnste hinein treffenden Schilderungen von Gemüthszuständen auf allerbestimmteste. Aber man verwandte eben seine Erfahrungen aus dem Seelenleben auf den Bericht von Thatsachen und Reden, wo sie konkret wirken konnten, und nicht auf Bilder von nebligem Farbenton.

Lag ja doch die reich geschmückte Natur ausgebreitet um den Sänger, ein Panorama, wie wir in unserem grauen Norden keines erschauen, und das Leben umspielte ihn mit echt idyllischer Einfalt. Dem Insel- oder Küstenbewohner eines südlichen Meeres, mit dem reinen Himmel über sich, umgeben von reißenden Thieren, von Wild und grasenden Herden, dem Genossen einer bürgerlichen Gemeinschaft, die über die Anfänge der Civilisation bereits hinaus und doch noch lange nicht in Ueberfeinerung verstrickt war, zwei Zuständ, welche beide für ein patriotisches Bilderbuch nicht günstig sind, dem Sänger aus einem Land und einer Zeit, welche das Epos äußerst begünstigten, strömten von beiden Seiten Anschauungen in Menge zu, klar und mannigfaltig genug, um der Erzählung als Vorwurf zu saubern Randzeichnungen zu dienen und den lauschenden Hörer durch ihren Wechsel zu unterhalten.

Der Bewohner des heitern Südens atmet im Licht. Nebel und Gewölk drückt ihn nieder. Und so nennt Eumäos den der Todesgefahr entronnenen und wieder heimgekehrten Telemachos in Freudetrunkenheit sein süßes Licht. Sonne, Mond und Sterne bieten sich in Ländern, wo dieselben Monate lang aus ätherreinem „ehernen“ Himmel herniederleuchten, von selbst zu Sinnbildern des

Glanzes. Achilleus ſchreitet in ſeiner neuen von Hephäſtos gearbeiteten Rüſtung, aber auch Paris, der blanke, der ja erſt die ſeinige geputzt hat, ganz ſtrahlend wie die Sonne; wie ein Stern leuchtet ſein Helm, aber auch das Kleid, welches Helene dem Telemachos ſchenkte; die Wachtfeuer der Troer gleichen den Sternen am Himmel; wie von Sonne oder Mond war der Glanz im Palaſte des Menelaos und des Alkinoos. Der glänzendſte unter den Sternen iſt der Sirius, der im Spätſommer aufgeht; man nannte ihn den Hund des Orion; ſeine Strahlen ſcheinen hell unter vielen Sternen in der tiefen Nacht; er iſt aber als böſes Zeichen geſetzt und bringt den armen Sterblichen viel Fieber; dieſem glich Achilleus, als er wieder in der Schlacht erſchien. Auch Hektor wird, wo er in den Reihen der Seinigen bald unter den Erſten, bald unter den Letzten ſich zeigt, mit dieſem verderbenbringenden Sterne verglichen, der bald hinter Wolken tritt, bald aus denſelben hervortaucht. Die Spitze der Lanze, die Achill in ſeiner Rechten ſchwang, leuchtete wie der Abendſtern in der Nacht, der ſchönſte der Sterne.

Die Geſtirne ſind Symbole des Leuchtenden, das Feuer dagegen des Raſtloſen und Stürmiſchen. Hektor führt die Troer an und ſie folgen ihm, gleich einer Flamme. Von zahlreichen Steinen, die als Geſchoſſe flogen, konnte man den Tropus brauchen: ein Steinfeuer. Wilder Krieg war über ſie ausgebreitet, wie Feuer, welches plötzlich ausgebrochen eine Stadt überfällt; die Häuſer ſchwinden hin mit großem Glanze, und die Gewalt des Windes facht es ſauſend an. An einer andern Stelle bildet die Mühe und Sorge, die ein ſolcher Brand bereitet, den Vergleichungspunkt. Wie wenn Rauch von einer brennenden Stadt zum weiten Himmel dringt, der Zorn der Götter hat ſie angezündet; allen macht ſie Arbeit und vieles Herzleid: ſo machte Achilleus Arbeit und Herzeleid den Troern. Noch furchtbarer als in einer Stadt wüthet das Feuer in einem brennenden Walde. Wie wenn verheerendes Feuer in einen Urwald fällt, und nach allen Seiten hin trägt es der wirbelnde Wind, und das Buſchwerk ſinkt nieder bis zur Wurzel, von des Feuers Angriff bedrängt; ſo fielen die Häupter der fliehenden

Troer durch den Atriden Agamemnon. Ganz ähnlich in folgender Stelle: Wie wenn ein ungeheures Feuer die tiefen Schluchten eines wasserlosen Berges durchrast und ein tiefer Wald brennt und der Wind nach allen Seiten das Feuer wälzt, so stürmte Achill nach allen Seiten mit seiner Lanze — gleich einem Dämon; dieser letzte Zusatz ist fehlerhaft wegen des Doppelvergleiches, wie ich oben auseinandergesetzt habe. Manchmal dient das Feuer auch als Signal, absichtslos, wenn es hoch auf den Bergen in einem einsamen Gehöfte brennt; aber die Schiffer, die an seinem nächtlichen Glanze die Nähe des Landes gewahren, werden vom Sturmwind wieder weg von den Freunden in das fischreiche Meer hinausgetrieben; oder auch absichtlich, von Belagerten angeschürt, damit die Nachbarn bei Tag am Rauche, bei Nacht am Schimmer ihre Noth erkennen. Heftige Leidenschaft drückt sich auch im erhöhten Glanze des Auges aus, und den Tropus vom feurigen Aug hat Homer mit dem Deutschen gemein.

Eine mächtige Naturerscheinung ist der Blitz. Er bietet sich von selbst als Bild dar für etwas Glänzendes in schneller Bewegung. Der stürmende Hektor und der laufende Diomedes leuchten in ihrer blanken Rüstung wie der Blitz des ägishaltenden Zeus; Poseidon, der die Achäer zum Kampfe führt, hat ein furchtbares langes Schwert in der nervigen Hand, das dem Blitze gleicht. Bei diesem Vergleiche kommt die langgezogene Gestalt des Schwertes mit in Betrachtung; noch treffender wäre die Zusammenstellung, wenn er es auch schwänge. Dagegen möchte ich es nicht billigen, wenn der Dichter die im Boden steckenden Lanzen der schlafenden Gefährten des Diomedes weithin leuchten läßt, wie der Blitz des Vaters Zeus leuchtet, weil das Feuer des Blitzes schnell vorüberfährt, jene Lanzen aber stetig an einem Orte funkeln. — Alle Achäer liegen in sanftem Schlaf, nur Agamemnon nicht; denn ihn beunruhigen viele Gedanken. Wie wenn der Gatte der schönlockigen Here blitzt, während er ungeheuern Regenguß oder Hagel oder Schnee bereitet, zur Zeit, wo Schnee die Felder bestreut, oder etwa auch einen verderblichen menschenverschlingenden Krieg ankündigt —

denn der Blitz ist ein Zeichen, das Zeus den Sterblichen gibt — so oft hintereinander seufzte aus tiefster Brust Agamemnon. In diesem Gleichniß, welches, bloß auf die Wiederholung des Seufzens bezogen, jedenfalls gezwungen wäre, sind noch einige Nebenrücksichten versteckt, die es natürlicher machen. Es liegt darin die Gewitterschwüle der ganzen Lage, das Drohende, Unsichere der Verhältnisse. Des Königs Brust entringt sich Seufzer auf Seufzer; was mag das bedeuten; was bewegt er im Herzen für Gedanken? Dazu in stiller Nacht, wo jeder Blitz sichtbar ist, auch von einem fernen Gewitter. Sodann ist es der König, der so bewegt ist; nicht eines jeden Mannes Seufzen hätte er mit dem Blitze verglichen. — Anders wirkt das Wetterleuchten, anders der gewaltige Wetterstrahl. Wie wenn von einem Schlage des Vaters Zeus die Eiche entwurzelt ist, und ein heftiger Schwefelgeruch davon entsteht und der seinen Muth verliert, der es in der Nähe gesehen hat — denn furchtbar ist der Wetterstrahl des großen Zeus — so fiel Hektors Kraft zu Boden in den Staub. Der von Ajas Steinwurfe niedergestreckte Hektor stellt hier selbst die entwurzelte Eiche dar, nicht etwa den in Schrecken gesetzten Zuschauer, welcher nach des Dichters Gewohnheit nur die zufällige Staffage bildet.

Dem Gewitter ist verschwistert, und als Genosse beigegeben der Sturm. Ob auch dem Südländer die meisten Tage in Sonnenbeleuchtung erglänzen, so tosen doch die Gewitterstürme bei ihm noch weit heftiger als in unserer nordischen Nebel- und Regenatmosphäre, und dem Meeranwohner, der die meisten Wege zur See macht, ist der Sturm ein wohlbekannter, wenn auch unlieber Geselle. Dem Sturme geht eine unentschiedene Unruhe des Meeres voran; purpurfarbig, d. h. dunkelviolett, beginnt es zu wallen mit stumpfen Wogen ahnend den entschiedenen Gang pfeifender Winde, und wälzt sich vorher weder hierhin noch dorthin; so schwankend war in seinem Herzen Nestor. — Nun schauert der Westwind darüber und kräuselt es und färbt es schwarz; so saßen die Reihen der Achäer und Troer in der Ebene, dunkel, mit leisem unruhigem Gewimmel. Der Sturm kommt unter dem Donner des Vaters Zeus nach der

Ebene und miſcht ſich dann ſauſend mit dem Meere; da ſind viele rauſchende Wogen, gewölbt, mit weißem Kamm, vorn die einen und andere hinter dieſen; ſo folgten die Troer aneinander gereiht, vorn die einen, die andern hinter dieſen, ſchimmernd von Erz, ihren Führern. Hier haben wir den Seeſturm in ſeinem eigentlichen Beginnen, wo die Winde erſt die Oberfläche uneben machen und eine Menge noch kleiner Wellen entſteht, die man vom Land aus wohl mit einem anrückenden Heere vergleichen kann, Welle auf Welle in dichten Haufen, und ihr weißſchäumendes Haupt erglänzt auf dem dunklen Grunde wie die Erzwaffen der Krieger. — Folgendes Bild zeichnet den bereits fortgeſchrittenen Sturm. Wie wenn Zephyros die Wolken mit vollem Orkane fortſtößt, die der ſchnelle Notos gebracht hat und ſtark die hochangeſchwollene Woge gewälzt und der Schaum durch die Luft zerſtreut wird vom Blaſen des eilenden Windes, ſo wurden zahlreiche Häupter der Mannen von Hektor bezwungen. Das Dahinjagen der Wolken iſt hier die Hauptſache. Der Südwind hat ſie gebracht, der Weſtwind fegt ſie weg, und die hochgehende See thürmt mächtige Wogen auf, deren Schaum hoch hinauf die Luft durchfeuchtet. Nun bringen die Wogen auch über die Wände des Schiffes herüber, wie die Troer damals über die Mauer der Achäer. Hektor ſtürzte in den Feindeshaufen hinein, wie eine vom Winde genährte Woge ungeſtüm in ein Schiff ſtürzt; das Schiff iſt ganz von Schaum bedeckt, und furchtbar ſauſt der Wind in das Segel; es zittern im Herzen die Schiffer vor Furcht und ſind nur wenig entfernt vom Tode; ſo wurde das Herz von Furcht zerriſſen in der Bruſt der Achäer. Wir haben hier ein doppeltes Gleichniß: Hektor iſt die Sturzwelle, die erſchreckten Achäer ſind die Schiffer. Doch auch ohne Sturm branden die Wogen am Geſtad und namentlich an vorſpringenden Felſen oder an der Mündung entgegenſtrömender Flüſſe. Die Achäer jauchzen laut auf, wie die Woge am hohen Geſtade, wenn der Süd ſie hinantreibt, an einer vorſpringenden Klippe, welche nie die Wogen verlaſſen, von mancherlei Winden bewegt, wenn ſie daher kommen und dorther. — Aber die Windsbraut fährt auch pfeifend durch das Land hin und jagt in

der dürren Jahreszeit einen großen Staubnebel auf; so stürmte die Schlacht zusammen. Der dichtverworrene Knäuel der Gegner im Handgemenge, durch Kampfesmuth zusammengetrieben, gibt Anlaß zum Bilde der Staubwolke, und den Staub kann man sich in der von der Sonnenglut ausgedörrten Landschaft, wie aus vielen Stellen ersichtlich, nicht arg genug denken. — Die Troer und Achäer stürzten unter schrecklichem Geschrei aufeinander; nicht tost so laut die Woge ans Land, die vom Meer aus aufgeregt wird durch das heftige Wehen des Boreas, noch sauft so stark der Wind in den hochwipfligen Eichen, wenn er hastig zürnend daherfährt.

Die Stürme sind im Süden mit gewaltigen Regengüssen verbunden, und der volle Waldstrom führt viele dürre Eichen und Fichten mit sich; er reißt die Dämme nieder, auch die Mauern der grünenden Felder leisten nicht Widerstand, wenn er so plötzlich kommt, und viele schöne Arbeiten der Jünglinge sind vernichtet. Wie solch ein Waldstrom stürmten Diomedes und Aias durch die Ebene. Die heiße Sonne freilich trocknet bald wieder den Boden aus. Argos heißt das durstige. Aber nicht allein der Regen, auch der schmelzende Schnee füllt die Flüsse. Es ist hier nicht die Rede von Schnee, der den ganzen Winter die Erde bedeckt: der Westwind hat ihn herabgeschüttet; der Ostwind ihn geschmolzen — dies wirft einen Lichtstrahl auf die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden — durch sein Schmelzen füllen sich die strömenden Flüsse; so schmolzen die schönen Wangen der Thränen vergießenden Penelope, die ihren daneben sitzenden Mann beweinte. Wir würden ähnlich sagen: sie war ganz aufgelöst in Thränen. Der Vergleich ist übrigens nicht ganz nach unserem Geschmack; er ist uns zu kalt und gemüthlos und gehört unter jene von mir schon öfter berührten Bilder, bei denen zwar der Vergleichungspunkt richtig ist, aber die entsprechende Stimmung fehlt. Der Schnee, als ein fremdartiger lästiger Gast der Berge, mag schmelzen; aber die Anmuth von Penelopes Angesicht, sein natürlicher Schmuck und Liebreiz, erregt, wenn sie auch nur auf Augenblicke schwindet, unsere schmerzliche Theilnahme. Passender stellt der Dichter die Menge der Schneeflocken mit der

der fliegenden Geschosse zusammen, wie wir gesehen, ferner den schnellen Flug der Zeit mit dem schnellen Falle des Schnees oder des kalten Hagels, welchen Boreas herabwirft, endlich die Worte falle, die dem beredten Odysseus entströmt, mit den Schneeflocken im Winter.

Die Wolken in ihrer Ruhe oder Bewegung sind ein augenfälliger Gegenstand poetischer Vergleichung. Bei stiller Luft lagern sie ruhig um die Scheitel der Berge; wenn aber die Winde sich erheben, breiten sie sich rasch aus über den weiten Himmel. Die Achäer fürchteten die Troer nicht, sondern blieben, gleichend den Wolken, welche Kronion hingestellt hat ans hohe Gebirg, unverrückt, so lange die Kraft des Boreas schläft und die der andern gewaltsamen Winde, deren Wehen die schattigen Wolken pfeifend auseinanderstreut. So kommt oft vom Olympos aus dem göttlichen Aether, d. h. aus der hohen Luft, — denn der Olympos wird als ein sehr hoher Berg gedacht, auf welchem die Götter wohnen, die leichtlebenden, deren Athem nicht durch den Druck unserer Atmosphäre beschwert wird — eine Wolke herein in unsern Himmel, wenn Zeus Sturm ausbreitet. Solch eine einzelne weiterschwingete Wolke bietet sich häufig dem unbegrenzten Blick auf das Meer an des Horizontes Saume unter dem Wehen des Westwindes; der Hirt auf den Bergen weiß, was sie im Gefolge hat, und treibt seine Thiere in eine Höhle. Die Luft erscheint dunkel von den Wolken, wenn nach der Hitze ein heftiger Wind sich erhebt; so erschien dem Diomedes der ehernen Ares, als er im Gewölk in den weiten Himmel ging. Ich denke: Ares hatte sich in ein dunkles Gewölke gehüllt und war in diesem dem Diomedes nicht mehr sichtbar; in der Wolke fuhr er auf zum Himmel — wie ja dem Dichter die Vorstellung ganz geläufig ist, daß Götter oder Menschen von Wolken umgeben werden. Aber es ist der furchtbare Kriegsgott; so umhüllt ihn schwarze Wolkennacht.

Solch ein Gewölk wirkt als dicker Nebel, den der Dichter ebenfalls zur Vergleichung herbei zieht. Wie auf den Scheitel eines Berges Notos einen Nebel herabgeschüttet hat, unlieb den

Hirten, aber besser für den Dieb in der Nacht, und man nur sehen kann auf die Weite eines Steinwurfs, so erhob sich ein dichter Nebel unter ihren Füßen. — Den Nebel sieht man nur auf Steinwurfsweite; dagegen wenn ein Mann auf einer Warte sitzend in luftige Ferne über das weinfarbige Meer hinschaut, so ist die Sehweite ungeheuer; und solche Sprünge machten die Rosse der Here. Ich mache hier zugleich aufmerksam auf den Ausdruck „weinfarbiges Meer." Die dunkelviolette Farbe des Weines entspricht häufig der Färbung des Meeres im Süden, besonders im Abenddämmer, wo es purpurn aufglänzt. Dergleichen schmückende Beiwörter sind immer scharf und genau zu nehmen und dienen als schöne malerische Beigabe. So eben auch das „purpurne" oder das „veilchenfarbige" Meer oder das „luftgleiche," ein Beiwort, welches auf Fernsicht berechnet ist, wo Meer und Luft für das Aug ineinander schwimmt; der „breite Rücken" des Meeres, wenn die Wellen ruhen und die ungeheure Masse dem Blicke wie gewölbt erscheint; das „ungeheuerliche" Meer; denn es erweckt Grausen, wie ein Ungethüm, und hinwiederum die „göttliche" Salzflut, weil es, wie alles den Sinnen Unfaßbare, Ehrfurcht erregt. Aehnlich verhält es sich mit einer Menge bildlicher Ausdrücke, welche andern Dingen als stehende Zierde beigegeben sind, Ausdrücke, die ungemein viel dazu beitragen, die Rede zu verschönern, ohne der Ruhe zu schaden. Ich erwähne z. B. das Wort „ehern" in seinen verschiedenen und mannigfaltigen Beziehungen. Der „eherne Himmel" hat sich bei uns längst eingebürgert; Homer sagt auch der eiserne, wie er in übertragener Bedeutung auch ein eisernes Herz hat. Für den Ausdruck „eherne Stimme" haben wir einen ähnlichen, indem wir von einer metallenen reden; er kennt aber auch einen „ehernen Schlaf," womit er einen festen, tiefen bezeichnet. Was ist der „purpurne Tod"? Etwas Aehnliches wie „die schwarze Wolke des Todes" — vergl. die schwarze Wolke des Schmerzes, die schwarze Todesgöttin — und doch nicht ganz das Nemliche. Die Purpurfarbe, das Dunkelviolette, entsteht, wenn das warme Sonnenlicht geschieden ist und die schwarze Nacht, die im Süden nicht so lange

zögert — daher die jähe Nacht — eben hereinbricht; da zeigt sich die Purpurfarbe auf dem Meere wie am Himmel, und so bezeichnet der purpurne Tod eben auch den Moment des plötzlich scheidenden Lebens, der sich losreißenden Seele.

Den Regenbogen, eine so prachtvolle und häufige Naturerscheinung, hat Homer ein einziges Mal zum Gegenstand eines Vergleichs gemacht, um die Art zu bezeichnen, wie Athene unter das Volk der Achäer kam. Wie wenn Zeus den purpurnen Regenbogen den Sterblichen vom Himmel herab ausspannt, daß er ein Zeichen sei entweder von Krieg oder von frostigem Winter, der die Menschen zwingt vom Ackerbau abzulassen und die Herden schädigt, so fuhr Athene in eine purpurne Wolke gehüllt unter das Volk der Achäer. Zwei Punkte sind es, die er hier zugleich anschaulich macht: die Farbe der Wolke und die Schnelligkeit der Erscheinung. Merkwürdig aber ist uns die symbolische Auffassung des Regenbogens; wir nehmen ihn, durch die biblische Erzählung wie durch die Zeit seiner Erscheinung nach dem Regen gewöhnt, für ein glückliches Friedenszeichen, Homer aber, wie wir sehen, für ein banges Zeichen einer schweren Zukunft. Und doch hat die Göttin Iris, die Ueberbringerin höherer Befehle, von seinen Eigenschaften nur die der Schnelligkeit.

Das Gewölk, das den Himmel umdüstert, zerreißt nach dem Regen; aber oft lagert eine dichte Wolke auch nur um den Scheitel eines hohen Berges und hüllt den Beschauer der Welt, der dort oben seinen Standpunkt genommen hat, in dunkeln Nebel; auf einmal setzt der Wolkenversammler Zeus die Wolke in Bewegung, und alle Warten und Höhen und Thäler werden sichtbar und der unendliche Aether bricht durch; so athmeten die Danaer ein wenig auf, nachdem sie die Schiffe vom feindlichen Feuer befreit hatten.

Auch das Erdbeben, die schrecklichste aller Naturerscheinungen, wird an einer Stelle angezogen. Die Erde, heißt es, seufzte laut unter den Füßen des schreitenden Heeres, wie wenn der Donnerer Zeus grollt, wann er die Erde peitscht um den Typhoeus bei den Arimern, wo das Bette des Typhoeus sein soll. Es kann dies

schwerlich von einem bloßen Gewitter verstanden werden. Blitz und Donner hatte man genug im eigenen Lande; wozu brauchte man das der Arimer und den Thyphoeus zu erwähnen, jenen Riesen, der ein Symbol des Vulcanismus ist, wenn nicht eine vulcanische Erscheinung bezeichnet werden sollte?

So beobachtet und benützt Homer die wechselnden Vorgänge und bleibenden Eigenschaften der elementaren Natur in den verschiedensten Gestalten zur Darstellung menschlichen Waltens, und wäre es mir um Vollständigkeit zu thun, so könnte ich noch manches, was er von Quell und Fluß, von Wind und Rauch, von Berg und Fels, von Stein und Eisen beibringt, hier aufzählen. Aber wir wollen nicht allzuweitläufig uns in diesen Einzelnheiten ergehen und lieber einen Blick auf das Organische werfen, und zwar zunächst auf die Pflanzenwelt.

Nicht mit Unrecht behauptet man von den Griechen, sie hätten mehr Freude gehabt an Mensch und Thier als an den stillen Reizen des Vegetativen, und die Landschaftspoesie habe so wenig als die Landschaftsmalerei sich eine hohe Stellung errungen. Indeß hat Homer doch die Gelegenheit Scenen anmuthigen Pflanzenwuchses zu schildern keineswegs vorübergehen lassen, wie die Umgebung von Kalypsos Grotte, der Garten des Alkinoos und der des Laertes beweisen. Um sich nach Art der Modernen sentimental in Baum und Blume zu verlieben oder das Waldesdickicht zur Heilung von den Ansteckungen und Wunden durch die menschliche Gesellschaft als ein Bad aufzusuchen, dazu war er zu kerngesund. Allerdings klingt auch in seiner Poesie mitunter ein melancholischer Ton an; auch ihn hat es die Erfahrung gelehrt, daß der Mensch das mühebeladenste unter allen Geschöpfen sei, die auf Erden athmen und wandeln; aber der Hochmuth, der sich verstimmt und beleidigt von den schnöden Menschen zurückzieht, und der einsiedlerische Trieb, der den Verkehr mit Seinesgleichen als sündhaft meidet, lag weit ab von seinem energischen Stamm und thatenfrohen Zeitalter. Ferner stellt die epische Poesie das menschliche Leben in seiner Bewegung dar; das Pflanzliche aber ist ruhend, soweit es nicht von fremden Ele-

menten geschüttelt oder gestört wird. Daher hat es für den Epiker wenig Beziehungspunkte, und Gleichnisse aus seinem Gebiete sind auffallend selten. Die Blätter und Blüthen im Lenze dienen gleich dem Sande zum Bild einer großen Menge und in einem bekannten hochberühmten Gleichnisse zur Versinnlichung der Vergänglichkeit und des Wechsels der Generationen in unserem eignen Geschlechte: Wie das Geschlecht der Blätter, so ist auch das der Männer; die einen Blätter weht der Wind auf die Erde, und andere erzeugt der sprossende Wald, wenn die Frühlingszeit herankommt; so das Geschlecht der Männer: das eine wächst, das andere verschwindet. Das tiefe Saatfeld mit seinen wogenden Aehren, über welche der Wind fährt, bildet einen Vergleich zu einer bewegten Volksversammlung, die frischaufstarrenden Aehren, welche der Thau befeuchtet hat, zu der in einem Menschen aufquellenden Herzensfreude. Der Baum ist das Symbol des Feststehenden, wie die Säule, und unter den Bäumen wieder vor allen die Eiche. Polipötes und Leonteus standen unter dem Lagerthor als Wächter; wie hochwipflige Eichen, welche alle Tage dem Winde Stand halten und dem Regen, mit großen mächtigen Wurzeln ausgestattet, so hielten beide, auf ihre Arme und ihre Kraft vertrauend, dem herankommenden großen Asios Stand und fürchteten sich nicht. Aber wenn nun so hohe Bäume wie Eichen, Pappeln, Fichten gefällt sind, so liegen sie lang ausgestreckt da, wie die niedergeworfenen Heroen, und der Krieger sinkt mit der Todeswunde hin, gleich der Esche, die auf dem Gipfel eines weitsichtbaren Berges vom Beile umgehauen ihre zarten Blätter auf die Erde sinken läßt. Wie, wenn Ost- und Südwind mit einander kämpfen in den Thälern des Gebirgs, um den tiefen Wald zu schütteln, die Buche und Esche und schlanke Kornelle mit furchtbarem Sausen, und die brechenden krachen, so sprangen die Troer und Achäer gegeneinander.

Ein recht liebes, gemüthliches Bild gibt ein junges Bäumchen, das von der sorgenden Hand des Gärtners gepflegt, grünend und blühend dasteht, wie ein hoffnungerweckendes Menschenkind in prangender Jugend. So schoß Achilleus auf unter der mütterlichen

Pflege der Thetis; und die ſchlanke Nauſikaa vergleicht Odyſſeus, als er wie geblendet von ihrer königlichen Geſtalt in ſinniger Rede um ihre Gunſt wirbt, mit einem jungen Palmbaum, den er einſt in Delos neben dem Altar Apollos geſehen. Die heilige Inſel, der heilige Altar des Dichtergottes und die Spezialiſirung des Bäumchens gilt mir im Munde des klugen Mannes für keinen müßigen Zuſatz. Weibliche Schönheit übt bei ihrem erſten Erſcheinen einen Zauber, wie er vom Heiligen ausgeht; ſie hebt und beruhigt das Herz, füllt es mit ſtiller Andacht und macht den Nüchternen begeiſterungstrunken, daß er weiſſagen möchte, wie der Seher Apollo.

Von Vergleichen mit Blumen ſind der homeriſchen Poeſie zwei Ausdrücke ſehr geläufig: das „veilchenfarbige Meer“ und die „roſenfingrige Morgenröthe,“ ein Beiwort, welches dem Beobachter des nebelloſen Frühhimmels ein reizendes Schauſpiel in die Erinnerung ruft. Ziemlich lange bevor die Sonne ihre Strahlen ſichtbar uns entgegenſchießt, ſendet ſie von ihnen ein roſenfarbenes Abbild fächerartig geſtaltet wie ausgebreitete Finger über den Himmel. Dieſe Morgenröthe iſt gemeint, nicht etwa der rothe Schimmer an Wolken, der mit Fingern gar keine Aehnlichkeit hat. — Der ſterbende Gorythion ließ das Haupt nach der einen Seite ſinken wie im Garten der Mohn, welcher ſchwer iſt von Frucht und Frühlingsregen. — Ein recht bezeichnendes Bild geben die aneinanderhängenden Dornen, welche Boreas im Spätherbſte durchs Feld jagt, um es anſchaulich zu machen, wie die Winde den Floß des Odyſſeus dahin und dorthin durchs Meer trieben. Die Aehnlichkeit liegt hier nicht allein in der Widerſtandloſigkeit von beiden; auch die Gegenſtände ſind ſich ähnlich: die ineinander verfilzten Dornen und der zuſammengeklammerte, der Ruder, des Maſtes und des Segelwerkes beraubte Floß, beides ein gleich trübſeliger Anblick. — Das letzte der Pflanzenwelt entnommene Bild, welches ich anzuführen vermag, iſt die etwas bizarre Zuſammenſtellung des Leibrockes des Odyſſeus mit der Schale einer getrockneten Zwiebel; ſo ſanft war er, d. h. ſo ſanft anzufühlen, ſo wenig rauh, von feinem Zeuge.

So spärlich bedacht wir das Pflanzenleben sehen, in so reicher Menge treten dagegen die Thiere auf, aus allen Geschlechtern des animalischen Reiches, wilde und zahme, große und unscheinbare. Kein Wunder; denn die menschlichen Triebe und Leidenschaften spiegeln sich allesammt im Thiere wieder, bis hinauf, wo sie ans Sittliche streifen, nur daß die Eigenschaften, die wir Menschen vereint besitzen, unter die verschiedenen Thierarten nach mannigfachen Abstufungen vertheilt sind. Dazu tritt die Thierwelt dem Menschen entschieden gegenüber als selbständig mit bestimmten Strebungen; sie wirkt auf uns als Räuber, Feind, Freund oder Knecht, regt uns an zu Aeußerungen der Nothwehr, zur Sorge für ihre Erhaltung und Mehrung, fesselt durch ihre Menschenähnlichkeit unsere Theilnahme, durch ihre Eigenart unsere Aufmerksamkeit und weckt unsere Erfindsamkeit, Kraft und Thätigkeit. Lange vorher, ehe der Erdensohn aus der Scholle das Brot zog, das Mark der Männer, trat er zum Thier in das Verhältniß des Gegners und des Herrn als Jäger und Hirt; Gefahr und Bedürfniß nöthigten ihn mit Speer und Knittel für seine Existenz zu kämpfen und zu wachen, und noch heute, wo die Gabe der Demeter ihn an das Stückchen Boden fesselt, das er sein nennt, schweifen die beiden freiern urälteſten Stände durch Wälder und Auen. Aber es gibt noch eine weit größere Menge von Thieren, welche nicht unmittelbar mit uns in Berührung kommen, sondern nur mehr gelegentlich interessiren und unsere Beobachtung herausforbern; überall wimmelt in Luft und Strauch, in Sand und Flut eine unendliche Fülle des Lebens, weckt, schädigt oder erfreut uns aus Nähe und Ferne der Vogel, der Wurm, der Fisch flattert über unsern Häuptern, kriecht zwischen unseren Füßen, schwimmt mit zierlicher Leichtigkeit in einem uns unheimlichen Elemente. Die Bewohner der Wasser und Lüfte verschmähen die Sklaverei bei den Menschen; jene umgaukeln die Götter der Tiefe in freier Luft, diese fliegen im Dienste des Vaters Zeus über uns zur Rechten oder Linken hin als stille weissagende Boten der Zukunft. Im alten Glauben an die Prophetie des Vogelfluges liegt eine tiefreligiöse Anschauung. Fragend blickt der

Menſch zum ehernen Himmel, wenn die Gründe zu einem eigenen Entſchluß nicht mehr ausreichen. Was ſoll die gleichſtehenden Wagſchalen in Bewegung ſetzen, als etwa eine Stimme des Donners, ein Zucken des Blitzes in der Höhe, oder die plötzliche Erſcheinung eines jener uns fremden Weſen, welche als Bewohner der Luft den Sitzen und Berathungen der Seligen näher und vermöge ihrer ſchnellen Bewegung zu Götterboten geſchickt ſind? So tritt das unendliche Reich der Thiere an den Naturſohn von allen Seiten heran und bringt ſich ihm ſelbſt auf jedem Schritt in Erinnerung, und ein Volksdichter, der die Thaten und Leiden der Vorfahren einem lauſchenden Hörerkreis erzählte, hatte überall Anlaß ſeinen Bericht mit ſolchen Bildern zu ſchmücken.

Wenn er den muthigen, ausharrenden, kampfluſtigen, todeskühnen Helden vorführte, ſo gedachte er zunächſt an den Löwen, mit welchem der Jäger und Hirte ſo oftmals auf Tod und Leben zu kämpfen hatte. Ich habe die zahlreichen Löwenbilder früher vorgeführt und brauche ſie nicht zu wiederholen. Auch der Eber iſt ein ſtarker, furchtloſer Geſelle, ein Schrecken der Begegnenden, wenn er zürnt. Diomedes und Odyſſeus tödteten wieder umgewendet die Troer, wie wenn zwei Eber trotzigen Muthes unter die Jagdhunde ſtürzen. Idomeneus hielt Stand, wie ein Eber, vertrauend auf ſeine Stärke, der die lärmende Menge der Männer erwartet, welche auf ihn anrückt, an einem einſamen Platze; er ſträubt den borſtigen Rücken empor, die Augen leuchten von Feuer, er wetzt ſeine Zähne, begierig die Hunde und Männer abzuwehren. — Die Troer umdrängten Odyſſeus und ſchloſſen ihr eigenes Unheil in ihre Mitte. Wie wenn Hunde und blühende Jünglinge den Eber umſtürmen; er kommt hervor aus dichtem Gehölz, wetzend den weißen Zahn im biegſamen Rüſſel; ſie rennen um ihn her, und ſeine Zähne knirſchen; ſie bleiben, ſo ſchrecklich er iſt; ſo ſtürmten damals die Troer um Odyſſeus. — Auch der Panther ſteht dem Jäger und ſeiner Meute; er zagt nicht und flieht nicht, wenn er das Geklaffe hört, und iſt er auch verwundet vom Spieß, er vergißt ſeine Stärke nicht, bis er zuſammengeſchoſſen und bezwungen

ist. Wölfe sind ein Schrecken der Hirsche, die ihnen zur Beute werden, und der Lämmer oder Böckchen, die etwa in den Bergen durch den Unverstand des Hirten von der Herde getrennt sind; sobald sie das sehen, rauben jene die kraftlosen Thiere. Andere Vergleiche mit Wölfen habe ich bereits früher angezogen. Ueber ein gefallenes Stück Wild machen sich die rothbraunen Schakale her, es zu verzehren. Es gab in den Bergen auch gefährliche Schlangen; Homer nennt sie Drachen; wer einen sieht, der geht zurück; Zittern befällt seine Glieder, und Blässe überzieht seine Wangen; so zog sich Paris zurück vor Menelaos. Nachdem er böse Kräuter gefressen, erwartet der Drache an seiner Höhle einen Mann; furchtbarer Grimm hat ihn erfaßt; schrecklich blickt er umher, sich wälzend an der Höhle; so wich Hektor, der Mann von unermüdlicher Kraft, nicht zurück, sondern lehnte den Schild an einen vorspringenden Thurm und wartete. — Statt zu individualisiren bleibt der Dichter zuweilen beim allgemeinen Begriff eines wilden Thieres stehen; denn die Eigenschaften, welche in Vergleich kommen, sind doch allen gemeinsam. Oft wechselt ein solches Thier nur Schritt um Schritt, wenn es dem Menschen ausweicht, sich scheu umsehend, wie Aias, als er Knie um Knie tauschend sich von den Troern zurückzog. In tiefer Nacht kommen ein paar dergleichen Unholde, wenn kein Wächter da ist, plötzlich und jagen eine ganze Rinder- oder Schafherde vor sich her; ein andermal fleht die Bestie, wenn sie ein Unheil angestellt, einen Hund oder Hirten bei den Rindern getödtet hat, bevor die Schar der Männer sich gesammelt. Muthige Raubthiere wohnen nicht allein in Wäldern; die Luft hat gleichfalls ihre gefürchteten Helden. Der braune Adler, der König der obern Regionen, stürzt sich auf die Schar der Vögel, die am Flusse weiden, der Gänse, Kraniche oder langhalsigen Schwäne; er ist ein Jäger, der stärkste und schnellste der Vögel und zugleich der scharfsichtigste, dem in der Höhe nicht der Hase verborgen bleibt, welcher im laubigen Busche liegt, und er stürzt sich auf ihn, packt und beraubt ihn des Lebens. Durch die schwarzen Wolken kommt er in die Ebene, um ein zahmes Lamm zu rauben.

Ihm gleicht an Schnelligkeit und Mordgier der Habicht, der Taubenmörder. Vom steilen Felsen, auf dem er saß, hat er sich erhoben und stürzt über das Feld hin, einen andern Vogel zu verfolgen; Dohlen und Staren fliegen vor ihm davon. Oft stehen zwei Geier mit krummen Krallen und Schnäbeln auf einem hohen Felsen und kämpfen miteinander unter lautem Geschrei. Odysseus und Telemachos stürzen auf die Freier, wie Geier, die aus dem Gebirge gekommen sind, auf die Vögel. Diese ducken sich und fliegen nahe der Erde; aber die Geier fahren auf sie los und tödten sie; da gibt es weder Wehr noch Flucht, und die Männer freuen sich über die Jagd, — offenbar als bloße Zuschauer, nicht aber, wie man gemeint, als hätten sie junge Geier zur Vogelbeize abgerichtet und als fiele ihnen die Beute zu. In Todesangst schreit die Schar von Staren und Dohlen, wann sie den Weih kommen sehen, der den kleinen Vögeln den Untergang bringt. Er schießt in den Bergen der schüchternen Taube nach; sie entschlüpft ihm auf die Seite; er aber setzt ihr mit scharfem Geschrei heftig zu, und sein Herz gebietet ihm, sie zu fangen.

Auch die stummen Fische kennen ihre Räuber. Vor dem mächtigen Delphin fliehen die andern Fische in die Schlupfwinkel des Hafens aus Furcht; denn er verschlingt jeden, den er gepackt hat; und die Möve, die um die weiten Busen des Meeres schweift, benetzt auf der Fischjagd ihr dichtes Gefieder mit Seewasser. Alle diese Thiere haben eine natürliche Beziehung zu Krieg und Kampflust; mitunter auch versinnlichen sie nur den Begriff der Schnelligkeit, wie wenn Athene sich entfernte, gleichend einem Seeadler, oder wie der langgeflügelte hellschreiende Vogel Harpe, den wir nicht näher zu bestimmen vermögen, durch den Aether vom Himmel herabfuhr, oder Leukothea in die wogende See hineilte wie der Tauchervogel.

Selbst das schwärmende Insektenvolk hat unter sich einige kecke Geschlechter, welche starke Thiere in die Flucht jagen, mit beharrlich fortgesetztem Angriff ihre Beute suchen und mit Muth ihre Familie schützen. Die Freier der Penelope fliehen durch den Saal

wie Kühe der Herde, welche die Bremse herumtreibt zur Frühlingszeit, wenn die Tage lang sind. Die Myrmidonen strömten heraus gleich den Wespen am Wege, welche kindische Knaben zu reizen gewohnt sind; dadurch bereiten sie vielen ein gemeinsames Unheil; denn kommt nun ein Wanderer vorüber, und setzt sie ohne seinen Willen in Bewegung, so fliegt der ganze Schwarm tapfern Muthes hervor und vertheidigt seine Kinder. So verlassen auch die Bienen ihre Felsenhöhle nicht, sondern bleiben und wehren sich für ihre Brut gegen die Jäger. Wenn man die Mücke auch abzuwehren sucht, so trachtet sie unablässig darnach, zu stechen, und ein Hochgenuß ist ihr Menschenblut. Mücken sind ein gieriges Volk; sie summen in der Meierei umher an den vollen Melkeimern zur Frühlingszeit, wann Milch die Gefäße netzt, ohne Ablaß, wie die Krieger den Leichnam Sarpedons umschwärmten. Wespen, Bienen, Mücken dienen aber zugleich zur Darstellung unruhig sich fortbewegender Menschenschwärme, die zur Volksversammlung oder zum Kampf eilen. So auch die Schwärme der geselligen Vögel, der Gänse, Schwäne und Kraniche. Eine große Schar zieht selber lautlos dahin, zumal von barbarischen Völkerschaften, wie hin und wieder das Heer der Troer gegenüber den wohldisciplinirten Achäerscharen bezeichnet wird. Die Troer zogen heran, unter Lärm und Geschrei wie die Vögel; wie das Geschrei von Kranichen unter dem Himmel ist, welche, nachdem sie den Winter und dem unendlichen Regen entflohen sind, mit Geschrei nach den Strömungen des Okeanos fliegen, den pygmäischen Männern Mord und Verderben bringend, und in dämmeriger Frühe den bösen Streit beginnen.

Wir haben, nebenbei gesagt, hier eines der wenigen Gleichnisse, in welchen mit Naturbeobachtung ein mythischer Zug in Verbindung gebracht ist. Ein zweites ist jenes oben angeführte Gleichniß, in welchem die Erde seufzt unter dem Zorne des Zeus, wenn er geißelt das Land um Typhoeus. Außer diesen beiden erwähne ich noch das schöne Gleichniß von der Nachtigall. Wenn die Nacht gekommen ist, und alle Menschen der Schlaf ergriffen hat, liegt Penelope auf ihrem Lager, und bittere Sorgen nagen ihr

am Herzen. Wie wenn die Tochter des Pandareos, die grüne — es gibt eine solche — Nachtigall, schön singt im jungen Frühling, sitzend im dichten Laube der Bäume, wie sie wechselnd ihre tonreiche Stimme ausströmt, beklagend ihren Knaben, den lieben Itylos, den sie einst unbedachtsam mit dem Erze tödtete, den Sohn des Herrschers Zethos, so wurde auch ihr Herz zwiespaltig bewegt, dahin und dorthin. Der Schlag der Nachtigall mit seinen mannigfachen Wandlungen und seinen tief hervorgeholten und langgezogenen Tönen dünkte den Griechen der Ausdruck schmerzlichster Bewegung, und so heftete sich an dieselbe die Sage, als sei sie eine verwandelte Mutter, die ihren Sohn beweint, welchen sie selbst getödtet habe.

Auch sonst bleibt der Ton nicht unbeachtet, wenn gleich häufiger das Auge Gelegenheit zu Vergleichungen findet. Die Sehne des von Odysseus losgeschossenen Bogens gab einen schönen singenden Ton, wie die Schwalbe. Die Alten, die auf dem skäischen Thore saßen, waren gute Redner, den Cicaden gleich, welche im Wald auf einem Baume sitzend ihre lilienhafte; d. h. zarte, Stimme ertönen lassen. Man bedenke, es waren Greise, denen keine eherne, unverwüstliche Stimme mehr zur Verfügung stand; sie sprachen leise, aber lieblich, wie die Grille zirpt. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Griechen an dem eintönigen Schrillen, welches die Cicaden mit ihren Flügeldecken hervorbringen, Geschmack fanden. Wenn in der Mittagshitze des Sommers alle Sängrr des Feldes oder Forstes schweigen, und tiefe Stille brütend über der Flur lagert, so erregt der monotone, geschäftige, leise Ton einer Grille dasselbe friedliche Wohlbehagen wie das Rieseln eines Baches, das ferne Klappern einer Mühle, das Summen eines vorüberfliegenden Käfers. — Nicht ganz passend dürfte folgender Vergleich sein: Als Telemachos und Odysseus sich erkannten, schrien sie weinend hell auf, heftiger als Vögel, Seeadler oder krallentragende Geier, denen Landleute ihre Jungen ausgenommen haben, bevor sie flügge geworden sind. Dem Bilde fehlt die Stimmung; denn dort ist das Weinen Folge der Freude, hier des Schmerzes. — Here und

Athene gingen in ihrem Schreiten ähnlich den trippelnden Tauben. Ich verstehe darunter die schnellen, kurzen Frauentritte, gegenüber dem häufig vorkommenden Weitausschreiten der Männer. Als Here der Artemis Köcher und Pfeile um die Ohren geschlagen hat, flieht diese, wie eine Taube in ein Felsenloch fliegt vor dem Habicht. Das Fliegende ist ein Bild des schnell Vorüberschwindenden, daher auch ein stehender Ausdruck: „die geflügelten Worte" und auf der andern Seite von einem Worte, das man im Herzen bewahrt: „es entflog ihm das Wort nicht."

Der Vogel mit der elterlichen Sorge für seine Brut ist ein rührender Gegenstand menschlicher Beobachtung. So viel heiliges Naturgefühl in einem so kleinen Körper; Vater- und Mutterliebe bis zur Entsagung in Wesen, die uns im Uebrigen so fremd stehen! Zwei Vögel, die ihr Nest bauen und dann ihre Jungen mit zugetragenem Futter ätzen, die sie bei annahender Gefahr bang umflattern oder mit ihren Flügeln decken, sind ein Wiederspiel menschlicher Häuslichkeit, menschlich zarter Liebesmühe. Wie der Vogel, sagt Achilleus, den unbefiederten Jungen einen Bissen, den er gefunden, bringt, obschon ihm selbst nicht wohl ist, so habe ich viele schlaflose Nächte zugebracht und blutige Tage durchgearbeitet im Krieg, kämpfend mit Männern, wegen der Gattinnen jener. In diesem Bilde spricht sich des Dichters Sympathie mit humanen Empfindungen der Thiere aus, die auch anderweitig in rührenden Zügen mancher Erzählung zu Tage kommt, wie wir bald sehen werden. Hier erinnere ich nur noch an die bekannte Weissagung des Kalchas: Wir brachten an einer Quelle, sagt Odysseus, auf heiligen Altären den Göttern vollzählige Hekatomben dar unter einer schönen Platane, wo herrliches Wasser floß. Da erschien ein großes Zeichen. Ein entsetzlicher am Rücken blutfarbiger Drache, den der Olympier ans Licht sandte, fuhr unter dem Altare hervor und schwang sich auf die Platane. Da war die Brut des Sperlings, unmündige Kinder, oben im Wipfel, geduckt unter das Laub, acht an der Zahl, die neunte aber war die Mutter, welche die Kinder gebar — man beobachte die menschlichen Bezeichnungen: Mutter, Kinder, unmün-

dige Kinder, gebar. — Da fraß der Drache die jammervoll zwitschernden; sie aber, die sie klagend umflatterte, umschlang er und packte sie beim Flügel. Aber nachdem er die Kinder des Sperlings verzehrt und die Mutter u. s. w. Ich erinnere hier an das Mutgefühl der Hindin und der Löwin in den Gleichnissen, die ich schon früher beigebracht habe.

Nahe gehen dem Sohn der Natur vor allen diejenigen Thiere, die seiner Pflege und Obhut anvertraut sind, mit denen er täglich verkehrt, deren gemüthliche Lebensäußerungen er zu gewahren durch den Umgang selbst veranlaßt wird. Wie Schafe in dem Gehöfte eines begüterten Mannes zu Tausenden stehen, weiße Milch darbietend, und unablässig blöken, wenn sie die Stimme der Lämmer hören, so hatte sich Kriegsgeschrei der Troer durchs weite Lager erhoben. Dieser Vergleich ist mehr äußerlich und bezeichnet nur das Ununterbrochene der erhobenen Stimmen. Agamemnon durchschritt die Reihen der Männer wie ein Widder, der durch die Herde weißer Schafe hinschreitet; dem Aeneas folgten die Mannen, wie dem Widder die Schafe von der Weide zur Tränke folgen. Das Gleichniß leidet aber an einem Fehler, indem es durch ein zweites verdorben ist; denn Aeneas, der eben erst Widder war, wird nun zum Hirten gemacht, der über die Folgsamkeit der Herde sich freut. Menelaos ging um den todten Patroklos herum, wie um das Kalb die Mutter, die zum erstenmal geboren, die wimmernde, die früher nichts wußte vom Gebären. Die ängstliche Sorge um den Theuern, den er unvermuthet gefallen sah, dessen Leib zu schützen ihn seine liebende Bekümmerniß antrieb, liegt in diesem sprechenden Bilde. — Wie, wenn Kälber im Feldgehege den Kühen der Herde, die auf die Düngerstreu gekommen sind, nachdem sie sich an dem Futterkraut gesättigt haben, alle zugleich entgegen springen, und die Horden sie nicht mehr halten, sondern unausgesetzt blökend laufen sie um die Mutter, so strömten die Genossen um den Odysseus, als sie ihn wohlbehalten von der Kirke zurückgekehrt sahen. Wie ließe sich der Ausdruck der Freude deutlicher malen?

Aber auch draußen auf den Bergen begegnen wir den Rin-

dern; dort ist der Ochse minder fügsam; die Freiheit hat ihn entwöhnt, sich in den Willen des Hirten freiwillig zu schicken; sie müssen ihn mit Stricken binden und den zuckenden gewaltsam fortführen. Ganz anders im Dienste, wo die Thiere ihrer Kraft vergessen haben und wie Knechte für den Herrn arbeiten, der das Futter gibt. Einmüthig ziehen da die weinfarbigen, d. h. rothbraunen, Ochsen im Neubruch den Pflug; hinter den Hörnern dringt ihnen der Schweiß hervor; nur das Joch trennt sie, während sie die Furche abwärts streben, und der Pflug durchschneidet das Stück Ackerland. Der Mensch ist des Ochsen zwiefacher Feind; hier benützt er seine Kraft, dort nimmt er ihm mit scharfem Beile das Leben, durchhaut ihm hinter den Hörnern die Muskeln des Nackens, daß er einen Sprung vorwärts thut und dann zusammenstürzt. Es scheint, daß man in der Absicht sie zu schlachten die Ochsen häufig an eine Krippe stellte, und während sie sorglos die Köpfe zum Fressen gesenkt hielten, den tödtlichen Streich führte. So sagt wenigstens Agamemnons Schatten zu Odysseus, Aegisthos habe ihn mit dem heillosen Weibe getödtet, nachdem er ihn in sein Haus geladen und bewirthet, wie mancher einen Ochsen an der Krippe tödtet. Hippodamas, von Achilleus getroffen, hauchte das Leben aus und stöhnte wie ein Stier, den Jünglinge schleppen, am Altare Poseidons. Das Brüllen des Stromes Skamandros, der die Todten auswirft, könnte auch nach unserer Bildersprache mit dem Brüllen eines Stieres verglichen werden. Seltsam aber erscheint uns der Ausdruck „brüllen“ von den knarrenden Thoren des Lagers; auch die Thüren der Kammer, aus welcher Penelope den verhängnißvollen Bogen zu holen im Begriff ist, brüllen so laut auf, wie ein weidender Stier auf der Wiese. Die Thüren mit Baumöl einzuschmieren, um das nervenangreifende Geräusch derselben zu beseitigen, war also wahrscheinlich bei jenen Menschen nicht der Brauch, die noch lange nicht wußten, daß sie überhaupt Nerven besaßen.

So geläufig dem Dichter die Bilder aus dem freien Leben des wilden Ebers sind, wie ich bereits früher gezeigt habe, so selten

verwendet er das zahme Hausschwein, dessen Charakter dem Menschen von jeher gar wenig zusagte. Ich erinnere mich nur zweier Vergleiche. Der Bettler Iros möchte seinem frechen Standesgenossen alle Zähne einschlagen, wie einem Schweine, das die Saaten abfrißt, eine wunderliche Rache des erbitterten rohen Ackerbesitzers; und Agamemnon sagt an der eben erst angeführten Stelle, seine Genossen seien mitleidslos getödtet worden wie weißzähnige Schweine bei einer Hochzeit oder einem Pikenik oder einem reichen Festschmaus eines begüterten vornehmen Mannes. Fleisch von fetten Mastschweinen war eine beliebte Kost; das sehen wir an der ausgedehnten Schweinezucht des Odysseus, welcher der göttliche Sauhirt Eumäos vorstand; die uns so lecker scheinenden Spanferkel überließ man den Hirten.

Der Esel dient in einem einzigen schon früher angeführten Vergleich als Bild eigensinniger Beharrlichkeit. Maulthiere ziehen den Wagen, auf welchem Nausikaa die Wäsche fährt, und schleppen mühsam und schwitzend einen Balken oder einen großen Stamm zum Schiffbau von einem Berge den jähen Saumpfad herab. Das edle Pferd aber, das kluge, anstellige, muthige, dem ritterlichen Menschen geistig nahestehende und gemüthliche Thier, ist bereits ein lieber Genosse, an den sich das Herz anschließt. Das Roß hat einen Namen, also Individualität; man achtet auf seine Abstammung und führt diese zum Theil selbst auf göttlichen Ursprung zurück. Man hat Gefallen an seiner Wohlgestalt und malt sie in besondern Fällen mit sichtlicher Vorliebe aus: die Rosse des Rhesos sind die schönsten und größten, weißer als Schnee, glänzend wie die Strahlen der Sonne und im Laufe gleich den Winden; des Achilleus Rosse, göttlichen Stammes bis auf eines, kann kein anderer sterblicher Mann bändigen als er, den eine unsterbliche Mutter gebar; darum sind sie auch dem Helden ergeben, dem schnellfüßigen und stärksten der Männer, und eines läßt das Haupt sinken, daß die Mähne den Boden erreicht, als ihm Here Sprache verlieh, dem theuern Herrn seinen nahen Tod zu weissagen. Dem Werthe der prächtigen Thiere entspricht die menschliche Fürsorge;

der Hert liebt ſein Pferd; ein junger Krieger Pandaros ließ die ſeinigen zu Hauſe aus Beſorgniß, es möchte ihnen im Heere die Pflege mangeln, und Andromache reichte den Pferden Hektors eher das Futter als dem theuern Gemahle die Speiſe. So begegnen wir bei Homer vielfach der zarten Beziehung des Menſchen zum Pferd, welche auch andern Naturvölkern eigen iſt, und die Bilder, in welchen des Pferdes Erwähnung geſchieht, ſind mit warmer Theilnahme an ihrem Gegenſtand ausgemalt. Beſonders dient das Pferd zum Gleichniß, um die Schnelligkeit eines Helden zu bezeichnen; denn kein Thier überholt leicht das Roß im Laufe; dazu hat es, während es raſtlos dahinjagt, noch das Anſehen des Graziöſen; es ſcheint kaum den Boden zu berühren. So liefen denn auch die Füllen des Königs Erichthonios, welche vaterſeits göttlicher Abkunft waren, über die Halme hinweg, ohne ſie zu beugen, und über die brandende See.

Der freie Lauf eines Pferdes, welches das Glück ſeiner Selbſtändigkeit fühlt, übt auf das Aug einen ganz beſondern Zauber aus. Mit einem ſolchen läßt ſich gar wohl ein Held vergleichen, der vom Hauſe nach dem Kampfplatz eilt. Wie wenn ein Roß, das im Stalle geruht und an der Krippe ſich mit Gerſte genährt hat, ſeine Bande zerreißt und ſtampfenden Hufes durchs Feld läuft, gewohnt ſich im ſchönſtrömenden Fluſſe zu baden, voll Selbſtgefühl; hoch trägt es das Haupt, und um die Schultern flattert die Mähne, und ſeiner Herrlichkeit ſich bewußt, tragen die Schenkel es leicht zu dem Weideplatze der Pferde; ſo eilte Paris oder Hektor vom Hauſe weg nach dem Schlachtgetümmel. Unſern Wettrennen ähnlich waren in Griechenland ſchon zu Homers Zeiten die Wettfahrten beliebt. Wie ein Roß, welches den Preis erhält, mit dem Wagen leicht dahinläuft, ausgreifend, durch die Ebene, ſo rührte Achilleus hurtig Füße und Hände. Das Wettfahren, welches damals beſonders bei Leichenſpielen üblich war, wiederholt ſich mehrmals als Gleichniß, weil hier die Behendigkeit des Roſſes am meiſten zur Anſchauung kommt.

Kein Thier steht dem Menschen so nahe, als der Hund, der freie Genosse seines Herrn. Bei ihm hat sich der knechtische Gehorsam zu anhänglicher Hingabe an die menschlichen Interessen veredelt; treue Liebe bindet ihn an die Person seines Ernährers, wie an dessen Habe und Beschäftigung. Der Jäger, der Hirte, der Hofbesitzer haben am Hund einen wackern Gehilfen und Wächter, doppelt unentbehrlich in einer Zeit, wo noch keine Kugel das Gethier des Waldes niederstreckte, und wilde Bestien mit keckem Angriff die Herde bestürmten. So liefern denn auch die meisten Gleichnisse vom Hunde kleine Jagdstücke, wie er einem Eber oder einem Löwen nachläuft und ihn von hinten packt, wie er unablässig einem Reh oder einem Hasen nachsetzt durch den Wald, wie er die Spur eines Hirschkalbs aufsucht, durch Schluchten und Dickicht, und auf das angeschossene losstürzt. Vor den jungen Jägern her springt die Meute auf den getroffenen Eber an; eine Zeit lang laufen sie und wollen ihn zerreißen; aber wenn er sich umdreht, auf seine Stärke vertrauend, ziehen sie sich zurück und stäuben auseinander. Wenn die Hunde im Gehöfte ein gewaltiges Thier hören, das durchs Gebirg geht, halten sie unruhig bei den Schafen Wache und aus ist es mit ihrem Schlafe. So erscheint der Hund als tapferer Mitarbeiter des Menschen immer munter und auf seinem Posten. Doch vergißt er über dem Dienste keineswegs das eigene Geschlecht; er läuft um die zarten Jungen herum und bellt den Mann an, den er nicht kennt, und strebt zu kämpfen. Theilnahme an dem Leiden des Herrn, welche Polyphem irrthümlich bei seinem Lieblingswidder voraussetzt, können wir ohne poetische Fiktion dem Hunde zuschreiben. Seiner treuen Anhänglichkeit hat Homer in der gemüthvollen Schilderung des alten Argos ein rührendes Denkmal gesetzt. Odysseus hatte ihn aufgezogen, bevor er nach Troja fuhr; nun nach zwanzigjähriger Abwesenheit des Herrn lag das alte Thier vernachläßigt und lausig auf dem Düngerhaufen. Als nun Odysseus nahte, wedelte es mit dem Schweif und spitzte beide Ohren; aber näher konnte es seinem Herrn nicht mehr kommen. Odysseus wischte sich eine Thräne ab und fragte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit den

Eumäos um den Hund. Der rühmt ihm den ehemaligen hohen Werth des schnellen streitbaren Jagdgenossen, den die fahrläßigen Diener jetzt verachten und versäumen. Odysseus geht ins Haus hinein; den Argos aber ergriff das Verhängniß des schwarzen Todes, sogleich nachdem er den Odysseus gesehen, im zwanzigsten Jahre. Zu dem wahrhaft gemüthlichen Verhältniß zwischen Herrn und Hund, welches in dieser kleinen Episode abgemalt ist, liefert ein Vergleich ein artiges Seitenstück. Die Hunde, heißt es dort, umwedeln schmeichelnd ihren Herrn, der vom Mahle kommt; denn er bringt ihnen immer herzerfreuende Bissen mit. — Indessen fehlen auch tadelnde Eigenschaften des Hundes nicht: Hektor wird ein wüthender Hund, die kriegerische Athene eine furchtlose Hündin genannt, und das Beiwort hundsäugig, von Frauen gebraucht, bezeichnet das Kecke, Freche, die Schranken weiblicher Zucht Durchbrechende, wie sich z. B. die in Reue über ihre ehrlose Flucht zerknirschte Helene selbst mehrmals mit diesem Prädikate schilt.

Näher noch als die leblose und lebendige Natur liegt jedoch dem Griechen überhaupt und dem epischen Dichter insbesondere das Menschenleben. Alter und Geschlechter, Stände und Beschäftigungen, gesellige und rechtliche Beziehungen bringen in unser Dasein eine so reiche Verschiedenheit, einen so bunten Wechsel, daß man wol sagen kann: man trifft keine ergiebigere Quelle, um des Menschen Thun bildlich zu schildern, als den Menschen selbst. Es sei mir verstattet, mit einigen Worten auf eine in viele Bilderchen gegliederte Welttafel Bezug zu nehmen, die nach Zeichnung und Behandlung wenigstens den ausgeführteren homerischen Gleichnissen ganz anverwandt ist, ich meine den Schild des Achilleus. Auf diesem sind unter anderem zwei Städte; in der einen war Hochzeit und Schmaus; sie führten Bräute durch die Stadt unter Fackelschein und Hochzeitliedern; junge Tänzer drehten sich dabei zum Schalle von Flöten und Cithern, und Frauen standen im Thorweg und schauten bewundernd zu. Ferner war das Volk auf dem Markte versammelt; zwei Männer stritten um das Sühngeld für einen getödteten Mann; der eine behauptete vor dem

Volk alles gegeben, der andere leugnete etwas empfangen zu haben; das Volk miſchte ſich darein, dem einen wie dem andern helfend; aber Herolde hielten die Menge zurück. Die Aelteſten ſaßen auf behauenen Steinen in heiligem Kreiſe und gaben der Reihe nach, Heroldsſtäbe in den Händen, ihre Entſcheidung ab, und zwei Talente Goldes lagen in der Mitte, für den beſtimmt, welcher das richtigſte Urtheil fällen würde. Von der belagerten Stadt will ich ſchweigen; denn Kriegsgemälde bilden ja den Hauptinhalt der ganzen Iliade. Aber der Geſchäfte und Freuden eines friedlichen Zuſtandes, die auf dem berühmten Kunſtwerke des Hephäſtos nachgebildet ſein ſollen, möchte ich noch weiter gedenken. Da iſt ein Ackerland mit Pflügern; wenn dieſe ans Ende des Grundſtücks kamen, reichte ihnen immer ein Mann einen Becher ſüßen Weines. Da iſt ein anderes Feld mit Schnittern; man ſieht Garbenbinder und zuſammenleſende Knaben, ein König frohen Herzens ſteht mit dem Herrſcherſtabe unter ihnen auf einem Beete, Herolde bereiten in der Ferne unter einer Eiche das Mahl, und Frauen ſtreuen Mehl auf das Fleiſch für die Arbeiter. Da iſt ferner ein Weingarten; die Weinſtöcke ſind an Pfähle gebunden; Jünglinge und Jungfrauen tragen die Frucht in Körben; in ihrer Mitte ſpielte ein Knabe lieblich auf helltönender Zither und ſang mit zarter Stimme ein ſchönes Lied; ſie aber begleiteten ihn mit Geſang und Jauchzen und Hüpfen. Bildern aus dem Hirtenleben ſind wir ſchon zur Genüge begegnet; dagegen den Tanzplatz, welchen Hephäſtos bildete, dem gleich, den einſt Dädalos der ſchönlockigen Ariadne machte, muß ich ganz beſonders hervorheben. Da tanzten Jünglinge und Jungfrauen, einander bei den Händen haltend — natürlich in bunter Reihe; die Jungfrauen trugen Kleider von feiner Leinwand, die Jünglinge wohlgewebte Leibröcke, die weithin von Oel glänzten; ich denke, der Faden war beim Weben ſtark mit Oel getränkt, damit er ſchmiegſamer wurde; die Jungfrauen trugen ſchöne Stirnreifen, die Jünglinge Schlachtmeſſer. Nun liefen ſie bald im Kreiſe, ſehr ſchnell, wie wenn ein Töpfer eine Drehſcheibe probirt, bald wieder in Reihen gegeneinander. Eine

große Schar umstand vergnügt den lieblichen Tanzplatz. Unter ihnen sang zur Zither ein göttlicher Sänger, und zwei Groteskkänzer drehten sich, wenn jener den Gesang anhob, in ihrer Mitte.

So wie dieser berühmte Schild die wichtigsten Lebensverhältnisse in kleinen Abbildungen zeigt, so ist das Sein und Treiben der Menschen nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf auch zu Bildern vielfach benützt, wie wir dies bei einem Volke natürlich finden, dessen offener Blick dem bunten Menschenleben mit besonderer Theilnahme zugekehrt war.

Das stärkste Liebesband auf Erden ist das zwischen *Eltern und Kindern*. Darum kommt es jedem leicht in den Sinn, einen Mann oder eine Frau, denen er besonders Verehrung bezeigen will, mit Vater oder Mutter und den schmeichelnden Verkleinerungswörtern Väterchen oder Mütterchen zu begrüßen; hinwiederum spricht sich die Zärtlichkeit des reifen Alters gegen die Jugend mit der herzlichen Anrede: „liebes Kind“ aus. Dergleichen Bezeichnungen sind allen Sprachen gemein. Das *kleine Kind*, besonders das Mädchen, das noch furchtsamer den Eindrücken der feindlichen Welt ausweicht, kettet sich an die Mutter. Der Bogenschütze Teukros versteckt sich jedesmal, wenn er abgeschossen hat, hinter dem Schilde des Aias, wie ein Kind hinter seine Mutter. Warum weinst du? fragt Achilleus den Patroklos, wie ein kleines Mädchen, das mit seiner Mutter läuft, sie am Kleide faßt und verlangt, sie solle sie nehmen, und die eilende aufhält; weinend schaut sie sie an, bis jene sie auf den Arm nimmt. — Die Tage der Unmündigen gehen dahin in Geplauder und tändelndem Spiel. Wir sehen den *Knaben*, der am Meer im Sande spielt und mit Händen und Füßen wieder einreißt, was er gebaut hat, bei Homer in so vollkommener Realität, als wäre es ein Kleiner aus unserem Hause. Denn in der unentwickelten Kindheit gleichen sich alle Zeitalter.

Mit den Jahren wächst der Unterschied der Geschlechter; das *Mädchen* hat seine Freude an glänzendem Schmuck. Amphimachos zog in goldner Rüstung in den Krieg, wie ein Mädchen. Aber der Zug der Natur führt die verschieden Gearteten zu ein-

ander, also daß sie gern beisammenweilen unter freundlichem Schwätzen. Nicht kann man jetzt mit diesem, sagt Hektor vom zürnenden Achill, von einer Eiche oder von einem Felsen herab schwätzen, was eine Jungfrau und ein Jüngling mit einander schwätzen. Ich denke mir den Jüngling auf der Eiche sitzend, oder auf dem Felsen stehend, die Jungfrau im Begriffe vorbeizugehen, hält an, und es entsteht zwischen beiden ein angenehmes Geplauder, das nicht enden will. — Der süßen Liebe folgt die Ehe; die Geschosse der Ilithyien senden dem Weibe bittere Wehen, vergleichbar denen, welche eine schmerzhafte Wunde erzeugt, und die Sorge für das Kleine beherrscht den ganzen Gedankenkreis der Mutter. Athene wehrte vom Leibe des Menelaos den Pfeil ab, wie eine Mutter von ihrem Kind eine Fliege abwehrt, wenn es in süßem Schlafe liegt. Neben der Mutterliebe aber waltet die treue Anhänglichkeit an den Gatten, des Weibes Schirmer und Versorger, und bricht gewaltsam hervor, wenn es ihn verloren hat. Dem Odysseus quollen Thränen des Schmerzes unter den Wimpern hervor, wie ein Weib weint, die sich hergestürzt hat über den lieben Gatten, welcher vor der Stadt und den Mannen gefallen ist bei der Vertheidigung seines Landes und seiner Kinder; wie sie seine Todeszuckungen sieht, umschlingt sie ihn und schluchzt laut auf; die Feinde aber stoßen sie von hinten an Rücken und Schultern und führen sie in die Gefangenschaft, wo sie Mühe und Leid haben soll, und ihre Wangen fallen ein von kläglichem Harme.

Sehen wir in diesem schon oben angeführten Gleichnisse den grenzenlosen Jammer der Wittwe um den verlorenen Mann, so tritt uns in einem andern in helles Licht die Freude der Kinder um das gerettete Leben des Vaters. Er lag krank und hatte schwere Leiden, zehrte sich die lange Zeit ab, und ein böser Dämon setzte ihm zu: da erlösten ihn zur Freude der Kinder die Götter von seinem Uebel; solche Freude hatte Odysseus beim Anblick seines Vaterlandes. — Der Kindesliebe entspricht die Vaterliebe. Wie ein Vater den Sohn liebend bewillkommt, um den er sich vielen Kummer machte, den einzigen, jugendlichen, nachdem derselbe im

zehnten Jahr aus fernem Lande zurückgekehrt, so umschlang den Telemach und küßte ihn ab der göttliche Schweinhirt. Auf der andern Seite ist der herbste Schmerz der um einen todten Sohn, welcher unmittelbar vor dem schönsten Ziele dahin sank. Wie ein Vater klagt, wenn er die Gebeine seines Sohnes verbrennt, des bräutlichen, der mit seinem Tode die unglücklichen Eltern in Jammer brachte, so klagte Achilleus, als er die Gebeine seines Freundes verbrannte, hinschleichend am Scheiterhaufen unter vielem Seufzen.

In allen diesen Naturverhältnissen erscheint uns die Menschheit heilig und ehrwürdig. Aber der gemeine zufällige Verkehr weckt die niedrigen Leidenschaften, und so zeigen uns ein paar Gleichnisse Homers namentlich das schöne Geschlecht nicht von der vortheilhaftesten Seite. Aeneas sagt zu Achilleus: Was brauchen wir zwei zu streiten und uns zu schimpfen wie Weiber, welche übereinander zürnend wegen einer ärgerlichen Streitsache, mitten auf die Straße hinauslaufen und sich schimpfen, vieles, was wahr ist und unwahr; der Zorn gebietet eben auch das letztere. Der Bettler Iros sagt von seinem vermeintlichen Kollegen: Ei wie schwadronirt der Freßwanst einem alten Ofenweibe gleich, d. h. einem alten Weibe, dem die Sorge für den Backofen obliegt; denn einer Einheizerin bedarf es nicht in jenen warmen Gegenden.

Unter einem civilisirten Volke, wie die Griechen zu Homers Zeiten bei aller Einfachheit der Lebensweise bereits waren, scheiden sich die Menschen auch nach ihren Berufsarten; neben dem Jäger, Fischer und patriarchalischen Hirten, die ich schon vielfach berührte, tritt besonders der Oekonom mit seinen wechselnden Beschäftigungen und der Handwerker in den Vordergrund mit seiner vielfach getheilten Arbeit.

Hier sehen wir einen Ackersmann, dem ein paar weinfarbige Ochsen den Pflug durch das Feld ziehen; er ist froh, wenn endlich die Sonne untergeht; denn er sehnt sich nach dem Abendessen, und die Kniee sind ihm müde vom Gehen. Dort rücken Schnitter auf dem Feld eines begüterten Mannes gegeneinander, und dicht fallen die Bündel Weizen oder Gerste. Nun

hat der Bauer seine breitstirnigen Ochsen angespannt, um die weiße Gerste auf der wohlangelegten Tenne zu dreschen, und leicht entschälen sich unter den Füßen der brüllenden Ochsen die Körner. Dann worfeln die Männer das Getreide, und die blonde Demeter scheidet bei wehenden Winden Frucht und Spreu; auch die Bohnen und Kichererbsen springen von der breiten Wurfschaufel unter dem pfeifenden Wind und dem Schwunge des Worflers. Der Ackerbau setzt geschiedenes Eigenthum voraus, und daß man es mit der Feldgrenze genau nahm, zeigt ein Bild von zwei Männern, die mit Maßstäben in der Hand auf einem schmalen Platz eines bisher gemeinsamen Grundstückes, das sie theilen wollen, um die richtige Grenze streiten. Aber der Landmann fällt auch die Eichen des Waldes; weithin tönt der Schall seiner Art aus den Schluchten, bis er sich müde gehauen und Sehnsucht nach labender Speise ihn gegen Mittag veranlaßt, ein Mahl zu bereiten. Die Käsebereitung fällt ins Bereich des Oekonomen und des Hirten zugleich. Man bediente sich schon damals des Saftes vom wilden Feigenbaum, um die Milch gerinnen zu machen. Endlich wird noch der Gartenkultur gedacht und der künstliche Bewässerungsprozeß anschaulich beschrieben. Der zürnende Fluß Skamandros — ich habe das Bild schon oben benützt — überholt den Achilleus, wie wenn ein grabenziehender Mann, die Hacke in den Händen, dem Wasser von der Quelle einen Weg durch Pflanzungen und Garten zeigt; von seinem Strömen werden alle Kieselsteine in Bewegung gesetzt, und mit schnellem Fall rieselt es hinab den Abhang und kommt sogar dem voran, der ihm den Weg weist.

Auf dem festen Grunde des Landbaues, welcher das Unentbehrlichste, das Brot, schafft, erheben sich die bürgerlichen Gewerbe, theils Werkzeuge und Geräthe, theils zierlichen Schmuck zu schaffen. Obgleich die homerische Welt noch dem Broncezeitalter angehört, so verstand man doch schon das Eisen zu härten, indem man es glühend ins Wasser tauchte. Wie wenn ein Schmied, heißt es, ein großes Beil oder eine Holzart in kaltes Wasser taucht, die lautaufschreiende härtend; denn also gewinnt man ein starkes Eisen; so zischte das

Auge des Cyklopen um den Pfahl von Oelbaumholz. Das Eisen, als das härtere Metall, gebrauchte man vor allem zu Handwerkszeug, um das Holz zu bearbeiten, zur Bedachung der Häuser, wie zum Schiffbau. An der eben angeführten Stelle gedenkt der Dichter gleichnißweise eines Drillbohrers, mit welchem ein Mann einen Schiffsbalken durchbohrt; er selbst stemmt sich oben darauf, und unten ziehen zwei Männer von zwei Seiten mit einem Riemen, daß der Bohrer unablässig hin und herläuft. Der Töpferscheibe habe ich bereits vorhin Erwähnung gethan, als ich vom Rundtanz auf dem Schilde des Achilleus sprach. Ferner führte ich das Bild vom Gerber an, das durch seine allzugroße Anschaulichkeit kalt und gemüthlos wird. Die Troer und Danaer ziehen den Leichnam des Patroklos hin und her, wie wenn ein Mann eine große mit Fett getränkte Rindshaut seinen Leuten gibt, um sie auszuziehen; sie nehmen sie, treten auseinander und ziehen im Kreis, und alsbald schwindet die Feuchtigkeit und das Fett dringt ein, indem ihrer viele ziehen, und sie wird durch und durch ausgedehnt.

Aber auch der Luxus hat schon seine Gewerke. Ein kundiger Mann, dem Hephästos und Athene allerlei Kunst gelehrt hat, und der gefällige Arbeiten verfertigt, überzieht bereits Silber mit Gold. Hinwiederum ist der Armuth die Mühsal des Verdienstes nicht erspart; der Taucher springt, Austern suchend, in die Meerestiefe, und die redliche Spinnerin wägt sorgfältig die Wolle ab, um an dem armseligen Lohne, dessen sie zum Aufziehen der Kinder bedarf, keinen Abzug zu erleiden. Solche kleine Andeutungen öffnen einen unerwarteten Einblick in die alten socialen Verhältnisse, wie wenn man durch eine Ritze in ein Zimmer schaut. Also schon in Homers Tagen die unglückliche Proletarierin, die sich und ihre Würmer mit der Spindel ernährt, die fürchten muß, ihren Lohn geschmälert zu sehen, wenn etwa der abgelieferte Faden nicht ganz das entsprechende Gewicht haben sollte.

Auch solche Künste werden bereits erwähnt, die man bei uns brotlose zu nennen pflegt, und die doch manchem, dessen unruhige Natur in der Jugend ein soliderers Handwerk von sich wies, das

Brot erwerben. Gaukler wie Spielleute und Sänger haben auch damals schon in den Herrenhäusern ihren Unterhalt gefunden; ja wir haben, wie ich bereits früher gelegentlich anführte, ein merkwürdiges Beispiel von einem Kunstreiter. Aias schritt von einem der Schiffe, die ans Land gezogen dem Lager als Bollwerke dienten, auf das andere, wie ein Reitkünstler, der von vielen Pferden vier zusammen nimmt, und vom Feld aus auf der Heerstraße nach der Stadt hin jagt; viele Leute, Männer und Frauen, schauen ihm zu; er aber springt unablässig und sicher von einem Pferd auf das andere, während die Pferde dahinfliegen. Es ist die Kunstreiterei in der damaligen Zeit um so auffallender und merkwürdiger, weil man weder im Kriege Cavallerie kannte, noch im Frieden die Wettrennen. Spielleute und Sänger waren in einer Person vereinigt; die Trompete diente lediglich als Kriegsinstrument; der göttliche Sänger, den die Muse begeistert, begleitete die Geschichte, mit deren Vortrag er die Herzen bald erheiterte, bald rührte, mit der Leier, auf welche er mühelos die Darmsaiten vom Schaf aufzog. Der improvisirende Dichter, dem ein Gott die Worte in den Sinn gab, galt für ein heiliges Wesen bei einem Volke, das in höherem Grade als irgend ein anderes für Poesie organisirt war und den Weltberuf in sich trug die schönsten Künste auszubilden.

So nahe sich bei der Einfachheit der Sitten noch die Stände waren, so offen und herzlich der Edle mit dem Knecht und die Königin mit der Magd verkehrte, dennoch finden sich auch in Vergleichen die Standesunterschiede angedeutet. Der Fremdling, der recht- und heimathlos, weil er daheim einen Todtschlag begangen, sich vor der Blutrache flüchtet, wird angestaunt, wenn er ins Haus eines reichen Mannes tritt; denn der Verkehr ist noch spärlich; aber Zeus hat den Gast in seinen Schutz genommen. So staunte Achilleus, als er den göttergleichen Priamos sah, der seine Kniee umschlungen hielt und seine furchtbaren mörderischen Hände küßte. Der bloße Ansiedler steht als verachtet neben dem Bürger, und Odysseus, der mit Penelope noch in verstellter Rede verkehrt, vergleicht ihren Ruhm, der zum Himmel dringe, mit dem eines tadel-

losen *Königs*, der gottesfürchtig herrschend über viele kräftige Männer, ein gerechtes Regiment führt; ihm trägt der schwarze Boden Weizen und Gerste, die Bäume sind beladen mit Frucht, die Schafe werfen Lämmer auf Lämmer, das Meer liefert Fische, in Folge seiner Rechtlichkeit, und glücklich leben unter ihm die Völker.

Es wären endlich noch eine Reihe von Bildern übrig, entnommen den mancherlei *Werkzeugen und Fabrikaten* des menschlichen Lebens, als Angel, Beil, Blei, Bleiwache, Elfenbein, rothgefärbt von einer mäonischen oder karischen Frau, damit es zum Pferdeschmuck diene, Dachsparren, Feuerbrand, den ein Mann auf einer Einöde in der Asche aufbewahrt, weil er keine Nachbarn hat, bei denen er Feuer anzünden kann, ein Beweis, daß man noch nicht die Kunst verstand Feuer zu machen, Jagdnetz, Kessel, Mauer eines hohen Hauses aus dichtgefügten Steinen, Richtscheit, Schiffsrippen, Säule, Spitzpfahl, Spule der Weberin, Thorflügel, Thurm, Trompete und wol noch andere Gegenstände als die genannten, die ich blos alphabetarisch aufgezählt habe, weil ich sie zu weiterer Ausführung nicht eben für ergiebig halte.

So will ich denn mit meiner Charakterisirung und Darstellung der homerischen Bilder hier stehen bleiben, nachdem ich, wie ich glaube, deren Fülle und Art genugsam erörtert und an dieser einen Seite den Reichthum und die Herrlichkeit jener Poesie nachgewiesen habe. Kaum wird es einen zweiten Dichter geben, der in seinen tropischen Ausdrücken so vielseitig und doch dabei für die Auffassung so einfach und durchsichtig ist. Die ganze Welt warf ihre tausend Bildchen in dieses offene Dichteraug, und der Liebling der Muse zeigte sie vor nach Lust und Laune, und wußte die kleinen Kabinetsstücke so zu vertheilen, daß sie wirkten und die Räume, die er damit auszierte, behaglich und wohnlich machten. Man spricht oft von der Größe Homers ins Allgemeine hinein, und das Publikum, das in solchen Dingen, die ihm zu fern liegen, kein eigenes Urtheil haben kann, redet und glaubt in seiner Bescheidenheit wie die Gelehrten, oder wagt wol auch vorwitzig die hergebrachte Ansicht zu reformiren, weil es in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts

lebt und den Götzendienſt ſatt hat, den man ſeiner Meinung nach allzulange mit den Griechen getrieben.

Darum hielt ich es für geeignet, einmal den Gehalt dieſes Dichters an einer recht ſpeziellen Frage zu prüfen; beſteht er hier die Probe, dachte ich mir, und kann ich meine Zuhörer überzeugen, daß ſeine Bilderſprache, kleine Unebenheiten abgerechnet, den höchſten Anforderungen gemäß iſt, ſo werden ſie ja wol auch ſonſt behutſamer ſein im Abſchätzen ſeiner künſtleriſchen Leiſtungen und ſich ſcheuen an den Lorbeerkranz zu taſten, der nun bald dreitauſend Jahre des Altvaters Haupt umgibt. Manche haben ſchon vor mir die Gleichniſſe Homers behandelt; doch weiß ich niemand, der es gewagt hat, dieſes Thema vor ein größeres Auditorium zu bringen. Sollte ich mit meinem Verſuch einen Mißgriff begangen haben, ſo entſchuldigen Sie dieſen mit meinem Stand und meiner natürlichen Eingenommenheit für einen Dichter, welchen mir mein Beruf Jahr aus Jahr ein allwöchentlich in die Hand gibt.

Gutzkows Zauberer von Rom,

nach Tendenz und Compoſition beleuchtet

von

J. T. Hoffmann.

Gutzkows „Zauberer von Rom" erinnert ſchon durch die Bändezahl an „die Ritter vom Geiſte," mehr aber noch durch Hebel und Räder, durch Perſonen und Schickſale. Dürfte man von der wärmern oder kühlern Aufnahme einer Dichtung auf deren Werth ſchließen, ſo gebührte dem ältern der zwei Brüder der Vorrang; denn gleich nach ſeinem Erſcheinen in den beiden erſten der fünfziger Jahre begrüßte ihn das Zujauchzen der Menge; ſelbſt der ernſte Geſchäftsmann kargte ſich Freiſtunden ab, das neue Evangelium zu vernehmen und zu prüfen, welches die eben erſt zu Grabe getragenen Hoffnungen auf Verbeſſerung unſerer vaterländiſchen Zuſtände theoretiſch wieder aufnahm. Wol fühlte ſich dann mancher Leſer, der dem Dichter die Aufgabe eines Lehrers zugemuthet hatte, am Schluß enttäuſcht, und die Erwartung, die er von den modernen Rittern gehegt, ging ihm mit Dankmars Million in Rauch auf; aber dennoch empfahl er den höchſt intereſſanten Roman, lediglich mit dem Schluß unzufrieden, dem Nachbar, der nun wieder im Schweiße ſeines Angeſichts den Stein des Siſyphus wälzte. War es doch, als ob die Geſellſchaft, mitten im öffentlichen Jammer, wie der Lechzende den Becher Weines, den Labetrunk der Poeſie hinunterſtürzen müßte, um ihre traurige Lage zwar nicht zu vergeſſen, aber doch in roſigerem Lichte zu ſchauen. Die Anſtrengungen

der Patrioten waren im Parteihaber wie im offenen blutigen Kampfe der Gewalten niedergeſchlagen worden; ſollte man alle Ausſicht auf eine beſſere Zukunft ſich in dumpfer Niedergeſchlagenheit verſperren? O nein, ein Dichter ſammelte mitten unter den ſchlechten Elementen eine ſtille Gemeinde ausdauernder ſtrebender Menſchen, die trotz ihrer Gegenſätze in Erfahrung und Denkart ſich aus dem allgemeinen Schiffbruch zuſammenthaten, einen neuen Floß zu zimmern, um darauf nach dem Sturme von neuem durch den Ocean zu fahren. Dieſer tröſtende Gedanke, daß es mit den Segnungen unſerer Bildung nicht ganz aus ſein könne, welcher den ſymboliſchen Geheimbund belebt, eroberte dem phantaſtiſchen Romane die erſchütterten und von den Schreckniſſen der jüngſten Vergangenheit wund nachzitternden Herzen.

Anders war die Lage, anders die Stimmung in Deutſchland während der Jahre 1858—61, in welchen „der Zauberer von Rom“ aus derſelben Feder geboten wurde. Die ſiegreiche Reaktion hatte zu ſchwer auf der Welt gelaſtet, die Machthaber ihre Gewalt zu lange mißbraucht, ja ſogar den Zeitgeiſt zur Theilnahme an ihren dynaſtiſchen Intereſſen verleitet. Erſt nahm man Partei für den nutzloſen Krimmkrieg, der wie die Fehden alter Tyrannen das Blut der Völker dem Ehrgeize weniger Machthaber opferte; dann erhitzte man ſich dem Haus Habsburg zu Gefallen gegen die kühnen Freiheitsbeſtrebungen der Italiener; und während darauf gerade die Niederlage Oeſterreichs die Zwingburgen in Deutſchland mit zerſtören half, feindete man ſich gegenſeitig über Theorien an oder war hoffnungsſelig, auf beiden Seiten alſo zu ſehr mit den wechſelnden Zuſtänden der Gegenwart beſchäftigt, um einem großen dichteriſchen Werke die nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen, welches die Aufgabe ſeines Vorgängers die Zeit von innen heraus zu heilen von einer neuen Seite angegriffen hatte.

Nicht als hätte der Ruhm und die Kunſt des Verfaſſers die Kraft anzulocken mit einem Male verloren gehabt. Das leſeluſtige Publikum harrte auch hier wieder ungeduldig den neuen Bänden entgegen; aber doch wirkte der frühere Zauber ungeachtet des pikanten Titels nicht mit gewohnter Macht auf alle Schichten der Ge-

sellschaft; ja mancher, der mit entschiedenem Eifer begonnen, fühlte sein Verlangen der Entwicklung weiter nachzuspüren erlahmen, und erklärt nun unbefangen, wie er nach einigen Bänden stecken geblieben sei. Wer trägt die Schuld? der Dichter oder sein Publikum?

Allerdings beide, den größern Theil aber diesmal das letztere. Gutzkow war, wie wir Deutsche allesammt, von Jugend auf tief betheiligt an religiösen Fragen. Seit einem Jahrhunderte hat alle denkenden Köpfe die Untersuchung beschäftigt über das Verhältniß der freien Wissenschaft zum Christenthum. Ist die Lehre der Kirche abgethan und ihr Leben erstorben? Kann das letztere nur durch Verbesserung oder durch vollständige Anerkennung der erstern von neuem Kraft gewinnen? Und ist eine Neubelebung des religiösen Sinnes wünschenswerth oder nicht? Diese und ähnliche Bedenken liegen zumal seit den Freiheitskriegen in der Luft und werden von der Jugend nicht ohne Gewissensbeschwerung und von den Gereiften nicht ohne Leidenschaft erörtert. Von seiner „Wally" bis zu den „Rittern vom Geiste" stand Gutzkow auf der Seite jener Gegner des Christenthums, welche demselben keine bindende Kraft mehr zugestanden. Eigentliche Christen, erklärt er in letzterem Werke, gebe es gar nicht mehr, und unsere Zeit wäre reif zu einer neuen Messiasoffenbarung; aber ein Individuum vermöchte nicht mehr die ehemalige Wirkung zu thun, sondern der rein herausgestellte Begriff der Menschheit würde an sich selbst zum Befreier werden.

Haben nun seitdem die vorwärts rückenden Jahre dem frühern Revolutionäre gegen die überkommene Religion seine Kühnheit genommen und ihn zu deren Reformer gemacht? Hat das tiefere Einleben in die einmal vorhandene Welt die Flügel ihm beschnitten, die ehedem hoch über Mauern und Zäune hinwegstreiften? Hat die realistische Richtung der Gegenwart sein Auge geschärft für die Macht der Thatsachen? Noch vor zwanzig, dreißig Jahren, als die Systeme freier Denker die wissenschaftlichen Köpfe beherrschten, ging jeder von diesen unbekümmert um die alte staubige Heerstraße seine romantischen Pfade; jeder schneiderte sich seine Religion auf den eigenen Leib, und der centrifugale demokratische Sinn sprengte

die festen Bande der Kirche gerade wie die des Staates. Während dessen aber hatten Sitte und Satzung diese nicht minder geschützt, als ehedem, und die Stürmer des christlichen Gottesreiches, die im Feuer des Vorrückens ganz unbekümmert gewesen waren, ob ihnen auch eine ansehnliche Gefolgschaft hinter den Fersen sei, machten die niederschlagende Bemerkung, daß sie mit ihrem kleinen Häuflein abgeschnitten zu werden Gefahr liefen. Die Hauptarmee war weit zurück und jene Vorgerückten fast aus ihrem Gesichtskreise. So entschlossen sie sich bei Zeiten wieder umzukehren und lieber langsam, bedächtig und besonnen mit der Masse von neuem den Marsch anzutreten.

Ein kleiner Fortschritt, dessen Segen allen zu Gute kommt, bringt jedenfalls mehr gemeinen Nutzen, als ein großer für einzelne. Um aber zu wissen, wo und wie dem Volke zu helfen sei, mußte man seine Zustände und Bedürfnisse studiren, sich in die geschichtlichen Verhältnisse vertiefen, die bestehenden Mißbräuche genau kennen lernen, und damit man den Zurückgebliebenen Muth mache, ihnen ein nahes sichtbares Ziel als Augenpunkt vorhalten. Man erleichtert die Mühe eines Weges, wenn man ihn in Stationen theilt, und Kinder täuscht man ja wol auch über die Entfernung, indem man ihnen Anfangs nur den ersten Ruhepunkt als Reiseziel vorspiegelt.

Dies scheint mir Gutzkows Verfahren gewesen zu sein, als er uns in seinem „Zauberer von Rom" ein Spiegelbild vorhielt von den Schäden der christlichen Hauptkirche, und ihre Verbesserung und Erneuerung als das Mittel verkündete, welches uns aufhelfen würde. Der Dichter hat offenbar seine Forderungen gegen früher bedeutend herabgestimmt, um sich anzubequemen an das allgemeine Bedürfniß, natürlich nicht in der Meinung, als wäre durch solche Zugeständnisse im religiösen Glauben und Leben den Forderungen des Jahrhunderts schon ein volles Genüge geschehen. Wenn er am Schlusse seiner Dichtung einen neuen Pabst wählen läßt, der das Lesen der Bibel in allen Sprachen der Christenheit gestattet, und entkleidet der weltlichen Macht dem Freiheitssehnen der Italiener entgegenkommt,

einen Pabſt, welcher die Annahme ſeiner Berufung von der Erlaubniß abhängig macht eine allgemeine Kirchenverſammlung ausſchreiben zu dürfen, die vorausſichtlich den Cälibat der Prieſter und die Unauflöslichkeit der Ehe abſchaffen wird, ſo ſtellt er damit allerdings äußerſt wichtige Verbeſſerungen in Ausſicht; aber wie vielen Stoff zu Zank und Hader läßt er noch in Mitte liegen und wie viele Unvollkommenheiten im bürgerlichen Leben beſtehen! Es iſt hier, wie mit dem Bergſteigen; Bonaventura-Gutzkow mit ſeinen Reformen hat vorderhand einen ſteilen grünen Hügel erklommen, einen Vorberg, hinter welchem die Wanderung auf und ab, durch Schluchten, Waldung, Schnee und Steingeröll erſt recht beginnt, ach wie lange und wie weit noch bis zur Spitze! Dieſe bibelleſende Chriſtenheit, hat ſie nun mit der ſo lange vorenthaltenen Erlaubniß den Schlüſſel in Händen zum Tempel der Wahrheit, zum Heiligthum der Seelenruhe, wo alle Fragen gelöſt ſind und alle Stürme ſchweigen? Oder iſt ſie vielmehr erſt da angekommen, wo ſich Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin ſchon vor dreihundert Jahren befanden und unter weit günſtigern Verhältniſſen? Damals ſtand die Wiſſenſchaft noch als ein unſchuldiges Kind da und weidete die Augen am Glanze des Tempels, leiſe tretend und behutſam, daß ſie die Andacht nicht ſtöre; ſeitdem iſt ſie groß geworden und eitel und ſelbſtgefällig und lockt mit verführeriſchen Reizen Scharen von Verehrern. Wo ſind denn unter den Proteſtanten noch die eifrigen Bibelleſer? Das Siegel iſt längſt abgeriſſen, mit welchem die Kirche das gefährliche Buch verſchloß; wer benützt eine Freiheit, um welche einſt Jahrhunderte ſich abkämpften? Sodann: wird ihr Studium noch wirklich wie ſonſt allenthalben zum Segen? Der Vorwitz unſerer Zeit, die Frühreife unſeres Geſchlechts im Bunde mit der weltlichen Wiſſenſchaft hat den Samen des Zweifels an allen Wegen ausgeſtreut, den gerade die der Natur und der Erfahrung häufig widerſprechende Bibel ſchnell aufgehen und wachſen macht.

Die proteſtantiſche Kirche bietet durch ihre Forderung lediglich die Bibel als religiöſe Richtſchnur zu nehmen ein Bild der Zer-

fallenheit; die vorgeschrittenen Köpfe haben sich längst dem Gängelband entwunden und den eignen Beinen vertraut; die Wärterinnen der unfolgsamen Kinder laufen ihnen nach, drohend und schmeichelnd, um sie wieder einzufangen; bald gelingt es, bald auch nicht, und der einmal entbrannte Kampf um Freiheit und Gehorsam ist jedenfalls der Religion nicht gedeihlich. Einem solchen Zustande gegenüber erscheint des Dichters Absicht schwerlich der Mühe zu lohnen, da ihre Erreichung den Katholicismus nur eben dahin bringen würde, wo der Protestantismus mit Unbehagen und Ungeduld weilt, aus dem engern Kerker des Papstthums in das weitere, aber keineswegs bequeme Gewahrsam der Bibelherrschaft; ein Fortschritt allerdings, aber nur etwa wie von der Censurwillkür zu einem strengen Preßgesetz, welches der Preßfreiheit als ängstlicher Wächter zur Seite gestellt ist. Eine Menge Mißbräuche, die die Kirche vor Jahrhunderten dem Leben eingeimpft hat, würden fallen, wie sie in Protestantismus gefallen sind, zumal wenn die Berufung eines Concils, gemäß der weitern Forderung Gutzkows unter dem Regiment eines freisinnigen Papstes sich dazu gesellte, eines Concils, welches den guten Willen erwiederte, den jener ihm entgegenbrächte; aber wer könnte den Gang einer solchen Versammlung zum voraus bemessen, wer die losgelassenen Geister in Bann nehmen, wer den Sieg der aufgeklärten Partei gewährleisten, wer endlich die günstige Aufnahme der Beschlüsse in der ganzen katholischen Welt verbürgen, deren Bildungsgrade so verschieden und mitunter so tief unter dem sonstigen Zeitbewußtsein sind? Könnten jene Beschlüsse nicht zu den alten Spaltungen innerhalb der Christenheit eine neue fügen und jene Reformversuche des Pabstes nicht einen Erfolg haben, wie die ähnlichen des edlen Kaisers Joseph? Ich setze wenig Vertrauen auf die Segnungen, die von großen Versammlungen ausgehen; mich schreckt das Beispiel des tridentiner Concils, wie der französischen Nationalversammlungen und des deutschen Parlamentes; auch die einzelnen Machthaber vermögen mit Gewaltstreichen keine dauernde Schöpfung hervorzuzaubern: die Jesuiten kehrten wieder, obschon Ganganelli sie abgeschafft hatte. Mehr vermag das langsam aber

ſtetig fortſchreitende Bewußtſein des Volksgeiſtes. Es muß ja wol der Tag kommen, an welchem der letzte Pförtner das letzte Kloſter von ſelbſt ſchließt, und das Jahr, in welchem die Kirche die Eheloſigkeit der Prieſter aufhebt, weil kein Jüngling mehr zu finden iſt, dem die Einbildung größerer Heiligkeit Kraft gibt die Forderungen der Natur zu verleugnen. Freilich rechnet die Geſchichte nur mit großen Zahlen, und wenn Gutzkow dem neunten mit herrlicher Begeiſterung geſchriebenen Buche ſeines Romanes die Zahl 18 mit zwei Fragezeichen vorſetzt, als die Zeit, in welcher die oft verlangte Reform an Haupt und Gliedern geſchehen werde, ſo möchte ich unſerem Jahrhunderte das gewaltthätige Ringen von immerhin zweifelhaftem Ausgange lieber erſparen, des feſten Glaubens, daß der ewig ſich erneuende Weltgeiſt die Narben von ſelbſt auswachſen wird, die ihm aus allen Kämpfen und Wunden noch anhaften.

Neben ſolchen Anſchauungen indeß hat auch der Dichter ein Recht, das ihm nicht beſtritten werden ſoll. Als Verfaſſer eines großen Romans, der in ſeinen Hauptzügen die noch beſtehenden Gebrechen kirchlicher Einrichtungen zeichnet und an den Schickſalen und Beſtrebungen einzelner Perſonen zur Anſchauung bringt, hat er die Pflicht ſein Werk mittels dieſer Perſonen zu einem entſprechenden Ende zu führen, oder einen künſtleriſch ſchönen Ausgang wenigſtens in der Perſpektive zu zeigen, etwa wie Egmont in ſeinem letzten Traumbild Clärchen als Sinnbild der Freiheit ſchaut. Die Schlußblätter ſeiner Arbeit, an welchen man von rein realiſtiſchem Standpunkte billigen Anſtoß nimmt, ſind poetiſch betrachtet nichts anderes als ein ſchönes Transparent, eine Verklärung unſeres ſich in Sorgen und Leidenſchaften verzehrenden Lebens, eine Stimme von oben, die den Bangenden zuruft: Es wird ja beſſer werden. In ſolchen ſkizzirten Scenen hat die bloße Möglichkeit, wenn ſie nur erfreulich iſt, den Vortritt vor der Wahrſcheinlichkeit, und die Leſer, welche allen Streit zu einem guten Ende geführt wünſchen, müſſen dem Dichter die Freiheit einräumen, die der poetiſchen Einheit zu Gute kommt. Er kann den Eintritt des Erwünſchten nicht aufſparen, bis viele Geſchlechter abgeſtorben ſind, bis langſam, wie alles Organiſche,

die Kirche ſich von ſelbſt umwandelt; Bonaventura, den ſeine geiſtige und ſittliche Hoheit vom deutſchen Dorfpfarrer bis zum Pabſt emporhebt, der ſtatt eines römiſchen Zauberers ein Wunderthäter iſt, warum ſollte dieſer nach bangem Ringen und Entſagen nicht endlich mit ſchon gebleichtem Haare die Krone ſeines Strebens erreichen, den Triumph der geläuterten Kirche?

Ich habe vorhin angedeutet, daß der Dichter mit der Freigabe des Bibelleſens und andern Neuerungen die katholiſche Kirche der proteſtantiſchen nahe bringt; nur einzelne Eigenthümlichkeiten des Kultus, deren die Reformatoren in ihrem Ungeſtüm zu viele abgeſchafft hätten, bleiben unberührt, wie z. B. die Meſſe, auch die Stufenleiter der Hierarchie bis zum Pabſtthum. Wie freilich der Statthalter Chriſti, beraubt der weltlichen Macht, den alten Glanz ſeiner Würde zu bewahren hofft, iſt ſo zweifelhaft, als der Werth der Meſſe, wenn ihr der Nimbus der Wandlung fehlen wird, weil die Bibelleſer nicht mehr daran glauben können. Aber ſelbſt mit der Autorität der Bibel nimmt es Gutzkow nicht ſo ernſt, als er ſich den Anſchein gibt; denn alſo läßt die Viſionärin Paula den Träger der neuen Glaubenslehre ſprechen, indem er als Biſchof die Kinder firmelt: „Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden, an die Liebe, die Erhalterin der Welt, gelehrt durch Jeſus Chriſtus, an den Geiſt der Wahrheit, der uns zur ewigen Hoffnung führt.“ Welcher Bibelgläubige wird noch die Stimmen der Evangeliſten und Apoſtel in dieſem abgeſchwächten Credo erkennen, welches von der Perſon und Erlöſungsthat Chriſti und von den Bürgſchaften des ewigen Lebens kein Wort mehr zu ſagen wagt? Stimmt ſolch ein Bekenntniß nicht vielmehr genau mit den behutſamen Aeußerungen der freien Gemeinden zuſammen, welche den Kern des Chriſtenthums weggeworfen haben, und ſich oder andern einreden, die ausgeblaſene Eierſchale ſei noch das Ei? In ſolchen Sätzen gilt kein Markten und Abdingen, kein Deuteln und Bemänteln; jeder ehrliche Theolog, ſei er Proteſtant oder Katholik, wird den Pakt verwerfen, den der Deismus auf Grund der Bibel mit dem Chriſtenthum eingehen will, und ſtatt des Friedens, den

auf jene allgemeinen Bedingungen hin beide feindliche Mächte innerhalb der Kirche miteinander schließen sollen, würden die Gläubigen aus beiden Theilen, wie es ja bereits geschehen, gestützt auf ihr altes apostolisches Symbolum, sich eher zum gemeinsamen Kampfe gegen den Unglauben einer dritten Partei verbinden, welche ohne Berechtigung die Fahne der Christlichkeit entfaltet hat. Es erweist sich demnach das freundlich lockende Bild der Hoffnung, welches Gutzkow am Ende seines Romans aufrollt, gleichwol bei näherer Betrachtung als trügerisch, und die beiden Lager der Welfen und Ghibellinen werden fort und fort gegeneinander gerüstet bleiben, nur daß Freund und Feind ein anderes Feldgeschrei hat; auf der einen Seite Katholiken und Protestanten mit dem alten Christenglauben, auf der andern die Anhänger von Lebensanschauungen, welche unabhängig von diesem ihre Berechtigung in der Vernunft und freien Forschung suchen, und das alte blut- und thränenreiche Vermächtniß, die Spaltung von „Nord und Süd," welches der Dichter in der Einleitung beklagt, wird schwerlich durch seine Reformation des Katholicismus umgestoßen werden.

Gutzkow hatte bei seiner Dichtung die patriotische Absicht die nord- und süddeutschen Stämme einander näher zu bringen, weil er befürchtet, daß durch die Fortdauer dieses Gegensatzes „Sprache, Bildung, Nationalität, Volkswohl uns genommen werden und früher oder später die Stunde da sei, wo entschieden wird, ob die Welt den Slaven, Celtoromanen oder Germanen gehöre." Allein der alte Zwist zwischen Nord- und Süddeutschland beruht minder auf dem Unterschiede der Confessionen, die in weiten Strichen beider Hälften friedlich nebeneinander sitzen, wie denn der Dichter selbst Westphalen und die Rheingegenden zum Wohnsitz der katholischen Richtung in seinem Roman auserkor, als in den verschiedenen Lebensanschauungen, welche durch das Vorwalten von Verstand oder Gemüth bedingt sind, in der Macht der Sitte, dem Geiste der Regierungen, den Ansprüchen der Staaten und andern weltlichen Anlässen zu Reibungen und Conflikten, die jedoch heutzutage bei einem gewaltsamen Andrang des Auslandes alsbald verschwinden würden.

Die alten Parteien aus den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges vermögen keinen länderverheerenden Sturm mehr zu erregen; heute wie künftig streitet man durch ganz Europa nicht um untergeordnete Fragen des Bekenntnisses, sondern um Freiheit oder Knechtschaft auf allen Gebieten des Denkens und Lebens; es ist ein Krieg zwischen zwei unversöhnlichen Feinden, in welchem selbst die Nationalitäten bald nur noch leicht in die Wagschale fallen werden. Wenn es erlaubt ist, mit Gutzkows Lieblingsausdrücken „Welfen" und „Ghibellinen" weiter zu spielen, so möchte ich mit dem ersten Wort allerdings ebenfalls die blinden Anhänger der Autorität bezeichnen, aber die blinden Trabanten einer herrschenden Staatsgewalt ihnen eben so gut beizählen, als die ganze Gefolgschaft des katholischen wie protestantischen Kirchenthums, während die Ghibellinen durch alle Nationen verbrüdert die Freischar in Staat und Kirche bilden, welche jedem Zwange den Gehorsam gekündet hat. Aus dieser luftigen Perspektive der Zukunft gesehen, dünken uns freilich die Probleme, welche in unserem Romane Gedanken und Gewissen verwirren, ziemlich geringfügig und die Art ihrer Lösung mitunter gleichgiltig.

Auch Gutzkow selbst wird unserem Urtheile beipflichten, aber mit Fug entgegnen, aus solcher Höhe gewinne man keinen genauern Blick in das Getriebe des wirklichen Lebens; der Dichter müsse seine Gebilde aus dem Material der Thatsachen gestalten; sonst schaffe er fleischlose Schemen. Darum habe er es vorgezogen, statt jene Streiter der Freiheit, jene „Ritter vom Geiste," zu wiederholen, solche Personen und Verhältnisse zu zeichnen, welche dem Charakter eines bestimmten Landes, den Beschränkungen durch Erziehung und Kultur entsprächen, und lieber diese in Kämpfen um kleine, aber wirkliche Güter sich abarbeiten, als in stolzen Plänen sich verflüchtigen lassen. Dieser Realismus der Anlage schafft und nimmt dem Werke seine Lobredner; der Freund kirchlicher Studien wird es preisen; denn es legt namentlich die katholische Welt nach Stand und Bildung, Glauben und Leben mit wahrhaft bewundernswerther Anschaulichkeit und Vielseitigkeit auseinander, so

daß man sich wundert, wie Gutzkow, ein Kind des protestantischen Berlin, zu einer so erstaunlichen Fülle von Detailkenntnissen auf einem Gebiete gekommen ist, für dessen dämmerige Zustände man bei einem solchen, namentlich aber auch bei einem Freigeiste wie er, natürliche Liebhaberei gar nicht voraussetzen kann. Jede Richtung und besondere Erscheinung des Katholicismus hat hier ihre Stätte gefunden; die ganze stürmische Zeitströmung seit den Streitigkeiten der preußischen Regierung unter Friedrich Wilhelm III. mit dem Erzbischof von Köln, die ganze Reaktion der Kirche gegen die Staatsgewalt spiegelt sich in einem figurenreichen überaus kunstvoll componirten Bilde wieder.

Das entschiedene Vorherrschen des katholischen Wesens, der erbitterte Streit um seine Vollberechtigung gegenüber einer nichtkatholischen Regierung und einer widerstrebenden religiösen Gegenpartei gibt dem Werke sein Hauptinteresse; aber es sichert ihm eben unter den denkenden und nicht bloß genießenden Lesern nur das dauernde Wohlgefallen derer, welche an der Behandlung kirchlicher Fragen Gefallen und den Unterricht über kirchliche Zustände anziehend finden. Männer aus praktischen oder realwissenschaftlichen Berufskreisen, deren Denken und Thun dem theologischen Treiben fern liegt, habe ich nie über den Zauberer von Rom diskutiren hören; das gewöhnliche Publikum aber verliebt sich etwa in Bonaventura oder Benno, Paula oder Lucinde und gibt das viele Pfaffenwesen der Vergessenheit Preis. Diese Erfahrung habe ich wenigstens in meiner protestantischen Umgebung gemacht, der für die Theilnahme an den katholischen Anschauungen, Zweifeln und Kämpfen der Sinn abgeht. Das Werk als Ganzes zu würdigen und nachzuempfinden mag nur wenigen gelingen, weil die Mehrzahl der Romanleser zu weltlich oder borniert in ihrer eignen Confession oder auch dem Christenthum überhaupt zu fern gerückt ist, um an dem einseitigen Parteiwesen in einer ihnen fremdartigen Welt wirklich Geschmack zu finden.

Viel günstiger, um Lärm zu erregen, waren „die Ritter vom Geiste" organisirt; eine äußerst bunte Gesellschaft aus allen Berufsarten zusammengewürfelt, deren jede ihre besondern Ziele verfolgte,

einigte ſich nur in den allgemeinſten Grundſätzen über die Verbeſſerung des bürgerlichen Lebens; da konnte jeder Leſer in einem der Repräſentanten ſich ſelbſt wieder finden und in ſeiner Weiſe mit dem Dichter ſchwärmen. Hier dagegen ſtoßen wir überall auf Geiſtliche, ſeien es Prieſter oder Pfaffen, und außer ihnen faſt nur auf einen Adel aus großen Grundbeſitzern, deſſen Intereſſen und Paſſionen unſere Neigungen gleichfalls nur wenig berühren. Religiöſen Händeln, peinlich genug im Leben, möchten wir in der Dichtkunſt am liebſten aus dem Wege gehen; ob der männliche Stammhalter von Salem-Camphauſen katholiſch werden muß, um ſich aus dem Verfall zu retten, oder die letzte Gräfin von Dorſte-Camphauſen den Entſchluß faſſen kann auch dem Proteſtanten zu folgen, obgleich ſie den edelſten und ſchönſten Mann aus ihrer eigenen Prieſterſchaft platoniſch liebt, iſt ein Problem, deſſen Löſung mit warmem Antheil zu begleiten der Menge kaum zugemuthet werden kann; der endliche Sieg des Proteſtantismus in der Taufe des Knaben, der dieſer gemiſchten Ehe entſprungen, wird vorurtheilsfreie Confeſſionsgenoſſen gleichfalls ziemlich kühl laſſen, weil ſie für die Fehler ihrer Kirchengemeinſchaft nicht blind ſind. Eher möchten ſie wünſchen, daß es Gutzkow gelungen wäre, eine dritte Form der Kirchlichkeit aufzufinden, die alle Streitenden einte, und dieſes Kind als Erſtling dem neuen Glauben darzubringen, der beide Eltern verbunden. Solchen Ausgang verſchmähte er wol mit Abſicht als zu phantaſtiſch und unwahrſcheinlich, da er über Inhalt und Form der neuen Religion nicht im Reinen und von der Möglichkeit eine ſolche den verſchiedenartigen Elementen unſerer Geſellſchaft anzupaſſen nicht überzeugt war.

So haben alſo mancherlei Urſachen verhindert, daß der Roman, den wir beſprechen, die gleiche Begeiſterung erregte, wie der frühere: die ungünſtige, getheilte Zeitſtimmung, das Vortreten der confeſſionellen Frage, für welche die einen zu wenig, die andern zu einſeitig Partei nehmen, die unbefriedigende Entſcheidung derſelben, welche nach der Anſicht der Denkenden wieder zur Quelle unabſehbarer neue Zwiſte werden müßte, endlich die Bevorzugung einzelner den

meiſten Leſern fernliegender Stände und Verhältniſſe. Aber auch der Umſtand kommt in Betracht, daß er der Form nach der zweite Roman der nemlichen Gattung war. Wenn in „den Rittern vom Geiſte“ mit jedem neuen Bande wieder neue Figuren in das künſtlich angelegte Gewebe verflochten wurden, abenteuerliche Geſtalten, welche die Handlung hemmten oder weiter ſchoben, ſo bewunderte man die Phantaſie und die Kunſt des Dichters, der eine ſo reiche Schöpfung wohlgeordnet vor unſere Augen zauberte; wenn er aber zum zweitenmale mit eben den Mitteln wirkt, ſo fehlt der Reiz, den alles Erſte macht. Allerdings geſellte er zu der wohlvertheilten Menge der Spielenden hier noch das neue Intereſſe eines ungeheuer erweiterten durch alle ſeine Theile ſchon an ſich merkwürdigen Schauplatzes: das ziemlich unbekannte und doch urdeutſche Weſtphalen, das heitere Rheinland, Würzburg, Wien, die Schweiz, Piemont, Nizza, Rom, ſeine Küſte und ſeine Campagna, Neapel, ſogar die Südſpitze Calabriens nehmen abwechſelnd und vom Gleichgiltigern zum Bedeutendern fortſchreitend die wichtigſten unter den Perſonen auf; die prächtige Scenerie hebt wie bei neuen Opern die Handlung; aber dieſe reizende Zugabe von Dekoration reicht in ihrer Wirkung doch nicht an jenen berauſchenden Genuß der erſten Compoſition, der gewiß jedem Leſer der „Ritter vom Geiſte“ aus alten Tagen noch unvergeßlich iſt.

Bei alledem ſteigt „der Zauberer von Rom“ in meiner Bewunderung hoch empor durch ſeine ſittliche Bedeutung, die unabhängig iſt von dem lauen Beifall der Menge. In „den Rittern vom Geiſte“ erging ſich das aufgeregte Zeitbewußtſein oft in redſeligen Declamationen von Helden, an deren Berufe zur Weltverbeſſerung der Bedächtige Anſtand nehmen mochte; hier aber ſind Kämpfe mit alten Mißbräuchen auf die Schultern von Menſchen gelegt, an deren Ernſt und Begabung wir glauben. Männer und Frauen leiden unter dem Drucke naturwidriger alter Satzungen, ringen ſich langſam los von Vorurtheilen, mit denen verkehrte Erziehung ihr Gewiſſen belaſtete, opfern ihr Lebensglück der unbeugſamen Satzung, ringen und ſtreiten für unveräußerliche Rechte der Völker und er-

zielen im Laufe der Zeiten zwar nicht das Höchste, doch einen bedeutenden Fortschritt. Gerade dadurch, daß sich unser Roman an die Wirklichkeit hält, gewinnt er am Ende auch einen wahren Erfolg, der auf das Leben übertragen die christlichen Völker weiter fördern würde. Aber auch rein künstlerisch betrachtet hat „der Zauberer von Rom" einen ganz entschiedenen Vorzug schon in der Anlage gerade durch seine Einseitigkeit und Beschränkung erhalten. Der engbegrenzte Vorwurf gab die Möglichkeit an die Hand den Stoff in wenige lichte Hauptpartien zu ordnen und die gegenüberstehenden Parteien zunächst durch ein gemeinsames sittliches Streitobjekt zu verknüpfen, dessen Bedeutung erst dann in den Hintergrund tritt, wenn der Kampf auf einem größern Schlachtfeld und mit stärkern Kräften weiter gefochten wird.

Durch den größern Theil des Romans ist, wie in „den Ritter vom Geiste" ein Prozeß der eigentliche Mittelpunkt der Handlung, ein Erbschaftsstreit um große Güter. Wie gewöhnlich im Leben verschlingen sich die geistigen Interessen so eng mit den materiellen, daß beide ein untrennbares Ganzes bilden und man kaum mehr sagen kann, ob dieses oder jenes die Hauptsache. Der weitläufige Besitz der katholischen Linie Dorste-Camphausen erwartet — so will es wenigstens die Intrigue der Schelme zugleich mit der Hoffnung der rechtgläubigen Umwohner — einen katholischen Erben. Man spricht von einer alten Urkunde, welche beim Fehlen männlicher Nachkommen diese Güter nur unter der Bedingung der andern Linie zuerkennen soll, daß der in Aussicht stehende Erbe desselben Glaubens sei. Ist ein solches Pergament vorhanden? Graf Hugo von Salem-Camphausen, der Protestant, der nach sonstigem Erbrechte Besitz zu ergreifen berufen ist, bestreitet es; der Prozeß läßt sich für ihn günstig an; denn die Urkunde will sich nicht finden. Da weiß der gegnerische Advokat, ein Ausbund frivoler Gesinnung, ein Mittel, das zum Ziele führt; er läßt eine Urkunde fälschen und in der Verwirrung eines gestifteten Brandes unter andere Papiere des Schloßarchivs verbergen und bald darauf bei nochmaligem Nachspüren hervorziehen. Gemeiner Betrug bringt

den rechtmäßigen Bewerber um seinen Anspruch; die Verlegenheiten der Verarmung zwingen ihn die Scheinehe mit der nunmehrigen Erbin zu schließen, die im Seelenbunde mit dem vortrefflichsten aller Priester, ihre Tage in einem Kloster zu beschließen sich vorgesetzt hatte. Bonaventura, der von Stufe zu Stufe höher steigt, bleibt in dem unnatürlichen Verhältniß eines Geliebten und Liebenden, der Liebe weder geben noch nehmen darf, still angebetet von Paula, geschützt von deren Gatten, bis endlich die Neigung der beiden Eheleute der Pflicht zu Hilfe kommt und das Gebot der Ehe doch noch über die Verwirrung der Herzen den Sieg gewinnt. Damit der indolente Ehemann nicht verächtlich erscheint, hat ihm der Dichter den Lebensgenuß schon voraus und gerade in der Zeit, wo er den Vertrag der Scheinehe eingeht, noch die Erinnerungsqual an die erschütternde Katastrophe seiner Freundin beigegeben. Fast dünkt es mir, als wäre die reizende und ach so schnell entschwindende Erscheinung Angiolinens nur dazu vorgeführt worden, um Hugo wegen der spätern Vernachlässigung der gegenwärtigen Paula zu rechtfertigen. Denn im Grund ist sie eine ganz unnütze Figur, auf deren Erscheinen man lange vorbereitet war, um sie dann als Todte zu sehen. — An das Geschlecht der Camphausen, das in zwei Linien verzweigt, den Zwiespalt der Confessionen und dessen bürgerliche Folgen darstellt, schließt sich ein zweites nicht minder wichtiges und durch die Verschiedenartigkeit und Begabung seiner Glieder mächtig eingreifendes, das der Asselyn. Bonaventura, die am meisten hervorragende Person in ganzen Roman, ist ein Asselyn, und sein Vater Friedrich, der verschollene, angeblich auf einer Alpenreise verunglückte, der zuletzt so bedeutsam hervortritt, hat sich dem katholischen Ehegesetz, welches sein großer Sohn nicht überwinden kann, gleichfalls zum Opfer gegeben. Bonaventura muß als Priester der Ehe entsagen, Friedrich entzog sich der Welt, um der Gattin die zweite Heirat mit seinem Freunde möglich zu machen, an welchem sie schon bisher mehr als an dem träumerischen Mann eine bürgerliche Stütze gefunden. So werden gerade an dieser Familie zwei Mängel des Katholicismus sichtbar, der Cälibat und die Unauflöslichkeit

der Ehe zwei Einrichtungen, deren jede einen pflichttreuen Menschen um sein Lebensglück betrügen kann.

Ist Bonaventuras Vater aus Aufopferung für die Frau vom Schauplatze der Welt verschwunden, so zeigt dagegen die Familie der Hülleshoven andere phantastische Unregelmäßigkeit des Daseins: zwei Gatten, welche viele Jahre lang getrennt leben, weil sie sich abstoßen, treffliche aber eigenwillige Menschen, starr auf ihrem Sinne; Monika mochte dem Ulrich von Hülleshoven, den sie ohne Liebe geheiratet, nicht in seine Garnison folgen. Bruder und Schwester des feindlichen Paares stehlen dessen Kind und behalten es zurück als Unterpfand der Versöhnung; weder Vater noch Mutter soll die lieblich aufblühende Armgart besitzen, sondern nur beide. Diesen Grundsatz bildet sie, die in überspannter klösterlicher Erziehung aufwächst, mit den Jahren selbst in sich weiter aus und betrachtet die Wiederherstellung der elterlichen Eintracht als eine Art Lebensbestimmung, für welche sie Glück und Hoffnung hingeben zu müssen glaubt. Fliehend vor Vater und Mutter, so lange nur eines nach ihrem Besitze strebt, spart sie den Preis ihrer Person für beide auf, ja sie weist die Werbung von zwei werthen Jünglingen ab und sucht den Mann zu fesseln, welchen sie haßt, lediglich um seine Gunst von der Mutter abzulenken, die sie ein für allemal zum Vater zurückzuführen entschlossen ist. So entsagt das edle junge Wesen den eigenen Ansprüchen ans Leben aus einer Grille, die sie für heiligen Beruf erachtet, und verscherzt für immer die Freuden einer glücklichen Zukunft, ein neues Beispiel von den unseligen Wirkungen, die das katholische Dogma von der Unauflöslichkeit des Ehebundes im Gefolge haben kann.

Allerdings fordern solche strenge Satzungen die minder Gewissenhaften nur zu ihrer Uebertretung heraus, und so bietet auch unser Roman wie die Wirklichkeit neben seinen Mustermenschen Exempel die Fülle von solchen, die mitten im Schoße der Kirche sich über den Katechismus leichtlich hinwegsetzen, Priester vom Dorfgeistlichen hinauf bis zum Cardinale, die sich das Leben bequem und anmuthig gestalten, und während sie den Taumelbecher der Lust

bis zum Grunde leeren, den Heiligenschein der Enthaltsamkeit um sich breiten, oder auch einmal an Pflichtvergessenheit gewöhnt, selbst diese Vorschrift nicht mehr für nöthig halten; Laien, die in Macht und Reichthum schwelgend des sechsten Gebotes nach allen seinen Ausdeutungen spotten, wie jener Kronsyndikus, der alte Freiherr von Wittekind-Neuhof, der gewaltige, der in jungen Tagen zur Zeit der französischen Herrschaft das ganze schöne Geschlecht zu seiner Verfügung glaubte, und einst mit lustigen Brüdern selbst aus der Trauung eine Posse machte, um sein Ziel zu erreichen. Dieses freche Spiel mit dem Heiligen erzeugte dann wieder, wie jede böse Saat, nur ungesunde Früchte. Der Jude, der die Trauung vollzogen, wird genöthigt zum Christenthum und in den geistlichen Stand überzutreten; aber er verwaltet die Sakramente ohne die rechte Absicht und bringt ihre Empfänger um deren wahren Segen, also daß sich gerade der vorzüglichste Priester nachher Jahre lang mit dem Bedenken herumschlagen muß, er sei ungiltig getauft, und demnach seien die kirchlichen Funktionen, die er je an andern vollzogen, gleichfalls ungiltig.

Die adelichen Geschlechter der Camphausen, Asseln, Hülleshoven und Wittekind in ihren gegenseitigen Verbindungen und Herzenskonflikten mit der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung bilden die Grundlage unseres Romans; westphälische Familien, welche das Gepräge ihres Volksstammes im Glauben und im Leben tragen, der starr und fest am Herkommen haftet, ein Feind aller Neuerungen durch Industrie und moderne Wissenschaft, tüchtig und gediegen, hart und unbeugsam, mit der Muttererde verwachsen, und wenig geneigt über ihre Grenzen hinauszuspähen. Dieses deutsche Patriarchenland, in welchem Varus einst dem Hermann unterlegen, ist uns so gut wie fremd, weil seine eigenartigen Bewohner sich der Tagesgeschichte entziehen, ein trefflicher Boden für eine Dichtung, deren wichtigste Träger in Tugenden und Verirrungen originelle und entschiedene Menschen sein sollten. Dazu ist Westphalen gut katholisch, überhaupt konservativ, und Bildung und Gelehrsamkeit schlägt, wenn sie irgend Platz greift, eine wunderliche Richtung

ein, wie beim philosophischen Dilettantismus Pütmeyers und beim antiquarischen und naturwissenschaftlichen des Onkel Levinus; dagegen für Priesterthum und Mönscherei ist dieses Land der ergiebigste Boden. Es sei denn, daß wir das heilige Köln ihm an die Seite setzen, wo die Schar der Römlinge nicht minder gedeiht. Dort residirte ja der Kirchenfürst, der mit der protestantischen weltlichen Gewalt in hartnäckiger Fehde lag — Priester Jmanuel, ehedem Graf Truchseß von Gallenberg, nennt ihn der Dichter — ein Geistlicher, der etwas vom Bauernadel an sich hat; er machte den Eindruck eines Oberjägermeisters alten Stils und beweist dem königlichen Schreiben so wenig Respekt, daß er es unerösfnet bei Seite legt. Als ihn die rohe Staatsgewalt auf eine Festung bringt, erträgt er sein Schicksal mit der Hoheit eines Mannes, der seiner Würde nicht das geringste vergibt, indeß seine frühere Wohnstadt in Sack und Asche um sein Märtyrerthum trauert.

Aber in Köln tritt neben dem geistlichen Stande doch auch ein anderer in den Vordergrund, der Kaufmannsstand, dessen Würde und Tüchtigkeit, Scheinbildung und selbstbewußte Gewinnsucht Gutzkow in den verschiedenen Gliedern des Kattenbyk'schen Hauses treffend gezeichnet hat. Der Einfluß der Geistlichkeit macht sich aber auch auf diese Kreise bemerkbar; Frau Delring, die schwermüthige und gemüthvolle Tochter der oberflächlichen aber sehr frommen Frau Commerzienräthin, will das Kind, von welchem sie nach zehnjähriger kinderloser Ehe Mutter zu werden hofft, ihrem biedern Gatten zu Gefallen protestantisch erziehen lassen und erleidet darob im Hause und Gewissen mancherlei Anfechtungen. Sorge und Hader war hier freilich umsonst; der Tod rafft Kind und Mutter weg, und die Kirche hatte, wie so oft, die letzten heitern Tage einem guten Wesen nutzlos getrübt. Leichter weiß sich der geniale Vater mit Familie und Glauben auseinander zu setzen. Er holt sich das arme Treudchen aus dem Kloster, wohin Schwester Beate das unerfahrene Kind beschwatzt hatte, und lebt mit ihr glücklich fort in Paris. Das Kattenbyk'sche Kaufmannshaus steht bei aller Breite der Schilderung, die ihm gewidmet ist,

mit den Hauptperſonen des Romans nur in loſem Zuſammenhang, wie ſo manche andere Familien, welche epiſodiſch dem figurenreichen Menſchengemälde eingefügt ſind; und doch möchte ich daſſelbe nicht miſſen, weil es den adelichen Geſchlechtern gegenüber eine hübſche Darſtellung des höhern Bürgerſtandes bietet und auch den Einfluß zeigt, welchen die Kirche über die verſchiedenen Glieder der Geldariſtokratie gewonnen hat. Dies ſind, ſo lange unſer Roman in den nördlichen Gegenden Deutſchlands ſpielt, die wichtigſten Familien, an welche nun eine Reihe von einzeln ſtehenden Leuten ſich anheften, junge hoffnungbietende Männer und Frauen, herumſchweifende Abenteurer, Geiſtliche jeder Gattung, Mönche und Nonnen. Es fällt bei näherer Betrachtung des Werkes die übergroße Anzahl von ſolchen auf, die mit dem Leben gebrochen oder in ihm ſich noch nicht befeſtigt haben, und durch ihre Vielgeſchäftigkeit etwas Ruheloſes hereintragen, welchem die wenigen ſtabilen Menſchen nicht die Wage halten können. Ja genau genommen haben wir nirgends ein Familienleben, außer etwa im Hauſe des unwichtigen proteſtantiſchen Pfarrers, wohin der geiſteskranke Kammerherr zur Cur gegeben iſt. Auf Schloß Weſterhof hauſt ein Hageſtolz und hat über ſeinen wiſſenſchaftlichen Liebhabereien die mit ihm alternde Freundin zu heiraten vergeſſen; auf Neuhof ein greiſer zuletzt faſelnder Tyrann, von deſſen früherem Laſterleben nur die Sage meldet; ſein Stamm im Ausſterben; denn der Präſident hat keine Kinder, und der blödſinnige Kammerherr fällt im Duell; die edeln Geſchlechter der Hülleshoven und der Aſſelyn ebenfalls nur in ihren letzten Repräſentanten ſichtbar und mit Ausnahme des alten Dekans von S. Zeno fortwährend auf der Wanderung; alle ſüßen Bande entweder durch den Tod oder durch einen eigenwilligen Geiſt gelöſt; die vielen Menſchen, welche die Dichtung aufbietet, beinahe ſämmtlich unfähig ein gottgefälliges Haus zu bauen, als wäre dieſe ganze zerfallene Generation mit einem Fluche belaſtet. Mit Ausnahme des endlich gewonnenen Sprößlings von Hugo und Paula, des Kindes der Zukunft, und der niedlichen Geſtalt eines Mädchens von Hedemann, die wie ein Roſenſtrauch auf Gräbern bei der

ſterbenden Gräfin und dem ſiechen Vater ſteht — den verwachſenen Knaben der Haſenjette können wir nicht in Betrachtung ziehen — erſcheint im ganzen Romane kein Kind; und Kinder ſind es doch allein, die der Vergänglichkeit unſeres Daſeins ihre Schauer nehmen, indem ſie demſelben wenigſtens eine unabſehliche Perſpektive eröffnen. Dagegen drängen und kämpfen ſich durch den Roman eine Menge von Einzelgeſtalten fertiger oder halbfertiger Menſchen, disputiren, intriguiren, lieben, haſſen, bauen Luftſchlöſſer und zerrinnen ſelbſt, nachdem ſie eine Weile in bunten Farben geſchillert, in nichts wie Seifenblaſen. Das geiſtige Ziel der Kirchenverbeſſerung iſt das Einzige, was nach neun Bänden voll Arbeit erreicht wird; alles Ringen um die Güter und Freuden der Erde, um bürgerliche Wohlfahrt und behagliche Sicherheit erweiſt ſich als eitel; jedes Fahrzeug, wenn auch mit Umſicht und Kraft gerudert, zerſchellt an irgend einer Klippe, und die trübſelige Erfolgloſigkeit ſo vieler Mühen iſt, neben dem Zweifel an einer wirklich gedeihlichen Kirchenreformation, eine weitere Urſache des Mißbehagens, mit welchem viele die vortreffliche Dichtung aus den Händen legen.

Wir ſind einmal gewohnt, daß die jungen Leute, welche in einem Romane ſich durch mancherlei Hinderniſſe eine Bahn zu brechen ſuchen, daß wenigſtens die Hauptperſonen unter ihnen ſchließlich triumphiren. So will es die poetiſche Gerechtigkeit und der Glaube an eine ſittliche Weltordnung, dem allerdings der regelloſe Weltlauf mitunter widerſpricht, aber ein Dichter ſich nicht geradezu entgegenſtellen darf, weil die Poeſie, ohne von ſich ſelbſt abzufallen, ſich dem Glauben an eine vernünftige und billige Ausgleichung zwiſchen Tugend und Glück nicht entſchlagen kann. Nun haben wir hier eine Reihe bedeutender Perſönlichkeiten, Jünglinge voll Geiſt und Herz, Mädchen voll Anmuth und Liebeszauber; man zieht ſich an, wirbt und wird umworben, verliert nutzloſe Jahre, die Blüthe welkt, das Ideal verbleicht, das Leben fällt im Sturm oder verliert ſich ſchleichend im Sand mit Entſagung. Wozu, fragt der Leſer zuletzt, in ſeinen Erwartungen betrogen, ſo viel Aufwand

um nichts? Benno und Thiebold, die unzertrennlichen, gleich David und Jonathan, denen der Verfaſſer offenbar den entſchiedenſten Gemüthsantheil zugekehrt hat, warum muß der eine in den Armen einer launiſchen Hexe die beſten Jugendjahre vergeuden und dann weggerafft werden von der tödtlichen Kugel? warum der andere als reicher Garçon, guter Laune, gefällig, alles zum Beſten wendend, zwiſchen den letzten Trümmern ſeiner ſchönen Vergangenheit hin und herretſen, indeß die Freundin von beiden, die ſchöne muntere Armgart, bei den Eltern altert, vergrämelt, um den todten Geliebten trauert, dem ſie ſeit vielen Jahren im Stillen ihr Leben geweiht und in den letzten Momenten erſt die brennende Neigung bekannt hat? Welche Mühe iſt auf die Bildung, Läuterung, Abſchleifung, Bereicherung dieſer Charaktere gewandt, wie haben ſie die allgemeine Theilnahme erregt und in Hoffnung und hoher Ausſicht der Jahre ſchönſtes Stufenalter erſtiegen, um dann durch jähen Sturz als ein Spielwerk des Zufalls zu verenden oder mit trüben Augen langſam hinabzuſteigen in die Oede, die keine Blume trägt!

Lucinde vollens, die mißhandelte, von den beſten Männern gemiedene, von den Frauen gehaßte, mit den reichſten Geiſtesanlagen ausgerüſtete, mit den umfaſſendſten Kenntniſſen glänzende, von Ehrgeiz flammende, auch in den zweifelhafteſten Lagen ſich in ihrer Würde behauptende, bei aller Menſchenverachtung ſo liebesbedürftige Lucinde, warum mußte ſie, umhergeworfen und gepeinigt, von Land zu Land irren, von Noth zu Hoheit ſteigen, von Hoheit zu Noth niederſinken, um zuletzt ihr denkendes ruheloſes Hirn auf dem Straßenpflaſter zu verſpritzen? An Lucinde hat Gutzkow ein Weſen von wunderbaren Reizen geſchaffen, welche ſogar gegen die Richtigkeit ſeines eigenen abſchätzigen Urtheils ſiegreich kämpfen. Sonderbar; der Erklärer dieſes Charakters iſt auch der Zeichner; man ſollte daher jeden Zweifel an der Richtigkeit ſeiner Erklärung für unberechtigt halten; aber die Zeichnung hat weit mehr Idealität, als der Ausleger uns glauben machen will; ſein eigenes Geſchöpf iſt ihm über ſeine Abſicht hinausgewachſen. Der Mann muß noch geboren

werden, der sich von einer Laune nicht fesseln läßt, der ihre Fehler nicht zum größten Theile dem Schicksal aufbürdet. Als dreizehnjähriges Mädchen aus den dürftigen Verhältnissen eines Landschullehrers gerissen, lebt das unerfahrene Kind, gleich beim ersten Versuch zum Eintritt ins Leben betrogen und verschüchtert, als Magd zwei jammerhaft elende Jahre bei einem alten geizigen und schlechten Weibe; aus den Krallen dieses Drachen befreit, wird sie von einem unwürdigen Verhältniß in das andere geworfen und lernt Menschenverachtung unter der Form von Menschenkenntniß; Talent, Ehrgeiz und Gelegenheit verschaffen ihr einen ungewöhnlich hohen Grad wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung; abenteuerliche Schicksale bringen sie ohne ihre Schuld in die buntesten und mitunter sehr bedenkliche Verbindungen, aus denen sie allezeit noch rein hervorgeht; erst Geliebte eines Diebes, wird sie dann Schutzgeist eines Halbverrückten, dann Braut eines verlieberten Genies, hierauf liebende Pflegerin eines sterbenden Schauspielers, und da mit zunehmender Einsicht in die Welt ihr Herz immer höhere Ziele sucht, Schwärmerin für einen Priester, dem sie zwar nie als Gattin angehören kann, aber trotz aller sonst berechnenden Klugheit mit einer Glut der Leidenschaft huldigt, welche ihr über den Schritt des Confessionswechsels spielend hinweghilft. An dieser Stelle freilich scheint uns der Dichter das kaum Mögliche zuzumuthen: ein kluges Mädchen, welches „jede Situation beherrscht," soll ohne das geringste Zuthun von des Mannes Seite, der sogar eine andere Liebe hegt, sich blindlings diesem Mann aufdrängen und aus Schwärmerei für ihn den auffallenden Schritt einer Glaubensänderung thun, obschon sie mit Bestimmtheit weiß, daß er sie niemals heirathen kann! soll ihm anhangen mit hündischer Treue, obschon sie sich von ihm mißachtet und mißhandelt und eine andere geliebt weiß! soll ihm nachreisen und seinen Lebensgang umwachen, ihn wärmen und schirmen, soll das Rachegefühl unterdrücken, zu welchem verschmähte und gedemüthigte Liebe sie anreizt und zu dessen Befriedigung ein günstiger Zufall ihr die Mittel in die Hand geliefert hat! Was gibt Bonaventura das Recht zu ihrer schnöden Abweisung von seinem

Beichtstuhl, als sie mit der Macht des Gefühls im schweren Kampfe liegt und ihm all ihre Sündhaftigkeit bekennt, und nur nicht ihre Liebe? Was berechtigt Armgart zu ihrem sittlichen Grauen, zumal sie nachher selbst den Brief liest, den Lucinde nur ihr zu Gefallen erbrochen hat? was Benno zu seiner Geringschätzung, ihn der der eigenwilligsten und frechsten Creatur gegenüber Jahre lang eine so bedenkliche Schwäche zeigt? Dem Leser erscheint Lucinde, gerade weil der Dichter selbst über sie zu hart urtheilt, als Leidende, welche die schönsten Gaben des Körpers und der Seele nur dazu besitzt, um allenthalben dem Haß und dem Neid anheimzufallen. Er nennt sie einen gemischten Charakter; aber wer von uns, den der Strudel des Lebens erfaßt hätte wie dieses Mädchen, würde von der Beimischung unlauterer irdischer Elemente weniger Spuren an sich tragen? Jeder, der so frühzeitig auf die eigene Kraft angewiesen ist, um sich emporzuarbeiten, und so reich an Naturgaben jeder Art, die er zu diesem Zwecke benützen kann, wird zwar den müßigen Kindern des Glückes sehr unähnlich werden; aber das Auffallende bleibt an ihm noch immer ehrenwerth, wenn es die Schranken der Sitte nicht nach dem Unmoralischen hin überschreitet. Außer dem Schicksal kommt dann noch weiter in Betracht die Besonderheit der Anlage. Lucinde konnte nur sehr schwer weinen und hatte etwas Wühlendes und Unruhiges; wohl! so war sie eben eine auf Verstand angelegte, keine sentimentale Natur. Sie hatte als blühendes hochbegabtes Mädchen, dem noch kein Mann und am wenigsten der phantastische Schönredner Klingsohr imponirte, die allerdings etwas eitle, aber leicht entschuldbare Vorstellung von sich, daß ihr im Leben irgend ein weit größeres Ziel beschieden wäre, und daß alle ihre bisherigen Begegnungen nur dazu dienten, ihre Entwicklung zu fördern. Weil ihr nun die Menschen wie Puppen erscheinen, die sie nicht achten kann, so überläßt sie sich zuerst in jugendlichem Uebermuth einem allzufreien Benehmen, das ihr die Gunst der Philister entzieht, aber doch die Schranken der Sittlichkeit einhält und Hand in Hand geht mit der größten Gutherzigkeit, welche Gold und Seide hinwirft für die Bedürfnisse eines armen

kranken Mannes. Ihr gesundes Wesen zieht sich mit eben dem Abscheu schaudernd zurück von dem moralischen Lumpen und Opiumraucher Klingsohr, mit dem es später den Aufdringlichkeiten eines Rück entflieht, dessen raffinirte Sinnlichkeit ihren Besitz als ein Heilmittel seines verirrten Triebes begehrt. Daß Mitleid und Bewunderung sie an den kranken Serlo fesselt, ist aus der natürlichen Schwärmerei der Jugendjahre erklärlich; aber, wie ich schon vorhin andeutete, die eigensinnige Liebe zu Bonaventura ist bei einem bereits so herangereiften Charakter kaum mehr glaublich.

Doch lassen wir es gelten, Lucinde ist, um einem Priester nahen zu können, katholisch geworden, ein falscher Schritt, der den zweiten gleich in seinem Gefolge haben mußte, daß sie, um der Welt allen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu benehmen, auch eine recht eifrige Katholikin spielt, so möchte ich ihr doch die Maske der Demuth, die sie nun weiter vornimmt, nicht eben in dem Grade verargen, wie der Dichter, nachdem sie durch vielfache Erfahrung erkannt hat, daß in ihrem bisherigen Benehmen besonders für Frauen etwas Herausforderndes und Verletzendes liege. Die arme auf ein dienendes Verhältniß angewiesene will ja mit dieser anspruchlosen Art zunächst nichts weiter als ihre Stellung sichern und eine gewisse Herrschaft im Hause, zu der ihre hervorragende Begabung nun einmal hindrängt. Wie leicht müßte ihr's geworden sein, sich den beschränkten Piter selbst zu erobern! sie aber fördert uneigennützig seine Neigung zu dem lieblichen Treuchen. Als nun Bonaventura Domherr geworden, ist sie seine erste Beichtende; aber sie vermag es nicht, ein Wort hervorzubringen, sondern sie, der die Thränen sonst so schwer fließen, weint wie über zwanzig Jahre eines verfehlten Lebens. An der Macht ihrer Liebe findet ihre Freiheit, mit der sie im übrigen nach Willkür zu schalten pflegt, eine Schranke, ja sie selbst wird sittlich gehoben, indem sie sich an den sittlichsten der Männer hinanzuranken strebt.

Es liegt in ihrer Natur eine Unternehmungslust und Kühnheit, welche weit über das Gewöhnliche hinausgreift, und die Lebenskämpfe haben dieselbe nach und nach so groß gezogen, daß sie

vor der Berührung mit bedenklichen Charakteren nicht mehr jungfräulich zurückbebt; allein die Vortheile, die ihre Spürkraft und ihre oft zufällige Verbindung mit schlechten Menschen gewinnt, verwendet sie niemals zum Schlechten, höchstens spart sie dieselben zum eignen künftigen Gebrauch auf, um sich gegen die feindliche Welt zu behaupten. Zuweilen bringt ihre natürliche Gutmüthigkeit sie in Gefahr, Verdacht und Mitwissenschaft von verbrecherischen Planen, an welchen ihr ungerechterweise selbst die Guten Betheiligung zutrauen, indeß sie sich nur ängstlich bemüht deren Vollzug zu verhindern. Hierher gehört z. B. ihre Bekanntschaft mit Bickert, dem Leichenräuber und Brandstifter, ihre Kenntniß von Nicks Fälschung der Urkunde, ihr alleiniges Geheimniß von Bonaventuras ungilltiger Taufe u. s. w. Nun legt es ihr der Dichter mit Unrecht zur Last, wie sehr sie durch ihre Verwicklungen in dies und jenes strafbare Unternehmen compromittirt sei; der Leser ist besser unterrichtet und nimmt Partei für die Verkannte. Sie schreibt z. B. an Bonaventura einen Warnbrief. Was sollte er thun? heißt es weiter; der Rath Lucindens war gut; „aber ein Rath aus diesem Munde!“ Aus welchem Munde? fragt man unwillkürlich; doch aus dem einer Liebenden, die den Vorsatz der Rache vergaß über der Anhänglichkeit an den Mann ihres Herzens und die stille Hüterin seines Glückes blieb.

Was sie gegen Bonaventura verschuldete, waren unfreiwillige Aeußerungen der Schwäche, mit der sie sich in ihr liebeglühendes Herz schauen ließ. Achtete er es für schwere Sünde einen Priester zu lieben, während er doch selbst in Liebesbanden sich gefangen fühlte? Schwerlich; aber wohl ihm diese entgegengetragene Liebe eine Entwöhnung der seinigen dünkte, suchte er sich ihrer mit mehr Härte, als sonst in seiner Art liegt, zu erwehren. Aber ungeachtet aller Mißhandlungen von Seiten des verehrten Mannes, der sie als Beichtkind verstoßen, vermag sie diesen doch nicht aus ihrem Herzen zu reißen; sie folgt ihm nach Wien, umschwebt ihn mit ihrer Sorge und Klugheit in Italien, läßt sich von ihm trauen und geht elend zu Grunde, weil sie die Urkunde, die in den Händen

seiner Feinde gegen ihn zur gefährlichen Waffe werden könnte, vor diesen zu schützen sucht. — Nun ist Lucindens Jugendentwicklung der ganze erste Band gewidmet und ihrem dornenvollen Leben auch in den übrigen Bänden die größte Aufmerksamkeit geschenkt; aber am Ende langen wir an bei der trüben Erkenntniß, daß so viel Genialität, Gelehrsamkeit, Schlauheit und Rastlosigkeit des schönsten Weibes um ein Nichts verschwendet worden ist.

Diese Lebensmelancholie also, der jeder thatkräftige und thatlustige Mensch in der Wirklichkeit wie einem Gespenste gern aus dem Wege geht, wiederholt sich gerade an vier Hauptpersonen unseres Romans, denen wir einen dauernden Genuß von Lebensfreuden gönnten, an Armgart und Lucinde, Benno und Thiebold; beinahe zu viel Wermuth für einen Trank, der doch keine niederschlagende Arznei sein will, zumal auch der eigentliche Held Bonaventura zwar sein geistiges Ziel mit bleichen Haaren erreicht, aber mit gefoltertem Herzen dem Gegenstande seiner Wünsche entsagen muß. So sehr wir Lucinde bedauern, daß ihre Gefühle dem besten Manne gelten, der sie zurückweist, so können wir doch auch diesem weder seine Neigung noch seine Abneigung ernstlich verargen; seine Neigung nicht: denn sie ist auf ein ideal sittliches, wahrhaft kindliches, hochpoetisches Weib gefallen; seine Abneigung nicht: denn er selbst ist im Wollen und Streben der Gegenpol Lucindens, der er an Erfahrung ganz gleich steht. Sie hatte aus der Menschenkenntniß Menschenverachtung, er daraus unendliches Mitleid gesogen und mit diesem den Wunsch in sich entwickelt das Institut der Kirche zu verbessern, um durch die Kirche die Menschen emporzuheben.

Auch Bonaventuras Jugend ist seit den Jahren, in welchen die aufblühende Seele mit idealen Forderungen ans Leben herantritt, tief gedrückt und mit schweren Gedanken belastet. Der vermeintliche Tod des Vaters auf der Alpenreise und die schnelle Heirat der Mutter mit dem Hausfreund haben ihm einen solchen Ueberdruß an den weltlichen Dingen beigebracht, daß er in den geistlichen Stand trat. Aber je tiefer er in das innere Wesen der kirchlichen Anstalten eindrang, desto klarer zeigte sich ihm deren Un-

vollkommenheiten, und je mehr sein scharfes Auge die Triebe und Neigungen der Christenheit durchschaute, desto heißere Seufzer entstiegen seiner gequälten Brust. Er gewahrte in den kriegslustigen Streitern der alten Kirche mehr Raufbolde als Gotteskämpfer, und die mancherlei Flecken in ihrem Leben und Charakter bestätigten keineswegs ihren vorgegebenen Eifer für das Himmelreich. Gutzkow hat uns eine ganze Musterkarte von Geistlichen aller Schattirungen gezeichnet. Am einen Ende steht der wohlwollende fein aristokratische Dechant zu S. Zeno, der alte Freund der Aufklärung, der Künste und Wissenschaften, einer der wenigen Ueberlebenden aus der Zeit Wessenbergs, der Freund des kirchlichen Friedens und bürgerlichen Behagens, der sein häusliches Leben mit allen Schönheiten eines anmuthigen Luxus geschmückt hatte, aber auch sein mehr als ästhetisches Wohlgefallen an schöner Weiblichkeit nicht im geringsten verleugnete. Lucinde mochte schon die zwanzigste Nichte sein, die nach Köcher am Fall gekommen war. Von diesem geistlichen Epicureer bis zum Cyniker neusten jesuitischen Schnittes, dem Pfarrer Müllenhoff, einem der jungen aus den Seminarien losgelassenen Streitstiere, welch eine Kluft! Und doch auch dieser eifrige Gottesmann, der die Bauern vom Tanz abhält im Interesse der Sittlichkeit, der ihre Moralität durch Rügengericht und ihren Glauben durch Kirchenconvent überwachen lassen will und die geistlichen Exercitien frommer hoher Damen leitet, der gegen die Einmischung der Dilettantenmusik bei der Messe eifert und das Lesen der Stunden der Andacht verdammt — auch dieser Klopffechter der Kirche ist der Schwäche des Fleisches verfallen: der Volksspott stellt ihm einen Wiegenkorb erst mit einer Wachspuppe, dann mit einem Kätzchen vor die Thür, bis der lebendige schreiende Zeuge seines Sündenlebens erscheint und Bonaventura so großmüthig sein muß, die Abkaufssumme für Lena dem irrenden Mitbruder vorzustrecken. Wie hier in gemeinen Fehltritten, so verräth sich hundertfach durch andere Leidenschaften, wie Eitelkeit, Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, der Klerus nur allzusehr in seiner sittlichen Schwäche, welche ihn im Innersten so armselig zeigt als den Laienstand, während

weder der alte Nimbus, der ihn umgibt, noch die sonstigen Tröstungsmittel seiner Einsamkeit ausreichen, um den Mangel häuslichen Glücks zu ersetzen. Bonaventura fühlt sich, je höher er an Würden steigt, desto unbehaglicher in seinem Berufe. Selbst abgesehen von den überspannten sittlichen Anforderungen, welche die Kirche an den Priester stellt, und die er zwar von andern leicht genommen sieht, aber selbst zu erfüllen das ernstliche Bestreben hat, drückt ihn eine fast unerträgliche Last zu Boden, die Theilnahme seines Gemüthes an tausend geheimen Verirrungen der Seelen im Laienstande, die er zu berathen und zu heilen angerufen wird und doch so wenig wie der Arzt die körperlichen Krankheiten von Grund aus heilen kann. Es ist die schwere Aufgabe des Seelsorgers im Beichtstuhl, die freilich nur der denkende und gewissenhafte katholische Geistliche in ihrer ganzen Schwere empfindet. Die Falten so vieler Herzen liegen vor ihm aufgeschlagen; hier tritt zu ihm der Leichtsinn, welcher Warnung und Rüge, da der Kleinmuth, welcher Aufmunterung, dort der Zweifel, welcher ausreichende, ach dem Priester selbst nicht sofort zur Hand liegende Widerlegung und Belehrung bedarf. Nun naht sich unter dem Scheine der Hilfsbedürftigkeit ein Spötter, gegen den er sich in seiner Würde behaupten soll, nun ein verworfener mit Verbrechen belasteter oder sonst tief gesunkener Mensch, in dessen umnachtetes, verwahrlostes Inneres er schaudernd wie in einen Abgrund blickt. Auch diese Beispiele, welche zeigen, wie der Beichtstuhl ein wahres Marterholz für den Priester ist, liegen in reicher Mannigfaltigkeit uns vor Augen aufgeschlagen; ich erinnere nur an die Schauerscene, wie Hammaker dem Bonaventura über sein ganzes Leben beichtet, an die Verlegenheitsscenen mit Lucinde, an die Schwierigkeiten um passende Rathschläge zu finden, wenn jetzt eine Monika ihre Zweifel an der Kirche verräth, dann eine Delring ihr Gewissen wegen der Religion ihres zu erwartenden Kindes erleichtern möchte, darauf ein Thiebold wegen einer Pappalie sich der Falschheit zeiht, nun eine Frau Schummel, die ein schlechtes Haus hält, sich leichte Absolution holen möchte, oder ein Rück durch seine Anfrage das Institut der Beichte mehr verspottet als aner-

kunst. Auch das Beichthalten im Nonnenkloster bietet eine eigenthümliches Interesse, nicht eben erfreulich für den idealen Sinn; denn nirgends erscheint die weibliche Natur kleinlicher, krankhaft verschrumpfter als in Klöstern. Die Flecken und dunkeln Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft, deren Mitglieder sich einander im Staatsgewande präsentiren, vor dem Priester aber im schmutzigen Negligé erscheinen, lagern sich über Bonaventuras Seele wie eine dicke Nebelschicht. Dürfte er nur von Zeit zu Zeit herzhaft trinken aus dem erfrischenden Quell, der das kranke Herz gesund macht, aus dem Borne der Liebe! Ihm wendet sich schüchtern eine fremdartige aber herrliche Blume zu, die junge Gräfin Paula, ein Weib von auffallender Schönheit, violenäugig und goldhaarig, mit hochgewölbter Stirn, mit schwarzen Brauen und Wimpern, eine hohe, schlanke, echtadeliche Gestalt; aber ihr Lebenspuls ist krankhaft nach innen gezogen und ihr Gang schwebt mehr geisterhaft über die Erde. Paula ist unendlich gutherzig, anspruchlos und weich, doch seit den Kinderjahren krankhaft und nun überhäufig dem Hellsehen verfallen, worin der Volksglaube eine besondere göttliche Begnadigung und eine größere Heiligkeit zu erkennen pflegt. Man staunt ihre Visionen als Wunder an, man läßt durch ihre Berührung Kissen und Tüchern Heilkraft einflößen, man verehrt sie als eine Heilige, während freilich die strengen Bekenner der Kirche in den magnetischen Aeußerungen der Gräfin doch die echt katholischen Anschauungen vermissen. Bonaventura hat Gewalt über sie, magnetisirt sie sogar; aber gerade dies und den nicht eben christliche Gehalt ihrer Visionen geben seinen Feinden einen Anhalt ihn selbst zu verdächtigen und zu verfolgen. Paula schritt sich auch heraus aus diesem Doppelleben, verlangte sogar nach der Gesellschaft Lucindens, deren Gegenwart ihr in dem orthopädischen Institut zu Würzburg so wohlgethan, weil sie unter Schmerzen die Nervenströmungen auffing. Gewöhnlich hat die Ehe solchen bänglichen Erscheinungen ein Ende gemacht; aber hier sind zwei Liebende, die sich ihre Liebe nicht gestehen dürfen; „die Natur hatte sie zum gegenseitigen Besitz bestimmt, Gregor VII. hielt den Arm dazwischen.“ So betrachten

sie sich denn als geistig zusammengegeben; ihr Verhältniß bleibt fleckenlos und dem Himmel wohlgefällig; aber die Herzen seufzen und bluten still bei diesem sentimentalen Platonismus. Dergleichen Kämpfe der Natur mit der Satzung haben viele Jünglinge und Jungfrauen hinter Klostermauern getrieben, als könnten sie mit der Flucht aus der Welt sich selbst entfliehen. Auch Paula hatte diesen Entschluß längst gefaßt und würde ihn ausgeführt haben, wäre die Forderung einer Konvenienzheirat nicht dazwischengetreten, die selbst von Bonaventura gebilligt und empfohlen wird. Denn ihm, den schon sein Amt mit dem Klosterleben vertrauter machte, bot dieses keine lockende Perspektive, da er Mönche und Nonnen von denselben Leidenschaften wie die Kinder der Welt entbrannt sah, und obendrein ganz ohne Grazie, weil die Gelübde den anmuthigen Schein verwehren. In den Bewohnern dieser düstern Gefängnisse sah er Scharen von Unglücklichen, die theils in Stumpfsinn verfallen, theils mit dem Schicksal grollend oder auch, gerade den Begierden fröhnend, die sie dort abzuthun gelobt hatten, betrogen um Mittel, die das Leben verschönern, ihm Tage unwürdig vergeudeten. Das Wort des Sebastus war ihm tief zu Herzen gedrungen, wenn dieser sagte: „Wir Mönche kennen zusammen und kennen uns nicht, wir leben zusammen und lieben uns nicht, wir sterben zusammen und beweinen uns nicht.“ Einen noch widerlicheren Anblick boten ihm die Nonnenklöster, weil die weibliche Natur der männlichen Stütze beraubt in Kleinlichkeit verfällt, und Klatschsucht, Nergelei, Auspasserei, Eifersucht da am üppigsten aufschießt. Kurz die mit jedem Jahre in ihm wachsende Erfahrung befestigte Bonaventura immer mehr in der Ueberzeugung, daß die Kirche ein baufälliges Institut sei, das seinem Zwecke die Menschen zu beseligen und zu veredeln gar schlecht entspricht. Kam nun noch die an ihm selbst gemachte Erfahrung dazu, daß ihre Gnadenmittel, wie bei seiner eigenen Taufe, unzuverlässig und deshalb von höchst zweifelhaftem Werthe sein können, so mußten in seinem Gemüth Unglaube und Verbesserungseifer dicht beisammen liegen.

In solcher Seelenstimmung war der hochbegabte, edle Mann, als er Deutschland verließ, um in Italien einem höhern Berufe zu

folgen. Hier trifft er nun unvermuthet mit dem Einſiedler von Caſtellungo zuſammen, für welchen die Ahnung, daß es ſein Vater ſei, in ihm doppelte Theilnahme weckt.

Es war ein beſonders glücklicher Griff des Dichters, daß er die Hoffnungen auf eine lebenskräftige Erneuerung der Kirche weder an das Lutherthum noch an den Calvinismus knüpfte, die ſich durch theologiſches Schulgezänk und häuslichen Unfrieden ſchon lange um den Beifall der Gemüthsmenſchen gebracht haben, ſondern an die einfache nnd ältere Sekte der Waldenſer, deren Ueberreſte im nördlichen Italien ſich ſeit der dortigen Bekenntnißfreiheit ziemlich zur Geltung bringen. Schon ſind ſie nicht mehr auf entlegene Thäler von Piemont beſchränkt, ſondern haben in Bologna, Modena, Livorno, Perugia, Ancona, Siena, Elba, Neapel, Palermo Gemeinden, in Florenz ſogar eine theologiſche Schule gegründet. Da ſie gleich den erſten Chriſten mehr auf Erhebung des Herzens als auf Begründung der Glaubenslehren bedacht ſind, ſo treffen ſie hinwiederum nahe zuſammen mit den Pietiſten der proteſtantiſchen Kirche, die einer geräuſchloſen Frömmigkeit leben und dem Geiſte des Urchriſtenthums in ihren ſtillen Gemeinden eine Stätte bereitet haben. Die ernſte alte Gräfin Erdmuthe auf Caſtellungo iſt die Schirmherrin des waldenſiſchen Eremiten und ſeiner anhänglichen Scharen.

Von untergeordnetem Werthe für die Pflege wahrer Religion iſt dagegen der Deutſchkatholicismus, weil ſich zu dieſem nur durch Verneinung zuſammengehaltenen Bekenntniß weltlichgeſinnte Menſchen zuſammengethan haben, denen zur Bildung chriſtlicher Sekten das Organ fehlt, die Religionsbedürftigkeit. Der unruhige Obriſt Ulrich von Hülleshoven, der Papierfabrikant, der unſtete Theilnehmer an allerlei techniſchen Etabliſſements, hat trotz ſeiner Unbeſcholtenheit und Bravheit doch mehr die Induſtrie als Gott im Herzen; ſeine disputirluſtige, zweifelſüchtige Monika hat auf ihren Irrfahrten des Lebens und Herzens den romantiſchen Zug nach oben faſt eingebüßt, ob ſie ſich gleich ſpäterhin etwas zu Hebemanns Pietismus neigt. Und wenn die gemeinſame Liebe zu ihrem verlorenen und wieder gefundenen Kinde den Eigenſinn beider

Gatten in Rührung auflöst, und wenn sie durch treues Zusammenleben fortan sühnen, was sie an einander verschuldet, so fehlt ihnen doch der kindliche Sinn, der zum Himmelreich die Thüre öffnet. Sie mögen immerhin als befreundete Seitenverwandte und Schützlinge der neuen Kirche Duldung finden, wie sie im Leben zur Ruhe kamen als Schloßverwalter von Castellungo; aber die Zukunft der Kirche beruht doch nur auf Idealmenschen wie Bonaventura, die den positiven Gehalt im tiefen Gemüthe tragen und allein im Stande sind deren Fehler zu tilgen, ohne die duftende Blüthe der Religion zu zerstören. Auch Italien hat heutzutage seine „freien Italiener," wie Deutschland seine „freien Gemeinden;" auch sie scharen sich angeblich unter die Bibel und kleiden die politischen Bestrebungen in religiöses Gewand; aber beiden fehlt der christliche Inhalt; sie sind willkommen als Mitkämpfer für die Umgestaltung Europas; aber eine wirkliche Kirchenverbesserung können sie nicht zu Stande bringen.

Mit dem Eintritt Bonaventuras in größere Verhältnisse, mit Erhöhung seines Standes erweitert sich auch sein Gesichtskreis. Es weichen von ihm die Beklemmungen des Gewissens, die ihn unter Deutschlands nebligem Himmel so oftmals bedrängten, und der weitere Kampfplatz seiner Kraft steigert auch seinen Muth und seine Hoffnung. Der Zweifel, ob er rechtmäßig oder unrechtmäßig getauft sei, verliert alle Geltung bei dem Bewußtsein, daß er jedenfalls der rechte Streiter Gottes ist. Unbekümmert um das Urtheil der herrschenden Partei schützt er in seinem Sprengel die Waldenser und geht den Dominikanern zu Leib, in deren Kerker er seinen Vater, den Einsiedler, wähnt. Auch die alten Bedrängnisse des Herzens sind geschwunden wie wesenlose Schatten; er hat mit Lucinde Frieden geschlossen, sogar ihre Trauung mit dem Grafen Sarzana selbst vollzogen; glänzend ist er aus den Anklagen der Feinde in Deutschland und Italien hervorgegangen, als wäre er nur dazu in Rom gewesen, damit seine Hoheit daselbst einen höhern Preis erringe.

Auf den letzten Stufen zur obersten Würde hat ihm der Tod

ter einen edeln Gehilfen beigegeben, wie Luther an Melanchthon besaß, den sanften Cardinal Ambrosi, des Einsiedlers Federigo ehemaligen Schüler, der ein Märtyrer geworden war, um einst mehr zu sein als ein Mönch, ein Mitreformator der Kirche. Er hatte die Anklage der rachsüchtigen Olympia zugestanden, als habe er sie im Beichtstuhle geküßt, obschon er dies nur in der Phantasie gethan, und sich zur Buße für diese Anwandlung eines fleischlichen Gedankens den schwersten Pönitenzen unterzogen, und diese seine Heiligkeit hatte ihm den Kardinalshut erworben. Beide Männer pflegen nun einen recht innigen Austausch einer auf gemeinsamen Wünschen und Hoffnungen beruhenden Freundschaft, und der bescheidene Ambrosi verhilft dem rüstigern Genossen, anspruchslos für sich, zum Besitze der dreifachen Krone. Wie Johannes der Täufer den Ruhm seines Freundes Jesu verkündete, rief er vor dem harrenden Volke die neue Papstwahl aus, die er selbst befördert hatte, eine beruhigende, liebenswürdige Figur des Romans, die dem Hauptheldeu als glänzende Folie dient und zur breitern Entwicklung der idealen Forderungen des Werkes eine wesentliche Erleichterung bot. Bonaventura durfte nicht allein stehen, auch seine Erhebung nicht weiter dem Zufall danken, wie weiland die Ernennung zum Bischof; seine Anschauungen mußten aus der Seele eines gleichgestimmten würdigen Mannes wiederstrahlen, um auch den Leser mehr zu überzeugen, daß er nicht lediglich die Bestrebungen eines Idealisten vor sich habe. Kunstvoll ist mit dieser Seelensympathie auch das Schicksal der beiderseitigen Väter verwoben; Ambrosis Vater hatte in den Alpen wirklich den Tod gefunden, und sein Leichnam hatte dem Glauben, daß Friedrich von Asselyn verunglückt sei, mittelst der Verwechslung aufgefundener Reliquien seinen Halt gegeben. Alles ist in dem kunstreichen Werk aufs festeste verknüpft und verschlungen, und die später gegebenen Lösungen zeigen, wie der Dichter schon von Beginn an die einzelnen Züge, durch die er sein Schachspiel gewinnen mußte, voraus berechnet hatte.

Die leuchtende Gestalt Bonventuras, welche dem Werke Ziel und Richtung gibt, bestrickt durch körperliche, geistige und sittliche

Schönheit unſere Herzen; nur eine kleine Schwäche hat er an ſich, daß er Verſe macht, an denen die Muſen wenig Antheil haben. Die Geringſchätzung, mit welcher Gutzkow die geiſtliche Poeſie eines Bedu Hunnius und die philoſophirende eines Klingsohr behandelt, ſteigert die Anſprüche an ſeinen Liebling. Nun erweiſen ſich aber Bonaventuras lyriſch didaktiſche Ergüſſe als ziemlich ſchwach und reflexionsmäßig. Gutzkow iſt einmal kein Lyriker und würde beſſer die Hand laſſen von einem Lorbeer, der ihm verſagt iſt.

Doch unſere Aufgabe die großartige Dichtung möglichſt zu beleuchten nöthigt uns den allgemeinen Liebling Bonaventura zu verlaſſen und nach andern Seiten die Blicke zu wenden. Es durchlaufen, wie ich ſchon angedeutet, viele einzelne Perſonen die Welt, geſchäftig Fäden zuſammenzuknüpfen oder zu löſen, theils karikirte humoriſtiſche Figuren von untergeordneter Art aber kecker Zeichnung wie der fromme Schnuphaſe, der fröhliche Opernfreund Löb Seligmann, der forcirt genniale Kaufmannsſohn Piter Kattenbyk, der bucklige Geiger Stammer, der gemüthliche wiener Polizeiſpitzel Herr v. Pötzl, theils ernſte Charaktere mit beſchränkter Verſtandesſphäre oder ſonſt einſeitiger Lebensrichtung, wie Stephan Lengenich, der bigotte Küſter, der Philoſoph Püttmeyer und ſeine gealterte Braut Angelika Müller, Onkel Levinus und Tante Beata, Veilchen Igelsheimer, die jüdiſche Freidenkerin, die bis zum letzten Augenblick über den Carneval des Lebens geſcherzt hat, und eine Menge andere kleine Lebensbildchen, mit photographiſcher Genauigkeit gezeichnet, theils unheimliche Geſtalten, wie die geizige Buſchbeck, der Winkeladvokat Hammaker, der Spitzbube Bikert, der widerliche Cyniker Anwalt Rück, der moraliſch ganz verſunken und der Gewalt ſeines ungezügelten Triebes anheimgegeben, bürgerlich aber ſelbſt zu Verbrechen fähig iſt, wenn ſie nur zum Ziele führen. Gutzkow ſcheint fürwahr einen beſondern Groll auf den Stand der Anwälte zu haben, daß er ſeinen Schlurk aus „den Rittern vom Geiſte“ noch zu einem Rück potenzirte. Ganz beſonders in den Vordergrund der Bühne aber treten unter den Intriguanten, deren ein ſo breit angelegtes Lebensſpiel gar viele be-

darf, der Jesuit Wenzel von Terschka, der Pater Sebastus und der Klosterbruder Hubertus, ein fast geisterhaftes Wesen oder ewiger Jude, dessen übermäßiger Leibeskraft noch bei hohen Jahren das Unglaubliche zugemuthet wird. Ein Greis mit abschreckendem Todtenkopf, der in guten Jahren die fernsten Länder gesehen und als herrschaftlicher Jäger die Wälder durchzogen, wird er nun von der Grille unstät umhergetrieben, die 20,000 fl., die er durch Vermächtniß geerbt, unter die zwei Menschen theilen zu wollen, welche er als Kinder aus dem Brande gerettet hatte, und zu diesem Behufe die verlorenen aufzusuchen. Ruhelos wie von jeher unternimmt und leistet er im Auftrag anderer oder aus eignem Antrieb die gefahrvollsten Dienste, bis er, der zweimalige Retter aus dem Brande, über einem dritten Versuche zu Grunde geht. Dieser phantastische Greis hat unter allen Personen des Romans am wenigsten Fleisch und Blut, eine Ausgeburt der Romantik, gespensterhaft; in solchen Scenen allerdings schauerlich anziehend, die durch farbenreiche Schilderung Effekt machen, wie der Brand in Westerhof, die Rettung des Eremiten aus der Gewalt der Räuber u. a. dgl. Der Bruder Todtenkopf oder der Bruder Abtödter leidet bedeutend an innerer Unwahrscheinlichkeit; gleichwol wird er uns befreundet und geläufig, erstens, weil er so oft wiederkehrt, als es etwas zu retten oder sonst etwas Gefährliches auszuführen gibt, und zweitens weil der Dichter, wie Homer seine schmückenden Beiwörter, die Schilderung seiner Persönlichkeit immer wieder erneuert. Solche kurze Wiederholungen gehören zur episch anschaulichen Art dieser Dichtung und tragen sehr viel dazu bei die Personen zu verkörpern. Die jugendliche Frau mit den grauen Locken vergißt der Leser so wenig mehr als den Bruder Todtenkopf.

Ein zweiter Ueberall und Nirgends ist Terschka, der in allen Sätteln gerechte, der Meister in ritterlichen und geselligen Künsten. Von ihm heißt es: „Seiner schmächtigen, zierlichen, gewandten Gestalt stand es, da einen Stricknauel aufzunehmen, dort einer Cigarre Feuer zu geben und dabei wieder einen Befehl zu ertheilen, den er halb schon selbst ausführte. Er schoß einen Vogel

im Flug, selbst im wähnenden Reiten." Die abenteuerlichen Schicksale dieses aus einem Kunstreiter umgeformten Jesuiten machen seine Weltläufigkeit und diese seinen Einfluß auf den Grafen Hugo, auf dessen arglose Mutter und alle nicht sehr scharf blickende Personen erklärlich; wenn aber sein Lebensberuf den erstern zum Katholicismus zurückzuführen unwahrscheinlich vorkommen sollte, der möge bedenken, daß der Erbe von Castellungo, dem Waldensersitze, und vermuthlich künftige Herr des katholischen Westerhof eine für die Kirche keineswegs geringfügige Person ist. Freilich mißlingt die Absicht der ehrwürdigen Väter, wie denn auch sonst der gewandte Bruder Stanislaus gar nichts durchsetzt als den Untergang der Brüder Brudiera. Sein letzter Angriff auf die Gutmüthigkeit seines frühern Freundes Hugo erinnert an den letzten Versuch Bertrams auf Robert und ist, so theatralisch wie erfolglos. Uebrigens dient dieser Abenteurer, wenn er auch schließlich nichts ausrichtet, gar trefflich dazu, die Schleichwege zu beleuchten, auf denen die Jesuiten nach ihren Zielen streben.

Der dritte Mann aus dem Kleeblatt der genialen Lumpen ist Pater Sebastus. So sonderbar excentrische Kreise dieser Mann beschreibt, der Philosoph und Dichter, Schönredner und eingebildeter Verfasser vieler Werke ist, die er noch schreiben will, der aus einem Trunkenbold und Opiumraucher ein ascetischer Franziscaner wird, welcher mit seiner Entsagung gerade so renommirt, wie mit seinen poetischen Floskeln; so sind mir doch im Leben schon ähnliche seltene Menschenexemplare aufgestoßen, deren ganzes Thun und Treiben wie das Klingohrs auf Ueberspannung und Selbstüberschätzung beruhte und lediglich die Absicht verrieth diese oder jene bizarre Rolle mit Virtuosität durchzuführen. Dergleichen Leute, deren Grundton Eitelkeit, deren Leben Schaustellung ist, kommen nicht aus der Anstrengung und Ueberreizung heraus; aber weil alles, was sie Großes unternehmen, nur auf ein Blendwerk hinausläuft, so bestehen sie gewöhnlich nur schülerhaft, wo es gilt, einmal Charakter zu zeigen. Klingsohr ist im Besitze des grünen Tuchlappens, den der angefallene Reichgraf, sein Vater, den er so hoch hielt, ringend dem Kronsyndi-

eus vom Rocke gerissen, und doch läßt er sich vom Mörder bestechen; er ist wüthend im Zorn und in der Eifersucht, und dann wieder wie ein Kind und nimmt die Absagung Lucindens ruhig hin; er convertirt und lebt als Franciscanermönch vom Bettelbrot, halb Büßer, halb Federheld für die Kirche; aber er versagt sich den alten belletristischen Theatergenuß nicht und tauscht beim Juden die Kutte. Sein Ausschreiten aus der Bahn des Gesetzes zieht ihm bald geistliche bald weltliche Strafen zu; der Aufenthalt im Kerkern zerstört die längst angegriffene Gesundheit; angetrieben von der einstigen Geliebten rafft sich der gebrochene Mensch noch einmal zusammen und flieht nach Rom in einen strengern Orden, um zuletzt auf einem Ruhepöstchen bei der Herstellung des Inder der Hektik, der Cigarre und dem Orvieto zu erliegen. Was hatte der Arme zum Lohne, der sich so viel echauffirte? Was hat aber auch der Leser für Genuß an solch einem zerfahrenen Uebermenschen?

Er mag eben mitlaufen mit andern herumschweifenden Sonderlingen, deren überreiche Sammlung fast den Eindruck des Nomadenartigen hervorbringt. Sind doch auch Benno und sein Busenfreund de Jonge mehr als billig auf der Wanderschaft; jener verzettelt mit Abenteuern, dieser mit Planlosigkeit seine Jahre. Ich kann mich auch sonst nicht recht befreunden mit dem Wesen jenes Benno, des anspruchvollen, eingebildeten Advocateneoncipienten mit seinem lateinischen Stolz und weltverachtenden Scharfblick; zumal von da an, wo er unerwartet von seiner frühern Kälte in einen Schwärmer für Mutter und Schwester umschlägt, dann Kämpfer für Italiens Freiheit und Sklave eines herrschsüchtigen Weibes wird. Ich verstehe weder den Menschenkenner Metternich, daß er diesem Fremdling Depeschen anvertraut, noch die liebliche und klare Armgart, daß sie die Liebe zu diesem Manne, die sie einst aus Grille versteckt hat, unerwiedert Jahre lang im Herzen trägt. Benno gleicht dem Dankmar in „den Rittern vom Geiste“; er hat wie jener etwas Forcirtes, Selbstbewußtes, Spöttisches, ich möchte sagen Preußisches an sich, so namentlich dem gutmüthigen Thiebold gegenüber, dessen Schwäche es ist, sich vor der Ueberlegenheit seines Freundes zu

beugen. Gutzkows Abneigung vor idealen Charakteren bringt auch in seine hervorragenden Menschen mitunter räthselhafte unerklärliche Züge; wie kann, fragt man, der nüchterne Jurist und der sittliche Mensch einer Mutter von zweifelhafter Moralität, die ihn als Kind jedenfalls im Stiche ließ, also leidenschaftlich ergeben sein, daß er fortan seine bisherige Nationalität verläugnet und seinem Beruf entsagt? Wie kann er als Mann von Charakter einer kleinen nicht einmal schönen Italienerin von fast grünlichem Teint, deren angeborene Wildheit alle Scham und Weiblichkeit verleugnet, also zum Eigenthum verfallen aus vermeintlicher Dankbarkeit, daß er in ihrem Dienst als Cicisbeo neben einem hanswurstartigen Ehegatten widerliche Jahre der Sklaverei hinschleppt? Allerdings wird er in den letzten Augenblicken nach Aringarts Liebesbekenntniß wieder zum Deutschen und weist die italienischen Frauen ab von seinem Sterbelager, eine Erfindung, die hinwiederum nicht frei ist von moralischer Härte; aber was bleibt uns und der Jugendgeliebten von diesem verfehlten Dasein eines Mannes, den die Sorgen mit vierzig Jahren schon ganz grau gemacht und die feindliche Kugel in den Tod schickt? Gar nichts als der Gedanke an die Eitelkeit alles Irdischen, den uns ohnehin schon die ganze Welt predigt, an die Täuschungen des Lebens, welches hoffnungsreich auszieht und mühebeladen fortschleicht, um müde unter Entsagung zu enden.

Man möchte mit dem Dichter rechten, daß er sein Werk geflissentlich darauf angelegt hat, uns um alle Früchte zu betrügen, die wir da und dort erwartet haben, und uns so zu sagen schadenfroh immer von neuem zu mahnen, daß alles Fleisch wie Gras ist. So ist namentlich auch das Verfahren mit dem gutherzigen Thiebold de Jonge fast grausam. Wäre er lieber im Lorenzostrom umgekommen, oder hätte er seine halbe Million verloren, als daß er bei so viel Anspruchlosigkeit und geselligem Talente, bei so viel Anlage für Freundschaft und Liebe einem einsamen Alter zuzuwelken bestimmt sein soll. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein rechter Frauenmann, anschließend, gefällig, zuthunlich, freundlich und vor allem ganz frei von jenem spezifischen Hochmuth, der das eigne Ge-

schlecht dadurch erheben will, daß er das andere gering schätzt. Eine gewisse Flatterhaftigkeit in der Liebe schreibt er sich nur zu, weil Benno, dem er nie ernstlich zu widersprechen wagt, sie ihm angedichtet hat. Als beide Freunde ihren Schmerz über die Abweisung von Seite Armgarts bei Wein und Austern in Worten ausströmen und Thiebold sich als Bennos gewesenen Nebenbuhler bekennt, erklärt dieser, er würde sie ihm auf keinen Fall gelassen haben; denn er habe Vorzüge vor ihm: Mein Herz, sagt er, kann lieben, das Ihrige nicht. Darauf Thiebold: Ich schaudere über mich selbst; ich kann lieben, nie aber auf die Länge. Das ist nicht wahr, ist pure Unterordnung unter eine anmaßliche Behauptung; Thiebold liebte treuer als Benno, aber mehr frauenhaft, indem er im geliebten Gegenstande sich selbst vergaß.

Und so wie bei diesen betrügt uns der Roman um alle Hoffnungen, die wir an den einen oder andern seiner zahlreichen Wandersleute bei Beginn ihrer Pilgerschaft durchs Leben geknüpft hatten. Darum wirkt sein letzter Band, der die Geschichten nach einem Zwischenraum von mehr als zehn Jahren wieder aufnimmt, in einzelnen Partien so peinlich, weil er die vielen Täuschungen und Unfälle der Zwischenzeit concentrirt bietet. Mit erbarmungsloser Sense geht da der Tod herum, massenhaft niederzumähen, was nicht weiter zu verwenden ist. Was sollte uns, fragen wir da, all das Menschenpack mit seinem vielen Geräusche und seiner breitspurigen Anwesenheit? Die Wirklichkeit freilich trügt uns mit derselben augenblendenden Farbenpracht, mit einem Scheine, der wie die Landschaften einer Fata Morgana in Nichts verschwindet; aber unser glückbedürftiges Herz sucht ja eben doch in der Dichtkunst Ersatz für das darbende Leben, und wenn es statt dessen wieder der trostlosen Erfahrung begegnet, vor der es geflohen, so zieht es sich murrend in sich selbst zurück.

Ich glaube, ein guter Theil des Unbehagens am Ausgang unseres Romans ist wohlbegründet; es liegt ein Fehler in der Anlage, nemlich die allzugroße Häufung mißlicher Erfolge, wie wir sie sogar im Leben nur selten beisammen haben; diese aber hat ihren theil-

weisen Grund in der gar zu großen Fülle von Personen, an deren Schicksalen wir uns im Verlaufe der Erzählung zu betheiligen veranlaßt wurden, und die er abthun mußte, wollte er seine Dichtung nicht durch abermals neun Bände weiter spinnen. So läuft er zuletzt mit der Keule umher und erschlägt, wenn er noch am Wege sieht, und wen er mitleidig zurück läßt, dessen frühere Strebungen verrinnen im Sande. Damit die volle Aufmerksamkeit sich der idealen Kirche zulenke, beeilt er sich die an ihr minder betheiligten Personen zu beseitigen. Aber diese Geschäftigkeit abzuschließen oder abzubrechen, veranlaßt gerade die unwillige Frage nach dem Zweck ihres ganzen Erscheinens, auf welche wir häufig nur die Antwort zur Hand haben, es seien das eben Episoden, eingestreute sprechende Bilder aus einem breiten Stück Menschenleben, Bilder, die uns beim Beschauen doch ungemein unterhalten und theilweise belustigt hätten. Ich hebe hier namentlich hervor die beiden Kaufmannshäuser, das christliche der Kastenduyk in Köln und das jüdische der Zickeles in Wien, mit ihren zahlreichen Gliedern und Anhängseln, die ihre Eigenart, gefördert durch das mächtige Unterstützungsmittel des Reichthums, bornirt genug zur Schau tragen und in einzelnen Theilen ergötzliche Satiren abgeben auf das, was man im gemeinen Leben Geldprozenthum nennt; ferner die verschiedenen andern Judenfamilien vom Bankier Fould, dem toleranten, der eine christliche Kirche im byzantinischen Stile gebaut hat und dem armen Vetter nur schmeichelt, so lang er ihn benützen will, der gastfrei auf großem Fuße falsche Spieler und Diebinnen bewirthet, in der Meinung, als habe er Barone und Baronessen vor sich — bis zum keifigen Maskengarderobier in der Rumpelgasse und seinem verborgenen Schatze, der philosophirenden schönen Seele Veilchen Igelsheimer. Gutzkow erweist sich in allen diesen draftischen Darstellungen als einen überaus feinen Kenner modern jüdischer Lebensanschauung. Wir möchten keine dieser Personen missen, nachdem wir einmal ihre Bekanntschaft gemacht, so wenig wir in der Gesellschaft der mancherlei Verbindungen uns entschlagen wollen, in welche uns eine weitläufige Bekanntschaft gebracht hat. Ein ähnliches Verhältniß haben diese

mehr in zweiter Ordnung mitwirkenden Gestalten des Dichters zum Leser; er interessirt sich für ihr Dasein, er findet es lehrreich, Blicke werfen zu können in diese und jene fernstehenden Kreise, und wenn er sich am Ende um die Erwartung, die er auf sie setzte, betrogen sieht, nun so muß er sich eben mit den ähnlichen Spielen des Lebens trösten, welches gleichfalls unser Dasein mit hundert schwachen Fäden an fremdes knüpft, die oft schon abreißen, wenn wir solcher Freundschaften eben froh zu werden beginnen.

Eine andere Frage allerdings ist es, ob eine zerstreuende Geselligkeit unserer seelischen Natur nicht mehr Nachtheile als Vortheile bringt, ob sie wirkliche Geistesbildung, Herzenswärme, Gemüthstiefe fördern, ob sie innerlich lebende Menschen auf die Dauer befriedigen kann. Wer bald da bald dort einkehrt und sich um Tausende bekümmert, muß am Ende verflachen; wer sich in wenige Menschen einlebt, hat bleibenden Nutzen von seiner Freundschaft. So wird auch ein Roman, der sich auf wenige Spieler beschränkt und diesen vortreffliche Rollen schreibt, dem Freunde gediegener Lektüre willkommener sein. Es wäre ein Unglück, wenn unsere Romanliteratur überhaupt dem Beispiele folgte, welches Gutzkow in seinen beiden Hauptromanen gegeben, und also gestissentlich fortan in die Breite ginge. Nur ein Meister der Composition wie er vermag bei diesem Verfahren auch die Denkenden zu fesseln, vor allem dadurch, daß er eine Menge Probleme da und dort in den Weg wirft.

Welch eine Fülle von Zweifeln bietet unser Roman dar, neben der Hauptfrage über den Ausgang des Camphausen'schen Prozesses: ob Bonaventuras Vater todt oder lebendig sei, und wenn das letztere, woher doch der Glaube an seinen Tod eine so sicher scheinende Begründung nähm; welches die Abkunft Bennos von Vater- wie Mutterseite gewesen; ob die Versicherung des Kronsyndicus, als sei Klingsohr sein natürlicher Sohn, sich bestätige oder nicht; wer den Mord des Deichgrafen begangen; welch ein Geheimniß Rück und Hammaker aneinander kette; ob Armgart ihren vermeintlichen und ihren wirklichen Lebenszweck erreichen werde; welchen verhängnißvollen Inhalt Leo Perls Schreiben berge; wohin Lucinde,

das leuchtende Meteor, ſeine weitern Kreiſe ziehe, oder ob ihr unruhiger Geiſt wol gar noch zuletzt Glück und Behagen finde; ob der ehrwürdige Federigo in den Kerkern der Inquiſition ſchmachte, und vieles andere.

Und mit den Fragen und Intereſſen, die den Leſer in wohlberechneter Abwechslung von Band zu Band geleiten und wie ein Stück Wirklichkeit ſeine Sinne gefangen nehmen, wandeln ſich auch zur Steigerung des Effektes die Dekorationen, ſo daß das Fremdartige und Anziehendere dem Bekannten und Geläufigen nachfolgt. Ehe der lange Anblick der weſtphäliſchen Erdſcholle ermüdet, hat der Dichter ein neues Panorama um uns aufgeſpannt und nach einem kurzen Zwiſchenſpiel in Wien, welches Nord und Süd vermittelt, uns auf den merkwürdigſten Schauplatz der Welt verſetzt, nach Italien. Da öffnen ſich die heitern Thäler von Piemont, da ſchließt Rom die alten Thore auf und brütet auf den Trümmern des Heidenthums über eine neue Reformation der chriſtlichen Kirche, da dringen wir vor bis in die entlegenſten Schlupfwinkel Calabriens und ſpüren dem ehrwürdigen Apoſtel nach, der vor den Verfolgungen gleißneriſcher Rechtgläubigkeit dort ein kurzes Aſyl gefunden. Der Roman, der im bürgerlichen Deutſchland nur die Geſchäfte einiger adelicher Häuſer zu umfaſſen ſchien, erweitert ſich, ſobald wir den klaſſiſchen Boden betreten haben, auf welchem die frühern Privatperſonen eine Weltſtellung gewinnen. Die Glaubenskämpfe, ſo geräuſchvoll ſie manchmal in dem ſonſt unfriedlichen Weſtphalen zur Schau traten, zeigen ſich jetzt erſt verhängnißvoll, weil wir ſie in ihren einflußreichſten Trägern vor Augen ſehen.

Doch hinterließ bei mir im Ganzen das römiſche Treiben trotz der Bedeutſamkeit von Ort und Perſonen nicht den vollen realiſtiſchen Eindruck, weil eben doch Dichter und Leſer in Italien minder heimiſch und den Charakter dieſes Volkes ganz in ſich aufzunehmen kaum fähig ſind. Weder Bennos Mutter, die Herzogin von Amarillas, erhebt ſich über eine Theaterfigur, noch ihre Pflegbefohlene, des Cardinals Cercone unnahbliche Tochter, die kleine übermüthige Olympia, die den Keim der Wildheit ſchon im Mutterleib em-

pfing, die zerreißt, was sie liebt, die in den Kundgebungen ihrer Liebe so frech herausfordernd wie unwiderstehlich ist, die den Gegenstand ihrer Raserei in unwürdiger Knechtschaft hält und den Sterbenden noch im letzten Augenblicke mit ihrem Ungestüm peinigt. Auch die Männer der Hierarchie und der morschen römischen Staatsmaschine mit ihrer Sittenlosigkeit, ihren Intriguenspielen, ihren herzlosen Maximen und Handlungen, die Ceccone, Fesebotti, Rucca, bleiben uns fremdartig, und die Freunde des jungen Italiens von Bertinazzi bis zu den verschiedenen Gliedern der Familie Bianchi treten zu episodisch hervor, um einen nähern Antheil zu erregen — mit einem Worte, man sieht allenthalben, wie der Dichter eben doch mit seinem Seelenleben in Deutschland wurzelt und wie das italienische Wesen von außen an ihn herangetreten ist.

Indeß fesselt uns auch so noch Roms mächtiger Zauber und hält uns wie mit Geisterarmen umfangen. Es sind die großen Ueberreste alter Zeiten, die uns bewältigen, es sind die ringenden Kräfte der Gegenwart, die hier zusammengedrängt bald im Dunkel einander auflauern bald im hellen Mittagslichte sich messen und mit schwankendem Siege nun Segen, nun Unheil stiften. Der Verfasser hat erst im achten Bande, der uns nach Rom selbst führt, den etwas dunkeln Titel des Werkes klar gemacht. Denn hier zum erstenmal wird das Wort Papst geradezu mit dem Ausdrucke „Zauberer von Rom" umschrieben, nur daß früher einmal die Geistlichkeit als die Gnomen der römischen Zauberkunst bezeichnet worden sind. Es waltet und webt in Rom ein ganz eigenthümlicher Zaubergeist, gebannt an die Stadt, die ehrwürdige Herrscherin, und an den Mann, der von hier aus noch heute, gestützt auf einen bloßen Schatten von weltlicher Macht, vielen Millionen williger Geister gebietet. Was wirft die weiten Staaten, was die Millionen von Seelen demüthig zu den Füßen dieses einen Mannes, der noch obendrein zumeist ein schwacher Greis ist? Was anders, als der uralte Glaube an Roms Hoheit und Allgewalt, verbunden mit der Vorstellung, daß Gott hier selbst seinen Statthalter niedergesetzt, der die Christenheit am Zügel hält? Die Würde dieser Stadt und die

Würde dieses Statthalters ergänzen sich beide in der Meinung der Völker, und theilen einander mit von ihrem leuchtenden Nimbus. Rom wäre ohne den Pabst wirklich nur, was der Dichter singt, ein Grab der Vergangenheit, und der Pabst, außerhalb seines magischen Kreises gestellt, ein gewöhnlicher Priester; aber von hier aus, wo er sicher ist in der Handhabung seiner tausend Instrumente, blendet und herrscht er mit seinen Zaubersprüchen und dienstwilligen Gehilfen so weithin, als das heilige Dämmerlicht der Kirche ausgegossen ist. Seit jenen Jahrhunderten, in welchen die christliche Religion die treibende Kraft des Occidentes war, hat der römische Zauberer das Leben in Fesseln geschlagen, aus welchen bis jetzt nur die kühnen Denker und die kräftigen Naturen sich heraus nach Erlösung sehnen. Oft schon kehrten Zeitmomente wieder, in denen die hellen Sonnenstrahlen der Forschung und der frische Zugwind der Thatkraft den berauschenden Weihrauchnebel verscheucht zu haben schienen; aber immer von neuem zog sich das Gewölk wieder zusammen und schnürte den Athem ein. Gutzkow wagte in seinem großen dichterischen Lebensbilde den Versuch den Zauber zu besprechen, mit dem Magier zu unterhandeln, ihm rationelle Vorschläge zu machen, nach denen die Menschheit im freien Dienste der Religion bestehen könnte, ohne das ehrwürdige Ansehen der wichtigsten Institute des Glaubens zu untergraben. Sein reformatorisches Bestreben fällt mit den Wünschen und Hoffnungen von Tausenden, die der Kirche wohlgesinnt sind und Revolutionen auf dem heiligsten Gebiete fürchten, zusammen. Ein also erneuerter Katholicismus, glaubt man, würde sogar die Protestanten locken die unheilvolle Scheidewand niederzureißen und die ersehnte Einheit der Kirche herstellen, deren Trennung namentlich unser Vaterland geschwächt und zerfleischt hat. Schöne Dichterträume, deren Erfüllung wol ernstlich kaum der Verfasser erwarten wird. „Der Zauberer von Rom“ wird nie dem Zeitgeiste Concessionen machen, wie er auch erst neulich mit seiner Encyclica gezeigt hat; sobald er die Formel änderte, würden die Geister frei nach allen vier Winden auseinanderfahren, ihre eigenen regellosen Bahnen ziehend, der stolze Vatican

mit S. Peter würde stürzen und statt der gewünschten Vereinigung ein Heer von Sekten entstehen, die sich wieder befehdeten und zerrissen, und zwischen welchen einzelne Weltweise, Gleichgiltige und Feinde frommer Gemeinschaften die betrübten, theilnahmlosen und schadenfrohen Zuschauer machten. Ob freilich Roms Unbeugsamkeit den Sieg behalten, ob Roms Starrheit nicht dem Christenthum selbst Verderben bringen, ob die Schroffheit der Parteien nicht den schirmenden Engel der Religion auf lange von der entheiligten Erde verscheuchen wird? Jedenfalls würde ein zweiter Mönch Sebastus Gutzkows Buch auf den Index setzen, so gut dieser es mit der Kirche gemeint haben mag.

So sehr wir übrigens an der Nachgiebigkeit Roms, ja selbst diese vorausgesetzt, an der Möglichkeit Gutzkows Reformen ohne Schaden des Volksglaubens durchzuführen Zweifel hegen, so können diese dennoch die hohe sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung seines Werkes nimmer mehr beeinträchtigen, welches durch ausgedehnte Forschungen eine feste Grundlage, durch umfassende Weltbeobachtung eine haltbare Stütze, durch das unvergleichliche Gestaltungstalent des Verfassers eine wahrhaft wunderbare Organisation erhalten hat. Daß gerade diese Fragen, an deren Lösung schon Jahrhunderte sich abarbeiten, mit würdigem Ernst einem Unterhaltungsbuch den wesentlichen Inhalt geben, daß der Verfasser sich mit jeglichem Apparat ausgerüstet hat, um den Katholicismus in seinen Institutionen, Satzungen, Gebräuchen und Sagen genau nachzugestalten und in die geheimsten Winkel der Klöster und Orden zu verfolgen, flößt dem aufmerksamen Leser einen Respekt ein, wie kaum vor einem zweiten belletristischen Werke. Aber sein weitschichtiges Material so verarbeiten, daß auch abstrakte Gegenstände unter seiner Behandlung frisches Leben erhielten und in eine Unzahl pikanter, ergötzlicher, ergreifender und jedenfalls spannender Scenen zu verweben, konnte nur einem Dichter gelingen, der unter den deutschen der Gegenwart ohne Frage der geistreichste ist.

Das Friedensfest Piccolomini's

14. Juli 1650.

Von

C. Tützelberger.

Nachdem im Jahre 1648 der Westphälische Friede geschlossen worden war, versammelte sich in Nürnberg eine Anzahl Gesandter, um die Bestimmungen des Friedens in Vollzug zu setzen. Unter diesen Gesandten waren die vornehmsten Carl Gustav, Pfalzgraf und schwedischer Oberfeldherr, später auch König von Schweden, und Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, kaiserlicher Gesandter und Feldherr. Im Jahre 1649 war es gelungen, eine einstweilige Ausgleichung zu Stande zu bringen und deßhalb gab am 25. Sept. Carl Gustav das gepriesene Festmahl im Rathhaussaale, welches Sandrart durch das bekannte und berühmte Bild verewigt hat. Im Sommer 1650 dann kam die endgültige Ausgleichung zu Stande, und nun hielt es Piccolomini für von der Ehre geboten, auch ein Festmahl zu geben. Neues aber sollte geboten werden. Die Jahreszeit erlaubte, das Fest im Freien zu feiern und Piccolomini selbst setzte sich zu Pferd und umritt die ganze Stadt, um einen geeigneten Platz dafür zu finden. Der Schießplatz war es, der seinen Augen wohlgefiel; der Rath der Stadt unterstützte das Vorhaben aufs Beste und unter Leitung Friedrich Volcamer's und durch die fleißigen Hände einer großen Schaar Arbeiter erhob sich in der Nähe des jetzt abgebrochenen Schießhauses auf 8 Säulen eine mächtige, herrliche Laubhütte in Zeltform, 200 Fuß im Um-

mit S. Peter würde [illegible]
ein Heer von [illegible]
rissen, und
frommer
frohen
Sieg
Verd
me
v

[illegible] und geschmückt war
[illegible] Fahnen der Länder. An
[illegible] gegen Abend befand sich ein
[illegible] oben die Bilder der Gerech-
[illegible] und auf jeder Säule außen
[illegible] in der Hand.

[illegible] die mit ihrem Fußboden 2 Fuß über
der Erde erhoben war, schlossen sich rechts und links schräg vor-
springend zwei Nebenlauben, 50 Fuß lang und 25 breit, bedeu-
tend niedriger als die Hauptlaube und mit ihrem Fußboden un-
mittelbar auf der Erde. Auch sie schmückte ein schönes Portal.
Uebrigens hingen an der Hauptlaube noch mehrere kleinere Neben-
lauben, welche die Nebenzimmer bildeten und zum Aufenthalte der
Musiker, Diener und zum Aufstellen der Speisen und Getränke
dienten.

Im Hauptsaale hing zur Beleuchtung für die Nacht ein gro-
ßer versilberter Stern mit 6 herrlichen Ampeln; in allen Fenster-
bögen fanden sich die schönsten Blumenschwünge, und jede Säule
innen zierte ein Grenzgott mit versilbertem Blumenkorbe auf dem
Haupte. In den Nebenhütten prangten in jeder 6 grüne vergoldete
Hängleuchter mit vier Armen und ebenfalls Blumengewinde; in den
kleinen Nebenzimmern hingen Spiegelwandleuchter, die ihr Licht
hundertfach vervielfältigten.

Für die höchsten Herrschaften waren im Hauptsaale die Tische
in einem Halbrund gestellt, und zwar so, daß nur auf der einen
Seite die Gäste saßen, um den Blick ungehindert durch das breite
Portal in das Freie zu haben. In der Mitte der Tafel glänzte
ein Himmel von rothweißem Taffet für die Fürsten. Die 130 Stühle
waren mit rothweißem Tuch überzogen, das hinten über die Lehne
eine Elle hinabhing und einen schwarzen Reichsadler mit Gold,
Silber und Farben geziert zeigte. Außerdem fanden sich noch 10
sammtne Sessel. In den Nebenlauben standen die Tische für die
geringeren Gäste, besonders für die Nürnberger Patrizierfamilien
und die Rathsherren, bereit.

Diesen Festlaubhütten gegenüber in einer Entfernung von 348 Fuß erhob sich eine aus Brettern erbaute Burg, ein gewaltiges Gebäude mit hohen Mauern und 4 zinnengekrönten Eckthürmen und in der Mitte mit einem hohen Schloß, dessen Kuppel glänzend emporragte und mit Fahnen geschmückt war.

Zwischen dieser Burg und den Laubhütten stand auf einem marmorartigen Fußgestelle von 22 Fuß Höhe das Bild des Friedens, einen Kranz von Früchten auf dem Haupte, einen Palmzweig in der Hand, zu Füßen eine Lorbeerkrone. Auf den 4 Seiten des Fußgestelles fanden sich die Sinnbilder der 4 Jahreszeiten gemalt mit entsprechenden Sinnsprüchen. Von den Laubhütten aus lief ein Draht über dieses Standbild zur Burg, dessen Bestimmung uns später klar werden wird.

Nachdem auf diese Weise der Platz zum Feste bereitet war und das schönste Wetter den bestimmten Tag begünstigte, erschienen am 14. Juli Nachmittags 50 jüngere Nürnberger Patrizier zu Pferd, prachtvoll gekleidet, unter Anführung Georg Baumgärtner's und Christoph Volkamer's vor der Wohnung Piccolomini's auf dem Weinmarkt, dem vormals Serz'schen Haus, um ihn und seine hohen Gäste auf den Festplatz zu begleiten. Vom Weinmarkt bis zum Neuen Thor war die Stadt festlich geschmückt, außerhalb der Stadt fanden sich Kauf- und Eßbuden wie bei einer Messe aufgerichtet, und ein unzählig Volk wogte einher.

Als die hohen Gäste in gewohnter feierlicher Weise an die Tafeln geführt worden waren, begann das Festmahl, bei welchem die jungen Nürnberger Patrizier die Truchsesse machten. Sollte ich Ihnen nun beschreiben die 5 Gänge der köstlichen Speisen, schildern die 29 Schaugerichte von Thieren, Göttern, Sinnbildern, Burgen, Schlössern, Bäumen, Brunnen, Palästen, Schiffen, Vestungen, Wäldern mit Hirschen, Kameelen mit Mohren, sammt ihren Sinnsprüchen; hören lassen die Hochs auf Kaiser und Könige mit ihrem erschütternden Donner aus 47 Stücken und mit ihrem Trompetengeschmetter, ich würde gar lange nicht fertig werden, und ich will daher dieß unterlassen und dafür sogleich das Friedensspiel beginnen,

welches Sigmund von Birken eigends zu diesem Friedensfest gedichtet hatte. Doch muß ich mich auch hier darauf beschränken, Ihnen mit einigen Grundstrichen ein Bild des Ganzen zu geben. Birken hielt sich dazu um so mehr verpflichtet, als dazumal der Versammlungsort der Pegnitzschäfer, das sogenannte Poetenwäldchen, unweit vom Schießplatze auf einer Halbinsel an der Pegnitz unterhalb der Weidenmühle, wahrscheinlich dem Reutersbrünnlein gegenüberlag.

Als die Gesundheiten bei Tafel ausgebracht waren und die Sonne zum Untergang sich neigte, erschien Birken im Festsaale, um unter seiner Leitung das Festspiel beginnen zu lassen. Die Söhne der angesehensten Familien, ein Joh. Wilh. Schlüßelfelder, Sigm. Jac. Holzschuher, Joh. Hieron. Löffelholz, Gg. Tobias Oelhafen, Hieron. Scheurl, Georg im Hof, Christof Führer, Carl Welser, Gg. Andr. im Hof hatten sich zur Darstellung verstanden und zu einem ewigen Gedächtniß, sagt die alte Erzählung, sollen ihre Namen aufgeführt werden.

Auf den Wink Birken's begann von der rechten Seite des Festsaales ein Zelt, in Gestalt eines Waldgebüsches gemalt, auf verborgene Weise wie von selbst bis vor das Portal sich zu bewegen und vor der Mitte an der Tafel stehen zu bleiben. Die Vorderseite deckte ein mächtiger Adler; der that sich von einander und es erschienen die Personen des ersten Aufzugs des Festspiels als lebende Bilder unter passender Musikbegleitung. Nachdem zum ersten Aufzug die Vertönungen geschehen, da trat heraus aus dem Zelt mitten in den Saal eine furchtbar gräßliche Gestalt. Um das Herengesicht hingen als Haare geringelte Schlangen, ihr Kleid war aschgrau mit Blut besprengt, und auch ihre Füße blutigroth. Sie trug die Fackel des Kriegs in der Hand und unter den wüthendsten Geberden spricht sie ihren Zorn über den geschlossenen Frieden aus:

Was, hilf Pluto! seh ich hier? Ist aus Hölle Himmel worden?
Will man nun in teutschem Land Teutschland nicht mehr helfen morden?
Was? Sind Feinde wieder Freunde? Schiest, sticht, haut, brennt, sengt man nicht?
Seh ich oder ist verblendet, ganz verblendet mein Gesicht?
Welcher Engel, welcher Teufel hat mir so mein Reich zerstört? —
Ich kann dieses Friedenswesen, ich, ich will es dulden nicht!

So spricht die Zwietracht in wüthendem Zorn und ist gerade im Begriff einen Apfel der Zwietracht mit der Aufschrift: dem Stärksten, unter die Zuschauer zu werfen, als eine glänzend schöne hohe Gestalt, bekleidet mit griechischem Ober- und Untergewand von weißem und rothgeblümten Silberstoff, umgürtet mit blauem Gürtel, am Halse eine kostbare goldne Kette aus Herzen von 2 Händen gehalten bestehend, die Haare mit köstlichen Bändern aufgebunden und die freundlichen Wangen mit krausen Locken umringelt, die Füße mit weißen goldbesetzten Stiefelchen geschnürt, aus dem Waldzelt an der Hand zwei gleich schöne Gestalten führend, in den Saal tritt, ohne sogleich die Zwietracht zu bemerken, welche erschreckt und entsetzt in einen Winkel sich zu verbergen sucht. Mit freudestrahlendem Antlitz spricht die Eintracht zu ihren Begleitern, dem Frieden und der Gerechtigkeit:

Ach siehe, wie ist es so löblich, so lieblich, so fein,
Wenn Brüder wie Brüder einträchtig beisammen so sein! —
Da regnet es Segen. Das Leben mit Leben begabt, wird mit Wonne gelabt.
Schau, Bruder, die Brüder; ach schaue die Krieger, o Fried, die friedlichen Krieger.

Da erblickt sie die Zwietracht:

Hilf Gott! ruft sie aus, Was steht hier für ein Tiger!
Ist das nicht Zwietracht? Ja, sie ist es!
Sag, Feindin, du hier, hier im Saale
Bei diesem Freund- und Friedensmahle?
Umrennten doch die Sonnenpferde
Fast fünfmalsechzigmal die Erde
Und die gestirnten Himmelshäuser,
Seit Karl der Vierte, teutscher Kaiser,
In dieser Stadt, an dieser Stelle
Dich aus dem Reich gebannt zur Hölle.
Doch bist du wieder aus der Hölle
In dieses edle Reich gestiegen?
Hast meine Teutschen heissen kriegen?
Hast neuen Zank und Streit erwecket,
Hast alles Land in Brand gesteckt?

Du du, weil eine Welt noch stehet,
Hast alle Laſter ausgesäet,
Du Uebel, nur dazu erkohren,
Hast alles Uebel je geboren!
Aber sollte solcher Frevel ungestrafet gehen hin?
Nein! Ich Eintracht will dir weisen, daß ich in der Welt noch bin.
Aller Freundschaft Feindin du, unter deiner Feindin Füßen,
Unter meinen Füßen hier sollst du deine Bosheit büßen.

Mit diesen Worten ergreift die Eintracht die Zwietracht mit gewaltiger Hand, wirft sie zu Boden, tritt mit Füßen auf sie, und zu den Festgästen gewendet spricht sie:

Die Zwietracht lieget hier; hier seht ihr Eintracht stehn!
Ihr Teutschen, hört mir zu. Sagt, wer soll von Euch gehn!
Erklärt, was wollt ihr thun! Ich stell euch Fluch und Segen,
Mich und dieß Unweib für. Wollt ihr die Eintracht hegen?
Sie schweigen. Wohl, wer schweigt, der saget Ja dazu.
So sei von mir gegrüßt, du edles Teutschland du.
Der Himmel schickt mich dir und mit mir diese Beide,
Gerechtigkeit und Fried, die alles Leid zur Freude,
Die Last zu lauter Luſt, aus Hasse machen Lieb.
So gieb nun was ich will, und nimm, was ich dir gieb.

Mit diesen Worten führte die Eintracht den Frieden vor, welcher in griechiſchem rothtaffetnem Leibrock mit Gold geſchuppt, an Armen und Beinen blos, in Goldſtiefeln, auf dem Haupte einen Kranz von Olivenblättern, in der linken Hand den Oelzweig, alſo zu ſprechen begann:

Nun sei gegrüßt, sei tausendmal gegrüßt
Du teutsches Land, sei tausendmal geküßt,
Geküßt mit dieſem Gruß,
Gegrüßt mit dieſem Kuß.
Du Kaiſerin der Erde, sei gegrüßt,
Du Länderland, sei tausendmal geküßt.
Mich hat so lang nach dir und dich nach mir verlangt;
Nun hab ich endlich dich und du hast mich erlangt.
Du teutsches Land, sei tausendmal geküßt,
Geküßt mit dieſem Gruß,
Gegrüßt mit dieſem Kuß.

In Begleitung einer ſanften Muſik ſprach der Friede dieſe Worte, und als er ſich dann zu ſeiner Schweſter Gerechtigkeit wandte, beide einander umfiengen und mit anmuthigen Gebärden küſſeten, da wurden die Anſchauenden mächtig bewegt von herzlicher Freude.

Die Gerechtigkeit, ebenfalls in griechiſchem Gewande von rothgeblümtem und weiſſem Silberſtuck, trug an ihrem Halſe köſtliche Perlen. Ueber den Oberleib hieng ihr kreuzweiß eine purpurfarbene goldbeſpitzte Taffetbinde, deren beide Enden ſich hinten unter dem Gürtel in einen ſchön gebundenen Knopf verloren. Die Haare waren ihr theils unter ein goldnes Krönlein mit koſtbaren Gold- und Silberbanden aufgebunden, theils ringelten ſie ſich in krauſen Locken um die Wangen. In der Linken die Waage, in der Rechten das Schwerdt, ſpricht ſie erſt die Geſetze aus, welche die Teutſchen halten müſſen, wenn Fried und Glück bei ihnen weilen ſollen, ſpendet dann Lob und Dank den gegenwärtigen Helden des geendigten Krieges, beſonders Carl Guſtav und Piccolomini, und verurtheilt dann die bebende Zwietracht zur Hölle, wohin ſie auch zwei Teufel abholen, nämlich zum Feuerſchloß, wo ſie ſpäter mit verbrannt wird.

Fort, Zwietracht, aus dem Menſchenhaus,
Du Brand der Länder, Mord der Erden,
Du Peſt und Seuch der Menſchenheerden,
Du Neidvergifter, Schlangenſchopf,
Du Unglückstopf, du Natterkopf!
Weil du die Länder angeflammet,
So wirſt du nun von mir verdammet
Ins Flammenreich, da deinen Thaten
Gelohnet wird, du Höllenbraten.

Nachdem hierauf die Eintracht und die Gerechtigkeit ſich entfernt, ſpricht der Friede noch eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit an die Gäſte:

Nun luſtig, ihr Helden, laßt Fröhlichkeit walten,
Mich Frieden ein freudiges Einzugsmahl halten!
Ertränket, verſenket die Fehden in Wein,
Laßt Alles vergeben, vergeſſen heut ſein!

Die Stücke, die vormals in Schlachten geschlachtet,
In Treffen getroffen, nach Rache getrachtet,
Die lasset jetzt hallen, bekuallen das Trinken,
Wann Gläser einander Gesundheit zuwinken.
Ihr Lermentrompeten, ihr klaren Klarinen,
Heut blaset nicht Ritter und Reuter zu Pferde;
Der Gläser Scharmützel beblasen jetzt werde.
Ihr heischeren Pauken, paukt wacker mit ein,
Pumpummet, bebrummet, besummet den Wein.
Ihr Sänger, nun singet, beklinget das Fest,
Die Freuden, den Frieden, die Herren und Gäst,
Dem Frieden zu Ehren.

Nun fiel die Musik ein und der Friede entfernte sich mit langsamen Schritten. Damit endete der erste Aufzug.

Der zweite Aufzug begann ebenfalls mit einem angemessenen Vorspiele der Musik, wonach auf den zwei entgegengesetzten Seiten des Zeltes ein Soldat und ein Schäfer, ohne sich anfangs gegenseitig zu bemerken, heraustreten. Der Soldat, ein teutscher Reuter mit einem Hut voll Federn tritt gar trotzig einher und spricht in seinem Zorn über den Frieden, der ihn seines Unterhalt nimmt, in dem damaligen gebräuchlichen Mischmasch von Deutsch und Französisch aus:

Hie bin ich arrivirt, ein Mann de bon Courage,
Bericht zu nehmen ein von dieses Orts Passage,
Da man parlirt vom Fried. Ihr Waffen, eu'r Estat
Muß fallen par ma foi, weil Teutschland Leute hat,
Die Friede schmieden aus. Ist das auch raisonable,
Daß die Profession der Waffen favorable
Nicht länger heißen soll? — Ich bleib ein Cavalier,
Der seinen Degen hält allstäts für sein Plaisir
Und eurer chosen lacht. — Ich geh nach Angleterre
Wo noch zu kriegen ist. Adieu mes Alemans! —

Im Fortgehen erblickt der Soldat den Schäfer und spricht:

Sieh da, wen seh ich dort? Mein Schäfer, woher so spate?
Comment vous portez vous? Warum so alterirt?
Da Fried' ist ausgeschmiedt, muß fröhlich sein der Hirt.

Der Schäfer, in weißem Gewande mit rosenfarbenen Bändern geschmückt, den Schäferstab in der Hand, die Tasche sammt

Sackpfeife und Schalmei am Gürtel tragend, den Hut mit Blumen geziert hört verwundert die Rede des Reuters vom Frieden, denn vor einem Monat war er außer Landes gegangen und da sollte der Krieg von neuem beginnen. Er kann daher nicht glauben, daß Friede ist, und versucht, um Gewißheit zu erlangen, das Echo zu fragen. Und siehe da, das Echo antwortet und bestätigt das Gerücht vom Frieden. Kaum aber hat das Echo vom Gerücht gesprochen, so erscheint das Gerücht, die Fama selbst wie von Flügeln getragen, in weissem Gewande, auf welchem viel hundert Augen, Ohren und Zungen glänzen, lauschen, sich bewegen, stößt mächtig in ihre Trompete und spricht dann mit weitschallender Stimme:

Seit dortmals geleuchtet der Feuercomete,
Der strahlengeschwänzete Schreckenprofete,
Hat meine weltschallende Silbertrompete,
Der tausendbezüngte Posaunenpoete,
In teutscher und sonsten angränzender Gränz
Beblasen das Rasen, die tödlichen Tänz,
Das Siegen, Erliegen in Stürmen und Schlachten,
Das Rauchen der Städte, das Leuteverschmachten,
Die Donnerscharmützel, die Regen von Blei,
Die Hagel der Kugeln, des Lärmengeschrei,
Das Ziehen, das Fliehen, das Jagen, das Schlagen,
Die prasselnden Stücke, die rasselnden Wagen,
Das Sengen und Brennen, die räubrische Mörd,
Das mördrische Rauben, ungläublich gehört.
In dreißig in Waffen entschlafenen Jahren
Hat Teutschland die Peitsche des Krieges erfahren,
Kein Mensche mehr hoffte verhofften Frieden.
Seit aber der Friede zu Münster verhandelt,
Nach Nürenberg zu der Vollziehung gewandelt,
Wird Teutschland doch endlich der Ruhe gewährt
Die Tausend und Tausend so sehnlich begehrt. —
Nun, meine Trompete, wir müssen uns schwingen
Den Göttern und Menschen die Zeitung zu bringen. —

Sie entschwindet und bestürzt und verwirrt steht der Landsknecht.

Hilf Gott, wie macht dieß Weib mit ihrer Post mich irre!
Ich weiß nicht, wie ich mich jetzt in mir selbst verwirre.

Er hat nichts gelernt als Kriegen, das Schwerdt ist sein Pflug. Wovon soll er nun leben? Nichts als sein Pferd, seine Waffen, etwas Sold hat er noch.

Wie glücklich seid ihr Schäfer doch, ruft er endlich aus,
Die ihr doch frei lebt bei den Heerden,
Der wollenreichen Hab. Sie nähren, kleiden euch.
Viel sind bei Reichthum arm. Ihr seid bei Armut reich.
O Himmel auf der Erd!

Das Bild eines friedlichen, ruhigen Lebens übermannt ihn so, daß er Hut, Degen, Büchse, Pandelier und Schärpe herabreißt, alles dem Schäfer zu Füßen wirft und ausruft:

Hier liegen übern Haufen
Hut, Degen, Alles. Schäfer, sagt, kann ich ein Feld drum kaufen?
Im Stall, wo mein Quartier, steht noch ein gutes Pferd.
Rath zu, wie ich mit Euch auch hüten mag der Heerd!

Diese schnelle Bekehrung des raufluſtigen Kriegers zum friedlichen Sinne des Landmannes veranlaßt nun den Schäfer zu einem begeisterten Lob des Landlebens.

Hände, die der Szepter ziert, haben oft den Stab genommen,
Den ein schlichter Schäfer führt; Helden sind aus Hürden kommen.
Mancher große Weltregierer legte Kron und Purpur hin,
Ward ein armer Heerdenführer und liebt eine Schäferin.
Wer liebt nicht ein freies Feld und die bunten Blumenwiesen?
Wer hat nicht ein Wiesenzelt vor dem Kummer doch gepriesen?
Wen ergötzt nicht Wiesen-Lachen, wo die kühle Balsamluft
Weht durch Klee-besäte Brachen —
Wo der Baum gebiert ein Zelt auf beblümter Kräuter-Erde,
Darzu nächst ein Bächlein quillt, labend Hirten, Heid und Heerde?

Nach Aufzählung aller Genüsse und Freuden, die das Schäferleben bietet, sagt der Schäfer zum Schlusse:

Nun, alle diese Lust, die freie Schäferweide,
Das unschuldvolle Thun, die sichere Felder-Freude
Hat in der langen Wuth der Waffen sich verloren.
Jetzt wird sie durch die Ruh des Friedens neugeboren,
Und fähet wieder an. O dankt, ihr Blumenfelder,
Ihr Thäler, ihr Gebüsch, ihr kühlen Schattenwälder

Dem Himmel für die Gab! Ihr Sänger in der Luft,
Singt einen Lobeton! Ihr Bächlein, lallt mit ein,
Und ihr, ihr Hirtenbrüder —
Laßt für die Kriegesklag nun hören Friedenslieder.
Ihr aber, kommt mit mir, wir wollen Freunde bleiben,
Mein redlicher Soldat, und mit einander treiben
Die Heerde ein und aus. Die Tasche sammt dem Stab
Soll Euer auch mit sein und meine ganze Hab.

Freudig schlägt der Soldat ein. Sein Pferd soll hinfort pflügen, seine Waffen schützen und nützen. Er will ein glücklicher Schäfer sein, und zu den schmausenden Kriegsmännern spricht er:

Ihr Herren, thut wie ich. Kauft Euch um eure Gelder
Ein eignes Land im Land, Vieh, Aecker, Wiesen, Wälder
Und was dazu gehört. Nun kriege wer da will.
Ich und mein Schäfer hier, wir wollen in der Still
In Frieden werden alt. Nun gute Nacht, ihr Städte.
Ins Feld geh ich zu Haus und einmal auch zu Bette.

Hand in Hand gehen nun Schäfer und Krieger fröhlich ab und mit erneuten Gesundheittrinken, Stückdonner und Trompetenblasen schließt der zweite Aufzug.

Indeß war die Sonne hinabgesunken, und der Abend brach herein. Da treten vier Edelknaben mit Fackeln vor das Spielzelt, bei derem hellen Scheine die jedem Spiele vorausgehenden lebenden Bilder mit einleitender Musik sich noch schöner als bei Tageslicht ausnahmen. Mars, Venus und Kupido treten jetzt aus dem Zelt, in der bekannten Bekleidung und Gestalt, Cupido dem Ansehen nach ganz nackt. Sie halten sämmtlich lange Reden an die Festgäste, von denen ich aber ihnen nur berichten will, daß Mars von Teutschland sich verabschiedet und ihm Lebewohl wünscht, Venus ihrer Vorzüge sich rühmt vor Mars und ihren Sohn mit seinem Bogen auf die Gäste hinweist, welche er denn auch mit seinem Pfeile sicher trifft, d. h. mit wohlriechendem Wasser, welches er aus dem Pfeile ausspritzt. Nach dem Abtreten dieser Göttergestalten kommt der alte Schmied Vulcan, der vielbetrogene Gatte der Venus, schwarz und rußig hereingehumpelt, rühmt sich erst seiner Macht und Arbeiten, nähert sich dann Carl Gustav, um ihm die Zündruthe zum

mit S. Vater würde stürzen und statt der gewünschten Vereinigung ein Heer von Sekten entstehen, die sich wieder befehdeten und zerrissen, und zwischen welchen einzelne Weltweise, Gleichgiltige und Feinde frommer Gemeinschaften die betrübten, theilnahmlosen und schadenfrohen Zuschauer machten. Ob freilich Roms Unbeugsamkeit den Sieg behalten, ob Roms Starrheit nicht dem Christenthum selbst Verderben bringen, ob die Schroffheit der Parteien nicht den schirmenden Engel der Religion auf lange von der entheiligten Erde verscheuchen wird? Jedenfalls würde ein zweiter Mönch Sebastus Gutzkows Buch auf den Index setzen, so gut dieser es mit der Kirche gemeint haben mag.

So sehr wir übrigens an der Nachgiebigkeit Roms, ja selbst diese vorausgesetzt, an der Möglichkeit Gutzkows Reformen ohne Schaden des Volksglaubens durchzuführen Zweifel hegen, so können diese dennoch die hohe sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung seines Werkes nimmer mehr beeinträchtigen, welches durch ausgedehnte Forschungen eine feste Grundlage, durch umfassende Weltbeobachtung eine haltbare Stütze, durch das unvergleichliche Gestaltungstalent des Verfassers eine wahrhaft wunderbare Organisation erhalten hat. Daß gerade diese Fragen, an deren Lösung schon Jahrhunderte sich abarbeiten, mit würdigem Ernst einem Unterhaltungsbuch den wesentlichen Inhalt geben, daß der Verfasser sich mit jeglichem Apparat ausgerüstet hat, um den Katholicismus in seinen Institutionen, Satzungen, Gebräuchen und Sagen genau nachzugestalten und in die geheimsten Winkel der Klöster und Orden zu verfolgen, flößt dem aufmerksamen Leser einen Respekt ein, wie kaum vor einem zweiten belletristischen Werke. Aber sein weitschichtiges Material so verarbeiten, daß auch abstrakte Gegenstände unter seiner Behandlung frisches Leben erhielten und in eine Unzahl pikanter, ergötzlicher, ergreifender und jedenfalls spannender Scenen zu verweben, konnte nur einem Dichter gelingen, der unter den deutschen der Gegenwart ohne Frage der geistreichste ist.

Das Friedensfest Piccolomini's

14. Juli 1650.

Von

C. Tützelberger.

Nachdem im Jahre 1648 der Westphälische Friede geschlossen worden war, versammelte sich in Nürnberg eine Anzahl Gesandter, um die Bestimmungen des Friedens in Vollzug zu setzen. Unter diesen Gesandten waren die vornehmsten Carl Gustav, Pfalzgraf und schwedischer Oberfeldherr, später auch König von Schweden, und Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, kaiserlicher Gesandter und Feldherr. Im Jahre 1649 war es gelungen, eine einstweilige Ausgleichung zu Stande zu bringen und deßhalb gab am 25. Sept. Carl Gustav das gepriesene Festmahl im Rathhaussaale, welches Sandrart durch das bekannte und berühmte Bild verewigt hat. Im Sommer 1650 dann kam die endgültige Ausgleichung zu Stande, und nun hielt es Piccolomini für von der Ehre geboten, auch ein Festmahl zu geben. Neues aber sollte geboten werden. Die Jahreszeit erlaubte, das Fest im Freien zu feiern und Piccolomini selbst setzte sich zu Pferd und umritt die ganze Stadt, um einen geeigneten Platz dafür zu finden. Der Schießplatz war es, der seinen Augen wohlgefiel; der Rath der Stadt unterstützte das Vorhaben aufs Beste und unter Leitung Friedrich Volckamer's und durch die fleißigen Hände einer großen Schaar Arbeiter erhob sich in der Nähe des jetzt abgebrochenen Schießhauses auf 8 Säulen eine mächtige, herrliche Laubhütte in Zeltform, 200 Fuß im Um-

fang, deren Dach oben in einen Knauf endete und geschmückt war mit einem gewaltigen Reichsadler und den Fahnen der Länder. An der Seite dieses großen Laubsaales gegen Abend befand sich ein breites, offenes Portal, über welchem oben die Bilder der Gerechtigkeit und des Friedens sich küßten, und auf jeder Säule außen stand ein Knabe mit einer Fahne in der Hand.

An diese Hauptlaube, die mit ihrem Fußboden 2 Fuß über der Erde erhoben war, schlossen sich rechts und links schräg vorspringend zwei Nebenlauben, 50 Fuß lang und 25 breit, bedeutend niedriger als die Hauptlaube und mit ihrem Fußboden unmittelbar auf der Erde. Auch sie schmückte ein schönes Portal. Uebrigens hingen an der Hauptlaube noch mehrere kleinere Nebenlauben, welche die Nebenzimmer bildeten und zum Aufenthalte der Musiker, Diener und zum Aufstellen der Speisen und Getränke dienten.

Im Hauptsaale hing zur Beleuchtung für die Nacht ein großer versilberter Stern mit 6 herrlichen Ampeln; in allen Fensterbögen fanden sich die schönsten Blumenschwünge, und jede Säule innen zierte ein Grenzgott mit versilbertem Blumenkorbe auf dem Haupte. In den Nebenhütten prangten in jeder 6 grüne vergoldete Hängleuchter mit vier Armen und ebenfalls Blumengewinde; in den kleinen Nebenzimmern hingen Spiegelwandleuchter, die ihr Licht hundertfach vervielfältigten.

Für die höchsten Herrschaften waren im Hauptsaale die Tische in einem Halbrund gestellt, und zwar so, daß nur auf der einen Seite die Gäste saßen, um den Blick ungehindert durch das breite Portal in das Freie zu haben. In der Mitte der Tafel glänzte ein Himmel von rothweißem Taffet für die Fürsten. Die 130 Stühle waren mit rothweißem Tuch überzogen, das hinten über die Lehne eine Elle hinabhing und einen schwarzen Reichsadler mit Gold, Silber und Farben geziert zeigte. Außerdem fanden sich noch 10 sammtne Sessel. In den Nebenlauben standen die Tische für die geringeren Gäste, besonders für die Nürnberger Patrizierfamilien und die Rathsherren, bereit.

Diesen Festlaubhütten gegenüber in einer Entfernung von 348 Fuß erhob sich eine aus Brettern erbaute Burg, ein gewaltiges Gebäude mit hohen Mauern und 4 zinnengekrönten Eckthürmen und in der Mitte mit einem hohen Schloß, dessen Kuppel glänzend emporragte und mit Fahnen geschmückt war.

Zwischen dieser Burg und den Laubhütten stand auf einem marmorartigen Fußgestelle von 22 Fuß Höhe das Bild des Friedens, einen Kranz von Früchten auf dem Haupte, einen Palmzweig in der Hand, zu Füßen eine Lorbeerkrone. Auf den 4 Seiten des Fußgestelles fanden sich die Sinnbilder der 4 Jahreszeiten gemalt mit entsprechenden Sinnsprüchen. Von den Laubhütten aus lief ein Draht über dieses Standbild zur Burg, dessen Bestimmung uns später klar werden wird.

Nachdem auf diese Weise der Platz zum Feste bereitet war und das schönste Wetter den bestimmten Tag begünstigte, erschienen am 14. Juli Nachmittags 50 jüngere Nürnberger Patrizier zu Pferd, prachtvoll gekleidet, unter Anführung Georg Baumgärtner's und Christoph Volkamer's vor der Wohnung Piccolomini's auf dem Weinmarkt, dem vormals Serz'schen Haus, um ihn und seine hohen Gäste auf den Festplatz zu begleiten. Vom Weinmarkt bis zum Neuen Thor war die Stadt festlich geschmückt, außerhalb der Stadt fanden sich Kauf- und Eßbuden wie bei einer Messe aufgerichtet, und ein unzählig Volk wogte einher.

Als die hohen Gäste in gewohnter feierlicher Weise an die Tafeln geführt worden waren, begann das Festmahl, bei welchem die jungen Nürnberger Patrizier die Truchsesse machten. Sollte ich Ihnen nun beschreiben die 5 Gänge der köstlichen Speisen, schildern die 29 Schaugerichte von Thieren, Göttern, Sinnbildern, Burgen, Schlössern, Bäumen, Brunnen, Palästen, Schiffen, Vestungen, Wäldern mit Hirschen, Kameelen mit Mohren, sammt ihren Sinnsprüchen; hören lassen die Hochs auf Kaiser und Könige mit ihrem erschütternden Donner aus 47 Stücken und mit ihrem Trompetengeschmetter, ich würde gar lange nicht fertig werden, und ich will daher dieß unterlassen und dafür sogleich das Friedensspiel beginnen,

welches Sigmund von Birken eigends zu diesem Friedensfest gedichtet hatte. Doch muß ich mich auch hier darauf beschränken, Ihnen mit einigen Grundstrichen ein Bild des Ganzen zu geben. Birken hielt sich dazu um so mehr verpflichtet, als dazumal der Versammlungsort der Pegnitzschäfer, das sogenannte Poetenwäldchen, unweit vom Schießplatze auf einer Halbinsel an der Pegnitz unterhalb der Weidenmühle, wahrscheinlich dem Reutersbrünnlein gegenüberlag.

Als die Gesundheiten bei Tafel ausgebracht waren und die Sonne zum Untergang sich neigte, erschien Birken im Festsaale, um unter seiner Leitung das Festspiel beginnen zu lassen. Die Söhne der angesehensten Familien, ein Joh. Wilh. Schlüßelfelder, Sigm. Jac. Holzschuher, Joh. Hieron. Löffelholz, Gg. Tobias Oelhafen, Hieron. Scheurl, Georg im Hof, Christof Führer, Carl Welser, Gg. Andr. im Hof hatten sich zur Darstellung verstanden und zu einem ewigen Gedächtniß, sagt die alte Erzählung, sollen ihre Namen aufgeführt werden.

Auf den Wink Birken's begann von der rechten Seite des Festsaales ein Zelt, in Gestalt eines Waldgebüsches gemalt, auf verborgene Weise wie von selbst bis vor das Portal sich zu bewegen und vor der Mitte an der Tafel stehen zu bleiben. Die Vorderseite deckte ein mächtiger Adler; der that sich von einander und es erschienen die Personen des ersten Aufzugs des Festspiels als lebende Bilder unter passender Musikbegleitung. Nachdem zum ersten Aufzug die Vertönungen geschehen, da trat heraus aus dem Zelt mitten in den Saal eine furchtbar gräßliche Gestalt. Um das Hexengesicht hingen als Haare geringelte Schlangen, ihr Kleid war aschgrau mit Blut besprengt, und auch ihre Füße blutigroth. Sie trug die Fackel des Kriegs in der Hand und unter den wüthendsten Geberden spricht sie ihren Zorn über den geschlossenen Frieden aus:

Was, hilf Pluto! seh ich hier? Ist aus Hölle Himmel worden?
Will man nun in teutschem Land Teutschland nicht mehr helfen morden?
Was? Sind Feinde wieder Freunde? Schiest, sticht, haut, brennt, sengt man nicht?
Seh ich oder ist verblendet, ganz verblendet mein Gesicht?
Welcher Engel, welcher Teufel hat mir so mein Reich zerstört? —
Ich kann dieses Friedenswesen, ich, ich will es dulden nicht!

So spricht die Zwietracht in wüthendem Zorn und ist gerade im Begriff einen Apfel der Zwietracht mit der Aufschrift: dem Stärksten, unter die Zuschauer zu werfen, als eine glänzend schöne hohe Gestalt, bekleidet mit griechischem Ober- und Untergewand von weißem und rothgeblümten Silberstoff, umgürtet mit blauem Gürtel, am Halse eine kostbare goldne Kette aus Herzen von 2 Händen gehalten bestehend, die Haare mit köstlichen Bändern aufgebunden und die freundlichen Wangen mit krausen Locken umringelt, die Füße mit weißen goldbesetzten Stiefelchen geschnürt, aus dem Waldzelt an der Hand zwei gleich schöne Gestalten führend, in den Saal tritt, ohne sogleich die Zwietracht zu bemerken, welche erschreckt und entsetzt in einen Winkel sich zu verbergen sucht. Mit freudestrahlendem Antlitz spricht die Eintracht zu ihren Begleitern, dem Frieden und der Gerechtigkeit:

Ach siehe, wie ist es so löblich, so lieblich, so fein,
Wenn Brüder wie Brüder einträchtig beisammen so sein! —
Da regnet es Segen. Das Leben mit Leben begabt, wird mit Wonne gelabt.
Schau, Bruder, die Brüder; ach schaue die Krieger, o Fried, die friedlichen Krieger.

Da erblickt sie die Zwietracht:

Hilf Gott! ruft sie aus, Was steht hier für ein Tiger!
Ist das nicht Zwietracht? Ja, sie ist es!
Sag, Feindin, du hier, hier im Saale
Bei diesem Freund- und Friedensmahle?
Umrennten doch die Sonnenpferde
Fast fünfmalsechzigmal die Erde
Und die gestirnten Himmelshäuser,
Seit Karl der Vierte, teutscher Kaiser,
In dieser Stadt, an dieser Stelle
Dich aus dem Reich gebannt zur Hölle.
Doch bist du wieder aus der Hölle
In dieses edle Reich gestiegen?
Hast meine Teutschen heissen kriegen?
Hast neuen Zank und Streit erwecket,
Hast alles Land in Brand gesteckt?

Du du, weil eine Welt noch ſtehet,
Haſt alle Laſter ausgeſäet,
Du Uebel, nur dazu erkohren,
Haſt alles Uebel je geboren!
Aber ſollte ſolcher Frevel ungeſtrafet gehen hin?
Nein! Ich Eintracht will dir weiſen, daß ich in der Welt noch bin.
Aller Freundſchaft Feindin du, unter deiner Feindin Füßen,
Unter meinen Füßen hier ſollſt du deine Bosheit büßen.

Mit dieſen Worten ergreift die Eintracht die Zwietracht mit gewaltiger Hand, wirft ſie zu Boden, tritt mit Füßen auf ſie, und zu den Feſtgäſten gewendet ſpricht ſie:

Die Zwietracht lieget hier; hier ſeht ihr Eintracht ſtehn!
Ihr Teutſchen, hört mir zu. Sagt, wer ſoll von Euch gehn!
Erklärt, was wollt ihr thun! Ich ſtell euch Fluch und Segen,
Mich und dieß Unweib für. Wollt ihr die Eintracht hegen?
Sie ſchweigen. Wohl, wer ſchweigt, der ſaget Ja dazu.
So ſei von mir gegrüßt, du edles Teutſchland du.
Der Himmel ſchickt mich dir und mit mir dieſe Beide,
Gerechtigkeit und Fried, die alles Leid zur Freude,
Die Laſt zu lauter Luſt, aus Haſſe machen Lieb.
So gieb nun was ich will, und nimm, was ich dir gieb.

Mit dieſen Worten führte die Eintracht den Frieden vor, welcher in griechiſchem rothtaffetnem Leibrock mit Gold geſchuppt, an Armen und Beinen blos, in Goldſtiefeln, auf dem Haupte einen Kranz von Olivenblättern, in der linken Hand den Oelzweig, alſo zu ſprechen begann:

Nun ſei gegrüßt, ſei tauſendmal gegrüßt
Du teutſches Land, ſei tauſendmal geküßt,
Geküßt mit dieſem Gruß,
Gegrüßt mit dieſem Kuß.
Du Kaiſerin der Erde, ſei gegrüßt,
Du Länderland, ſei tauſendmal geküßt.
Mich hat ſo lang nach dir und dich nach mir verlangt;
Nun hab ich endlich dich und du haſt mich erlangt.
Du teutſches Land, ſei tauſendmal geküßt,
Geküßt mit dieſem Gruß,
Gegrüßt mit dieſem Kuß.

In Begleitung einer sanften Musik sprach der Friede diese Worte, und als er sich dann zu seiner Schwester Gerechtigkeit wandte, beide einander umfiengen und mit anmuthigen Gebärden küsseten, da wurden die Anschauenden mächtig bewegt von herzlicher Freude.

Die Gerechtigkeit, ebenfalls in griechischem Gewande von rothgeblümtem und weissem Silberstuck, trug an ihrem Halse köstliche Perlen. Ueber den Oberleib hieng ihr kreuzweiß eine purpurfarbene goldbespitzte Taffetbinde, deren beide Enden sich hinten unter dem Gürtel in einen schön gebundenen Knopf verloren. Die Haare waren ihr theils unter ein goldnes Krönlein mit kostbaren Gold- und Silberbanden aufgebunden, theils ringelten sie sich in krausen Locken um die Wangen. In der Linken die Waage, in der Rechten das Schwerdt, spricht sie erst die Gesetze aus, welche die Teutschen halten müssen, wenn Fried und Glück bei ihnen weilen sollen, spendet dann Lob und Dank den gegenwärtigen Helden des geendigten Krieges, besonders Carl Gustav und Piccolomini, und verurtheilt dann die bebende Zwietracht zur Hölle, wohin sie auch zwei Teufel abholen, nämlich zum Feuerschloß, wo sie später mit verbrannt wird.

Fort, Zwietracht, aus dem Menschenhaus,
Du Brand der Länder, Mord der Erden,
Du Pest und Seuch der Menschenheerden,
Du Neidvergifter, Schlangenschopf,
Du Unglückstopf, du Natterkopf!
Weil du die Länder angeflammet,
So wirst du nun von mir verdammet
Ins Flammenreich, da deinen Thaten
Gelohnet wird, du Höllenbraten.

Nachdem hierauf die Eintracht und die Gerechtigkeit sich entfernt, spricht der Friede noch eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit an die Gäste:

Nun lustig, ihr Helden, laßt Fröhlichkeit walten,
Mich Frieden ein freudiges Einzugsmahl halten!
Ertränket, versenket die Fehden in Wein,
Laßt Alles vergeben, vergessen heut sein!

Die Stücke, die vormals in Schlachten geschlachtet,
In Treffen getroffen, nach Rache getrachtet,
Die lasset jetzt hallen, bekuallen das Trinken,
Wann Gläser einander Gesundheit zuwinken.
Ihr Lermentrompeten, ihr klaren Klarinen,
Heut blaset nicht Ritter und Reuter zu Pferde;
Der Gläser Scharmützel beblasen jetzt werde.
Ihr heischeren Pauken, paukt wacker mit ein,
Pumpummet, bebrummet, besummet den Wein.
Ihr Sänger, nun singet, beklinget das Fest,
Die Freuden, den Frieden, die Herren und Gäst,
Dem Frieden zu Ehren.

Nun fiel die Musik ein und der Friede entfernte sich mit langsamen Schritten. Damit endete der erste Aufzug.

Der zweite Aufzug begann ebenfalls mit einem angemessenen Vorspiele der Musik, wonach auf den zwei entgegengesetzten Seiten des Zeltes ein Soldat und ein Schäfer, ohne sich anfangs gegenseitig zu bemerken, heraustreten. Der Soldat, ein teutscher Reuter mit einem Hut voll Federn tritt gar trotzig einher und spricht in seinem Zorn über den Frieden, der ihn seines Unterhalt nimmt, in dem damaligen gebräuchlichen Mischmasch von Deutsch und Französisch aus:

Hie bin ich arrivirt, ein Mann de bon Courage,
Bericht zu nehmen ein von dieses Orts Passage,
Da man parlirt vom Fried. Ihr Waffen, eu'r Estat
Muß fallen par ma foi, weil Teutschland Leute hat,
Die Friede schmieden aus. Ist das auch raisonable,
Daß die Profession der Waffen favorable
Nicht länger heißen soll? — Ich bleib ein Cavalier,
Der seinen Degen hält allstäts für sein Plaisir
Und eurer chosen lacht. — Ich geh nach Angleterre
Wo noch zu kriegen ist. Adieu mes Alemans! —

Im Fortgehen erblickt der Soldat den Schäfer und spricht:

Sieh da, wen seh ich dort? Mein Schäfer, woher so spate?
Comment vous portez vous? Warum so alterirt?
Da Fried' ist ausgeschmiedt, muß fröhlich sein der Hirt.

Der Schäfer, in weißem Gewande mit rosenfarbenen Bändern geschmückt, den Schäferstab in der Hand, die Tasche sammt

Sackpfeife und Schalmei am Gürtel tragend, den Hut mit Blumen geziert hört verwundert die Rede des Reuters vom Frieden, denn vor einem Monat war er außer Landes gegangen und da sollte der Krieg von neuem beginnen. Er kann daher nicht glauben, daß Friede ist, und versucht, um Gewißheit zu erlangen, das Echo zu fragen. Und siehe da, das Echo antwortet und bestätigt das Gerücht vom Frieden. Kaum aber hat das Echo vom Gerücht gesprochen, so erscheint das Gerücht, die Fama selbst wie von Flügeln getragen, in weissem Gewande, auf welchem viel hundert Augen, Ohren und Zungen glänzen, lauschen, sich bewegen, stößt mächtig in ihre Trompete und spricht dann mit weitschallender Stimme:

Seit dortmals geleuchtet der Feuercomete,
Der strahlengeschwänzete Schreckenprofete,
Hat meine weltschallende Silbertrompete,
Der tausendbezüngte Posaunenpoete,
In teutscher und sonsten angränzender Gränz
Beblasen das Rasen, die tödlichen Tänz,
Das Siegen, Erliegen in Stürmen und Schlachten,
Das Rauchen der Städte, das Leuteverschmachten,
Die Donnerscharmützel, die Regen von Blei,
Die Hagel der Kugeln, des Lärmengeschrei,
Das Ziehen, das Fliehen, das Jagen, das Schlagen,
Die prasselnden Stücke, die rasselnden Wagen,
Das Sengen und Brennen, die räubrische Mörd,
Das mördrische Rauben, ungläublich gehört.
In dreißig in Waffen entschlafenen Jahren
Hat Teutschland die Peitsche des Krieges erfahren,
Kein Mensche mehr hoffte verhoffeten Frieden.
Seit aber der Friede zu Münster verhandelt,
Nach Nürenberg zu der Vollziehung gewandelt,
Wird Teutschland doch endlich der Ruhe gewährt
Die Tausend und Tausend so sehnlich begehrt. —
Nun, meine Trompete, wir müssen uns schwingen
Den Göttern und Menschen die Zeitung zu bringen. —

Sie entschwindet und bestürzt und verwirrt steht der Landsknecht.

Hilf Gott, wie macht dieß Weib mit ihrer Post mich irre!
Ich weiß nicht, wie ich mich jetzt in mir selbst verwirre.

Er hat nichts gelernt als Kriegen, das Schwerdt ist sein Pflug. Wovon soll er nun leben? Nichts als sein Pferd, seine Waffen, etwas Sold hat er noch.

Wie glücklich seid ihr Schäfer doch, ruft er endlich aus,
Die ihr doch frei lebt bei den Heerden,
Der wollenreichen Hab. Sie nähren, kleiden euch.
Viel sind bei Reichthum arm. Ihr seid bei Armut reich.
O Himmel auf der Erd!

Das Bild eines friedlichen, ruhigen Lebens übermannt ihn so, daß er Hut, Degen, Büchse, Bandelier und Schärpe herabreißt, alles dem Schäfer zu Füßen wirft und ausruft:

Hier liegen übern Haufen
Hut, Degen, Alles. Schäfer, sagt, kann ich ein Feld drum kaufen?
Im Stall, wo mein Quartier, steht noch ein gutes Pferd.
Rath zu, wie ich mit Euch auch hüten mag der Heerd!

Diese schnelle Bekehrung des raufluſtigen Kriegers zum friedlichen Sinne des Landmannes veranlaßt nun den Schäfer zu einem begeisterten Lob des Landlebens.

Hände, die der Szepter ziert, haben oft den Stab genommen,
Den ein schlichter Schäfer führt; Helden sind aus Hürden kommen.
Mancher große Weltregierer legte Kron und Purpur hin,
Ward ein armer Heerdenführer und liebt eine Schäferin.
Wer liebt nicht ein freies Feld und die bunten Blumenwiesen?
Wer hat nicht ein Wiesenzelt vor dem Kummer doch gepriesen?
Wen ergötzt nicht Wiesen-Lachen, wo die kühle Balsamluft
Weht durch Klee-besäte Brachen —
Wo der Baum gebiert ein Zelt auf beblümter Kräuter-Erde,
Darzu nächst ein Bächlein quillt, labend Hirten, Heid und Heerde?

Nach Aufzählung aller Genüsse und Freuden, die das Schäferleben bietet, sagt der Schäfer zum Schlusse:

Nun, alle diese Luft, die freie Schäferweide,
Das unschuldvolle Thun, die sichere Felder-Freude
Hat in der langen Wuth der Waffen sich verloren.
Jetzt wird sie durch die Ruh des Friedens neugeboren,
Und fähet wieder an. O dankt, ihr Blumenfelder,
Ihr Thäler, ihr Gebüsch, ihr kühlen Schattenwälder

Dem Himmel für die Gab! Ihr Sänger in der Luft,
Singt einen Lobeton! Ihr Bächlein, lallt mit ein,
Und ihr, ihr Hirtenbrüder —
Laßt für die Kriegesklag nun hören Friedenslieder.
Ihr aber, kommt mit mir, wir wollen Freunde bleiben,
Mein redlicher Soldat, und mit einander treiben
Die Heerde ein und aus. Die Tasche sammt dem Stab
Soll Euer auch mit sein und meine ganze Hab.

Freudig schlägt der Soldat ein. Sein Pferd soll hinfort pflügen, seine Waffen schützen und nützen. Er will ein glücklicher Schäfer sein, und zu den schmausenden Kriegsmännern spricht er:

Ihr Herren, thut wie ich. Kauft Euch um eure Gelder
Ein eignes Land im Land, Vieh, Aecker, Wiesen, Wälder
Und was dazu gehört. Nun kriege wer da will.
Ich und mein Schäfer hier, wir wollen in der Still
In Frieden werden alt. Nun gute Nacht, ihr Städte.
Ins Feld geh ich zu Haus und einmal auch zu Bette.

Hand in Hand gehen nun Schäfer und Krieger fröhlich ab und mit erneuten Gesundheittrinken, Stückdonner und Trompetenblasen schließt der zweite Aufzug.

Indeß war die Sonne hinabgesunken, und der Abend brach herein. Da treten vier Edelknaben mit Fackeln vor das Spielzelt, bei derem hellen Scheine die jedem Spiele vorausgehenden lebenden Bilder mit einleitender Musik sich noch schöner als bei Tageslicht ausnahmen. Mars, Venus und Kupido treten jetzt aus dem Zelt, in der bekannten Bekleidung und Gestalt, Cupido dem Ansehen nach ganz nackt. Sie halten sämmtlich lange Reden an die Festgäste, von denen ich aber ihnen nur berichten will, daß Mars von Teutschland sich verabschiedet und ihm Lebewohl wünscht, Venus ihrer Vorzüge sich rühmt vor Mars und ihren Sohn mit seinem Bogen auf die Gäste hinweist, welche er denn auch mit seinem Pfeile sicher trifft, d. h. mit wohlriechendem Wasser, welches er aus dem Pfeile ausspritzt. Nach dem Abtreten dieser Göttergestalten kommt der alte Schmied Vulcan, der vielbetrogene Gatte der Venus, schwarz und rußig hereingehumpelt, rühmt sich erst seiner Macht und Arbeiten, nähert sich dann Carl Gustav, um ihm die Zündruthe zum

Feuerwerk zu überreichen und zieht den Vorhang von dem Zelte hinweg, um die Spielenden nochmals als lebende Bilder unter Begleitung der Musik zu zeigen. Hierauf wandelte das Zelt wieder zurück, die Aussicht von der Tafel hinaus ward frei und strahlend im Glanze von viel tausend Lampen zeigte sich die gegenüberstehende Burg, welche die Wohnung der Zwietracht hieß, die im Bilde über den Eingang stand. Man hob nun die Tafel auf und die Herrschaften traten ins Freie heraus. Da zischte ein kleiner Cupido, von der Hand Carl Gustav's entzündet, an dem Draht hinauf zur Friedenssäule, die in der Mitte vor der Burg stand, entzündete diese, und ein Feuermeer von Raqueten, Schwärmern, Rädern, Springbrunnen entzündete sich an ihr und um sie herum. Aus der Burg kamen schwarz und weiß gekleidete Feuerwerker heraus, die mit Feuerschwerdtern Kämpfe aufführten, bis von der Friedenssäule eine Raquete auch das Schloß in Brand steckte, das unter einer unbeschreiblichen Fülle von Feuerkünsten jeglicher Art, ein Theil nach dem andern, in Brand gerieth und zusammenstürzte, Zwietracht und Krieg zugleich mit vernichtend, während der Friede unter allem Feuer unversehrt geblieben war. Lorenz Müller, ein Bürger von Nürnberg, war das Haupt der Feuerwerker.

Die noch übrige Nacht wurde von der Gesellschaft unter fortwährendem Donner der Stücke und dem Steigen von Raketen mit einem schönen Tanze zugebracht, und die aufgehende Sonne beschien bereits die Festfeiernden, als sie in die Stadt unter Begleitung der 50 Reiter junger Patrizier, wie sie hinausgezogen, wieder zurückkehrten. Das Festfeiern endete jedoch damit noch nicht. Bis zum folgenden Sonntag entwickelte sich eine Art Volksfest. An diesem Sonntag bewirthete der fürstliche Hofmeister diejenigen Patrizier, welche aufgewartet hatten, sammt ihren Frauen in der Laubhütte, während 24 Paar Bauern einen Tanz aufführten, wobei die Mädchen in ihren Haaren Bänder mit den fürstlichen Farben trugen. Piccolomini selbst kam Abends hinaus zu seinen Gästen und Raketen durchsausten wieder die Nacht.

Aber nicht allein die patriotischen Ritter sollten von der Frei-

gebigkeit Piccolomini's genießen. Die kleinen Ritter der Bürger wollten auch Etwas haben. Darum erschienen denn an einem Tage plötzlich über 1000 Steckenreuter vor der fürstlichen Wohnung und baten um ein Friedensgedächtniß. Am Sonntag darauf erhielten sie neugeprägt den bekannten viereckigten silbernen Friedenspfennig.

So feierte man in Freude und Jubel jenen Frieden, der wohl Deutschland auf einige Zeit Ruhe gab, aber Lothringen und Elsaß für immer an Frankreich brachte und das Kaiserthum zum Untergang vorbereitete. Noch heute leiden wir unter seinen traurigen Folgen.

Proben aus Bryants neuesten Dichtungen.

Von

Georg Arnold.

William Cullen Bryant in Neuyork, Redakteur der bekannten Evening post, ist jetzt ein stattlicher Greis von 70 Jahren, den sein langer weißer Bart sehr gut kleidet.

Als ich ihn im Jahre 1854 dieser verehrlichen Versammlung vorführte in dem Dichterreigen seines Landes, waren seine Poesien in Deutschland noch wenig bekannt, seit dieser Zeit sind sie aber mehrfach übersetzt worden und in einzelnen Zeitschriften erschienen, zuletzt hat einen großen Theil davon Adolf Laun in Oldenburg in einem Bändchen vereinigt und, ganz vorzüglich übertragen, in Bremen bei Heyse herausgegeben.

Seit einigen Jahren Ehrenmitglied unseres Vereins hat Bryant mir vor einigen Monaten seine neuesten Gedichte gesandt, welche unter dem Titel Thirty poems, 1864 in Neuyork erschienen sind.

Man kann nicht sagen, daß Bryant sehr produktiv ist, denn seit der im Jahre 1846 unter dem Titel: „Poetical works“ an's Licht getretenen Sammlung ist von ihm außer Reisebriefen nichts weiter veröffentlicht worden, als die vorliegenden 30 Gedichte, mir Recht sagt daher Adolf Laun in der Einleitung zu seinen Uebersetzungen:

> „Innerhalb dreißig Jahren nur einen einzigen Band lyri-
> „scher Gedichte herausgegeben, nichts anderes Poetisches

„veröffentlichen und doch für einen der ersten, wenn nicht „für den ersten Dichter der Nation gelten, das bedeutet „jedenfalls etwas für ihn und seinen Einen Band und „zeugt von seltener Bescheidenheit und Selbstkritik."

Bryant, der originellste Dichter vielleicht, welchen die V. St. aufzuweisen haben, derjenige, welcher am wenigsten von dem poetischen Fluidum anderer Nationen in sich aufgenommen hat, weiß mit Glück die eigenthümliche Romantik seines Landes zu malen, er schildert meisterhaft die verschiedenen Erscheinungen in der Natur, in seinen herrlich durchgeführten Bildern entrollt er die ganze liebliche und gewaltige Scenerie seiner Heimat und dem Leser ist, als stehe er vor einem Gemälde, wie Calame sie von den prachtvollen Thälern und Matten, von den mächtigen Felsklippen und Gletschern der Schweiz mit unnachahmlicher Vollendung uns gegeben hat. Wer seine „Winterlandschaft, Sommerwind, beim Eintritt in den Wald, der Berg des Monuments, die Prairien, die Quelle, der Mittag" liest, wird sich mit unserm Urtheil einverstanden erklären müssen.

Seine neuen Gedichte sind eben so frisch als die Erzeugnisse des jugendlichen Alters, in der Form möchten wir sie noch für vollendeter halten.

Hören wir zunächst das reizende Gedicht, betitelt:

Der Schneesturm.

Tritt her zu mir und hinunter schau
Zu den Füßen und auf den dunklen See,
Es hängen die Wolken schwer und grau
Und kein Laut dringt empor zu unsrer Höh';
Und hervor aus dem kalten Nebel bricht
Ein Wogen und Flimmern so schnell und dicht:
Flocken auf Flocken von Schnee
Sinken hinab in den schweigenden See.

Im bunten Wirbel herab es fliegt
Von den fernen Quellen im Himmelsborn;
Sieh, wie sich der Schwarm jetzt schwebend wiegt
Und jetzt dahinschießt wie Hagelkorn;

Doch schnell oder langsam, wie's auch gemeint,
Die Tiefe sie alle zuletzt vereint:
Flocken auf Flocken von Schnee
Finden ihr Grab im schweigenden See.

Viel zarte Sternlein, im luftgen Streit
Sie wimmeln und glitzern ein Nebelschweif,
Wie Silberflittern herabgeschneit
Von bleicher Milchstraße blendendem Streif;
Und wilder und dichter es niederdrängt,
Die düstere Fluth sie alle empfängt:
Flocken auf Flocken von Schnee
Schmelzen und sterben im schweigenden See.

Und manche, da sie die Wolk' gebar,
Allein und einsam beginnen den Gang,
Im Fallen doch bilden sie bald ein Paar
Und eilen dann rascher den Pfad entlang,
Wie Freunde sich geben die treue Hand,
Wie das Weib sich dem Mann für's Leben band:
Verschlung'ne Flocken von Schnee
Bald liegen auch sie im schweigenden See.

Und während wir steh'n, in wilder Eil
O sieh nur, jetzt wirbeln noch dichter sie,
Sie jagen einander wie Pfeil den Pfeil
Myriaden dorten, Myriaden hie.
Die zarten Kinder, leicht, ohne Harm,
Wie fliegen sie in des Todes Arm:
Flocken auf Flocken von Schnee
Bald ruhen alle im schweigenden See.

Dein Auge seh' ich von Thränen getrübt,
Der Gram beschleicht dir die Seele, mein Kind,
Du denkst der Freunde, die wir geliebt,
Die da waren und die da nicht mehr sind.
Gleich diesen hier, die einem Moment
Ihr Dasein danken und auch ihr End:
Alle wie Flocken von Schnee,
Alle dahin in dem schweigenden See.

Sei ruhig nur und blicke empor,
Die Wolken zerreißet des Aethers Blau,
Des Tags Gestirn tritt siegend hervor,
Die Strahlen glänzen auf Berg und Au;
Verschwunden sind Wolken und Frost im Nu,
Es schweiget der Wind, in Lüften ist Ruh:
Flocken auf Flocken von Schnee
Allesamt schlafen im schweigenden See.

In diesem Gedicht ist eine Wahrheit der Darstellung enthalten, wie sie nur dem gebildeten und scharf blickenden Auge gelingen kann. Wenn sich nun bei dem Dichter noch ein schönes poetisches Gefühl damit verbindet, wodurch er so sehr es vermag, auf gleichgestimmte Seelen zu wirken, so ist es erklärlich, daß solche Naturbilder einen eigenthümlichen Reiz auf den Leser ausüben, den man weder bei Kleist's Frühling noch bei Thomsons Jahreszeiten empfindet, so wenig als die Malerei ergreifen kann, wenn sie die Natur pedantisch nachbildet ohne künstlerische Vergeistigung.

Ein zweites ähnliches ungemein zartes Gedicht ist:

Der Wind und der Bach.

Es wand ein Bächlein sich hinab
Vom Felsenquell, du siehst es kaum
So ist sein Ufer überdeckt
Mit Laub und Gras und Blüthenschaum;
O Bächlein hold, wie sänft es rinnt,
Und schüchtern als ein schämig Kind.

Ein Luftzug säuselt her von fern
Leis wie ein Traumgeflüster geht,
Er küßt das Bächlein auf den Mund,
Indem er's Laub zur Seite weht.
Das Bächlein fühlt's, ihm schmeichelt's sehr,
Es eilt dahin, es will nicht mehr.

Und wieder hat er es berührt:
Da blitzt's vom Wasserspiegel auf,
Die Welle kräuselt sich und hüpft
Und jagt dahin im muntern Lauf:

O Bächlein stolz, vom Hauch geküßt,
O selig weil geliebt du bist.

Allein der luft'ge Wandrer fliegt
Zur Blumenflur, zu fernen See'n,
Zu and'ren Bächen fort und fort,
Den allen gilt sein kecktes Weh'n.
Getäuschtes Bächlein, traure du
Und fließe nur verlassen zu.

Denn nimmer kehrt der Flücht'ge dir
Zurück und schaut in's tiefe Aug,
Er buhlt um ferne Blüthen schon
Und du erfährst den alten Brauch.
Betrognes Bächlein! Hoffnungslos!
So murmelts fort in deinem Schooß.

Man fühlt sich durch den elegischen Ton der dieses Gemälde durchzieht wunderbar angesprochen und muß den Dichter um den schönen Gedanken beglückwünschen, der ein so liebliches Bild in seiner Seele gestalten konnte.

Beide Gedichte haben unstreitig durch die Nachbildung verloren, denn es ist, wie Adolf Laun richtig bemerkt, „schwer in unserer Sprache nur mit männlichen Reimen zu operiren" was im Englischen mit seinen einsylbigen Wurzelwörtern viel leichter und melodischer geschehen kann.

Die drei längeren in blank verses geschriebenen Nummern des Buches sind: Sella, Ein Schneemährchen und, das 5. Buch der Odyssee.

Ich habe das erstere zu übertragen versucht, da es mich mit zauberischer Macht ergriffen hat. Ich gestehe, daß ich etwas Schöneres und Edleres nicht gelesen habe, und daß ich dieser Leistung in ihrer Art nichts an die Seite zu stellen wüßte. Etwas weiteres zu seinem Lobe zu sagen, wäre überflüssig, es mag jetzt selbst zu Ihren Herzen sprechen und seinen Ruhm verkünden.

Sella.

Ein Mährchen von W. C. Bryant.

Ueberſetzt von G. Arnold.

So hört die Mähr aus längſt vergangnen Tagen,
Wo noch ſolide Wunder ſind geſcheh'n,
Wo einer noch dem andern treulich glaubte,
Am liebſten hörend, was recht ſchaurig klang.
Denkt euch ein ländlich Haus, daran ein Bach,
Durch enge Windung über Kieſel rauſchend.
Deß Waſſer kühl und friſch und rein ſo wie
Der Fels es giebt. Da ſtand ein Mädchen oft
Am offnen Fenſter, lauſchend träumeriſch
Der Quelle Murmeln, dieſes ſanften Tons
Stets gleichen Klang und doch nicht gleich zuletzt
Und wenn der Frühling kam, da pflückte ſie
Vom feuchten Ufer ſtille Veilchen oft
Zum Fenſterſchmuck und wenn in Sommergluth
So Gras wie Blumen welk und ſchmachtend ſtunden,
Da ſaß ſie ſinnend unter Felſenklippen
Und zog in ſich des Bächleins Zauberſang.
Die Maid war ſtattlich aufgeblüht in Schönheit,
Im klaren Auge blitzt ein kühner Geiſt,
Das Antlitz ruhig, ohne Leidenſchaft, faſt wie
Ein Marmorbild. Der Freier viele
Bemühten ſich umſonſt, es ſchien die Liebe
Ihr unbekannt, ſie ſpottete der Werbung,
Und ihre Luſt war es allein, zu wandeln
Am Bachesrain von wildem Wein behängt,
Dem Lauf des Waſſers folgend bis zum Quell
Im Felsgeklüft, und ſitzend an der Tiefe
Die Ringe zählen, die der Wirbel ſchrieb,
Dem Wolkenzug im blanken Spiegel lauſchend.
Die Waſſer, die vom Felſenhang, die tropfenweis
In dunklen Höhlen rannen, jene ſelbſt
Die unter Eichenwurzeln rieſeln und
Mit grüner Tint' vom kahlen Hügel träufeln,
Sie alle waren wohl bekannt der Maid.
Mit leichtem Ruderſchlag trieb ſie
Den kleinen Nachen durch die klare Fluth

Und zu dem Ufer des verſteckten See's
Zog oft der Streif vom wohlgeführten Boot.
Zwei Brüder hatte ſie und ſinnend zu ſich ſelbſt
Sprach oft ſie alſo: Wär ich doch wie ſie,
Dann machte ich mich auf und zög hinab
Auf großen Strömen zu dem fernen Meer;
Und mit den Bächen aufwärts durch das Land
Ging wandernd ich durch Thäler und durch Au'n
Und ſähe, welch Geſchlecht ihr Waſſer trinkt,
Weß Glaubens ſie und welches ihr Geſetz,
Wie ſie das Haus ſich bau'n und da wo in die See
Die Flüſſe münden, welche Form
Dem Schiff ſie geben; in den Gärten dann
Den Blumenflor und welches Obſt da reift;
Der Männer Feierkleid, der Frauen Tracht
Und Putz und Haar. Die heimathlichen Hügel
Ernähren uns mit fetter Weid die Herde,
Doch in der Ebne, hör ich, ſä't man Korn
Und pflegt die Pflanze bis das ſaftge Grün
Zu lautrem Gold geworden, ſchneidet's dann
Und erntet's ein und giebt den Völkern Brot.
Man bricht vom Fels den Block und formt
Daraus erhabne Tempel, aus dem Stein
Entſpringt durch Künſtlerhand ein Götterbild.
Wär ich kein Weib dies Alles könnt ich ſeh'n,
Ich hätt' geſeh'n, was meine Seel erſehnt!
So ſprach die Maid auf ihren Gängen oft
Bis eines Morgens, da auf Flur und Feld
Der Reif noch blendend lag, ſie athemlos
Zur Mutter eilte, rufend ſchon von fern:
Sieh' Mutter, meinen Fund! Am Rand des Bachs,
Noch weißer als der Schnee, zwei Schuhe ſah ich
Mit Punkten licht wie Sterne überſät
Und oben ſteht in Silberſchrift mein Name,
Der Name Sella, den dein Mütterlein,
Die längſt im Himmel, in der Taufe mir gab.
Und ſieh nur wie zum Fuß ſie ſteh'n. Fürwahr,
Die Mutter ſprach, hübſch ſind die Schuhe, doch
Sie ſind nicht Dein. Wir müſſen wohl
Sie liegen laſſen, bis der ſie verlor

Sie flechten kömmt; mag sein, daß man sie nur
Als Falkstrick hingelegt. Auch finde ich
Den Namen nicht — es sind geheime Züge
Von wundersamer Art, mir unbekannt;
Nein Tochter, trag sie nicht! Gehorsam hing
Die Schuhe Sella in der Halle auf
Und wer vorüber ging bewundernd sprach
Vom schönen Stoff und von der feinen Arbeit,
Doch keiner wußt woher und wie sie kamen.
Es naht der Lenz mit Blüthen und mit Sang
Und nach ihm goß der Sommer seine Gluth
Auf Strom und See. Da eines Mittags,
Vermißt man Sella bei dem Mahl, vergebens
Ward sie gesucht an ihren Lieblingsplätzen,
Am Felsenhang, den Bach so ab und auf;
Ihr Name scholl umsonst im dunklen Wald.
Die Nacht erschien und unter Fackelschein
Durchforschten sie die weite Flur, das Dickicht,
Den Sumpf, den Teich, das Thal mit seinen Schluchten
Vergebens bis zum nächsten Morgengraun.
Die Sonne hob sich höher, rastlos ward
Das Suchen fortgesetzt, verzehrend lag
Die Mittagsgluth auf den verwaisten Auen
Und: Sella! rief's verzweifelnd über's Feld,
Darob der Adler schwebte in den Lüften.
Zuletzt entbrannt' das Abendroth im Westen,
Die Mutter saß in Gram versenkt im Haus,
Da trat herein das viel vermißte Kind.
Ein Freudenschrei durchbrach die Stille
Drauf frohes Weinen und manch Liebeswort.
Vergib mir, sprach die Maid, daß ungehorsam ich
Brach dein Gebot. Ich that die Schuhe an
Und war beglückt im Anschaun dieser Zier
Da fühlt ich plötzlich, daß beschwingt mein Fuß
Und fort trug's mich gleich wie auf Sturmes Flügeln.
Mich faßt geheime Lust gemischt mit bangem Zagen
Und eh' ich's recht gewahr, tauch nieder ich
In unseres Baches klaren Spiegel und im raschen Zug
Folg ich der Fluth. Zu mir gesellt ein Wesen
Sich, wie nie schöner es der Traum gebar

Und sprach zu mir mit süßem Ton und Scherzen.
So schwammen wir zusammen durch die Tiefen,
An Blumeninseln glitten wir vorbei,
Im Wirbeltanz umkreisten wir den Fels
Und hüpften fröhlich hin von Klipp zu Klippe;
Bis breiter immer breiter ward der Strom
Und Stadt auf Stadt an seinen Ufern aufstieg.
Vorbei an prächt'gen Gärten zogen wir
Und unterm Kiel gewaltger Schiffe fort,
Bis daß zuletzt das weite Meer sich öffnet
Und endlos seine Wogen um uns wälzt
Im grünen Zauberlicht. Auf seinem Grunde
Erschiens wie dunkle Wälder, in den Thälern
Lag Flur an Flur in bunter Farbenpracht.
Es ragten mächt'ge Stämme aus dem Boden,
Und schwankten hin und her der Wellen Spiel.
In dichten Massen seltsamer Gewächse
Verbarg sich uns des Meeres Kreatur.
Hier ein Gebüsch von Algen, dort Korallen
In bunten Formen und an Farben reich,
Im weiten Tanggeschling ein Heer Medusen,
Polypen, Quallen; Nautiluſſe treiben,
Seesternen und Nereiden. Auf Perlensand
Ging unser Weg inmitten prächt'ger Muscheln
Und unser Blick stahl sich in weite Höhlen
Voll tiefen Blau's und ewig unerforscht.
In langen Schaaren zogen Seebewohner
An uns vorbei in rascher scheuer Flucht:
Delphinenhorden und der Wallfischriese
Aus mächt'gen Nüstern Wasserström' ergießend,
Der gier'ge Hai, der seine Beute jagt.
In Todesangst sah ich die Schrecklichen
Doch keiner war, der uns was Leides that.
Besorgt darauf die Mutter: Liebes Kind,
Dich hat ein Traum, ein wüster Traum getäuscht.
Doch Sella sprach: Nein Mutter, nein!
Sieh' diesen Schleier hier von blassem Grün,
Ein solch' Gewebe macht nicht Menschenhand.
Die mir den Weg gezeigt durch Strom und Meer
Sie gab ihn mir zum Zeugen des Erlebten;

Die Schuhe aber, sprach sie, wahre wohl
Denn angethan damit bist unsersgleichen
Du stets und kannst im Meere schweifen
Und wandeln furchtlos zwischen Ungeheuern
Und Deine Brust bedarf der Lüfte nicht,
Daß warm und roth das Blut den Leib durchkreist.
Du magst der Meerfrau'n Tänze theilen und
Des Abgrunds tiefste Nacht erforschen, wo
Kein Senkblei je ist eingedrungen. Darfst
Auf weichem Seegrasbett ermüdet schlafen,
Indeß die Fluth mit deinen Locken spielt,
Und je nach Lust auf sanften Wellen schaukeln
Und zieh'n von Land zu Land, von See zu See.
So sprach das Wesen und die Stimme glich
Dem sanften Plätschern einer Silberwelle
Im Sonnenschein. Und darauf führt es mich
Zu einem Fels an dessen Fuß die Bucht
Voll weißen Sands. Da fanden wir beim Mahl
Drei Nymphen schön wie jene, und vor ihnen
Die saftgen Stengel und die süßen Blätter
Vom Meeresgrund geliefert, und die goldnen Früchte
Von Inselbäumen in die Fluth geschleudert.
Sie luden freundlich ein zu ihrem Schmaus
Und ich genoß dieweil ich hungrig war
Und neu gestärkt verließen wir den Ort.
Und wieder tauchten wir hinab zum Grund'.
Zu Wäldern von Korallen größer noch
Als selbst die höchsten Zedern dieser Erde.
Von schwarzen Felsen sahn wir uns umstarrt,
Die ehedem, von wilder Gluth durchwühlt,
Die Feuerströme in die salz'ge Fluth
Ergossen, wo sie zischend untergiengen.
Jetzt stehn sie ausgebrannt und regungslos
Die kalte Brandung tost um ihre Stirn.
Und weiter schreitend kamen wir vorbei
An Katakomben, wo seit Ewigkeiten
Die nimmer stille Fluth die Reste sammelt:
Skelett vom Hai und Delphin, Narwalzähne,
Gebein der Armen, die der Sturm getödtet,
Zerschellter Schiffe mächt'ge Mast und Rippen;

Und als wir ſchwebten über blauen Tiefen
Sah'n wir die Quellen von dem Grunde hoch
Die Strahlen ſendend in die dunkle Fluth
Und dieſe weit erzittern durch den Stoß;
Und alſo durch die Waſſerwüſte ging's
Bis ich der Wunder ſatt zuletzt geworden
Und die Gefährtin bat mich zu entlaſſen.
Du haſt geöffnet mir ein Wunderreich,
So ſprach ich, doch betäubt durchforſch ich es.
Was ich erblickt' nimmt mir den Sinn gefangen,
Jetzt ſehn' ich mich hinweg zu meinen Lieben,
Sonſt fürcht ich faſt zu ſterben. Alſogleich
Erfaßt ſie meine Hand und wie ein Pfeil
Durchſchnitten wir die Waſſer bis zur Mündung
Des Strom's, von dem wir ausgegangen waren.
Wir ſtrebten langſam aufwärts, kämpfend ſchwer
Mit ſtarker Strömung, ſchäumenden Cascaden.
So kam die Nacht. Im klaren ſtillen Grund
Umringt von Felſen ſchlief ich bis zum Morgen,
Und träumte mich zu Euch. Als ich erwachte,
Wie lieblich war der Anblick! Rings umher
Auf grünen Auen muntre Heerden weidend,
Die Wolkenſchaar vom Sonnenglanz beſtrahlt,
Balſam'ſche Lüfte durch die Zweige ſäuſelnd;
All dieſes ſah ich von der Tiefe klar
Und zwiſchen Erd und Waſſer ſeltſamlich
Getheilt war mir das Herz; ja im Verfolg
Der Reiſe ſann der Wunder oft ich nach
Die ich geſeh'n und hemmte meinen Schritt;
Doch dacht ich Dein, ſo ging es mir aus Herz
Und vorwärts drängt' ich bis zu unſrem Bach
Und bis zum nahen Ufer. Hier nahm Abſchied
Die treue Leiterin mit Gruß und Kuß.
Ich zog die Schuhe aus, ſie war verſchwunden.
O, welche Wolluſt, Erdenluft zu trinken!
Wie fühlt ich freudig mir das warme Blut
Zum Herzen wogen. Dein bin ich erneut
Und nimmer will fortan ich Dich verlaſſen.
So ſprach die Maid mit Thränerfülltem Blick
Und that die Schuhe auf den alten Platz. —

Drauf kam der Herbſt und ging. Der Winter
Verlief wie immer und der Sommer auch
Und wieder färbten herbſtlich ſich die Blätter,
Da ſtarb die Mutter und ſie legten ſie
Ins kühle Bett. Die ſtille Trauer
Umhüllte lang das Haus in Einſamkeit.
Der ſtrenge Vater weinte mit den Kindern
Und weich ward ihm das Herz. Das Brüderpaar
Und Sella mit der jüngern Schweſter zart,
Sie ſtreuten Blumen auf das friſche Grab
Und pflanzten Epheu drauf und Immergrün.
Die Jahre flohen, und der tiefe Harm
Hat ſich in ſtille Trauer umgewandelt.
Oftmals war Sella aus dem Haus verſchwunden,
Die Schuhe mit. Man fand ihr Lager leer
Und ahnete, daß ſie mit jenen war
Die in den Waſſern wohnen. Oft erfand
Man ſie mit ſtierem Blick und ihre Reden
Bewieſen, daß auf andrer Bahn ihr Geiſt.
Umſonſt erklang der Brüder milde Warnung:
O laſſe ſo die Deinen nicht, o Schweſter!
O tauſche nicht die Mutter, die im Grab,
Mit den Genoſſen in dem kalten Naß,
Die weder Dir noch uns verbunden ſind:
Sei Du und bleib die Zierde unſres Hauſes!
Auf ſolche Bitten gab ſie keine Antwort,
Sie weinte ſtill nur und ihr Blick
Bat um Vergebung; aber nach wie vor
Blieb ſie bei dem geheimnißvollen Wandern
Und nahm die Sorge von den Ihren nicht.
Inzwiſchen war zur wunderholden Jungfrau
Die Schweſter aufgeblüht und um ſie warb
Ein braver Jüngling und ſie liebte ihn.
Die Hochzeit kam heran. Dem ſchönen Feſt
Gab allbereits die Herde ihre Spende,
Der Garten und der ſtille Hag nicht minder,
Sie reichten Kränz und Blumen dar zur Zier
Des Hauſes wie der Mädchen, die die Braut
Zu Führerinnen auserwählt und Früchte
In reicher Auswahl bot der volle Korb,

Es kamen aus den Thälern, von den Hügeln
In Schaaren an die Frauen und zarte Mädchen,
Die ernsten Männer und der luft'ge Burſch,
Wie Schwalben die zum Herbſtesflug ſich ſammeln.
Einfach wie ihre Zeit war ihr Gewand,
Den Gliedern bot es Raum und zeigte
Des Körpers Ebenmaaß — doch bunt von Farben
Wie es zum Feſt ſich ſchickt. Der Prieſter ſtund
Bereit zum heil'gen Werk, die Sänger hier
Die Harfner dort im Chor zum Lobgeſange fertig,
Und unter allen himmliſch anzuſehn
War Sella mit den klaren blauen Augen,
Den braunen Locken, lilienweißen Wangen;
Ein hehres Weſen, wie's der Künſtler ſchafft
Wenn er die ew'ge Jugend bilden will.
Sie hatte ſanft der Braut den Myrthenkranz
Ums Haupt gelegt und einen Schleier zart
Wie das Geweb der Spinne. Sie erſchien
Wie eine Nixe ſelbſt, dem Strom entſtiegen,
Das Erdenkind zu ſchmücken, deſſen Wiege
An ihrem Reiche ſtand Sie lächelt mild,
Doch ach, dies Lächeln wird zu bald vergehn,
Denn dieſen Morgen hat der ält're Bruder,
Der auf dem Hügel ſtund, die Maid geſehn,
Wie ſie der Fluth entſtieg, in ihrer Hand
Drei Waſſerlilien, dann die Haare trocknet
Und die Schuhe birgt in einer Felſenſpalte,
Von Zweigen leicht bedeckt, wie ſie darauf
Die Lockenfülle mit den Blumen ziert
Und überwerfend ein Gewand, der Schweſter
Beſtimmt, mit leichtem Schritt zur Hütte eilt.
Das ſah der Jüngling, merkte ſich den Fleck
Und folgte ihr von fern. Vorüber war
Die Trauung — hold erröthet war die Braut
Wie wenn Aurora halb den Himmel malt
Mit Purpurglanz. Nun klingen die Akkorde
Ein Heer von Tönen wogt — man eilt zum Tanz.
Dazwiſchen ſteht die königliche Sella
Mit ſtiller Größe wie das ruh'ge Meer
Im Sonnenlicht. Der Jüngern Beiſpiel folgte

Die ält're Schaar, im Anfang zaghaft,
Doch kaum erfaßt von luſtger Weiſen Macht,
Verlangen ſie die alten Tänze laut
Und dreh'n ergötzt im Kreiſe ſich wie ſonſt.
Ein heitres Jauchzen und ein froh Gelächter
Scholl durch die offnen Fenſter; Wanderer,
Die's hörten, ſtanden ſtill und freuten ſich
Der luſt'gen Hochzeit. Liebespaare leis
Verloren ſich im dichten Laubendach
Und ihr Geflüſter mag errathen, wer
Die Liebe kennt. Inzwiſchen ſah die Brüder
Man dem Tumult enteilen hin zur Stell'
Wo ſie die Schuhe wußten, raſch ſie nehmen
Zum Bache eilen, wo ein Waſſerfall
Sich über Klippen ſtürzt und da hinein
Sie ſchleudern. Kaum berührten ſie das Naß,
Da ſprangen auf die Wellen, den Händen gleich,
Es ſchien als faßten gierig ſie die Beute,
Die, funkelnd und die Kieſel tönend ſtreifend,
Hinab die Strömung ſchoß. Das Brüderpaar,
Voll banger Sorge, ſchaute lange nach
Und kehrte ſchweigend in das Haus zurück
Die Sonne ging zu Rüſte. Muſik ſcholl
Zwar durch die Räume noch, die Luſt indeſſen
Starb ab, die Gäſte brachen auf und fort
Zog Alles und die weißen Kleider glänzten
Auf Wieſenpfad und Hügel. Sella jetzt
War ſatt des Taumels, ihre Seele flog
Dem Meere zu in's ſchöne Zauberreich
Und unbemerkt enteilte ſie der Hütte
Zur Felſenſpalt' wo ſie die Schuhe barg.
Fort waren ſie, ſie ſucht am Bachesrand
Vergebens, keine Spur! Ein tiefer Schmerz
Erfaßte ſie, beſtürzt und jammernd ſucht
Am Fels ſie wieder und ringsum im Gras,
Im Buſchwerk biegend nieder jeden Zweig
Mit zitternden und ungewiſſen Händen.
Wer nahm ſie fort? Sie ſann der Frage nach
Und plötzlich kam es ihr, daß bei dem Tanz
Da er am Eifrigſten, die Brüder fehlten

Und daß, als wieder sie erschienen drauf,
Der Aelt're, jubelnd überlaut, dem Reigen
Sich anschließt, und vor ihrem starren Blick
Der Jüngere das Aug zu Boden schlägt.
Jetzt kenne ich die Schuldigen, so seufzt sie leis,
Und ging zurück und trat in Seelenangst
Und vorwurfsvoll die Brüder an, daß diese
Vor Scheu erblassen, wünschend ungethan
Die rasche That. Verzeih' uns Schwester
Da unsre Absicht gut; nicht länger tragen wir's,
Daß jene kalte Wasserwelt und ihre
Seltsamen Wesen Dich uns ganz entfremden.
Nun hatten sie kein Hehl, wie sie gesch'n
Der Schuhe Platz und wie sie sie entwendet
Und in den Bach versenkten, der mit grimmer Lust
Sie faßt und niederzog zum Grund. Da rang
Ein Schrei sich aus des Mädchens Brust,
Ein Schrei des Jammers und der Todesqual,
Daß wer ihn hörte bleich ward und erbebt'.
Sie sind dahin, rief sie, dahin für immer!
Grausame Brüder! Ausgeschlossen bin
Für ewig ich von jener heitren Welt
Die ich so heiß geliebt. Warum habt ihr
Mich nicht getödtet? O, ihr wisset nicht
Was ihr gethan. Dies sprechend wankte sie
In ihr Gemach und später Gäste Rest,
Die es gehört, verloren schweigend sich,
Die Brüder folgten traurig ihr zur Kammer
Und in der Thüre stehend, marmorkalt
Sprach sie mit dumpfem Ton: Groß ist das Leid,
Das Ihr mir angethan und nicht in Eurer Macht
Steht es zu mindern das Vergeh'n, noch meinen Gram
Zu lindern. Tragen muß ich's, wie ich kann,
In seliger Erinnerung der Stunden,
Die ich verlebt im stillen Wasserreich.
Verlaßt mich nun — ich will nichts mehr von Euch!
Und Jene wandten scheu den Tritt, und ließen
Die Schwerbeleidigte allein. Da brach
In bittre Thränen diese aus, wie wenn
Die dunkle Wolke, die am Berge hängt,

Urplötzlich öffnet ihre Waſſerſchleußen.
Die lange Nacht durchmaß ihr Schritt die Kammer
Und dumpf entrann die Klage ſich der Bruſt:
O friedlich Reich, o wunderbares Meer!
Ihr blauen Grotten wo ich glücklich war
Mein Sehnen ſteht zu euch, vor meinem Auge
Prangt eure Herrlichkeit und nimmer darf
Ich zu euch eilen und — Geſpielen ihr!
Die ich ſo lieb gewonnen, mit denen ich
Auf Wellen ſchaukelte, im tiefem Schacht
Die Perlenmuſchel fand, die ihr ſo wundermild
Mit ſanftem Auge ſchaut und Schmeichelworte
Wie Onellenmurmeln in das Ohr mir flüſtert:
Nicht wieder blick ich euch ins treue Aug,
Vergebens lauſch ich eurer Stimme Klang;
Auch ihr vermißt mich und mit Trauer klagt
Ihr wohl um mich, die ich verbannet bin
Auf dieſe Oberwelt, wo ſchrille Töne
Und blendend Licht uns quälen, wo der Froſt
Uns tödtet wie die Hitze, wo der Menſch
Den Bruder fällt in wilder Leidenſchaft.
So klagte ſie die Nacht durch und die Sonne
Die dann im Oſten aufſtieg warf den Strahl
Auf eine Welt die ihr ſo wüſt und leer
Erſchien als ehdem lieblich. Sie wandelte
Am Bachesufer der ſo oft der Pfad
Ihr war zu der geliebten See und noch
Sein fröhlich Murmeln lud ſie wieder ein.
„Ja nicht umſonſt biſt freudig du erregt
Glückſelger Strom und klingſt und tanzeſt friſch;
Du eilſt zum blauen Meer, das nimmer ich
Betreten kann.“ So ſchwand der Tag, die Nacht
Fand knieend ſie im ſtillen Kämmerlein
Und betend unter heißem Thränenguß
Zu ihm der heilet das zerriſſne Herz.
Und wie ſie betete kam neues Regen
Ihr in die Bruſt, Geduld im Leid gelobt'
Sie ſich und inniger den Ihren anzuhängen
Als je, auf daß durch ſolche Liebesgab
Ihr eigner Kummer milder ſich geſtalte.

Und dieſer Vorſatz nahm von ihrer Seele
Den harten Druck der ſie beſchwerte, fort,
Getröſtet ſuchte ſie ihr Lager und zufrieden
Fand ſie das Heil des Schlafs, am Morgen
Erwachte ſie zu einem neuen Leben.
Von nun an war ſie ſtill bemüht das Gute
Zu thun an allen Orten und die Menſchen
Bewunderten die weiſen Lehren, die
Sie gab und folgten ihnen und erfuhren
Wie Liebe des Geſetzes iſt Erfüllung.
Gleichwie in Jugendtagen pflegte ſie
Auch ferner noch an Bächen und an Quellen
Mit Luſt zu weilen und ſie lehrte bald
Wie man die Erde bohrt und klare Waſſeradern
Im Grunde ſucht und findet und zum Licht
Emporhebt und aus weiter Ferne hieß
Die Menſchen ſie auf hochgewölbten Bögen
Die Flüſſe leiten zu der trocknen Stadt,
Des Springbrunn's reichen Strahl nach oben ſenden
Und Kühlung bringen der erglühten Luft.
Auch zeigte ſie dem Volk wie man den Strom
Durch Dämme zähmet und ihn kühnlich zwingt
In's Rad zu faſſen, das die Mühle treibt
Und den gewicht'gen Eiſenhammer hebt;
Der Wolke Segen, der den Boden feuchtet,
Hieß ſie in Gruben ſammeln, daß im Fall
Der Dürre man das Naß in Rinnen leite
Und ſo die Fluren friſche, bis auf's Neu
Der Regen fällt. In ſolchem Streben ging
Ihr Sein dahin, ein langes, reiches Leben
Blieb ihr beſcheert und nah und ferne war
Ihr Name hochgeehrt bei Jedermann.
Ihr edles Weſen blieb ihr bis in's Alter:
Noch immer ſtrahlte aus dem klaren Aug
Ihr Blick ſo ſanft und gut wie ehedem
Als ſie noch ſaß am ſpiegelreinen Bach,
Und glatt und ohne Furchen blieben ihr
Die ſchönen Züge trotz der Locken Weiß.
Die Sage geht, daß hundertmal im See
Die Waſſerroſe ihren Kelch geöffnet

Seit ſie das Licht erblickt, bis daß ſie ſtarb.
Und hundert Städte trauerten um ſie
Und alles Land umher. Am Bache, der
Der Hütte Fuß beſpült, die ſie geboren,
Erhob man ihr ein Monument und bald
Umfloß den Marmorbau die Fluth und ſchuf
Ein Inſelland mit Blumen reich beſät
Und Lilien, Anemon, Vergißmeinnicht
Sie drängen dicht ſich an den Stein, der ſtolz,
Der Nachwelt kündend ihr Gedächtniß laut,
Den Namen Sella trägt für alle Zeit.

Aus Hannover.

Briefe an seinen Freund Hoffmann.

Von

J. H. Müller.

Du hast Dich, mein lieber Freund, so angelegentlich nach meinem Thun nnd Treiben erkundigt, wie ich hier ohne Dich und den literarischen Verein, ohne das gute Nürnberger Bier und den Kaffee mit „a Wasser" in Müllers Garten fertig werde, und auf der andern Seite bist Du, was Land und Leute betrifft, so entsetzlich neugierig, daß es wohl das Beste ist, ich mache mit Dir eine kleine Reise und zwar in Gegenden, wie sie Dir gewiß noch nicht vorgekommen sind. Du sollst einen interessanten Theil Hannovers kennen lernen und dabei zugleich erfahren, was ich, wenigstens in dem verflossenen Sommer, getrieben habe. Ja Du wirst die Augen aufmachen! Du hast freilich schon viel gesehen, Du hast dem Pabste den Pantoffel geküßt, den Königen Schwedens und Dänemarks in ihren eigenen Hauptstädten die Faust gezeigt, den blondlockigen Kindern der guten Viktoria die Köpfchen getätschelt und in Irland Brandy und Water gekneipt, Du bist in den Schweizer Bergen herumgeklettert und hast Dich überzeugt, daß Du für Deine drei Kreuzer auf dem Schmausenbuck wirklichen Schweizer Käse bekommst, Du hast dem Kaiser von Oesterreich in Wien einen freundschaftlichen Besuch gemacht und ihm Deine eigenen Finanzen als Muster vorgestellt, Du hast auch die Galeerensträflinge in Toulon besucht, um zu sehen, wie man ohne alle Finanzen auf öffentliche

Kosten lebt — kurz wo bist Du nicht schon gewesen, welchem Lande, welchem Volke, welchem berühmten Manne des Auslandes hast Du nicht bereits das merkwürdige Exemplar eines Nürnberger Professors und eines würdigen Präsidenten unseres literarischen Vereines vorgeführt! Ja ich erlebe es noch, daß Du nach China pilgerst, bloß um zu sehen, ob denn wirklich der chinesische Zopf länger als der deutsche ist, und daß Du die Botocuden Brasiliens heimsuchst, um sie zu belehren, daß Peterle und Schwemmklöße besser als Menschenfleisch schmecken. Das hast Du alles gesehen und das wirst Du alles sehen, aber was ich Dir nebenbei zeigen will, ist auch nicht ganz uninteressant. Du bist freilich schon durch eine Gegend gekommen, die mit dem Ziele unserer kleinen Reise viele Aehnlichkeit hat — durch das Lüneburgische, durch die berühmte oder berüchtigte Haide, wo nach dem bekannten Ausspruche des französischen Reisebeschreibers ein Völkchen, genannt Haidschnucken lebt; aber du lieber Gott, was hast Du aus Deinem Coupé dritter Klasse, wo Du natürlicher Weise noch dazu in der Mitte gesessen bist, bei Deiner Kurzsichtigkeit viel bemerken können! Ich zweifle allerdings nicht daran, daß Du trotzdem in Deinem diesmaligen Reiseberichte unserm literarischen Vereine auch über diese schöne Gegend viel Neues und Interessantes erzählen wirst, und Du brauchst auch nicht zu fürchten, daß man die Treue Deiner Schilderungen bezweifelt; denn wer von unsern guten Nürnbergern hat sich in der übel berufenen Landschaft einmal umgesehen, wer ist überhaupt außer Dir einmal dagewesen? Fürchte nicht, daß ich das Amt des Censors übernehmen will, obschon ich dazu im Stande bin, da ich den fraglichen Theil meines gesegneten Vaterlandes nach allen Richtungen durchstreift und somit sehr genau kennen gelernt habe; ich gebe Dir die Lüneburger Haide für dies Mal als Dein vollständiges Dominium; schildere sie, wie Du willst; denn mein Reiseziel ist jetzt ein anderes. Nur ein paar beiläufige Bemerkungen erlaube mir noch. Ein am Verstande kranker Prediger behauptete einst, daß das Paradies in der Lüneburger Haide gewesen sei, und schuf daher den Ort Sethendorf in Seth-sien-Dorf (Seth sein

Dorf) um; es muß nun freilich lange her sein, daß die Lüneburger Haide aufgehört hat das Paradies zu sein, indessen scheint es mir doch gar nicht so unmöglich, daß sie vor weiß Gott wie vielen Erd- und Menschenrevolutionen, über die sich die Naturforscher die Köpfe zerbrechen mögen, wirklich das Paradies gewesen ist. Jedenfalls liegt der bedauerliche Vorfall, wodurch von dem vielen Gethier nur die Haidschnucke, von dem reichen Blumenflor nur das kümmerliche Haidekraut übrig blieb und die schlanken Palmenwälder in zwerghafte Kiefern und struppige Birken sich verwandelten, vor aller Geschichte. Als ich die Lüneburger Haide durchstrich, war es auch nicht meine Absicht, den Spuren des verlorenen Paradieses nachzugehen, sondern mein Zweck bezog sich auf Dinge einer Zeit, die wenigstens nach der Sündfluth fällt. Herr Kammerherr C. v. Estorff, der Euch Nürnbergern wohl bekannt sein wird, hat im Jahre 1845 ein Werk herausgegeben, worin er auf einem Terrain der Lüneburger Haide von etwa 30 Geviertmeilen 290 altgermanische Steinmonumente, 350 Gruppen von Erddenkmälern, 135 einzelne Erddenkmäler, 65 Schanzen — kurz im Ganzen gegen 7000 heidnische Monumente und in alterthümlicher Hinsicht merkwürdige Orte nachweist. Einen freilich verhältnißmäßig kleinen Theil dieser Monumente hatte unsere Regierung in dem dankenswerthen Bestreben, dieselben vor der Zerstörung zu sichern, früher angekauft, und ich hatte den Auftrag erhalten, diese angekauften Denkmäler zu besichtigen und mich zugleich auch nach den übrigen umzusehen. Wollte Gott, die Lüneburger Haide wäre zum Besten der Alterthumskunde in ihrem ursprünglichen Zustande geblieben! Ich sage Dir, es wird nicht so gar sehr lange dauern und die Lüneburger Haide wird in das Gebiet der Mythe gehören. Die Eisenbahnen, die verbesserten Verkehrswege, die anwachsende Menschenmenge, die für ihre Hände immer mehr Spielraum nöthig hat, der Aufschwung im Ackerbau und in der Viehzucht selbst schaffen Wunder: unter ihrem Einflusse verändert sich die Bodenphysiognomie zusehends zum Bessern und Gegenden, wie zum Beispiel auch bei Euch unterhalb Mögeldorf oder gar auf der andern Seite des Berges, wo man sich mitunter

zum schnelleren Fortkommen ein langbeiniges Dromedar herbeiwünschen möchte, werden in der Lüneburger Haide demnächst zu den wirklichen Sehenswürdigkeiten gehören. Schon jetzt sind die guten Einwohner der alten Stadt Lüneburg ungehalten darüber, daß die Haide gerade die Lüneburger heißt, und sie führen die Fremden gern auf den berühmten Kalkberg, woran unten die grau gekleideten Kettensträflinge wühlen und wo man rings herum die üppigsten Gärten und Felder, die erst in weiter Ferne durch den Elbstrom mit seinen weißbesegelten Schiffen begrenzt werden, im besten Gedeihen erblickt, und klagen Angesichts dieser überraschenden Cultur über die Ungerechtigkeit einer Benennung, die doch allein ihrer alten Stadt einen weltberühmten Namen verschafft hat. So sind aber die Menschen. Ich für meine Person hatte mich im Interesse der Alterthumskunde eben über diese mit immer längeren Armen um sich greifende Cultur zu beklagen. Die ältesten Quellen für unsere vaterländische Geschichte bestehen bekanntlich in jenen Denkmälern, die wir Hünengräber, Hünen-, Riesen- oder Bülzenbetten nennen, und in jenen zahlreichen Grabhügeln und Erddenkmälern mit ihrem Inhalte von Thongefäßen und Geräthen von Stein und Metall, von Knochen und Bernstein, Glas und einzelnen anderen Stoffen, welche insgesammt über eine Vergangenheit, in die unsere schriftlichen Quellen nicht zurückdringen, uns die alleinige Kunde gewähren. Die Sammlungen des historischen Vereins für Niedersachsen hier in Hannover, welche in dieser Richtung unter den ähnlichen Sammlungen Deutschlands mit den ersten Rang einnehmen, bieten an solchen Thongefäßen und Geräthen aus unserer Urzeit, besonders an Gegenständen aus Stein, Bronze und Eisen für die Anschauung unserer ältesten Culturperioden ein sehr schätzbares Material, das sich in den Waffen, Schmuckstücken, Hausgeräthen, in den Utensilien zur Jagd, zum Fischfang und Ackerbau über alle Lebensverhältnisse jener Zeit mit gleich belehrender Fülle erstreckt. Diese reichen Sammlungen des Vereins repräsentiren doch nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil von dem staunenswerthen Reichthume, der an solchen Alterthümern vordem in unserm Lande

vorhanden gewesen sein muß. Die ergiebigste Quelle hiefür war bis jetzt nun eben die Landdrostei Lüneburg und zwar in jenen Gegenden, die sich der zunehmenden Cultivirung wegen des sterilen Bodens länger als andere entzogen. Da in der Bodenbeschaffenheit dieser Gegenden, wo weite Strecken noch heute des Anbaues entbehren, bestimmt kein Grund gegeben ist, warum sie in der Urzeit bevölkerter als die fruchtbareren Provinzen des hannoverschen Landes gewesen sein sollten, zumal unter den erhaltenen Gerüthen auch solche vorhanden sind, die auf Ackerbau und sonstige Bodencultur hindeuten, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß vordem die fruchtbareren Provinzen Hannovers mindestens einen eben so großen Reichthum an vorchristlichen Denkmälern besaßen als die dürftigeren Haide- und Moorgegenden, und daß sie dort vor der rascheren Cultivirung des Bodens nur schneller als hier im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind. Hieraus dürfen wir mit dem Maßstabe des namentlich im Lüneburg'schen noch im Jahre 1845 Vorhandenen auf eine frühere großartige Masse derartiger Alterthümer im hannoverschen Lande überhaupt schließen — dieses muß damit ganz übersäet gewesen sein. Nun will ich gern einräumen, daß wir für die südlichen Provinzen die Anzahl der Steindenkmäler vielleicht geringer als in den nördlichen annehmen müssen, weil diese gemeiniglich aus den großen erratischen Granitblöcken zusammengehäuft wurden, die seltener in den bergigen Theilen des Landes und mehr in der nördlichen weitgedehnten Ebene vorkommen; allein gerade diese Ebene bildet den allergrößten Theil des Landes, und somit dürfte der Ausfall an Steindenkmälern, zumal sie ohnedies den Erddenkmälern gegenüber die Minderzahl sind, bei der ungefähren Schätzung der früheren Masse aller Denkmäler nicht allzuhoch angeschlagen werden.

Wie rasch aber unter diesen Denkmälern aufgeräumt werden kann, davon liefern die letzten Jahre den Beweis; auch in jenen Gegenden, die bis jetzt die reichsten Vorrathskammern in dieser Beziehung gewesen sind, haben Gemeinheitstheilungen, Verkoppelungen, Anlagen von neuen Straßen und Wegen, sowie besonders die mas-

solche Ausdehnung der Bodenbenützung eine unglaubliche Menge von Steindenkmälern zerstört, das Material derselben zu Bau und Pflasterung verwendet, die Grabhügel nivellirt und somit in der neuesten Zeit der Wissenschaft einen unersetzlichen Verlust zum Besten materieller Bedürfnisse zugefügt. Von einer großen Zahl interessanter Denkmäler, die vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch im besten Zustande sich befanden, ist gegenwärtig sehr wenig, häufig gar nichts mehr vorhanden — von den sieben Tausenden von Denkmälern des Jahres 1845, die C. v. Estorff aufzählt, sind jetzt nicht mehr eben so viel Hunderte zu finden; ich selbst habe auf meinen Kreuz- und Querzügen nur etwa gegen Hundert gesehen, und auch hievon sind durch Ankauf von Seiten unserer Regierung nur gegen vierzig für die Zukunft dauernd zu sichern gewesen. —

Diese ganze Geschichte nun, indem die Lüneburger Haide immer mehr verschwindet, das dürre Haidekraut in Lupinen, Gerste und Waizen, die Haidschnucken in civilisirte Blisträger, die kleinen genäschigen Bienen in plumpe Rinder, vor allem die heidnischen Steindenkmäler in schmutziges Straßenpflaster sich verwandeln und damit die Reaktion zum frühern paradiesischen Zustande im besten Gange ist, hat den Anlaß gegeben, den Schauplatz unserer archäologischen Entdeckungsreisen in eine andere Gegend Hannovers zu verlegen, wo in dieser Beziehung jetzt noch mehr zu machen ist, wo die Cultur noch nicht alle Welt beleckt hat und Menschen und Dinge, Land und Leute, Natur und Bildung in einer weit langsameren Entwicklung begriffen sind. Auf dieser Reise sollst Du mich begleiten. Fürchte indessen nicht, daß ich nach der Weise enragirter Alterthümler Dich zu tief in den Moder der Vergangenheit, in alle nur für den Fachmann interessante Kleinigkeiten versenken werde; wir wollen die Augen auch für die Natur, für die Leute und ihre Sitten offen halten und uns als gemüthliche Touristen auch um solche Dinge bekümmern, die sonst wohl weder mit Deiner Klasse noch mit meinen Welfen-Museum, wohl aber mit uns als Menschen zu thun haben.

Auf nach Muffrika! ist unsere Losung.

Wir lassen die ganze Strecke, die uns in Hannover von dem Ziele unserer Reise trennt, einstweilen ganz unberücksichtigt, wir fliegen rasch an den Zwischenstationen vorüber, an Haste, wo ein Theil unserer Reisegesellschaft uns verläßt, um in dem nahen hessischen Badeorte Nenndorf am Spieltische sein Glück zu versuchen, an Minden und durch die Porta Westphalica, wo uns die Weser in breitem Wellenschlage entgegenfluthet, an dem jungen und doch schon viel besuchten Badeorte Rehme, selbst an dem alten Osnabrück mit seinen schönen Kirchen und vertiefen uns immermehr in die öder und flacher werdende Gegend des westlichen Hannovers, bis wir endlich nach Meppen gelangen. Wir sind einstweilen am Ziele, wir sind in der Hauptstadt Muffrika's, um uns dehnt sich das Gebiet aus, das wir näher kennen lernen wollen.

Unstreitig eine der trostlosesten aller Gegenden Deutschlands ist dieses Gebiet, welches sich als ein weites Becken zwischen der ostfriesischen Geest und dem Hümmling von der Hunte bis zu den Marschen am Dollart, an der hannöverisch-holländischen Grenze hinstreckt. Die großen Niederungen im Flußgebiete der untern Ems behaupten auf viele Geviertmeilen ein fast vollkommen wagerechtes Niveau der Bodenoberfläche, worauf natürlich der Wasserablauf gehemmt und zudem durch einen Kranz zusammengewehter Dünen von einer hinlänglichen Verbindung mit der Nordsee abgesondert ist. Durch die Stockung des Wasserablaufs haben sich daher auf dem ebenen Boden dieser Landschaft Hochmoore ausgebreitet, welche von außerordentlichem Umfange, größtentheils nur mit Haidekraut bewachsen, nach der Mitte zu etwas gewölbt und manchmal mehrere Fuß über die benachbarten Ländereien erhaben sind. Ein eigenthümlicher, auf diesem organischen Boden betriebener Ackerbau — den wir späterhin näher ansehen wollen — erfordert hier nach sechs Ernöten eine dreißigjährige Brache und ernährt in diesen Mooren seit etwa anderhalb Jahrhunderten eine nur spärliche Bevölkerung. So viel für diese von Seiten des Staates schon durch reichlicher eröffneten Absatz ihres Brennstoffes, des Torfes, geschehen ist und geschehen könnte, so lehrt doch die Erfahrung, daß ein angemessenes Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Hilfsquellen

des Bodens erſt allmählig durch völlige Entfernung des Torfes und Bebauung des Untergrundes herbeigeführt werden kann.

Fünf und zwanzig Geviertmeilen ſolchen Moorbodens in ununterbrochener Fläche liegen allein auf dem linken Emsufer und werden unter dem Namen des Bourtanger Moors und Twiſt's begriffen. Nach dem Naturforſcher Griſebach, welcher dieſes pfadloſe Moor von Bourtange zwiſchen Heſepertwiſt und Ruetenbrock überſchritt, giebt es auf demſelben Stellen, wo wie auf hohem Meere der ebene Boden am Horizonte von einer reinen Kreislinie umſchloſſen wird und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenſtand von einer Kindeshöhe auf der ſcheinbar unendlichen Einöde ſich abgrenzt. Auch die entlegenen Anſiedlungen, die, in Birkengehölzen verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inſeln in weiter Ferne erſcheinen, ſinken zuletzt unter dieſem freien Horizonte herab. Ein ſolches Schauſpiel findet auf feſtem Boden nur ſelten ſeines Gleichen und ergreift, gleich dem Anblicke des unbegrenzten Meeres, das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenloſen, nur mit dem Unterſchiede, daß die leicht beweglichen, ſanft aufſchäumenden, kräuſelnden Wellen des Oceans ein weit freundlicheres Bild gewähren.

Das Alter dieſes weſtlichen Moores kann ungefähr durch eine hier aufgegrabene Römerbrücke geſchätzt werden; dieſe Brücke liegt ſchon zwei bis drei Fuß hoch auf Moor und drei bis vier Fuß hoch iſt letzteres ſeitdem aufgewachſen. Jedes Moor ſteigt aber um deſto langſamer, je höher es wird. Ein Theil der Brücke wurde von Seiten der holländiſchen Regierung im Jahre 1818 aufgedeckt und mehrere Funde ſollen damals den römiſchen Urſprung derſelben unzweifelhaft gemacht haben. Auch ſollen (!) drei Bauerſchaften im Kirchſpiel Steinbild von ihrer Lage an dieſer Straße benannt ſein, indem „Suſtrum, Derſum, Walchum" das lateiniſche sursum, deorsum, vallum mit der frieſiſchen Endung des ſächſiſchen heim, hem, hen ſein ſollen. Noch im vierzehnten Jahrhundert war hier ein Verbindungsweg nach Holland und noch im Juni 1842 wurden in der Moorcolonie Lindloh Amts Meppen beim Torfgraben etwa drei Fuß unter dem Moore auf dem Sande gegen 300 römiſche Denare

Und dieſer Vorſatz nahm von ihrer Seele
Den harten Druck der ſie beſchwerte, fort,
Getröſtet ſuchte ſie ihr Lager und zufrieden
Fand ſie das Heil des Schlafs, am Morgen
Erwachte ſie zu einem neuen Leben.
Von nun an war ſie ſtill bemüht das Gute
Zu thun an allen Orten und die Menſchen
Bewunderten die weiſen Lehren, die
Sie gab und folgten ihnen und erfuhren
Wie Liebe des Geſetzes iſt Erfüllung.
Gleichwie in Jugendtagen pflegte ſie
Auch ferner noch an Bächen und an Quellen
Mit Luſt zu weilen und ſie lehrte bald
Wie man die Erde bohrt und klare Waſſeradern
Im Grunde ſucht und findet und zum Licht
Emporhebt und aus weiter Ferne hieß
Die Menſchen ſie auf hochgewölbten Bögen
Die Flüſſe leiten zu der trocknen Stadt,
Des Springbrunn's reichen Strahl nach oben ſenden
Und Kühlung bringen der erglühten Luft.
Auch zeigte ſie dem Volk wie man den Strom
Durch Dämme zähmet und ihn kühnlich zwingt
In's Rad zu faſſen, das die Mühle treibt
Und den gewicht'gen Eiſenhammer hebt;
Der Wolke Segen, der den Boden feuchtet,
Hieß ſie in Gruben ſammeln, daß im Fall
Der Dürre man das Naß in Rinnen leite
Und ſo die Fluren friſche, bis auf's Neu
Der Regen fällt. In ſolchem Streben ging
Ihr Sein dahin, ein langes, reiches Leben
Blieb ihr beſcheert und nah und ferne war
Ihr Name hochgeehrt bei Jedermann.
Ihr edles Weſen blieb ihr bis in's Alter:
Noch immer ſtrahlte aus dem klaren Aug
Ihr Blick ſo ſanft und gut wie ehedem
Als ſie noch ſaß am ſpiegelreinen Bach,
Und glatt und ohne Furchen blieben ihr
Die ſchönen Züge trotz der Locken Weiß.
Die Sage geht, daß hundertmal im See
Die Waſſerroſe ihren Kelch geöffnet

Seit ſie das Licht erblickt, bis daß ſie ſtarb.
Und hundert Städte trauerten um ſie
Und alles Land umher. Am Bache, der
Der Hütte Fuß beſpült, die ſie geboren,
Erhob man ihr ein Monument und bald
Umfloß den Marmorbau die Fluth und ſchuf
Ein Inſelland mit Blumen reich beſät
Und Lilien, Anemon, Vergißmeinnicht
Sie drängen dicht ſich an den Stein, der ſtolz,
Der Nachwelt kündend ihr Gedächtniß laut,
Den Namen Sella trägt für alle Zeit.

Und sprach zu mir mit süßem Ton und Scherzen.
So schwammen wir zusammen durch die Tiefen,
An Blumeninseln glitten wir vorbei,
Im Wirbeltanz umkreisten wir den Fels
Und hüpften fröhlich hin von Klipp zu Klippe;
Bis breiter immer breiter ward der Strom
Und Stadt auf Stadt an seinen Ufern aufstieg.
Vorbei an prächt'gen Gärten zogen wir
Und unterm Kiel gewaltger Schiffe fort,
Bis daß zuletzt das weite Meer sich öffnet
Und endlos seine Wogen um uns wälzt
Im grünen Zauberlicht. Auf seinem Grunde
Erschiens wie dunkle Wälder, in den Thälern
Lag Flur an Flur in bunter Farbenpracht.
Es ragten mächt'ge Stämme aus dem Boden,
Und schwankten hin und her der Wellen Spiel.
In dichten Massen seltsamer Gewächse
Verbarg sich uns des Meeres Kreatur.
Hier ein Gebüsch von Algen, dort Korallen
In bunten Formen und an Farben reich,
Im weiten Tanggeschling ein Heer Medusen,
Polypen, Quallen; Nautilusse treiben,
Seesternen und Nereiden. Auf Perlensand
Ging unser Weg inmitten prächt'ger Muscheln
Und unser Blick stahl sich in weite Höhlen
Voll tiefen Blau's und ewig unerforscht.
In langen Schaaren zogen Seebewohner
An uns vorbei in rascher scheuer Flucht:
Delphinenhorden und der Wallfischriese
Aus mächt'gen Nüstern Wasserström' ergießend,
Der gier'ge Hai, der seine Beute jagt.
In Todesangst sah ich die Schrecklichen
Doch keiner war, der uns was Leides that.
Besorgt darauf die Mutter: Liebes Kind,
Dich hat ein Traum, ein wüster Traum getäuscht.
Doch Sella sprach: Nein Mutter, nein!
Sieh' diesen Schleier hier von blassem Grün,
Ein solch' Gewebe macht nicht Menschenhand.
Die mir den Weg gezeigt durch Strom und Meer
Sie gab ihn mir zum Zeugen des Erlebten;

Die Schuhe aber, sprach sie, wahre wohl
Denn angethan damit bist unsersgleichen
Du stets und kannst im Meere schweifen
Und wandeln furchtlos zwischen Ungeheuern
Und Deine Brust bedarf der Lüfte nicht,
Daß warm und roth das Blut den Leib durchkreist.
Du magst der Meerfrau'n Tänze theilen und
Des Abgrunds tiefste Nacht erforschen, wo
Kein Senkblei je ist eingedrungen. Darfst
Auf weichem Seegrasbett ermüdet schlafen,
Indeß die Fluth mit deinen Locken spielt,
Und je nach Lust auf sanften Wellen schaukeln
Und zieh'n von Land zu Land, von See zu See.
So sprach das Wesen und die Stimme glich
Dem sanften Plätschern einer Silberwelle
Im Sonnenschein. Und darauf führt es mich
Zu einem Fels an dessen Fuß die Bucht
Voll weißen Sands. Da fanden wir beim Mahl
Drei Nymphen schön wie jene, und vor ihnen
Die saftgen Stengel und die süßen Blätter
Vom Meeresgrund geliefert, und die goldnen Früchte
Von Inselbäumen in die Fluth geschleudert.
Sie luden freundlich ein zu ihrem Schmaus
Und ich genoß dieweil ich hungrig war
Und neu gestärkt verließen wir den Ort.
Und wieder tauchten wir hinab zum Grund'.
Zu Wäldern von Korallen größer noch
Als selbst die höchsten Zedern dieser Erde.
Von schwarzen Felsen sahn wir uns umstarrt,
Die ehedem, von wilder Gluth durchwühlt,
Die Feuerströme in die salz'ge Fluth
Ergossen, wo sie zischend untergiengen.
Jetzt stehn sie ausgebrannt und regungslos
Die kalte Brandung tost um ihre Stirn.
Und weiter schreitend kamen wir vorbei
An Katakomben, wo seit Ewigkeiten
Die nimmer stille Fluth die Reste sammelt:
Skelett vom Hai und Delphin, Narwalzähne,
Gebein der Armen, die der Sturm getödtet,
Zerschellter Schiffe mächt'ge Mast und Rippen;

Und als wir schwebten über klaren Tiefen
Sah'n wir die Quellen von dem Grunde hoch
Die Strahlen sendend in die dunkle Fluth
Und diese weit erzittern durch den Stoß;
Und also durch die Wasserwüste ging's
Bis ich der Wunder satt zuletzt geworden
Und die Gefährtin bat mich zu entlassen.
Du hast geöffnet mir ein Wunderreich,
So sprach ich, doch betäubt durchforsch ich es.
Was ich erblickt' nimmt mir den Sinn gefangen,
Jetzt sehn' ich mich hinweg zu meinen Lieben,
Sonst fürcht ich fast zu sterben. Alsogleich
Erfaßt sie meine Hand und wie ein Pfeil
Durchschnitten wir die Wasser bis zur Mündung
Des Strom's, von dem wir ausgegangen waren.
Wir strebten langsam aufwärts, kämpfend schwer
Mit starker Strömung, schäumenden Cascaden.
So kam die Nacht. Im klaren stillen Grund
Umringt von Felsen schlief ich bis zum Morgen,
Und träumte mich zu Euch. Als ich erwachte,
Wie lieblich war der Anblick! Rings umher
Auf grünen Auen munter Heerden weidend,
Die Wolkenschaar vom Sonnenglanz bestrahlt,
Balsam'sche Lüfte durch die Zweige säuselnd;
All dieses sah ich von der Tiefe klar
Und zwischen Erd und Wasser seltsamlich
Getheilt war mir das Herz; ja im Verfolg
Der Reise sann der Wunder oft ich nach
Die ich geseh'n und hemmte meinen Schritt;
Doch dacht ich Dein, so ging es mir ans Herz
Und vorwärts drängt' ich bis zu unsrem Bach
Und bis zum nahen Ufer. Hier nahm Abschied
Die treue Leiterin mit Gruß und Kuß.
Ich zog die Schuhe aus, sie war verschwunden.
O, welche Wollust, Erdenluft zu trinken!
Wie fühlt ich freudig mir das warme Blut
Zum Herzen wogen. Dein bin ich erneut
Und nimmer will fortan ich Dich verlassen.
So sprach die Maid mit Thränerfülltem Blick
Und that die Schuhe auf den alten Platz. —

Drauf kam der Herbſt und ging. Der Winter
Verlief wie immer und der Sommer auch
Und wieder färbten herbſtlich ſich die Blätter,
Da ſtarb die Mutter und ſie legten ſie
Ins kühle Bett. Die ſtille Trauer
Umhüllte lang das Haus in Einſamkeit.
Der ſtrenge Vater weinte mit den Kindern
Und weich ward ihm das Herz. Das Brüderpaar
Und Sella mit der jüngern Schweſter zart,
Sie ſtreuten Blumen auf das friſche Grab
Und pflanzten Epheu drauf und Immergrün.
Die Jahre flohen, und der tiefe Harm
Hat ſich in ſtille Trauer umgewandelt.
Oftmals war Sella aus dem Haus verſchwunden,
Die Schuhe mit. Man fand ihr Lager leer
Und ahnete, daß ſie mit jenen war
Die in den Waſſern wohnen. Oft erfand
Man ſie mit ſtierem Blick und ihre Reden
Bewieſen, daß auf andrer Bahn ihr Geiſt.
Umſonſt erklang der Brüder milde Warnung:
O laſſe ſo die Deinen nicht, o Schweſter!
O tauſche nicht die Mutter, die im Grab,
Mit den Genoſſen in dem kalten Naß,
Die weder Dir noch uns verbunden ſind:
Sei Du und bleib die Zierde unſres Hauſes!
Auf ſolche Bitten gab ſie keine Antwort,
Sie weinte ſtill nur und ihr Blick
Bat um Vergebung; aber nach wie vor
Blieb ſie bei dem geheimnißvollen Wandern
Und nahm die Sorge von den Ihren nicht.
Inzwiſchen war zur wunderholden Jungfrau
Die Schweſter aufgeblüht und um ſie warb
Ein braver Jüngling und ſie liebte ihn.
Die Hochzeit kam heran. Dem ſchönen Feſt
Gab allbereits die Herde ihre Spende,
Der Garten und der ſtille Hag nicht minder,
Sie reichten Kränz und Blumen dar zur Zier
Des Hauſes wie der Mädchen, die die Braut
Zu Führerinnen auserwählt und Früchte
In reicher Auswahl bot der volle Korb,

Es kamen aus den Thälern, von den Hügeln
In Schaaren an die Frauen und zarte Mädchen,
Die ernsten Männer und der lust'ge Bursch,
Wie Schwalben die zum Herbstesflug sich sammeln.
Einfach wie ihre Zeit war ihr Gewand,
Den Gliedern bot es Raum und zeigte
Des Körpers Ebenmaaß — doch bunt von Farben
Wie es zum Fest sich schickt. Der Priester stund
Bereit zum heil'gen Werk, die Sänger hier
Die Harfner dort im Chor zum Lobgesange fertig,
Und unter allen himmlisch anzusehn
War Sella mit den klaren blauen Augen,
Den braunen Locken, lilienweißen Wangen;
Ein hehres Wesen, wie's der Künstler schafft
Wenn er die ew'ge Jugend bilden will.
Sie hatte sanft der Braut den Myrthenkranz
Ums Haupt gelegt und einen Schleier zart
Wie das Geweb der Spinne. Sie erschien
Wie eine Nixe selbst, dem Strom entstiegen,
Das Erdenkind zu schmücken, dessen Wiege
An ihrem Reiche stand Sie lächelt mild,
Doch ach, dies Lächeln wird zu bald vergehn,
Denn diesen Morgen hat der ält're Bruder,
Der auf dem Hügel stund, die Maid gesehn,
Wie sie der Fluth entstieg, in ihrer Hand
Drei Wasserlilien, dann die Haare trocknet
Und die Schuhe birgt in einer Felsenspalte,
Von Zweigen leicht bedeckt, wie sie darauf
Die Lockenfülle mit den Blumen ziert
Und überwerfend ein Gewand, der Schwester
Bestimmt, mit leichtem Schritt zur Hütte eilt.
Das sah der Jüngling, merkte sich den Fleck
Und folgte ihr von fern. Vorüber war
Die Trauung — hold erröthet war die Braut
Wie wenn Aurora halb den Himmel malt
Mit Purpurglanz. Nun klingen die Akkorde
Ein Heer von Tönen wogt — man eilt zum Tanz.
Dazwischen steht die königliche Sella
Mit stiller Größe wie das ruh'ge Meer
Im Sonnenlicht. Der Jüngern Beispiel folgte

Die ält're Schaar, im Anfang zaghaft,
Doch kaum erfaßt von luſtger Weiſen Macht,
Verlangen ſie die alten Tänze laut
Und dreh'n ergötzt im Kreiſe ſich wie ſonſt.
Ein heitres Jauchzen und ein froh Gelächter
Scholl durch die offnen Fenſter; Wanderer,
Die's hörten, ſtanden ſtill und freuten ſich
Der luſt'gen Hochzeit. Liebespaare leis
Verloren ſich im dichten Laubendach
Und ihr Geflüſter mag errathen, wer
Die Liebe kennt. Inzwiſchen ſah die Brüder
Man dem Tumult enteilen hin zur Stell'
Wo ſie die Schuhe wußten, raſch ſie nehmen
Zum Bache eilen, wo ein Waſſerfall
Sich über Klippen ſtürzt und da hinein
Sie ſchleudern. Kaum berührten ſie das Naß,
Da ſprangen auf die Wellen, den Händen gleich,
Es ſchien als faßten gierig ſie die Beute,
Die, funkelnd und die Kieſel tönend ſtreifend,
Hinab die Strömung ſchoß. Das Brüderpaar,
Voll banger Sorge, ſchaute lange nach
Und kehrte ſchweigend in das Haus zurück
Die Sonne ging zu Rüſte. Muſik ſcholl
Zwar durch die Räume noch, die Luſt indeſſen
Starb ab, die Gäſte brachen auf und fort
Zog Alles und die weißen Kleider glänzten
Auf Wieſenpfad und Hügel. Sella jetzt
War ſatt des Taumels, ihre Seele flog
Dem Meere zu in's ſchöne Zauberreich
Und unbemerkt enteilte ſie der Hütte
Zur Felſenſpalt' wo ſie die Schuhe barg.
Fort waren ſie, ſie ſucht am Bachesrand
Vergebens, keine Spur! Ein tiefer Schmerz
Erfaßte ſie, beſtürzt und jammernd ſucht
Am Fels ſie wieder und ringsum im Gras,
Im Buſchwerk biegend nieder jeden Zweig
Mit zitternden und ungewiſſen Händen.
Wer nahm ſie fort? Sie ſann der Frage nach
Und plötzlich kam es ihr, daß bei dem Tanz
Da er am Eifrigſten, die Brüder fehlten

Und daß, als wieder sie erschienen drauf,
Der Aelt're, jubelnd überlaut, dem Reigen
Sich anschließt, und vor ihrem starren Blick
Der Jüngere das Aug zu Boden schlägt.
Jetzt kenne ich die Schuldigen, so seufzt sie leis,
Und ging zurück und trat in Seelenangst
Und vorwurfsvoll die Brüder an, daß diese
Vor Scheu erblassen, wünschend ungethan
Die rasche That. Verzeih' uns Schwester
Da unsre Absicht gut; nicht länger tragen wir's,
Daß jene kalte Wasserwelt und ihre
Seltsamen Wesen Dich uns ganz entfremden.
Nun hatten sie kein Hehl, wie sie geseh'n
Der Schuhe Platz und wie sie sie entwendet
Und in den Bach versenkten, der mit grimmer Lust
Sie faßt und niederzog zum Grund. Da rang
Ein Schrei sich aus des Mädchens Brust,
Ein Schrei des Jammers und der Todesqual,
Daß wer ihn hörte bleich ward und erbebt'.
Sie sind dahin, rief sie, dahin für immer!
Grausame Brüder! Ausgeschlossen bin
Für ewig ich von jener heitren Welt
Die ich so heiß geliebt. Warum habt ihr
Mich nicht getödtet? O, ihr wisset nicht
Was ihr gethan. Dies sprechend wankte sie
In ihr Gemach und später Gäste Rest,
Die es gehört, verloren schweigend sich,
Die Brüder folgten traurig ihr zur Kammer
Und in der Thüre stehend, marmorkalt
Sprach sie mit dumpfem Ton: Groß ist das Leid,
Das Ihr mir angethan und nicht in Eurer Macht
Steht es zu mindern das Vergeh'n, noch meinen Gram
Zu lindern. Tragen muß ich's, wie ich kann,
In seliger Erinnerung der Stunden,
Die ich verlebt im stillen Wasserreich.
Verlaßt mich nun — ich will nichts mehr von Euch!
Und Jene wandten scheu den Tritt, und ließen
Die Schwerbeleidigte allein. Da brach
In bittre Thränen diese aus, wie wenn
Die dunkle Wolke, die am Berge hängt,

Urplötzlich öffnet ihre Waſſerſchleußen.
Die lange Nacht durchmaß ihr Schritt die Kammer
Und dumpf entrann die Klage ſich der Bruſt:
O friedlich Reich, o wunderbares Meer!
Ihr blauen Grotten wo ich glücklich war
Mein Sehnen ſteht zu euch, vor meinem Auge
Prangt eure Herrlichkeit und nimmer darf
Ich zu euch eilen und — Geſpielen ihr!
Die ich ſo lieb gewonnen, mit denen ich
Auf Wellen ſchaukelte, im tiefem Schacht
Die Perlenmuſchel fand, die ihr ſo wundermild
Mit ſanftem Auge ſchaut und Schmeichelworte
Wie Quellenmurmeln in das Ohr mir flüſtert:
Nicht wieder blick ich euch ins treue Aug,
Vergebens lauſch ich eurer Stimme Klang;
Auch ihr vermißt mich und mit Trauer klagt
Ihr wohl um mich, die ich verbannet bin
Auf dieſe Oberwelt, wo ſchrille Töne
Und blendend Licht uns quälen, wo der Froſt
Uns tödtet wie die Hitze, wo der Menſch
Den Bruder fällt in wilder Leidenſchaft.
So klagte ſie die Nacht durch und die Sonne
Die dann im Oſten aufſtieg warf den Strahl
Auf eine Welt die ihr ſo wüſt und leer
Erſchien als ehdem lieblich. Sie wandelte
Am Bachesufer der ſo oft der Pfad
Ihr war zu der geliebten See und noch
Sein fröhlich Murmeln lud ſie wieder ein.
„Ja nicht umſonſt biſt freudig du erregt
Glückſelger Strom und klingſt und tanzeſt friſch;
Du eilſt zum blauen Meer, das nimmer ich
Betreten kann.“ So ſchwand der Tag, die Nacht
Fand kniend ſie im ſtillen Kämmerlein
Und betend unter heißem Thränenguß
Zu ihm der heilet das zerriſſne Herz.
Und wie ſie betete kam neues Regen
Ihr in die Bruſt, Geduld im Leid gelobt'
Sie ſich und inniger den Ihren anzuhängen
Als je, auf daß durch ſolche Liebesgab
Ihr eigner Kummer milder ſich geſtalte.

Und dieſer Vorſatz nahm von ihrer Seele
Den harten Druck der ſie beſchwerte, fort,
Getröſtet ſuchte ſie ihr Lager und zufrieden
Fand ſie das Heil des Schlafs, am Morgen
Erwachte ſie zu einem neuen Leben.
Von nun an war ſie ſtill bemüht das Gute
Zu thun an allen Orten und die Menſchen
Bewunderten die weiſen Lehren, die
Sie gab und folgten ihnen und erfuhren
Wie Liebe des Geſetzes iſt Erfüllung.
Gleichwie in Jugendtagen pflegte ſie
Auch ferner noch an Bächen und an Quellen
Mit Luſt zu weilen und ſie lehrte bald
Wie man die Erde bohrt und klare Waſſeradern
Im Grunde ſucht und findet und zum Licht
Emporhebt und aus weiter Ferne hieß
Die Menſchen ſie auf hochgewölbten Bögen
Die Flüſſe leiten zu der trocknen Stadt,
Des Springbrunn's reichen Strahl nach oben ſenden
Und Kühlung bringen der erglühten Luft.
Auch zeigte ſie dem Volk wie man den Strom
Durch Dämme zähmet und ihn kühnlich zwingt
In's Rad zu faſſen, das die Mühle treibt
Und den gewicht'gen Eiſenhammer hebt;
Der Wolke Segen, der den Boden feuchtet,
Hieß ſie in Gruben ſammeln, daß im Fall
Der Dürre man das Naß in Rinnen leite
Und ſo die Fluren friſche, bis auf's Neu
Der Regen fällt. In ſolchem Streben ging
Ihr Sein dahin, ein langes, reiches Leben
Blieb ihr beſcheert und nah und ferne war
Ihr Name hochgeehrt bei Jedermann.
Ihr edles Weſen blieb ihr bis in's Alter:
Noch immer ſtrahlte aus dem klaren Aug
Ihr Blick ſo ſanft und gut wie ehedem
Als ſie noch ſaß am ſpiegelreinen Bach,
Und glatt und ohne Furchen blieben ihr
Die ſchönen Züge trotz der Locken Weiß.
Die Sage geht, daß hundertmal im See
Die Waſſerroſe ihren Kelch geöffnet

Seit ſie das Licht erblickt, bis daß ſie ſtarb.
Und hundert Städte trauerten um ſie
Und alles Land umher. Am Bache, der
Der Hütte Fuß beſpült, die ſie geboren,
Erhob man ihr ein Monument und bald
Umfloß den Marmorbau die Fluth und ſchuf
Ein Inſelland mit Blumen reich beſät
Und Lilien, Anemon, Vergißmeinnicht
Sie drängen dicht ſich an den Stein, der ſtolz,
Der Nachwelt kündend ihr Gedächtniß laut,
Den Namen Sella trägt für alle Zeit.

Aus Hannover.

Briefe an seinen Freund Hoffmann.

Von

J. H. Müller.

Du hast Dich, mein lieber Freund, so angelegentlich nach meinem Thun nnd Treiben erkundigt, wie ich hier ohne Dich und den literarischen Verein, ohne das gute Nürnberger Bier und den Kaffee mit „a Wasser" in Müllers Garten fertig werde, und auf der andern Seite bist Du, was Land und Leute betrifft, so entsetzlich neugierig, daß es wohl das Beste ist, ich mache mit Dir eine kleine Reise und zwar in Gegenden, wie sie Dir gewiß noch nicht vorgekommen sind. Du sollst einen interessanten Theil Hannovers kennen lernen und dabei zugleich erfahren, was ich, wenigstens in dem verflossenen Sommer, getrieben habe. Ja Du wirst die Augen aufmachen! Du hast freilich schon viel gesehen, Du hast dem Pabste den Pantoffel geküßt, den Königen Schwedens und Dänemarks in ihren eigenen Hauptstädten die Faust gezeigt, den blondlockigen Kindern der guten Viktoria die Köpfchen getätschelt und in Irland Brandy und Water gekneipt, Du bist in den Schweizer Bergen herumgeklettert und hast Dich überzeugt, daß Du für Deine drei Kreuzer auf dem Schmausenbuck wirklichen Schweizer Käse bekommst, Du hast dem Kaiser von Oesterreich in Wien einen freundschaftlichen Besuch gemacht und ihm Deine eigenen Finanzen als Muster vorgestellt, Du hast auch die Galeerensträflinge in Toulon besucht, um zu sehen, wie man ohne alle Finanzen auf öffentliche

Koſten lebt — kurz wo biſt Du nicht ſchon geweſen, welchem Lande, welchem Volke, welchem berühmten Manne des Auslandes haſt Du nicht bereits das merkwürdige Exemplar eines Nürnberger Profeſſors und eines würdigen Präſidenten unſeres literariſchen Vereines vorgeführt! Ja ich erlebe es noch, daß Du nach China pilgerſt, bloß um zu ſehen, ob denn wirklich der chineſiſche Zopf länger als der deutſche iſt, und daß Du die Botocuden Braſiliens heimſuchſt, um ſie zu belehren, daß Peterle und Schwemmklöße beſſer als Menſchenfleiſch ſchmecken. Das haſt Du alles geſehen und das wirſt Du alles ſehen, aber was ich Dir nebenbei zeigen will, iſt auch nicht ganz unintereſſant. Du biſt freilich ſchon durch eine Gegend gekommen, die mit dem Ziele unſerer kleinen Reiſe viele Aehnlichkeit hat — durch das Lüneburgiſche, durch die berühmte oder berüchtigte Haide, wo nach dem bekannten Ausſpruche des franzöſiſchen Reiſebeſchreibers ein Völkchen, genannt Haidſchnucken lebt; aber du lieber Gott, was haſt Du aus Deinem Coupé dritter Klaſſe, wo Du natürlicher Weiſe noch dazu in der Mitte geſeſſen biſt, bei Deiner Kurzſichtigkeit viel bemerken können! Ich zweifle allerdings nicht daran, daß Du trotzdem in Deinem diesmaligen Reiſeberichte unſerm literariſchen Vereine auch über dieſe ſchöne Gegend viel Neues und Intereſſantes erzählen wirſt, und Du brauchſt auch nicht zu fürchten, daß man die Treue Deiner Schilderungen bezweifelt; denn wer von unſern guten Nürnbergern hat ſich in der übel berufenen Landſchaft einmal umgeſehen, wer iſt überhaupt außer Dir einmal dageweſen? Fürchte nicht, daß ich das Amt des Cenſors übernehmen will, obſchon ich dazu im Stande bin, da ich den fraglichen Theil meines geſegneten Vaterlandes nach allen Richtungen durchſtreift und ſomit ſehr genau kennen gelernt habe; ich gebe Dir die Lüneburger Haide für dies Mal als Dein vollſtändiges Dominium; ſchildere ſie, wie Du willſt; denn mein Reiſeziel iſt jetzt ein anderes. Nur ein paar beiläufige Bemerkungen erlaube mir noch. Ein am Verſtande kranker Prediger behauptete einſt, daß das Paradies in der Lüneburger Haide geweſen ſei, und ſchuf daher den Ort Sethendorf in Seth-ſien-Dorf (Seth ſein

Dorf) um; es muß nun freilich lange her sein, daß die Lüneburger Haide aufgehört hat das Paradies zu sein, indessen scheint es mir doch gar nicht so unmöglich, daß sie vor weiß Gott wie vielen Erd- und Menschenrevolutionen, über die sich die Naturforscher die Köpfe zerbrechen mögen, wirklich das Paradies gewesen ist. Jedenfalls liegt der bedauerliche Vorfall, wodurch von dem vielen Gethier nur die Haidschnucke, von dem reichen Blumenflor nur das kümmerliche Haidekraut übrig blieb und die schlanken Palmenwälder in zwerghafte Kiefern und struppige Birken sich verwandelten, vor aller Geschichte. Als ich die Lüneburger Haide durchstrich, war es auch nicht meine Absicht, den Spuren des verlorenen Paradieses nachzugehen, sondern mein Zweck bezog sich auf Dinge einer Zeit, die wenigstens nach der Sündfluth fällt. Herr Kammerherr C. v. Estorff, der Euch Nürnbergern wohl bekannt sein wird, hat im Jahre 1845 ein Werk herausgegeben, worin er auf einem Terrain der Lüneburger Haide von etwa 30 Geviertmeilen 290 altgermanische Steinmonumente, 350 Gruppen von Erddenkmälern, 135 einzelne Erddenkmäler, 65 Schanzen — kurz im Ganzen gegen 7000 heidnische Monumente und in alterthümlicher Hinsicht merkwürdige Orte nachweist. Einen freilich verhältnißmäßig kleinen Theil dieser Monumente hatte unsere Regierung in dem dankenswerthen Bestreben, dieselben vor der Zerstörung zu sichern, früher angekauft, und ich hatte den Auftrag erhalten, diese angekauften Denkmäler zu besichtigen und mich zugleich auch nach den übrigen umzusehen. Wollte Gott, die Lüneburger Haide wäre zum Besten der Alterthumskunde in ihrem ursprünglichen Zustande geblieben! Ich sage Dir, es wird nicht so gar sehr lange dauern und die Lüneburger Haide wird in das Gebiet der Mythe gehören. Die Eisenbahnen, die verbesserten Verkehrswege, die anwachsende Menschenmenge, die für ihre Hände immer mehr Spielraum nöthig hat, der Aufschwung im Ackerbau und in der Viehzucht selbst schaffen Wunder: unter ihrem Einflusse verändert sich die Bodenphysiognomie zusehends zum Bessern und Gegenden, wie zum Beispiel auch bei Euch unterhalb Mögeldorf oder gar auf der andern Seite des Berges, wo man sich mitunter

zum schnelleren Fortkommen ein langbeiniges Dromedar herbeiwünschen möchte, werden in der Lüneburger Haide demnächst zu den wirklichen Sehenswürdigkeiten gehören. Schon jetzt sind die guten Einwohner der alten Stadt Lüneburg ungehalten darüber, daß die Haide gerade die Lüneburger heißt, und sie führen die Fremden gern auf den berühmten Kalkberg, woran unten die grau gekleideten Kettensträflinge wühlen und wo man rings herum die üppigsten Gärten und Felder, die erst in weiter Ferne durch den Elbstrom mit seinen weißbesegelten Schiffen begrenzt werden, im besten Gedeihen erblickt, und klagen Angesichts dieser überraschenden Cultur über die Ungerechtigkeit einer Benennung, die doch allein ihrer alten Stadt einen weltberühmten Namen verschafft hat. So sind aber die Menschen. Ich für meine Person hatte mich im Interesse der Alterthumskunde eben über diese mit immer längeren Armen um sich greifende Cultur zu beklagen. Die ältesten Quellen für unsere vaterländische Geschichte bestehen bekanntlich in jenen Denkmälern, die wir Hünengräber, Hünen-, Riesen- oder Bülzenbetten nennen, und in jenen zahlreichen Grabhügeln und Erddenkmälern mit ihrem Inhalte von Thongefäßen und Geräthen von Stein und Metall, von Knochen und Bernstein, Glas und einzelnen anderen Stoffen, welche insgesammt über eine Vergangenheit, in die unsere schriftlichen Quellen nicht zurückdringen, uns die alleinige Kunde gewähren. Die Sammlungen des historischen Vereins für Niedersachsen hier in Hannover, welche in dieser Richtung unter den ähnlichen Sammlungen Deutschlands mit den ersten Rang einnehmen, bieten an solchen Thongefäßen und Geräthen aus unserer Urzeit, besonders an Gegenständen aus Stein, Bronze und Eisen für die Anschauung unserer ältesten Culturperioden ein sehr schätzbares Material, das sich in den Waffen, Schmuckstücken, Hausgeräthen, in den Utensilien zur Jagd, zum Fischfang und Ackerbau über alle Lebensverhältnisse jener Zeit mit gleich belehrender Fülle erstreckt. Diese reichen Sammlungen des Vereins repräsentiren doch nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil von dem staunenswerthen Reichthume, der an solchen Alterthümern vordem in unserm Lande

vorhanden gewesen sein muß. Die ergiebigste Quelle hiefür war bis jetzt nun eben die Landdrostei Lüneburg und zwar in jenen Gegenden, die sich der zunehmenden Cultivirung wegen des sterilen Bodens länger als andere entzogen. Da in der Bodenbeschaffenheit dieser Gegenden, wo weite Strecken noch heute des Anbaues entbehren, bestimmt kein Grund gegeben ist, warum sie in der Urzeit bevölkerter als die fruchtbareren Provinzen des hannoverschen Landes gewesen sein sollten, zumal unter den erhaltenen Geräthen auch solche vorhanden sind, die auf Ackerbau und sonstige Bodencultur hindeuten, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß vordem die fruchtbareren Provinzen Hannovers mindestens einen eben so großen Reichthum an vorchristlichen Denkmälern besaßen als die dürftigeren Haide- und Moorgegenden, und daß sie dort vor der rascheren Cultivirung des Bodens nur schneller als hier im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind. Hieraus dürfen wir mit dem Maßstabe des namentlich im Lüneburg'schen noch im Jahre 1845 Vorhandenen auf eine frühere großartige Masse derartiger Alterthümer im hannoverschen Lande überhaupt schließen — dieses muß damit ganz überſäet gewesen sein. Nun will ich gern einräumen, daß wir für die südlichen Provinzen die Anzahl der Steindenkmäler vielleicht geringer als in den nördlichen annehmen müssen, weil diese gemeiniglich aus den großen erratischen Granitblöcken zusammengehäuft wurden, die seltener in den bergigen Theilen des Landes und mehr in der nördlichen weitgedehnten Ebene vorkommen; allein gerade diese Ebene bildet den allergrößten Theil des Landes, und somit dürfte der Ausfall an Steindenkmälern, zumal sie ohnedies den Erddenkmälern gegenüber die Minderzahl sind, bei der ungefähren Schätzung der früheren Masse aller Denkmäler nicht allzuhoch angeschlagen werden.

Wie rasch aber unter diesen Denkmälern aufgeräumt werden kann, davon liefern die letzten Jahre den Beweis; auch in jenen Gegenden, die bis jetzt die reichsten Vorrathskammern in dieser Beziehung gewesen sind, haben Gemeinheitstheilungen, Verkoppelungen, Anlagen von neuen Straßen und Wegen, sowie besonders die mun-

solche Ausdehnung der Bodenbenützung eine unglaubliche Menge von Steindenkmälern zerstört, das Material derselben zu Bau und Pflasterung verwendet, die Grabhügel nivellirt und somit in der neuesten Zeit der Wissenschaft einen unersetzlichen Verlust zum Besten materieller Bedürfnisse zugefügt. Von einer großen Zahl interessanter Denkmäler, die vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch im besten Zustande sich befanden, ist gegenwärtig sehr wenig, häufig gar nichts mehr vorhanden — von den sieben Tausenden von Denkmälern des Jahres 1845, die E. v. Estorff aufzählt, sind jetzt nicht mehr eben so viel Hunderte zu finden; ich selbst habe auf meinen Kreuz- und Querzügen nur etwa gegen Hundert gesehen, und auch hievon sind durch Ankauf von Seiten unserer Regierung nur gegen vierzig für die Zukunft dauernd zu sichern gewesen. —

Diese ganze Geschichte nun, indem die Lüneburger Haide immer mehr verschwindet, das dürre Haidekraut in Lupinen, Gerste und Waizen, die Haidschnucken in civilisirte Bließträger, die kleinen genäschigen Bienen in plumpe Rinder, vor allem die heidnischen Steindenkmäler in schmutziges Straßenpflaster sich verwandeln und damit die Reaktion zum frühern paradiesischen Zustande im besten Gange ist, hat den Anlaß gegeben, den Schauplatz unserer archäologischen Entdeckungsreisen in eine andere Gegend Hannovers zu verlegen, wo in dieser Beziehung jetzt noch mehr zu machen ist, wo die Cultur noch nicht alle Welt beleckt hat und Menschen und Dinge, Land und Leute, Natur und Bildung in einer weit langsameren Entwicklung begriffen sind. Auf dieser Reise sollst Du mich begleiten. Fürchte indessen nicht, daß ich nach der Weise enragirter Alterthümler Dich zu tief in den Moder der Vergangenheit, in alle nur für den Fachmann interessante Kleinigkeiten versenken werde; wir wollen die Augen auch für die Natur, für die Leute und ihre Sitten offen halten und uns als gemüthliche Touristen auch um solche Dinge bekümmern, die sonst wohl weder mit Deiner Klasse noch mit meinen Welfen-Museum, wohl aber mit uns als Menschen zu thun haben.

Auf nach Muffrika! ist unsere Losung.

Wir lassen die ganze Strecke, die uns in Hannover von dem Ziele unserer Reise trennt, einstweilen ganz unberücksichtigt, wir fliegen rasch an den Zwischenstationen vorüber, an Hastе, wo ein Theil unserer Reisegesellschaft uns verläßt, um in dem nahen hessischen Badeorte Nenndorf am Spieltische sein Glück zu versuchen, an Minden und durch die Porta Westphalica, wo uns die Weser in breitem Wellenschlage entgegenfluthet, an dem jungen und doch schon viel besuchten Badeorte Rehme, selbst an dem alten Osnabrück mit seinen schönen Kirchen und vertiefen uns immermehr in die öder und flacher werdende Gegend des westlichen Hannovers, bis wir endlich nach Meppen gelangen. Wir sind einstweilen am Ziele, wir sind in der Hauptstadt Muffrika's, um uns dehnt sich das Gebiet aus, das wir näher kennen lernen wollen.

Unstreitig eine der trostlosesten aller Gegenden Deutschlands ist dieses Gebiet, welches sich als ein weites Becken zwischen der ostfriesischen Geest und dem Hümmling von der Hunte bis zu den Marschen am Dollart, an der hannöverisch-holländischen Grenze hinstreckt. Die großen Niederungen im Flußgebiete der untern Ems behaupten auf viele Geviertmeilen ein fast vollkommen wagerechtes Niveau der Bodenoberfläche, worauf natürlich der Wasserablauf gehemmt und zudem durch einen Kranz zusammengewehter Dünen von einer hinlänglichen Verbindung mit der Nordsee abgesondert ist. Durch die Stockung des Wasserablaufs haben sich daher auf dem ebenen Boden dieser Landschaft Hochmoore ausgebreitet, welche von außerordentlichem Umfange, größtentheils nur mit Haidekraut bewachsen, nach der Mitte zu etwas gewölbt und manchmal mehrere Fuß über die benachbarten Ländereien erhaben sind. Ein eigenthümlicher, auf diesem organischen Boden betriebener Ackerbau — den wir späterhin näher ansehen wollen — erfordert hier nach sechs Erndten eine dreißigjährige Brache und ernährt in diesen Mooren seit etwa anderhalb Jahrhunderten eine nur spärliche Bevölkerung. So viel für diese von Seiten des Staates schon durch reichlicher eröffneten Absatz ihres Brennstoffes, des Torfes, geschehen ist und geschehen könnte, so lehrt doch die Erfahrung, daß ein angemessenes Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Hilfsquellen

des Bodens erst allmählig durch völlige Entfernung des Torfes und Bebauung des Untergrundes herbeigeführt werden kann.

Fünf und zwanzig Geviertmeilen solchen Moorbodens in ununterbrochener Fläche liegen allein auf dem linken Emsufer und werden unter dem Namen des Bourtanger Moors und Twist's begriffen. Nach dem Naturforscher Grisebach, welcher dieses pfadlose Moor von Bourtange zwischen Hesepertwist und Ruetenbrock überschritt, giebt es auf demselben Stellen, wo wie auf hohem Meere der ebene Boden am Horizonte von einer reinen Kreislinie umschlossen wird und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von einer Kindeshöhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzt. Auch die entlegenen Ansiedlungen, die, in Birkengehölzen verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inseln in weiter Ferne erscheinen, sinken zuletzt unter diesem freien Horizonte herab. Ein solches Schauspiel findet auf festem Boden nur selten seines Gleichen und ergreift, gleich dem Anblicke des unbegrenzten Meeres, das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenlosen, nur mit dem Unterschiede, daß die leicht beweglichen, sanft aufschäumenden, kräuselnden Wellen des Oceans ein weit freundlicheres Bild gewähren.

Das Alter dieses westlichen Moores kann ungefähr durch eine hier aufgegrabene Römerbrücke geschätzt werden; diese Brücke liegt schon zwei bis drei Fuß hoch auf Moor und drei bis vier Fuß hoch ist letzteres seitdem aufgewachsen. Jedes Moor steigt aber um desto langsamer, je höher es wird. Ein Theil der Brücke wurde von Seiten der holländischen Regierung im Jahre 1818 aufgedeckt und mehrere Funde sollen damals den römischen Ursprung derselben unzweifelhaft gemacht haben. Auch sollen (!) drei Bauerschaften im Kirchspiel Steinbild von ihrer Lage an dieser Straße benannt sein, indem „Sustrum, Dersum, Walchum" das lateinische sursum, deorsum, vallum mit der friesischen Endung des sächsischen heim, hem, hen sein sollen. Noch im vierzehnten Jahrhundert war hier ein Verbindungsweg nach Holland und noch im Juni 1842 wurden in der Moorcolonie Lindloh Amts Meppen beim Torfgraben etwa drei Fuß unter dem Moore auf dem Sande gegen 300 römische Denare

gefunden, aus der Zeit von Kaiser Nero bis Marc Aurel, ein Beweis vielleicht, daß diese Straße damals die Verbindung vermittelte zwischen den römischen Colonien im Bataverlande und den deutschen Stämmen an der Ems, Weser und Elbe. Ja Einige halten diese Straße für die berühmten langen Brücken des Tacitus (Annalen I. 63), worüber die fliehenden Römer unter Cäcina ihren Rückzug bewerkstelligten; allein, abgesehen von andern Gründen, schon der Umstand, daß hier nie Leichname, nie Waffen oder Geräth gefunden worden, daß keine irgend welche Spuren eines geschlagenen Heeres sich zeigen, spricht gegen diese Vermuthung. Noch jetzt sind viele Reste dieser Brücke zwischen den holländischen Sandhöhen und denen an der Ems vorhanden. Von einfachster Arbeit, indem man rohe, bloß von den Aesten befreite Holzstämme der Länge nach auf den Boden legte und dieselben durch Querlagen von Holz untereinander verband und befestigte, überbrückt dieser Knüppeldamm das Moor, und die Bewohner bedienen sich zuweilen des Holzes von dieser „Romeinschen Brügge" um damit das Fachwerk ihrer dürftigen Wohnungen herzustellen.

Doch wir schweifen gleich zu weit ab; ich will nur noch bemerken, daß vordem zu Zeiten des Mißwachses die armen Moorcolonien mit harter Noth zu kämpfen hatten, so daß die Regierung, wie mir ein wackerer Beamter erzählte, dann besondere Maßregeln zu ihrem Unterhalte ergreifen, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf öffentliche Kosten herbeischaffen, Backöfen anlegen, kurz an der Stelle des kargen Bodens die armen Menschen bis dahin durchbringen mußte, wo eine freundlichere Zeit ihrer Hilflosigkeit ein Ende machte. Auch im Meppenschen selbst ist die Bodenphysiognomie eine keineswegs befriedigende, auch hier ist der größte Theil des Landes wüste Haide, der Tummelplatz für das zahlreiche Völkchen der Haidschnucken, die hauptsächlich wegen des Düngers, wegen der struppigen Wolle, mehr schon wegen des trefflichen, dem Wildpret ähnlichen Fleisches gehalten werden. Am besten ist der Boden selbstverständlich in der Nähe der Flüsse und hier liegen auch die meisten Ortschaften: an der Ems, welche den westlichen Theil

des Landes mit flachem, ungeregeltem Laufe von Süden nach Norden durchfließt, und an der Hase, welche aus dem Osnabrückschen kommt und nach einem sehr gewundenen Laufe bei Meppen in die Ems fällt. Außer ein paar kleineren Flüssen gibt es dann eine Anzahl Moorbäche: Radden, welche wie die Quellen dieser Gegenden einen Torfgeschmack haben. Vier bis fünf Stunden von der Hase und Ems erhebt sich der Boden zum Hümmling, der größten Sandsteine und dem ödesten Theile Deutschlands. Der Kern ist eine Sandhöhe von fünf Meilen im Umfange, welche nördlich und östlich von Mooren umgeben ist und eine durch kleine Kiesel und Haidekräuter gebildete Kruste hat; löst sich diese, so bildet der Wind bewegliche Sandhügel, welche die kümmerlichen Aecker verderben und die dürftigen Anwohner mitunter selbst zum Wechsel ihrer Wohnungen zwingen. Durch Pflanzungen von Kiefern und Birken könnte diesem großen Uebelstande bedeutend entgegengewirkt werden; allein hiergegen sträubt sich die Gewohnheit der Muffrikaner; sie benützen alles Land außer ihren verhältnißmäßig wenigen Aeckern nur als Weideplätze für ihre Haidschnuckenheerden, die sie rücksichtslos umherschwärmen lassen, durch das junge, durch Selbstbesamung entstandene Gebüsch treiben und die daher durch Abnagen der jungen frisch hervorgesprossenen Blätter und Zweige ein gedeihliches Wachsthum der Holzungen nachhaltig verhindern. Man kann in Muffrika die herrschaftlichen d. h. dem Herzoge von Arenberg zugehörigen Forsten sehr leicht durch ihren guten Stand von den übrigen unterscheiden: sie zeigen eine gute Bewirthschaftung und Pflege und mehren sich fortwährend oder ergänzen sich durch zweckmäßige Anpflanzungen, Dinge, wovon die gewöhnlichen Muffrikaner leider keine Ahnung zu haben scheinen. Ja es wird erzählt, als vor langen Jahren die Regierung unter ihnen Fichtensamen habe vertheilen lassen mit dem Geheiß, solchen auf ihren dürren Haiden auszusäen, so hätten sie diesen Befehl allerdings befolgt, aber — den Fichtensamen vor dem Ausstreuen in ihren Kaffeebrennern geröstet, um das Aufgehen desselben zu verhindern! Die Folgen, oder vielmehr die Erfolglosigkeit, sind jetzt sichtbar genug: ein Boden, der geradezu darauf hin-

weist, ihn einstweilen durch Beholzung mit genügsamen Föhren und Birken zu benützen und ihn hierdurch zugleich zu einer höhern Ergiebigkeit auch in anderer Weise für die Zukunft vorzubereiten, liegt jetzt in öder Sterilität, nur mit kümmerlicher Haide bedeckt oder gar als Spiel des Windes, der zum Zeitvertreib auf dieser langweiligen Ebene die Hügel bald hierhin bald dorthin wirbelt, ohne doch den trostlosen Anblick im Wesentlichen für das Auge zu verändern.

Die Zeit, wo nach der Sage von den Thoren Meppens an bis nach Ostfriesland ein Eichhörnchen von Baum zu Baum hat springen können ohne den Boden zu berühren, ist somit jetzt vorüber; als geringe Reste und Zeugnisse des frühern Reichthums können namentlich die erwähnten herzoglichen Forste sowie in den Mooren liegenden bisweilen sehr mächtigen Stämme und Wurzeln, auch wohl das bedeutende Material der s. g. Römerbrücken bei Terapel und in der Tinner Dose dienen, indessen ein anderer Reichthum, nämlich an Torf, ist in den ungeheuren Mooren mit unerschöpflicher Fülle noch heute vorhanden. Gemäß dieser beschränkten Vegetation, worunter wir noch die Krees- und Heidelbeere, den Wachholder und die Zichorie erwähnen, ist auch das animalische Leben ein wenig mannigfaltiges. Die Krammetsvögel sind sehr häufig, die Kurhühner nisten auch in den ödesten Wüstenein, die Hasen finden zu ihren Streifereien weite Reviere, wo sie sich ungestörter als anderswo vermehren können, auch die Bienenzucht ist sehr entwickelt, wiewohl sie hier noch beweglicher als im Lüneburgischen ist, indem die Plätze mit den nährenden Haideblumen, hier Honigbäume genannt, in Muffrika weiter auseinander liegen. Ferner geben auch die Flüsse ein großes Contingent an Fischen, während die Moore dagegen todt und stumm, sogar nur selten von Fröschen oder noch seltener von schwarzblau gefleckten Nattern belebt, den Anblick einer düstern, trostlosen und niederdrückenden Wüste darbieten.

Es wird von Interesse sein, und damit wollen wir die Beschreibung des Landes beendigen, auch die Schilderung eines früheren Reisenden (Hoche, 1800) anzuführen, die seiner Zeit in Einigem zutreffend, in Manchem übertrieben, im Ganzen heutzutage indessen

für einzelne Theile des Landes, namentlich auch was die Wohnungen betrifft, wesentlicher Abänderung bedürftig sein möchte. Der ganze bezeichnete Strich Landes, sagt er, gehört nicht nur zu den schlechtesten in Westfalen, sondern in ganz Deutschland. Man glaubt in den Steppen von Sibirien zu sein, wenn man die Haiden durchwatet und vor sich den Wind mit Bergen und Hügeln spielen sieht. Alles ist öde und still, nicht ein Vogel singt sein Morgenlied und ergötzt das Ohr des Wanderers nicht ein Baum, nicht ein Busch, bietet ihm Schatten dar, nicht ein Thal nimmt ihn auf, in welchem er lieblich träumte, was jenseits sei, nicht ein Hügel gewährt ihm einen fröhlichen Ueberblick romantischer Scenen. Halb verdorrte Birken oder Kiefern, die dem Auge in der Ferne eine Leichenfarbe zeigen, Vertiefungen von Torfmoor greifen widrig in seine Empfindungen ein. Der Horizont ist beschränkt, die blauen Wolken scheinen sich in der Haide zu verlieren, nicht ein liebliches Bild von unten her strömt ihnen seine Farben zu. Man sieht sie in der Ferne für Berge an, die sich immer weiter zurückziehen, je näher man kommt. Bald wandelt man auf einem schwankenden Boden, bald hat man Mühe, den Fuß aus dem Sande zu erheben, dann geht man durch ein halbverhungertes Getraide, auf einem Acker, der den Haiden geraubt wurde, und nähert sich einem Dörfchen, wo dies Bild noch grellere Farben findet. Die Schöpfung scheint hier noch unvollendet zu sein. — Wenn man, fährt er fort, einige Meilen in diesem durch eine spätere Schöpfung entstandenen Lande gewandert ist, so freut man sich am Horizont einige Bauernhütten zu sehen; kommt man näher, so stehen sie einsam und verlassen, nicht einmal Bäume umgeben sie zum Schutz gegen Stürme, wie man es überall in Westfalen erblickt, höchstens Birkenreiser stehen auf dem aufgeworfenen Graben, zum Beweis für die Einwohner, wie grünes Laub im Sommer aussieht. Das Dach ruhet beinahe auf der Haide, woraus es selbst gemacht ist. Tritt man hinein, so findet man eine Hütte, beinahe wie sie Tacitus schildert, die keine Bequemlichkeit, nur kärglichen Schutz gegen die Witterung darbietet. Fremde sind den Einwohnern seltene Erscheinungen, die sie anstau-

nen und bewundern. Die kleinen Dörfer liegen Meilen weit von einander entfernt und bestehen aus höchstens dreißig Häusern, manches hat nur fünf und verdient kaum ein Dorf genannt zu werden. In diesen Haiden, schließt er, sieht man hin und wieder einzelne Schafställe aufgebaut, worin die Haidschnucken, mit krummen Hörnern, Schutz vor Stürmen finden. Diese Heerden erblickt man in den Haidhügeln oft nicht eher, bis man nahe bei ihnen ist. Die eine Hälfte ist schwarz, die andere weiß. Man liebt hier die Wolle der ersteren mehr als die der letzteren. Die Schafställe sind meistentheils von Haidekraut erbaut, in einer Gegend, wo in einer Vertiefung sich Regenwasser sammelt.

Das Letztere mit den Schafställen ist nun so weit richtig und es fällt in der That seltsam auf, wenn man mitten in der Haide auf einmal diese Schafdörfer, wie man sie nennen könnte, liegen sieht, die in ihrem Verfall, inmitten der traurigen Einöde unter bedecktem Himmel einen melancholischen Eindruck hervorrufen; das Uebrige indessen, soweit es die Wohnungen der Menschen betrifft, muß für die Gegenwart ganz bedeutend modificirt werden. Es fehlt allerdings nicht an erbärmlichen Hütten, ja solche sind leider noch mehr als zu zahlreich, allein es giebt auch eine Menge großer und wohl gehaltener Höfe mit ansehnlichen Gebäuden, eine große Zahl gesunder und verhältnißmäßig bequemer Wohnungen und im Ganzen erhalten wir den Eindruck, daß hier wie in den fruchtbareren Provinzen des Landes vorzüglich der Schlendrian der Bauern selbst bis jetzt den möglichen Aufschwung zurückgehalten hat. Weder etwa in einer größeren geistigen Unfähigkeit der Muffrikaner, noch in einer größern Faulheit und Indolenz derselben, sondern vielmehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Abgeschlossenheit ihrer Gegend liegt der besondere Grund, warum in der Entwicklung der Fortschritt hier ein weit langsamerer als anderswo sein mußte. Das beste Mittel um denselben zu beflügeln würde die umfassende Anlage viel verzweigter Verkehrswege sein, wodurch die Gegend mit der übrigen Welt in lebhaftere Verbindung gebracht würde. In dieser Beziehung hat schon die Anlage der Eisenbahn einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt.

So ist denn bestimmt auch die Schilderung des oben genannten Reisenden von den Bewohnern mehr als übertrieben, sie ist geradezu lächerlich und man erkennt deutlich das Bestreben, auf Kosten der Wahrheit sein Buch so pikant wie möglich zu machen. „Sie sind so stumpf und niedergedrückt, meint er, daß man an vielen nichts als eine menschliche Figur zu sehen glaubt, und es ist zu bewundern, wohet der Eigenbehörige überhaupt seine Thätigkeit bei der Bebauung des unfruchtbaren Bodens nimmt. Physische, bürgerliche und geistige Armuth ist ihr Eigenthum. Gesichter ohne Ausdruck, kaum wagend, das Auge zu erheben, verrathen den innern Mangel. In Holzschuhen und elenden Kleidern schleichen die Einwohner einher, als schleppten sie das bischen Leben, sich selbst zur Qual, durch dürre Haiden bis zu einem bessern Lande. Die Idee eines Paradieses muß ihnen das reizendste Bild der Seligkeit sein!“ Ich für meine Person habe auf diesem scheinbar so undankbaren Boden eine wackere und zufriedene, gastfreie und gutmüthige, der Intelligenz keineswegs unzugängliche Bevölkerung gefunden. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, namentlich das weibliche Geschlecht entfernt sich großer Körpervorzüge, ja nicht selten begegnen Mädchen, die zu den wirklichen Schönheiten zu rechnen sind. Die Lebensart ist allerdings einfach und der Luxus unbekannt, aber die Kost ist kräftig und nahrhaft. Die meisten Bedürfnisse befriedigt der Boden selbst; Lieblingsgericht ist der Buchweizenpfannkuchen, den ich selbst in den recht guten Gasthäusern in Muffrika und bis ins Saterland hinein versucht und auch ganz gern trotz der großen Speckstücke darin gegessen habe. Bei der großen Thätigkeit und Genügsamkeit sind eigentliche Arme, die vielleicht vom Bettel leben, sehr wenig vorhanden, dagegen giebt es eine ansehnliche Zahl Bauern, die ihre 30—40,000 Rthlr. im Vermögen haben. Vorzugsweise der Ackerbau und die Viehzucht, weniger die Industrie oder der Handel sind die Quellen solchen Wohlstandes, wie sich aus den bisherigen Mittheilungen wohl schon von selbst ergiebt.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Ackerbau viel Eigenthümliches hat. Um den Dünger zu ersetzen, hat man folgendes Mittel

vorhanden gewesen sein muß. Die ergiebigste Quelle hiefür war bis jetzt nun eben die Landdrostei Lüneburg und zwar in jenen Gegenden, die sich der zunehmenden Cultivirung wegen des sterilen Bodens länger als andere entzogen. Da in der Bodenbeschaffenheit dieser Gegenden, wo weite Strecken noch heute des Anbaues entbehren, bestimmt kein Grund gegeben ist, warum sie in der Urzeit bevölkerter als die fruchtbareren Provinzen des hannoverschen Landes gewesen sein sollten, zumal unter den erhaltenen Geräthen auch solche vorhanden sind, die auf Ackerbau und sonstige Bodencultur hindeuten, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß vordem die fruchtbareren Provinzen Hannovers mindestens einen eben so großen Reichthum an vorchristlichen Denkmälern besaßen als die dürftigeren Haide- und Moorgegenden, und daß sie dort vor der rascheren Cultivirung des Bodens nur schneller als hier im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind. Hieraus dürfen wir mit dem Maßstabe des namentlich im Lüneburg'schen noch im Jahre 1845 Vorhandenen auf eine frühere großartige Masse dergleichen Alterthümer im hannoverschen Lande überhaupt schließen — dieses muß damit ganz überstet gewesen sein. Nun will ich gern einräumen, daß wir für die südlichen Provinzen die Anzahl der Steindenkmäler vielleicht geringer als in den nördlichen annehmen müssen, weil diese gemeiniglich aus den großen erratischen Granitblöcken zusammengehäuft wurden, die seltener in den bergigen Theilen des Landes und mehr in der nördlichen weitgedehnten Ebene vorkommen; allein gerade diese Ebene bildet den allergrößten Theil des Landes, und somit dürfte der Ausfall an Steindenkmälern, zumal sie ohnedies den Erddenkmälern gegenüber die Minderzahl sind, bei der ungefähren Schätzung der früheren Masse aller Denkmäler nicht allzuhoch angeschlagen werden.

Wie rasch aber unter diesen Denkmälern aufgeräumt werden kann, davon liefern die letzten Jahre den Beweis; auch in jenen Gegenden, die bis jetzt die reichsten Vorrathskammern in dieser Beziehung gewesen sind, haben Gemeinheitstheilungen, Verkoppelungen, Anlagen von neuen Straßen und Wegen, sowie besonders die mas-

seine Ausdehnung der Bodenbenützung eine unglaubliche Menge von Steindenkmälern zerstört, das Material derselben zu Bau und Pflasterung verwendet, die Grabhügel nivellirt und somit in der neuesten Zeit der Wissenschaft einen unersetzlichen Verlust zum Besten materieller Bedürfnisse zugefügt. Von einer großen Zahl interessanter Denkmäler, die vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch im besten Zustande sich befanden, ist gegenwärtig sehr wenig, häufig gar nichts mehr vorhanden — von den sieben Tausenden von Denkmälern des Jahres 1845, die C. v. Estorff aufzählt, sind jetzt nicht mehr eben so viel Hunderte zu finden; ich selbst habe auf meinen Kreuz- und Querzügen nur etwa gegen Hundert gesehen, und auch hievon sind durch Ankauf von Seiten unserer Regierung nur gegen vierzig für die Zukunft dauernd zu sichern gewesen. —

Diese ganze Geschichte nun, indem die Lüneburger Haide immer mehr verschwindet, das dürre Haidekraut in Lupinen, Gerste und Waizen, die Haidschnucken in civilisirte Bließträger, die kleinen genäschigen Bienen in plumpe Rinder, vor allem die heidnischen Steindenkmäler in schmutziges Straßenpflaster sich verwandeln und damit die Reaktion zum frühern paradiesischen Zustande im besten Gange ist, hat den Anlaß gegeben, den Schauplatz unserer archäologischen Entdeckungsreisen in eine andere Gegend Hannovers zu verlegen, wo in dieser Beziehung jetzt noch mehr zu machen ist, wo die Cultur noch nicht alle Welt beleckt hat und Menschen und Dinge, Land und Leute, Natur und Bildung in einer weit langsameren Entwicklung begriffen sind. Auf dieser Reise sollst Du mich begleiten. Fürchte indessen nicht, daß ich nach der Weise enragirter Alterthümler Dich zu tief in den Moder der Vergangenheit, in alle nur für den Fachmann interessante Kleinigkeiten versenken werde; wir wollen die Augen auch für die Natur, für die Leute und ihre Sitten offen halten und uns als gemüthliche Touristen auch um solche Dinge bekümmern, die sonst wohl weder mit Deiner Klasse noch mit meinen Welfen-Museum, wohl aber mit uns als Menschen zu thun haben.

Auf nach Muffrika! ist unsere Losung.

Wir lassen die ganze Strecke, die uns in Hannover von dem Ziele unserer Reise trennt, einstweilen ganz unberücksichtigt, wir fliegen rasch an den Zwischenstationen vorüber, an Haste, wo ein Theil unserer Reisegesellschaft uns verläßt, um in dem nahen hessischen Badeorte Nenndorf am Spieltische sein Glück zu versuchen, an Minden und durch die Porta Westphalica, wo uns die Weser in breitem Wellenschlage entgegenfluthet, an dem jungen und doch schon viel besuchten Badeorte Rehme, selbst an dem alten Osnabrück mit seinen schönen Kirchen und vertiefen uns immermehr in die öder und flacher werdende Gegend des westlichen Hannovers, bis wir endlich nach Meppen gelangen. Wir sind einstweilen am Ziele, wir sind in der Hauptstadt Muffrika's, um uns dehnt sich das Gebiet aus, das wir näher kennen lernen wollen.

Unstreitig eine der trostlosesten aller Gegenden Deutschlands ist dieses Gebiet, welches sich als ein weites Becken zwischen der ostfriesischen Geest und dem Hümmling von der Hunte bis zu den Marschen am Dollart, an der hannöverisch-holländischen Grenze hinstreckt. Die großen Niederungen im Flußgebiete der untern Ems behaupten auf viele Geviertmeilen ein fast vollkommen wagerechtes Niveau der Bodenoberfläche, worauf natürlich der Wasserablauf gehemmt und zudem durch einen Kranz zusammengewehter Dünen von einer hinlänglichen Verbindung mit der Nordsee abgesondert ist. Durch die Stockung des Wasserablaufs haben sich daher auf dem ebenen Boden dieser Landschaft Hochmoore ausgebreitet, welche von außerordentlichem Umfange, größtentheils nur mit Haidekraut bewachsen, nach der Mitte zu etwas gewölbt und manchmal mehrere Fuß über die benachbarten Ländereien erhaben sind. Ein eigenthümlicher, auf diesem organischen Boden betriebener Ackerbau — den wir späterhin näher ansehen wollen — erfordert hier nach sechs Erndten eine dreißigjährige Brache und ernährt in diesen Mooren seit etwa anderhalb Jahrhunderten eine nur spärliche Bevölkerung. So viel für diese von Seiten des Staates schon durch reichlicher eröffneten Absatz ihres Brennstoffes, des Torfes, geschehen ist und geschehen könnte, so lehrt doch die Erfahrung, daß ein angemessenes Verhältniß zwischen der Bevölkerung und den Hilfsquellen

des Bodens erst allmählig durch völlige Entfernung des Torfes und Bebauung des Untergrundes herbeigeführt werden kann.

Fünf und zwanzig Geviertmeilen solchen Moorbodens in ununterbrochener Fläche liegen allein auf dem linken Emsufer und werden unter dem Namen des Bourtanger Moors und Twist's begriffen. Nach dem Naturforscher Grisebach, welcher dieses pfadlose Moor von Bourtange zwischen Hesepertwist und Ruetenbrock überschritt, giebt es auf demselben Stellen, wo wie auf hohem Meere der ebene Boden am Horizonte von einer reinen Kreislinie umschlossen wird und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von einer Kindeshöhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzt. Auch die entlegenen Ansiedlungen, die, in Birkengehölzen verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inseln in weiter Ferne erscheinen, sinken zuletzt unter diesem freien Horizonte herab. Ein solches Schauspiel findet auf festem Boden nur selten seines Gleichen und ergreift, gleich dem Anblicke des unbegrenzten Meeres, das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenlosen, nur mit dem Unterschiede, daß die leicht beweglichen, sanft aufschäumenden, kräuselnden Wellen des Oceans ein weit freundlicheres Bild gewähren.

Das Alter dieses westlichen Moores kann ungefähr durch eine hier aufgegrabene Römerbrücke geschätzt werden; diese Brücke liegt schon zwei bis drei Fuß hoch auf Moor und drei bis vier Fuß hoch ist letzteres seitdem aufgewachsen. Jedes Moor steigt aber um desto langsamer, je höher es wird. Ein Theil der Brücke wurde von Seiten der holländischen Regierung im Jahre 1818 aufgedeckt und mehrere Funde sollen damals den römischen Ursprung derselben unzweifelhaft gemacht haben. Auch sollen (!) drei Bauerschaften im Kirchspiel Steinbild von ihrer Lage an dieser Straße benannt sein, indem „Sustrum, Dersum, Walchum" das lateinische sursum, deorsum, vallum mit der friesischen Endung des sächsischen heim, hem, hen sein sollen. Noch im vierzehnten Jahrhundert war hier ein Verbindungsweg nach Holland und noch im Juni 1842 wurden in der Moorcolonie Lindloh Amts Meppen beim Torfgraben etwa drei Fuß unter dem Moore auf dem Sande gegen 300 römische Denare

gefunden, aus der Zeit von Kaiser Nero bis Marc Aurel, ein Beweis vielleicht, daß diese Straße damals die Verbindung vermittelte zwischen den römischen Colonien im Bataverlande und den deutschen Stämmen an der Ems, Weser und Elbe. Ja Einige halten diese Straße für die berühmten langen Brücken des Tacitus (Annalen I. 63), worüber die fliehenden Römer unter Cäcina ihren Rückzug bewerkstelligten; allein, abgesehen von andern Gründen, schon der Umstand, daß hier nie Leichname, nie Waffen oder Geräth gefunden worden, daß keine irgend welche Spuren eines geschlagenen Heeres sich zeigen, spricht gegen diese Vermuthung. Noch jetzt sind viele Reste dieser Brücke zwischen den holländischen Sandhöhen und denen an der Ems vorhanden. Von einfachster Arbeit, indem man rohe, bloß von den Aesten befreite Holzstämme der Länge nach auf den Boden legte und dieselben durch Querlagen von Holz untereinander verband und befestigte, überbrückt dieser Knüppeldamm das Moor, und die Bewohner bedienen sich zuweilen des Holzes von dieser „Romeinschen Brügge" um damit das Fachwerk ihrer dürftigen Wohnungen herzustellen.

Doch wir schweifen gleich zu weit ab; ich will nur noch bemerken, daß vordem zu Zeiten des Mißwachses die armen Moorcolonien mit harter Noth zu kämpfen hatten, so daß die Regierung, wie mir ein wackerer Beamter erzählte, dann besondere Maßregeln zu ihrem Unterhalte ergreifen, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf öffentliche Kosten herbeischaffen, Backöfen anlegen, kurz an der Stelle des kargen Bodens die armen Menschen bis dahin durchbringen mußte, wo eine freundlichere Zeit ihrer Hilflosigkeit ein Ende machte. Auch im Meppenschen selbst ist die Bodenphysiognomie eine keineswegs befriedigende, auch hier ist der größte Theil des Landes wüste Haide, der Tummelplatz für das zahlreiche Völkchen der Haidschnucken, die hauptsächlich wegen des Düngers, wegen der struppigen Wolle, mehr schon wegen des trefflichen, dem Wildpret ähnlichen Fleisches gehalten werden. Am besten ist der Boden selbstverständlich in der Nähe der Flüsse und hier liegen auch die meisten Ortschaften: an der Ems, welche den westlichen Theil

des Landes mit flachem, unregelmäßigem Laufe von Süden nach Norden durchfließt, und an der Hase, welche aus dem Osnabrückschen kommt und nach einem sehr gewundenen Laufe bei Meppen in die Ems fällt. Außer ein paar kleineren Flüssen gibt es dann eine Anzahl Moorbäche: Radden, welche wie die Quellen dieser Gegenden einen Torfgeschmack haben. Vier bis fünf Stunden von der Hase und Ems erhebt sich der Boden zum Hümmling, der größten Sandwüste und dem höchsten Theile Deutschlands. Der Kern ist eine Sandhöhe von fünf Meilen im Umfange, welche nördlich und östlich von Mooren umgeben ist und eine durch kleine Kiesel und Haidekräuter gebildete Kruste hat; löst sich diese, so bildet der Wind bewegliche Sandhügel, welche die kümmerlichen Aecker verderben und die dürftigen Anwohner mitunter selbst zum Wechsel ihrer Wohnungen zwingen. Durch Pflanzungen von Kiefern und Birken könnte diesem großen Uebelstande bedeutend entgegengewirkt werden; allein hiergegen sträubt sich die Gewohnheit der Muffrikaner; sie benützen alles Land außer ihren verhältnißmäßig wenigen Aeckern nur als Weideplätze für ihre Haidschnuckenheerden, die sie rücksichtslos umherschweifen lassen, durch das junge, durch Selbstbesamung entstandene Gehölsch treiben und die daher durch Abnagen der jungen frisch hervorgesprossenen Blätter und Zweige ein gedeihliches Wachsthum der Holzungen nachhaltig verhindern. Man kann in Muffrika die herrschaftlichen d. h. dem Herzoge von Arenberg zugehörigen Forsten sehr leicht durch ihren guten Stand von den übrigen unterscheiden: sie zeigen eine gute Bewirthschaftung und Pflege und mehren sich fortwährend oder ergänzen sich durch zweckmäßige Anpflanzungen, Dinge, wovon die gewöhnlichen Muffrikaner leider keine Ahnung zu haben scheinen. Ja es wird erzählt, als vor langen Jahren die Regierung unter ihnen Fichtensamen habe vertheilen lassen mit dem Geheiß, solchen auf ihren dürren Haiden auszusäen, so hätten sie diesen Befehl allerdings befolgt, aber — den Fichtensamen vor dem Ausstreuen in ihren Kaffeebrennern geröstet, um das Aufgehen desselben zu verhindern! Die Folgen, oder vielmehr die Erfolglosigkeit, sind jetzt sichtbar genug: ein Boden, der geradezu darauf hin-

weist, ihn einstweilen durch Beholzung mit genügsamen Föhren und Birken zu benützen und ihn hierdurch zugleich zu einer höhern Ergiebigkeit auch in anderer Weise für die Zukunft vorzubereiten, liegt jetzt in öder Sterilität, nur mit kümmerlicher Haide bedeckt oder gar als Spiel des Windes, der zum Zeitvertreib auf dieser langweiligen Ebene die Hügel bald hierhin bald dorthin wirbelt, ohne doch den trostlosen Anblick im Wesentlichen für das Auge zu verändern.

Die Zeit, wo nach der Sage von den Thoren Meppens an bis nach Ostfriesland ein Eichhörnchen von Baum zu Baum hat springen können ohne den Boden zu berühren, ist somit jetzt vorüber; als geringe Reste und Zeugnisse des frühern Reichthums können namentlich die erwähnten herzoglichen Forste sowie in den Mooren liegenden bisweilen sehr mächtigen Stämme und Wurzeln, auch wohl das bedeutende Material der s. g. Römerbrücken bei Terapel und in der Timner Dose dienen, indessen ein anderer Reichthum, nämlich an Torf, ist in den ungeheuren Mooren mit unerschöpflicher Fülle noch heute vorhanden. Gemäß dieser beschränkten Vegetation, worunter wir noch die Kreés- und Heidelbeere, den Wachholder und die Zichorie erwähnen, ist auch das animalische Leben ein wenig mannigfaltiges. Die Krammetsvögel sind sehr häufig, die Kurhühner nisten auch in den ödesten Wüsteneien, die Hasen finden zu ihren Streifereien weite Reviere, wo sie sich ungestörter als anderswo vermehren können, auch die Bienenzucht ist sehr entwickelt, wiewohl sie hier noch beweglicher als im Lüneburgischen ist, indem die Plätze mit den nährenden Haideblumen, hier Honigbäume genannt, in Muffrika weiter auseinander liegen. Ferner geben auch die Flüsse ein großes Contingent an Fischen, während die Moore dagegen todt und stumm, sogar nur selten von Fröschen oder noch seltener von schwarzblau gefleckten Nattern belebt, den Anblick einer düstern, trostlosen und niederdrückenden Wüste darbieten.

Es wird von Interesse sein, und damit wollen wir die Beschreibung des Landes beendigen, auch die Schilderung eines früheren Reisenden (Hoche, 1800) anzuführen, die seiner Zeit in Einigem zutreffend, in Manchem übertrieben, im Ganzen heutzutage indessen

für einzelne Theile des Landes, namentlich auch was die Wohnungen betrifft, wesentlicher Abänderung bedürftig sein möchte. Der ganze bezeichnete Strich Landes, sagt er, gehört nicht nur zu den schlechtesten in Westfalen; sondern in ganz Deutschland. Man glaubt in den Steppen von Sibirien zu sein, wenn man die Haiden durchwatet und vor sich den Wind mit Bergen und Hügeln spielen sieht. Alles ist öde und still, nicht ein Vogel singt sein Morgenlied und ergötzt das Ohr des Wanderers nicht ein Baum, nicht ein Busch, bietet ihm Schatten dar, nicht ein Thal nimmt ihn auf, in welchem er lieblich träumte, was jenseits sei, nicht ein Hügel gewährt ihm einen fröhlichen Ueberblick romantischer Scenen. Halb verdorrte Birken oder Kiefern, die dem Auge in der Ferne eine Leichenfarbe zeigen, Vertiefungen von Torfmoor greifen widrig in seine Empfindungen ein. Der Horizont ist beschränkt, die blauen Wolken scheinen sich in der Haide zu verlieren, nicht ein liebliches Bild von unten her strömt ihnen seine Farben zu. Man sieht sie in der Ferne für Berge an, die sich immer weiter zurückziehen, je näher man kommt. Bald wandelt man auf einem schwankenden Boden, bald hat man Mühe, den Fuß aus dem Sande zu erheben, dann geht man durch ein halbverhungertes Getraide, auf einem Acker, der den Haiden geraubt wurde, und nähert sich einem Dörfchen, wo dies Bild noch grellere Farben findet. Die Schöpfung scheint hier noch unvollendet zu sein. — Wenn man, fährt er fort, einige Meilen in diesem durch eine spätere Schöpfung entstandenen Lande gewandert ist, so freut man sich am Horizont einige Bauernhütten zu sehen; kommt man näher, so stehen sie einsam und verlassen, nicht einmal Bäume umgeben sie zum Schutz gegen Stürme, wie man es überall in Westfalen erblickt, höchstens Birkenreiser stehen auf dem aufgeworfenen Graben, zum Beweis für die Einwohner, wie grünes Laub im Sommer aussieht. Das Dach ruhet beinahe auf der Haide, woraus es selbst gemacht ist. Tritt man hinein, so findet man eine Hütte, beinahe wie sie Tacitus schildert, die keine Bequemlichkeit, nur kärglichen Schutz gegen die Witterung darbietet. Fremde sind den Einwohnern seltene Erscheinungen, die sie anstau-

nen und bewundern. Die kleinen Dörfer liegen Meilen weit von einander entfernt und bestehen aus höchstens dreißig Häusern, manches hat nur fünf und verdient kaum ein Dorf genannt zu werden. In diesen Haiden, schließt er, sieht man hin und wieder einzelne Schafställe aufgebaut, worin die Haidschnucken, mit krummen Hörnern, Schutz vor Stürmen finden. Diese Heerden erblickt man in den Haidhügeln oft nicht eher, bis man nahe bei ihnen ist. Die eine Hälfte ist schwarz, die andere weiß. Man liebt hier die Wolle der ersteren mehr als die der letzteren. Die Schafställe sind meistentheils von Haidekraut erbaut, in einer Gegend, wo in einer Vertiefung sich Regenwasser sammelt.

Das Letztere mit den Schafställen ist nun so weit richtig und es fällt in der That seltsam auf, wenn man mitten in der Haide auf einmal diese Schafdörfer, wie man sie nennen könnte, liegen sieht, die in ihrem Verfall, inmitten der traurigen Einöde unter bedecktem Himmel einen melancholischen Eindruck hervorrufen; das Uebrige indessen, soweit es die Wohnungen der Menschen betrifft, muß für die Gegenwart ganz bedeutend modificirt werden. Es fehlt allerdings nicht an erbärmlichen Hütten, ja solche sind leider noch mehr als zu zahlreich, allein es giebt auch eine Menge großer und wohl gehaltener Höfe mit ansehnlichen Gebäuden, eine große Zahl gesunder und verhältnißmäßig bequemer Wohnungen und im Ganzen erhalten wir den Eindruck, daß hier wie in den fruchtbareren Provinzen des Landes vorzüglich der Schlendrian der Bauern selbst bis jetzt den möglichen Aufschwung zurückgehalten hat. Weder etwa in einer größeren geistigen Unfähigkeit der Mussribaner, noch in einer größern Faulheit und Indolenz derselben, sondern vielmehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Abgeschlossenheit ihrer Gegend liegt der besondere Grund, warum in der Entwicklung der Fortschritt hier ein weit langsamerer als anderswo sein mußte. Das beste Mittel um denselben zu beflügeln würde die umfassende Anlage viel verzweigter Verkehrswege sein, wodurch die Gegend mit der übrigen Welt in lebhaftere Verbindung gebracht würde. In dieser Beziehung hat schon die Anlage der Eisenbahn einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt.

So ist denn bestimmt auch die Schilderung des oben genannten Reisenden von den Bewohnern mehr als übertrieben, sie ist geradezu lächerlich und man erkennt deutlich das Bestreben, auf Kosten der Wahrheit sein Buch so pikant wie möglich zu machen. „Sie sind so stumpf und niedergedrückt, meint er, daß man an vielen nichts als eine menschliche Figur zu sehen glaubt, und es ist zu bewundern, woher der Eingeborene überhaupt seine Thätigkeit bei der Bebauung des unfruchtbaren Bodens nimmt. Physische, bürgerliche und geistige Armuth ist ihr Eigenthum. Gesichter ohne Ausdruck, kaum wagend, das Auge zu erheben, verrathen den innern Mangel. In Holzschuhen und elenden Kleidern schleichen die Einwohner einher, als schleppten sie das bischen Leben, sich selbst zur Qual, durch dürre Haiden bis zu einem bessern Lande. Die Idee eines Paradieses muß ihnen das reizendste Bild der Seligkeit sein!“ Ich für meine Person habe auf diesem scheinbar so undankbaren Boden eine wackere und zufriedene, gastfreie und gutmüthige, der Intelligenz keineswegs unzugängliche Bevölkerung gefunden. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, namentlich das weibliche Geschlecht erfreut sich großer Körpervorzüge, ja nicht selten begegnen Mädchen, die zu den wirklichen Schönheiten zu rechnen sind. Die Lebensart ist allerdings einfach und der Luxus unbekannt, aber die Kost ist kräftig und nahrhaft. Die meisten Bedürfnisse befriedigt der Boden selbst; Lieblingsgericht ist der Buchweizenpfannkuchen, den ich selbst in den recht guten Gasthäusern in Muffrika und bis ins Saterland hinein versucht und auch ganz gern trotz der großen Speckstücke darin gegessen habe. Bei der großen Thätigkeit und Genügsamkeit sind eigentliche Arme, die vielleicht vom Bettel leben, sehr wenig vorhanden, dagegen giebt es eine ansehnliche Zahl Bauern, die ihre 30—40,000 Rthlr. im Vermögen haben. Vorzugsweise der Ackerbau und die Viehzucht, weniger die Industrie oder der Handel sind die Quellen solchen Wohlstandes, wie sich aus den bisherigen Mittheilungen wohl schon von selbst ergiebt.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Ackerbau viel Eigenthümliches hat. Um den Dünger zu ersetzen, hat man folgendes Mittel

gefunden. In den großen Haiden haut man Plaggen d. h. die Oberfläche der Haide mit den Wurzeln und der etwa zwei Zoll dick daran sitzenden Erde mit einem besondern Instrumente ab und läßt sie umgekehrt liegen, bis man sie nach Hause oder nach dem Acker fahren kann. Hier wird dann etwas Dünger oder Stroh schichtweise mit den Plaggen vermischt und in großen Haufen aufgethürmt. Der Winter bringt dies in eine Verbindung und im Frühjahr wirft man dann diese Masse auf den Acker. Doch wir wollen dessen weitere Bearbeitung nicht verfolgen, wir bemerken nur noch, daß man von den großen Furchen, die man im Bambergschen und bis Nürnberg hinauf in sandigem Boden zieht, um die Feuchtigkeit länger aufzuhalten und an die Wurzeln zu bringen, hier nichts weiß. Im moorigen und torfhaltigem Boden dagegen ist der Ackerbau einfach genug: die Haide wird abgebrannt und in die noch glühende Asche wird der Buchweizen gestreut, der oft knisternd in die Höhe springt. Von diesen Torfbränden, wobei die Wässerungsgräben das Feuer in Schranken halten, gehen nach der gemeinen Ansicht jene eigenthümlichen rauchartigen Nebel hervor, welche unter dem Namen Höhenrauch bekannt sind und dem übrigen Deutschland durch Winde zugeführt werden.

Ganz Deutschland riecht's, wenn unsere Moore rauchen!

singt begeistert der Dichter, und ein anderer schildert die Landschaft bei einem Moorbrande in folgenden Versen:

Rings auf der Eb'ne liegt die Decke
Von Nebeldunst und Höhenrauch;
Kein Haus zu schau'n, noch Feld und Hecke,
Nur selten bläst des Windes Hauch
Die graue Wolkenschicht zur Seiten
Und zeigt die endlos flachen Weiten.
Ein Rabe kreischet hin und wieder. —

Neben dem Ackerbau müssen besonders die Haidschnuckenheerden den Menschen zu Hilfe kommen, deren Bedeutung für die Wirthschaft des Bauern nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auch die Wolle derselben, die verhältnißmäßig niedrigen Werth

hat, muß zu einer fleißigen Beschäftigung verhelfen. Jedes Kind strickt wollene Strümpfe, nie trifft man die Menschen auf den Wegen müssig schlendern, sie stricken wenn man mit ihnen spricht, auch der Knecht, der mit dem Pfluge ausfährt, um den Sand aufzuwühlen, strickt, indem er neben dem Pferde geht, und ebenso der Schäfer, wenn er im weißen Mantel seine Pflegbefohlenen in die weite Haide treibt. Nur des Sonntags stricken sie nicht. Diese große Menge Strümpfe von der gröbsten Art werden vorzüglich nach Holland verkauft, zum Gebrauch der Matrosen, aber auch Ostfriesland erhält einen ansehnlichen Theil davon. Und dieser Fleiß im Stricken, um nun schließlich noch den Namen der Bewohner zu erklären, soll nach der Sage auch die Veranlassung gegeben haben, daß das Land Muffrika, die Einwohner Muffrikaner genannt wurden. Als nämlich der kriegerische Bernd von Galen, Bischof von Münster, mit den Holländern im Streite lag und diesen eine Schlacht zu liefern im Begriffe war, stellte er vorn ins Treffen seine Münsterländer, dahinter die Meppenser. Der Anfall der Feinde warf das Vordertreffen über den Haufen: es war Winterzeit, den Leuten verklommen die Hände und sie konnten darum die Gewehre nicht losdrücken. Die Schlacht wäre ohne die Meppenser verloren gewesen; diese hatten sich in ihren selbstgestrickten Handmüffchen warme Hände bewahrt, sie rückten vor, schossen los und retteten dadurch das ganze übrige Heer. Voll Aerger nannten die besiegten Holländer von der Zeit an zuerst die wackern Meppenser Muffrikaner!

Nach Andern soll freilich der Gestank, den das Land durch das Haidebrennen und den Höhenrauch um sich verbreitet, eher als die erwähnte Tapferkeit Anlaß des Namens gewesen sein. —

Wenn nun im Ganzen die Gegend um Meppen für den Anblick wenig Reiz bietet, so hat sie doch in einer Beziehung viel Anziehendes, nämlich durch jene Denkmale graueſter Vorzeit, wovon sich manche durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch auf die Gegenwart gerettet haben. Solche Denkmale waren einst im Emslande, namentlich auf dem Hümmlinge, in großer Zahl; Gewinn-

sucht, indem die großen Blöcke zersprengt und als Baumaterial zu Dämmen und Straßen nach Oldenburg, Ostfriesland und Holland verkauft wurden, hat zwar sehr darunter aufgeräumt; indessen sind noch immer nicht wenige derselben in verhältnißmäßig gutem Stande, wiewohl sie J. G. Kohl „in den Haiden, Sanden und Mooren des Hümmlings irrend“ nicht auffinden konnte. Wir finden sie noch bei Apeldorn, Brunfort, Westerlohe, Bersen, Sögel, Sprakel, Wergeloh, Börgen, Werlte, Brees, Hüven und an manchen andern Orten; von vielen andern Gruppen sieht man die Ruinen. Züge von Leichenhügeln umgeben häufig diese Steindenkmale, welche aus großen Granitmassen bestehen, die so zusammengestellt sind, daß mehrere Steine, etwa drei oder vier, einen größern als Deckstein tragen. Mitunter haben diese Hünengräber eine Umzäunung von eingesenkten großen Blöcken, ebenfalls von Granit, die einige Fuß von der Gruppe entfernt stehen und ein Rechteck oder ein Oval beschreiben; in diesem Bereiche werden die Urnen mit den gewöhnlichen Zugaben gefunden. Die Hügel, welche sonst diese umkleiden, sind häufig mit einer Lage kleiner Kiesel überpflastert. Die Errichtung so vieler Denkmäler, das Herbeischaffen solcher Steinmassen, worunter noch jetzt Stücke von 18 Fuß Länge und 8 Fuß Breite und Höhe sich befinden, setzen offenbar große disponible Kräfte voraus; solche viele Centner schwere Granitmassen werden nicht so leicht aus ihrer natürlichen Lage gerückt und nach vielleicht weitem Transporte in eine andere künstliche versetzt. Nächstdem, daß hier eine bedeutende Zahl von Menschenhänden erforderlich war, wurde das Aufrollen der Steine auf die Unterlage wahrscheinlich dadurch erleichtert und vielleicht einzig möglich, daß man diese in Erde einhüllte und diese Umkleidung zu einem Hügel ausbildete, auf welchen, im Winter vielleicht auch mit Benützung einer Schneebahn, der Deckstein gerollt und auf seine Unterlage gebracht ward; nachher wurde die umhüllende Erde wieder fortgeschafft.

Das größte dieser Art soll das berühmte Denkmal des sagenhaften Königs Suthold im Walde bei Börgen Amts Hümmling gewesen sein. Der Fürstbischof Christoph Bernard von Galen ließ

dasselbe untersuchen und fand eine gewöhnliche Urne darunter. Es soll folgende Inschrift daran gestanden haben:

Hünenkönig Gurbold
lag bigraven in Börgerwold
In en vergolden Hushold (Sarg).

Da es im Jahre 1822 leider zerstört wurde, indem man den großen Deckstein durch untergelegtes Feuer zersprengte und die Stücke ins Oldenburgische verkaufte, da ferner nicht einmal zuverlässige Zeichnungen davon übrig geblieben sind, so läßt sich der Bestand desselben nicht mehr sicher ermitteln. Für die Größe spricht indessen die Angabe, daß unter dem Decksteine 50, nach andern, wohl übertriebenen Nachrichten gar 100 Schafe hätten scheuern können. Noch jetzt fabelt das Volk davon und es ist nicht sehr lange her, daß Abergläubische nach dem goldenen Hushold oder Sarge des heidnischen Königs forschten.

Die Denkmäler bei Apeldorn dagegen und bei Brunsort sind noch verhältnißmäßig gut erhalten. Fährt man von Meppen aus nordöstlich über die Haide, so sieht man bald mitten in öder, baumloser Gegend das erstere auf einem kleinen, jetzt mit jungen Birken umpflanzten Hügel liegen. Es ist ungefähr 20 Fuß lang und 9 Fuß breit und besteht noch aus 8 Trägern von Granit und 2 eben solchen Decksteinen, ein dritter ist verloren gegangen. Verfolgen wir dann den Weg in nördlicher Richtung, so sehen wir uns bald in einer Gegend von eigenthümlicher Art, so recht charakteristisch. Ueberall nur öde Haide, in nächster Reihe eine elende Hütte, mit Plaggen bedeckt, zum Schutze für die Haidschnucken, ein selten betretener Weg und daran, wie hier zu Lande so oft, ein Heiligenhäuschen: ein zugespitzter Kasten, mit einem alten Bilde des Gekreuzigten darin, an einem rohen Baumstamme befestigt. Hier und da zeigt sich ein Kamp, mit einem Damme eingefaßt, worauf Birken und kümmerliche Hainbuchen melancholisch im Winde rauschen. Erst in einiger Entfernung sieht man eine Windmühle — das ist Brunsort. Hier sind wir rings von theilweise gewaltigen Steindenkmälern umgeben. Im Westen haben wir zunächst einen Steinring, der

aus circa 36 Steinen besteht, wovon mancher 4 Fuß im Durchmesser hat; daran reiht sich eine Kette von Grabhügeln, ungefähr 24 Stück; dann beginnen die Hünenketten, 10 an der Zahl, zum Theil erhalten, zum Theil zerstört, zum Theil in den bereits eingebohrten Sprenglöchern die beabsichtigte Störung andeutend. Wir erwähnen nur, daß sich hier noch Reste von Urnen, selbst Lanzenspitzen von Feuerstein vorfinden, und betrachten nur das letztere Denkmal insbesondere, indem dasselbe durch seine Massenhaftigkeit wirklich großartig ist. Es erstreckt sich in einer Länge von ungefähr 38 Schritt auf einer doppelten Reihe von Trägern und zwar auf gemeiniglich je 3, oft auf je 4, liegen die theilweise immensen Decksteine und gewähren das Bild einer niedrigen Gallerie, die, von Flechten überwuchert, Zeugniß giebt von vielen entschwundenen Jahrhunderten, von gewaltiger Kraft und von der hohen Bedeutung der hier Bestatteten.

Aehnlich wie dieses Denkmal, aber bald mehr bald minder großartig, sind auch die übrigen an den Orten, die wir oben bereits genannt haben. Die Funde in diesen Grabdenkmälern aber unterscheiden sich, abgesehen von den eigenthümlich ornamentirten Urnen, wovon die größeren die verbrannten Gebeine der Bestatteten, Asche und Kohlenreste enthalten, die kleinern als sog. Beigefäße dienen, von denen anderer Gegenden nur sehr wenig. Aus der ältesten, der sog. Steinperiode, wo die Geräthschaften vorzugsweise aus Stein verfertigt sind, finden sich jene bekannten Keile und Hämmer, ferner Messerchen, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein und ähnlichem harten Gestein, aus der Bronzeperiode Waffen mancherlei Art, außerdem Messer und Sicheln, Arm-, Hals- und Kopfbänder, auch sonstiger Schmuck, besonders Halsschmuck, der aus einer Reihe bronzener Buckeln besteht, die gleich Korallen durch Draht aneinander gereiht sind — kurz die Produkte jener großen Kulturperioden vor, die sich in ziemlich uniformer Weise über ein großes Gebiet des mittleren und nördlichen Europa erstreckten. Hier in Meppen muß sich in jenen alten Zeiten besonders ein sehr reiches Leben entfaltet haben, das vom Winde im wörtlichen Sinne theilweise spur-

los verweht ist. Als man in neueren Zeiten die Agricultur lebhafter betrieb, theils die Aecker erweiterte, theils aus der wilden Haide neue Grundstücke erwarb, da stieß der Pflüger häufig auf Thongefäße und ackerte deren mürbe Scherben hervor, indem die vorigen Sandhügel vom Winde zerstreut waren. Wenn viele runde Erhöhungen, die Gräber zu sein scheinen, nur zusammengewehte Sandhügel sind, die sich später mit einer Haidedecke bekleideten, so sind manche Grabhügel der Heidenzeit erst nachher durch Plaggenstich ihrer Decke beraubt und ein Spiel des heftigen Südwestes geworden, der den Sand von der Abendseite der Hügel nach und nach forttrieb und die Urnen offen legte; diese, dann wohl erhalten und an der Sonne erhärtet, wurden dem Alterthumssammler ein angenehmer Fund. Auf dieselbe Weise müssen auch viele der andern Gegenstände aus den Gräbern zerstreut worden sein, die nicht selten aus dem losen Sande oder von der Oberfläche aufgelesen werden.

Es steht nun, eben durch diese Funde von Todtenurnen mit hinzugefügten Geräthschaften, schon lange fest, daß ebensowohl wie die hügelförmigen Erddenkmäler, so auch die großartigen Steindenkmäler zur Bestattung dienten — daß sie Grabdenkmäler sind. Die Sage des Volkes hat sich aber die Sache anders zurecht gelegt. Die Hügelgräber sollen von dem kleinen Völkchen der Aulken (Dolken) herrühren, kleinen koboldartigen Wesen, die launisch den Menschen bald allerlei muthwillige Streiche spielen, bald ihnen in Haus und Feld auf manchfache Weise behilflich sind. Diesen Aulken schreibt man denn auch die in den Grabhügeln mitunter gefundenen kleinen Tabakspfeifen zu, die indessen vielfach auch in andern Gegenden gefunden worden und höchst wahrscheinlich erst weit späteren Ursprungs sind, und glaubt, daß die kleinen Leutchen schon in uralten Zeiten ihren Knaster geraucht hätten. Die gewaltigen Steindenkmäler dagegen werden für Werke der Hünen oder Riesen gehalten. Eine gemüthliche Sage, die indessen ihren Schauplatz oberhalb Meppen und Lingen, nämlich zwischen Emsbüren und Rheine hat, erzählt uns beispielsweise darüber folgendes.

Vor langen Jahren war einmal nach der Stadt Rheine durch

Wanderer die Nachricht überbracht, daß die Riesen in hellen Haufen heranzögen, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der Rath und die Bürgerschaft geriethen in die größte Aufregung, die Stadt wurde in Vertheidigungszustand gesetzt und es wurden Botschafter ausgesandt, um die Stärke des Feindes auszukundschaften und von den benachbarten Orten Hilfe zu erbitten. Bei ihrer Rückkehr sagten die Boten aus, daß die Zahl der Riesen ungeheuer groß sei, daß sie Städte und Dörfer verwüstet hätten, Menschen und Vieh als gute Beute mit sich fortführten, nun aber auf dem geraden Wege nach Rheine seien. Die Stadt verlor alle Hoffnung sich gegen die Riesen vertheidigen zu können, vollends da ihre Bitten um Hilfe in der Nachbarschaft ziemlich erfolglos geblieben waren. Rath und Bürgerschaft hatten sich versammelt und beschlossen auszuwandern und die Stadt den Riesen preiszugeben. Da trat ein armer Flickschuster auf und erbot sich noch einen Versuch zu machen die Stadt zu retten. Er ließ sich so viele alte Schuhe geben, als nur zusammen gebracht werden konnten, packte sie auf den Rücken und zog damit den Riesen entgegen. Zwischen Emsbüren und Salzbergen fand er diese, wie sie mit ungeheuren Steinen bewaffnet auf Rheine loszogen um die Stadt damit zu bewerfen. Gefangen genommen und vor den Anführer gebracht wurde er gefragt, wer er sei und wohin er wolle, besonders wie weit die Stadt Rheine noch entfernt sei. Der Schuster erzählte nun, wie er ein Altflicker wäre, der schon den weiten Weg von Rheine her gemacht und auf diesem Wege schon alle die Schuhe, die er auf dem Rücken trage, durchgelaufen habe und in Sorgen sei, wie er mit dem einzigen noch übrigen Paar Schuhe, das er anhabe, nach Hause zu den Seinigen kommen werde. Als die Riesen hörten, daß Rheine so sehr weit sei, da warfen sie voll Verdruß die großen Steine weg und kehrten in ihre Heimath zurück. So liegen die großen Granitblöcke noch heute in der Haide zwischen Emsbüren und Salzbergen zum Zeugnisse, welche Gefahr einstmals der Stadt Rheine von den Riesen drohte. Der Schuster aber erhielt seiner Zeit von seinen Mitbürgern für den bewiesenen Muth und für seine Schlauheit eine große Belohnung. —

Das Interesse, welches die Gegend von Meppen dem Alterthumsforscher einflößt, schließt nicht ab mit der Heidenzeit: auch die spätern Zeiten der Geschichte bieten Züge, die halb sagenhaft, halb historisch unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen. Verläßt man Meppen in östlicher Richtung auf der Straße nach Haselüne, so erreicht man bald Bobeloh, welches die Ehre beansprucht, die älteste Kirche des Emslandes zu haben. Dieselbe soll der Sage nach im Jahre 783 von Karl dem Großen als Denkmal eines großen Sieges über Wittekind gestiftet sein. Das Kirchspiel war früher sehr groß, es umfaßte weit entlegene Höfe, woraus später größere Dörfer erwuchsen, und der Volksmund erzählt sogar, natürlich irrig, selbst die fern wohnenden Saterländer im jetzigen Oldenburgischen seien hier eingepfarrt gewesen und hätten eben davon, daß sie bereits am Satertage (Sonnabend) der Entfernung wegen zur Kirche aufbrechen mußten, ihren Namen erhalten. Das alte Pfarrhaus, in seinem jetzigen Bestande jedenfalls nicht das älteste, liegt in der Niederung auf einer Insel und beweist durch solche geschützte Lage, daß die Stiftung in eine Zeit fällt, wo die Wahl eines derartigen Ortes vonnöthen sein mochte.

In der Nähe von Bobeloh befindet sich die Wekenborg (Wittekindsburg). Wir haben eben des Sieges von Karl dem Großen über Wittekind erwähnt. Drei Tage lang ward gestritten, die Sachsen zogen sich kämpfend zurück und nahmen am dritten Tage in einem verschanzten Lager, eben in der Wekenborg, eine feste Stellung ein. Wittekind unterlag, sechs Tausend sollen in den drei Tagen erschlagen worden sein, unter diesen der Anführer der Friesen, der sagenhafte König Gurbold, der in dem Bürgerwalde begraben sein soll. Nach einer zuverlässigeren Annahme fiel diese große Schlacht des Jahres 783 in der Nähe von Osnabrück vor, wo überhaupt der große Kampf zwischen dem Sachsen Wittekind und dem Franken Karl noch jetzt in der Sage des Volkes sehr lebendig ist. Auch hier bei Osnabrück ist eine Wittekindsburg (noch andere in den Aemtern Fürstenau und Börden, und noch andere anderswo, z. B. an der Porta Westphaliea), ferner der berühmte Karlsstein und das Grab der Ge-

mahlin Wittekinds, der Geva. Es waren, so erzählen diese Sagen im Osnabrück'schen, zwei mächtige Könige: Wittekind und Carolus Magnus. Wittekind, auch König Wieck geheißen, war noch ein Heide und regierte in diesem Lande, Carolus Magnus war ein König in Frankreich und ein eifriger Christ. Der ließ dem Wieck sagen, er solle seine Götter abschwören. Wieck aber antwortete: Schlage mich der Donner, wenn ich das thue! Da zog Karl aus und wollte den Wieck zwingen. Wieck aber zog dem Könige entgegen und stritt mit ihm; Karl behauptete das Schlachtfeld, welches darnach Karlsfeld heißt, und verfolgte den Wieck bis an die Hase, wo er ihn abermals schlug. In der Nähe der Stadt Osnabrück, im Hon, liegen große Steinblöcke, einem Tische ähnlich, die waren dem Volke Wittekinds heilig, denn unter ihnen ruhte die Asche der Helden und auf ihnen wurden die Gefangenen den Göttern geopfert. Karl wollte sie zerstören, aber der Stein widerstand dem Eisen und dem Feuer. Auch kam die Kunde, daß Wieck sein Heer wieder sammle. Nun wollte der König ablassen vom fruchtlosen Kampfe. Da ermahnten ihn sieben Brüder aus seinem Heere zum Vertrauen auf Gottes Beistand und errichteten den ersten christlichen Altar in diesem Lande, den blutigen Steinen gegenüber. An diesem Altare fielen sie nieder und flehten um eine Bürgschaft der göttlichen Hilfe. König Karl aber schlug zweifelnd mit seiner Reitgerte von Pappelnholz auf den Opferstein und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen.“ Da krachte der ungeheure Block und borst in drei Stücke. Davon heißt er „Karlsstein“ und um den Altar der sieben Brüder wurden sieben Buchen gepflanzt, welche die Kunde von diesem Ereignisse bis auf unsere Zeit gebracht haben.

Der Karlstein mit seinen gewaltigen Steinmassen wie auch das Grab der Geva, der Gemahlin Wittekinds, sind Hünengräber von der Art, wie sie oben bereits beschrieben sind. —

Der Localhistoriker Meppens, um dahin zurückzukehren, nämlich Diepenbrock, erzählt in seiner Geschichte einige Episoden, die unter den übrigen Ereignissen, die Meppen und seine Umgebung

mit vielen andern Orten in ähnlicher Art getheilt hat, ein so charakteriſches Gepräge haben und zur Kenntniß der eigentlichen Zuſtände des Landes ſo ſehr beitragen, daß ſie, zum Schluſſe, hier wohl eine nähere Erwähnung verdienen. Es handelt ſich hier um eine Zigeunerhorde, die als läſtige Plage an die zweihundert Jahre das Emsland durchzog und Raub und Schrecken in ihrem Gefolge hatte. Schon im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts zwiſchen die Ems und Haſe vorgedrungen, trieb ſie ihr Unweſen beſonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo der Mangel an geregelter Polizei und das Waffengetöſe demſelben vorzüglichen Vorſchub leiſtete. In ihrer Blüthezeit mag die Bande zwei- bis dreihundert Seelen gezählt haben, die in kleinen Abtheilungen namentlich den Hümmling, den Bürgerwald, überhaupt Gegenden durchſtreiften, wo ſie bei etwa ausbrechender Verfolgung das unſtäte Leben am leichteſten hinter Moraſt und Waldungen in Sicherheit bringen konnten. Ihr Nachtlager wählten ſie nach den Umſtänden im Freien bei flammenden Feuern in Erdhütten, Schafſtällen oder Scheuern; nicht ſelten drang die Sippſchaft in ein Bauernhaus, beſetzte, ohne Einſprache zu erlauben, den Herd und machte ſich bei Braten und Branntwein luſtig. Dem Branntwein wie dem Braten waren ſie ganz beſonders ergeben. Arbeiten war nicht ihre Sache, ihre beſte Erwerbsquelle beſtand in Stehlen und Betrügen. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo ein eingebrochener Rudel Zigeuner die Zahl der vorhandenen beträchtlich vermehrte, wurde natürlich das Unweſen ärger als je, ſie machten das ganze Land unſicher.

Das Oberhaupt der Zigeuner hieß der Heidenküſter; derſelbe genoß unter ſeinen Stammgenoſſen eine gewiſſe Achtung und behauptete manche Vorzüge. Er leitete auch das Geſchäft der öffentlichen Trauungen und beging an den Hochzeitstagen die Feier der Myſterien, die ebenſo komiſcher als räthſelhafter Natur waren. Er beſtimmte den Hochzeitstag und den feſtlichen Stall, wo die erſehnte Feier vollzogen werden ſollte. Hatte ſich die ganze Sippſchaft verſammelt, dann führte er die Anweſenden, das Brautpaar an der Spitze, in die freie Natur, gewöhnlich unter einen hohen

Baum, verrichtete allerlei unverständliche Ceremonien, murmelte geheimnißvolle Worte und schloß die Feier damit, daß er das Brautpaar über eine horizontal ausgestreckte Stange springen hieß. War solches geschehen, dann erscholl von allen Seiten lauter Jubel, man warf irdene Töpfe in die Höhe und bestimmte nach der Menge der Scherben die Jahre des ehelichen Glückes und die Zahl der Kinder. Die Neuvermählten schnitten darauf mahnende Zeichen in die Rinde des Baumes, der Zeuge ihrer Verbindung gewesen war, die Jugend stimmte dann den Hochzeitsgesang an und begleitete das fröhliche Paar zur hochzeitlichen Hütte zurück. Dennoch war die so geschlossene Ehe selten von langer Dauer, die geringste Veranlassung löste sie und führte zu einer neuen.

Die Zigeuner zum Christenthume zu bekehren gelang nur mitunter, am ehesten dann, wenn sie der Justiz verfallen waren. Mehrfach wurden gegen sie als Kirchenräuber und Diebe strenge Verordnungen erlassen, besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahhunderts, wo von Seiten der Behörden eine heftige Verfolgung gegen sie erging und viele ihr gefährliches Leben durch Henkershand endeten. Ein besonderer Umstand ganz eigener Art trug endlich dazu bei, die Horden zu zerstreuen und nach und nach verschwinden zu lassen.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatten sich auf dem Hümmlinge mehrere sogenannte Scheerenschleifer-Gesellschaften eingefunden, ein rohes Gesindel, das sich aus herrenlosen Knechten und verlassenen Dirnen gesammelt hatte und zum Theil aus den Niederungen des benachbarten Saterlandes heraufgezogen war. Um polizeilichen Verfolgungen auszuweichen, hatten sie sich unter dem Namen von Scheerenschleifern ungefährdeten Aufenthalt zu verschaffen gewußt. Sie durchwanderten, die schleifenden Männer mit Karren und Geräthen, die begleitenden Weiber mit zahlreichem Kindergefolge, den Hümmling, Holland, Ostfriesland, Saterland und streiften selbst bis an die Weser. Kleidung und Lebensweise unterschied dieses Gesindel wenig von den Zigeunern, nur waren sie nicht so wilder und grausamer Natur wie diese; sie trieben neben

der Scheerenschleiferei ebenfalls Kleinhandel und Stehlen. Ihre Religion war äußerlich die christliche, jedoch bei vielen bis auf die leiseste Spur erloschen; die Kinder pflegten sie taufen zu lassen. Ihre Namen wählten sie willkürlich, entweder von den Bauernhöfen, in deren Ställen sie geboren waren, oder sie nahmen solche von den Richtern, Vögten oder sonstigen Beamten an, die sich um ihre Verfolgung verdient gemacht hatten. So sollen die unter ihnen besonders berüchtigten Wendels ihren Namen von einem Bauernhofe in Wavern geführt haben. Diese Familie zählte im J. 1808 über 50 Glieder, später über 80, die zum größten Theile den Landleuten als Vagabunden gefährlich wurden und diese in solcher Angst gespannt hielten, daß sie die Diebereien nicht einmal gestehen wollten, wenn sie nach geschehener Anzeige von dem Richter befragt wurden.

Auch dieses lose Gesindel fand einen gewissen Verband in einem Oberscheerenschleifer, zu welcher Würde vermuthlich feinere „Geschliffenheit" und höheres Alter die nächsten Ansprüche begründet haben werden. Vor diesem wurden auch unter höchst schmutziger Wortformel die wilden Ehen geschlossen. Vielweiberei war nicht ungewöhnlich. Einer von dieser sauberen Genossenschaft, unter dem Namen alter Fritz so berüchtigt als gefürchtet, hatte sieben Weiber, von welchen jene seine Favoritin war, die ihm den besten Buchweizenpfannkuchen buk.

Bei der großen Aehnlichkeit in der Denk- und Lebensweise zwischen den Zigeunern und Scheerenschleifern herrschte unter beiden jedoch die größte Feindschaft. Der Zigeuner verabscheute den Scheerenschleifer als unreinen Paria; noch jetzt ist Scheerenschleifer ein Schimpfname, womit man keinen ehrlichen Emsländer benennen darf. Der Hauptgrund der Erbitterung möchte darin zu finden sein, daß die Zigeuner von den neuen Gästen Beeinträchtigung im angemaßten Bettelrechte befürchteten. Diese, geringer an Zahl und Kraft, vermieden auch anfänglich die leiseste Berührung mit ihren leicht gereizten Gegnern; denn jedes Zusammentreffen erregte Kampf und Blut. Als aber später durch die fortgesetzte polizeiliche Nach-

stellung der Zigeunerhaufen die größere Zahl und Ueberlegenheit eingebüßt hatte, wagten die Scheerenschleifer die offene Fehde. Nur blutriefend kehrten die wilden Parteien aus solchen Kämpfen zurück; die Körper der Besiegten, welche verwundet auf dem Wahlplatze zurückblieben, wurden unmenschlich verstümmelt, indem der rachedürstende Sieger ihnen die Sehnen an den Ferſen oder in den Kniekehlen zerschnitt, um so den Gegner für immer unschädlich zu machen. Der merkwürdigste und folgenreichste dieser Kämpfe war der zu Apeldorn, der im Anfange des 18. Jahrhunderts vorfiel, und in welchem der lange schwankende Sieg sich am Ende zu Gunsten der Scheerenschleifer entschied. Seitdem verfolgten sich die Gegner nicht mehr mit offenem Angriff, sondern stellten einander mit Hinterhalt und Meuchelmord nach. Dadurch sollen die Zigeuner die Besten ihrer Mannschaft eingebüßt haben und veranlaßt worden sein, gänzlich aus der unsichern Gegend zu entweichen. Dazu kam als besondere Veranlassung der allgemeinen Flucht ein höchst empörender Meuchelmord. Zwei Scheerenschleifer verfolgten den Zigeuner Achtkantig und fanden ihn am Sonntage während des Gottesdienstes zu Apeldorn in in einem Heuerhause, wie er neben dem Herde saß und aus den Blumen der Fingernägel sein künftiges Schicksal las und zu seiner Frau die Worte sprach: „Ick hebbe korz veel Glück gehad un schall ok no meer hebben.“ Der eine Scheerenschleifer schlich indeß hinan und schoß dem sorglosen Glückspropheten die mörderische Kugel durch den Kopf, daß er alsbald ohne einen Laut zu Boden sank. Froh seines teuflischen Gelingens fiel der Meuchelmörder über sein Schlachtopfer her und zerschnitt ihm die Sehnen an Knie und Ferse. Jeder Zigeuner sah jetzt sein Leben gefährdet; die rüstige Mannschaft entschloß sich daher zur Flucht, sie entwich durch die Grafschaft Bentheim nach dem Rheine. Greise und Kinder blieben zurück, von denen nachher viele auch in kleinen Rudeln in der Grafschaft Bentheim herumvagabondirten.

Das letzte Zigeunerhaupt war der Heidenküster Baromanto, der als Kind nebst zwei Brüdern bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben war; sein Schicksal verdient noch Erwähnung. Baromanto

und seine Brüder wuchsen unter Bubenstücken mancher Art an der Hand nichtswürdiger Großeltern heran. Der erstere heirathete eine Heidin, die später in der Taufe den Namen Marie annahm und ihm mehrere Kinder gebar. Die Sippschaft nährte sich nicht nur von trotzigem Betteln und Stehlen, sondern die Brüder wurden auch Räuber und Brandstifter. In Westerloh an der Radde überfielen sie an einem Sonnabend ein einzeln stehendes Haus, das ein Mädchen nebst seinen beiden Eltern bewohnte. Sie banden diese Drei, plünderten das Haus und waren im Begriffe sich zu entfernen, als die gebundene Tochter die Fesseln zerriß und die Eltern befreite. Als sie dann den Räubern nachsah, die unglücklicher Weise noch vor der Thür standen, kehrten diese alsbald zurück, banden die Unglücklichen von Neuem, verrammelten die Thüren und zündeten das Haus an. Das Mädchen sammelte alle Kraft, welche Angst und Verzweiflung geben konnten, zerriß abermals die Bande, befreite auch die Eltern davon und floh nach Westerloh. Die Frevler entwichen nach Berssern, wurden aber bald ergriffen und büßten für ihre Missethat am Galgen unfern Münster. Dieses tragische Ende der Brüder füllte Baromantos Gemüth derartig mit Furcht, daß er, obgleich unterdessen zur Würde der Heidenküsterei gelangt, sein Leben besserte. Er wandte sich zum Christenthume und ließ sich taufen. Vor dem Einbruch des hohen Alters, das er beinahe auf 100 Jahre brachte, erblindete er. Sein Tod fällt in das Jahr 1797.

Auch mit den Scheerenschleifern nahm es nun bald ein Ende. Die geschärfte Wachsamkeit der Polizei beengte sie in ihrem Treiben zu sehr, und wies sie in bestimmte Wohnplätze, wo sie allmählig zu einer gesetzlicheren und damit für sie auch bessern Existenz übergingen. —

Und hiemit, lieber Freund, will ich mich für dies Mal von Dir verabschieden; mein Zweck ist erreicht, nämlich Dir eine Gegend des hannoverschen Landes zu zeigen, welche in manchfacher Hinsicht: durch die charakteristische Eigenthümlichkeit der Landschaft, durch ihre alten Denkmäler, durch Sagen und Sitten wenn auch nicht viel Anziehendes doch jedenfalls viel Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Vergleiche damit die herrliche Entfaltung unſeres ſchönen Nürnbergs, und der Contraſt zwiſchen dieſer Perle Deutſchlands und dem entlegenen Winkel im Nordweſten unſeres Vaterlandes veranſchaulicht ſo recht die unendliche Wichtigkeit, welche mitunter lediglich die geographiſche Lage mit ſich bringt. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß eben dieſe zunächſt der Anlaß geweſen iſt, daß auf ſonſt ungünſtigem Boden ein ſtädtiſches Gemeinweſen ſich gründete, woraus durch manchfache andere äußere Verhältniſſe begünſtigt ein Brennpunkt deutſchen Städtelebens überhaupt ſich entwickelte, eine Blüthe des Handels, der Gewerbe und der Kunſt, wie ſie im ſtädtereichen Deutſchland nicht zum zweiten Male zu finden iſt. Daß hierzu die eigene Anlage der Bewohner ſehr weſentlich beigetragen hat, iſt ſelbſtverſtändlich, aber der Menſch iſt zum großen Theile auch das Geſchöpf der Verhältniſſe und ſeine Entwicklung liegt nicht blos in ihm ſelbſt, ſondern ſie findet ihre Bedingung auch in der äußern Umgebung und in deren Einfluſſe. — Leb wohl und grüße mir das ſchöne Nürnberg, welches mir unvergeßlich iſt.

Ueber Teufelssagen in Andalusien.

Von

Friedrich Knapp.

1.

Flattre vorüber, Du reizendes, wundersamklingendes Mährchen mit Deiner rosiggoldenen Pracht, flattre vorüber dem entzückten Blick des athemlos lauschenden Kindes! In jungem Grün gelagert entsank ihm das Lieblingsspielzeug aus dem vor Freude geöffneten Händchen und es schaut nun staunend Deinen Zephyrflug, das kleine Herz geschwellt von halbbewußter Sehnsucht nach den lockenden Bildern, welche Dein Zauberstab in die Luft streute, nach dem Palmensäuselnden, Kolibri durchschwärmten, Meerumrauschten fabelhaften Gefilden voll gütiger Feen, spielender Engel, stolzer Helden und anmuthiger Frauen — nach den geheimnißreichen Grotten, wo die

— — — Muhme Mährchengold
Spinnt vom Zauber-Rocken —

nach sinnebestrickender Wäldernacht voll Mondenschimmer, Elfenreigen und murmelnder Quellen, an deren Borde Häslein und Rehe lagern, während im Dunkel wogender Farrenkräuter sich die Moorschlange ringelt mit goldenem Krönlein, so ihr der Gnomen graubärtig Zwerggeschlecht mit kunstgeübtem Hammer geschmiedet — flatt're vorüber, Du heimatloses Mährchen und gib Raum der bedächtiger wandelnden Schwester, der Sage, deren Tritte Spuren in der Scholle bekannter Länder zurücklassen, die ein Vaterland hat, dem sie vollberechtigt angehört, die täglich neugeboren durch die

Völker wandelt und wenn man auch nicht weiß, woher sie kam, in der Ueberlieferung an bestimmte Orte anknüpft und sich forterhält im Munde der Geschlechter, während Du leichtsinniges, haltloses Mährchen, eich ächtes Dichterkind, im Aether zerfließest, dessen Rosenschimmer Du entkeimt warst! —

Aber, welcher der Sagenschwestern wollen wir folgen? nicht der Heldensage, die Arthur von der Tafelrunde singt, Rolands kühnliches Streiten und klägliches Ende bei Roncesvalles,
nicht Jener, deren Gewandessaum historischen Staub von Staatsactionen, Schlachtfeldern und Mausoleen streift,
nicht der Thiersage, der urdeutschen, die im Schildern der unvernünftigen Geschöpfe und ihrer Beziehungen zu einander dem jetzt lebenden Menschenvolk den Spiegel der Sitte vorhält in Glimpf und Schimpf —
nicht doch! Die Teufelssage ist es, der wir in den folgenden Blättern einen vorübergehenden Besuch machen wollen und zwar in einer ihrer kärglicher besuchten Residenzen, in Andalusien.

Die Idee zur vorliegenden, allerdings etwas bizarren Skizze gaben mir die unübertrefflichen andalusischen Volkssagen und Volkslieder, von Fernan Caballero's kundiger Hand gesammelt. In diesen Sagen pulsirt das volle Leben einer Nation, deren Phantasie, dichterischer Sinn, Witz, Spott und Selbstironie ihres Gleichen suchen, in ihnen pochen die Adern eines Bruchtheils und nicht des wenigstbegabten dieses Volkes, dessen liebenswürdige Prahlerei, Aufschneiderei, Windmacherei, naiver Dünkel und doch wieder kindliche Gutherzigkeit, Sinn für Edles, Schönes und Gutes, Ritterlichkeit und Vaterlandsliebe sprichwörtlich sind. — In diesen Sagen spiegelt sich mit wunderbarer Treue Leben und Träumen der Andalusier von Numantias Fall bis auf unsere Tage wieder in seltsamem Gemenge von Heiden- und Christenthum, Mythologie und Heiligenlegende. — Schon seit ich den ersten Andalusier, meinen unvergeßlichen Don Pepe Fernandez kennen und schätzen lernte, gewann ich auch dessen noch ungesehene Heimath lieb aus seinen Erzählungen, welche von dem Lobe de la tierra de la santisima virgen

Maria (dem Vaterland der heiligsten Jungfrau Maria) überflossen. Mit diesem gesegneten Lande und dem Treiben seiner heißblütigen Kinder beschäftigte ich mich immer geen, und was ich davon sah, las und hörte, fesselte mich durch seine Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit in jeder Hinsicht.

Ein Blick auf die Karte läßt uns die bevorzugte Lage Andalusiens erkennen, des aus den früheren 4 maurischen altberühmten Königreichen Sevilla, Cordova, Jaen und Granada geschaffenen Generalcapitanats im südlichen Spanien, jener Provinz der schönsten Mädchen, der feurigsten Weine und der edelsten Pferde, deren Ruf tausend begeisterte Gesänge schildern und dritthalb Millionen Herzen rascher schlagen macht. Von den Wogen des atlantischen und des Mittelmeeres umbrandet bildet Andalusien größtentheils das Quadalquivirbecken, dessen Norden die Sierra de Cordova und Morena, dessen Westen Portugal, dessen Osten Murcia begränzt, während die südliche zum Mittelmeer herantretende Küste vom seltsamen schneebedeckten Höhenzuge der Sierra nevada umsäumt ist. Ueberaus gesegnet und fruchtbar ist die vom Quadalquivir, der Hauptpulsader des Landes durchströmte Hügellandschaft mit dichtgesäeter Bevölkerung. Aber auch ihre Wüsten hat die Heimath der Mutter Gottes, die westlich vom Zauberflusse Jenil liegenden öden, weiten Steppen; sie und die Küstenebene las arenas gordas gleichen einer Sahara belastet mit dem Fluche besiegter, gestürzter, sterbender Maurenkönige, die das für unüberwindlich gehaltene Feldzeichen des Halbmondes vor den wundersamen Sonnenstrahlen des Kreuzes erbleichen sahen. Andalusiens Boden ist Scholle für Scholle ein klassischer; zwei Drittel der Cidsage, ein Drittel des unvergeßlichen Don Quijote, fast die Hälfte des großen Romancero weben und spinnen, künden und singen durch seine Thäler, an seinen rauschenden Flüssen, auf den einsamen Höhen und zerfallenen Schlössern; ja Zorillas, des modernsten spanischen Dichters prachtvolle Reimchronik Granada schöpft am Reichsten aus der bedeutenden Vergangenheit dieses Landes.

Man wird es mir gewiß gern erlassen, daß in gründlich ger-

manischer Weise vorerst der Begriff „Teufel" abgehandelt werde als solcher, als διαβολος d. i. Verläumder, oder als hebräischer Satan d. i. Feind, Widersacher, als personificirtes Böses, der als Kaiser des Bösen Gott dem Herrn widerstrebt, als Fliegengott, Oberster der Besessenen, Verneiner, oder gar Saephael, was sich hier nicht wohl übersetzen läßt, als Belzebub, Belial, Ahrimam, böses Prinzip und dergl., wie etwa Mayer in seiner historia diaboli, Horst in der Zauberbibliothek und Dämonomagie, Fausts Höllenzwang und andere einschlägige Werke sich systematisch darüber auszulassen im Stande wären; möge man nicht Angst haben, daß über das Wesen dessen, den man in gewissen Kreisen nicht beim rechten Namen zu nennen für schicklich hält, ein Verbreiten, über den Ankläger der Frommen und zugleich Urheber externer Inkonvenienzen, wie im Buch Hiob genugsam zu lesen, stattfindet; daß eines Breiteren darüber verhandelt wird, wie der Herr Urian zum erstenmal in menschlicher Gestalt auftauchte und letztere von den Kindern Israels aus der Babylonischen Gefangenschaft als Reminiszenz an ihren dort verbüßten unfreiwilligen Aufenthalt an gleichbenannten Wasserflüssen mitbrachten ins gelobte Land; — möge man nicht argwöhnen, daß über die Leibgarde des Ungenannten, worunter die christliche Kirche ehedem auch die ehrwürdigen Heidengötter als Dämonen oder Teufelsboten rechnete, über deren Organisation und pragmatischen Rechte Erörterungen gepflogen werden. — So verführerisch es auch für mich ist, unterlasse ich selbst, was weder Don Luis Velez de Guevara in seinem diablo Cojuelo, noch Monsieur Lesage im diable boiteux verabsäumten, nämlich außer Asmodeus dem teuflischen Cupido, auch die 3 obersten Hofteufel Leviathan, Belfegor und Astarot im Dienste der Fürsten, Minister, Diplomaten, Revolutionen, Kriege und Friedensschlüsse, Lucifer, den Teufel der Charlatane, Uriel den der Bourgoisie, Belzebub den der Zofen und Pagen, Flagel den der Chikanen, Griffael den der Greffier, Pillardoe den der Gewinnsucht zu schildern; solchen Wißbegierigen, die von diesen Personalien vernehmen wollen, steht außer Brockhaus und Pierers Conversations-

lexikon und Hauffs Memoiren des Satan noch eine ganze bibliotheca diabolica zur Verfügung, welche sie befriedigter lassen wird, als diese Blätter, die harmloseres verfolgen, nämlich ein Theilchen Aktivität und noch mehr Passivität des Gottseibeiuns in dem eben angeführten Lande.

2.

Und dieser hatte sich seit undenklichen Zeiten bequem und behaglich dorten eingerichtet, hatte seinen Hofhalt in den Alpujarras, in der Ronda und im Thal von Almeria so gut, als in der Sierra de Orocha, in Bujalance und am Guadalimar, auch mochten die deutschen Colonisten in der Carolina, im andalusischen Norden, deren Nachkommen schon längst Spanier geworden, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihre Traditionen mit denen ihrer Stiefheimath zu verschmelzen, wie die dorten sich vorfindenden ächt andalusischen Mähren vom „Tischlein deck dich!" vom „Prügel aus dem Sack!" vom „In den Schnappsack!" und andere Erzählungen aus der Atmosphäre unserer Kinder- und Rockenstuben beweisen.

Eine der ältesten Teufelssagen von der mir bekannten ist wohl die aus Huescar stammende, welche von der Versuchung des Herrn in der Wüste handelt. Ihr zufolge erlaubte Gott Vater dem Teufel, der als Prüfungs-Commissär sich auf den Weg machte, Jesus unserm Herrn, um ihn zu zu verführen, alles Schöne, Erhabene und Reizende zu zeigen und zu versprechen, mit Ausnahme Andalusiens. Denn, setzt gewöhnlich der eingeborne Erzähler hinzu — wie hätte da der Herr widerstehen können, und doch — wie verzeihlich wäre dieß wieder gewesen! — Etwas weiter vorgehend kreuzen wir wiederholt den Weg des Versuchers, und zwar in einem am Puerto de Santa Maria bei Cadix gerngesungenen Fischerliedchen ältesten Datums, der Romance del Marinero (s. Romancero General I. apendice al discurso LXVI.), der

Romanze vom Fischer.

Die Glocken klangen von San Juan
Der Morgen strahlt übers Meer heran.
„O Schiffer! traue dem Meere nicht,
So silbern die Well sich am Borde bricht"
— Dem Meere bin ich wohl gut vertraut,
Es ist mir Liebchen, es ist mir Braut. —

Und als er eilte zum Borde blank,
Er in die trügliche Woge sank.
„Was gibst Du Schiffer zum Danke mir,
Rett' ich das Leben, das schwanke Dir?"
— All meine Schiffe, sechs an der Zahl,
Mit Silber beladen und Gold zumal. —

Es stand am Ufer ein langer Fant,
Der streckt ihm entgegen die dürre Hand
„Nicht Deine Schiffe sollen es sein,
Es sei, wenn Du stirbst, Deine Seele mein."
— Der Schiffer verschmähte solch ein Gebot
Und sank, doch die Seele schwebte zu Gott. —

Hier schließt das Original, doch der Volkswitz setzt dazu:

„„Der Geselle verschwand mit Haut und Haar,
„„'s ist möglich, daß es der Teufel war.""

Beim Vortrag dieser Weise theilen sich immer drei Stimmen in die Rollen des Chorus, des Versuchers und des Schiffers und ist dieselbe eine hübsche Erinnerung aus dem spanischen Süden, wozu blaudunkle See, herrlicher Himmel, rythmischer Wellenschlag und der erfrischende, Segel blähende Strom der Brise eine passende Staffage bildet. —

Also nicht nur in der Wüste, sondern auch an der Küste blamirt sich Junker Volland, und nicht minder im Binnenlande, wo er sogar sein verrätherisches Ohr wagt, wie der Cavalier von Xerez de la Frontera zu erzählen weiß.

Des Teufels Ohr.

Wohlan meine Damen und Herren! Es war einmal ein reicher Handelsherr in Xerez de la Frontera, wo der gute Xerezwein gebaut wird, und dieser hatte einen Sohn, der war seine Sonne. Er erzog ihn, als wäre er eines Königs Erbe, er ließ ihn alles lernen, als sollte er Doktor verschiedener Rechte werden und in ritterlicher Künste Unterweisung mangelte es nicht. Und so wurde der Junge wohlgestalt, krausbärtig, vielgewandt und wacker, wie kein Anderer. Doch es kam eine Zeit, da schmeckte ihm die leckerste Olla, das köstlichste Guisado, der Longaniza und des Chorrizo saftigstes Wursterexemplar nicht mehr, noch mundete ihm der feurigste Rebensaft der Rioja, des Vino seco, des Moscatel und des Tapado y lacrado de Tintilla de la Rota mehr, kein duftendes pajito wollte ihm mehr behagen, das Stiergefecht floh er und der reizendsten Mantilla versagte er seine Bewunderung. — Eines Tages sagte er frank und frei zu seinem Vater, die Geburtsstätte käme ihm langweilig vor, er fände eitel Uebelbehagen und er hätte Lust zu wandern.

„Und wohin willst Du?" fragte ihn sein Alter.

— Die Welt sehen! erwiederte der junge Fant.

„Du kommst mir vor, wie ein Heuschreck, antwortete drauf der Handelsherr, der springt und weiß nicht wohin. Was thust Du in der Welt ohne Erfahrung!"

— Vater! mit Kunst und Verstand kommt man in Gunst durchs ganze Land! entgegnete der Einzige und da der Patriarch dem Hähnchen zu viel Flügel wachsen gelassen, als daß er es zurückhalten konnte, nahm dieser ein hinlänglich Gewaffen, zog ein 10 Meilenrößlein aus dem Stall, schwang sich drauf und begann die Welt zu beschauen.

Wir übergehen sein Abentheuer, wie er treue Gesellen zu Knappen gewonnen in Arcos, Utrera und Ossuna, nämlich den Lupfeschwer Lastrücken, Sohn des biederen Gutschleppers, — sodann den Blasehart Windzug, Neffen des wackeren Luftpfeifers, — und endlich den Horchesacht Lauschescharf, Adoptivkind des ehrwürdigen Ohrlöffels, wie er mit ihnen fortgezogen durchs Rondagebirge, wie

er an ein verwunschen Schloß kam, in dessen Verließ er sich an einem Seil hinabließ, an dem sie zu 4. vier Jahre lang geflochten, und fahren fort:

Als der Cavalier auf den Grund stieß, sah er sich plötzlich im prachtvollsten Palast und erblickte auf goldgesticktem Divan die reizende Prinzessin von Neapel, welcher erbsendicke Thränen vom im Kissen verborgenen Antlitz rannen. Unter halb erstickten Seufzern erzählte ihm die Unselige, Luzifer habe sich in sie verliebt und halte sie hier gefelt und gebannt, bis ein Retter für sie mit ihm selbst kämpfen und ihn besiegen würde. Bei diesen Worten erschien jedoch Luzifer in höchst eigener Person und schlug in gerechtem Grimme, aber ohne jene Achtung außer Augen zu setzen, die man einer gefangenen Prinzessin von Neapel jederzeit schuldig ist, mit seinem großen Skorpionschweif dergestalt an die Thüre, daß diese aus den Angeln fuhr. Der Cavalier aber bereitete sich sofort zum Zweikampf.

Christenmenschen! ein Duell, wie der gute Ritter mit dem verfluchten Luzifer bestand, sah die Welt noch nicht; ha! und wie sollte diese es sehen, da um hier oben zu kämpfen, dieser Verdammte nie mit offenem Visir, sondern stets in Untugenden maskirt heranschleicht. Der Cavalier jedoch bekreuzte sich, und da Jeder, der sich Gott empfiehlt, den Verworfenen besiegt, so überwand der Christ und schnitt schließlich dem Teufel ein Ohr ab.

Und wie unangenehm geberdete sich dieser, als er sein Ohr in eines Getauften Hand sah; ich überlasse dieß der Erwägung der verehrten Leser.

„Gib mir mein Ohr heraus! gröhlte Luzifer mit armsdickem Sturmtubabasse.

— Wenn Du es wieder willst, entgegnete kaltblütig der Sieger, mußt Du es theuer auslösen, als ein so Gewaltiger, der Du bist, Gevatter Luzifer! ich habs erstritten in biederem Kampfe und so setze ich drei Bedingungen, die vorerst erfüllt werden müssen."

„Verwegener, Unverschämter, Keckheitslümmel!" schrie Luzifer erbost.

— „Und wenn dein Rachen Kieſel ſpeit! erwiederte der Cavalier, ſo kündige ich Dir an, daß ich Dein Ohr in Spiritus ſetze und für Geld ſehen laſſe.“ —

Luzifer ſtampfte vor Wuth: „Wohlan, was willſt Du Uebelgeborener, Mißerzogener, Böslichdenkender!“

— „Bring ſtracks dieſe edle Prinzeſſin nach ihrer Heimath und ihren Palaſt und zwar in Handumkehr!“ befahl der Necke. — Luzifer brauchte nur zu blinzeln, es geſchah und dann ſchnob er den Ritter an:

„Gib mir mein Ohr!“ —

— Jetzt befahl dieſer weiter, „bring auch mich an den großen Hofhalt in Neapel, ſammt meinen 3 Dienern und ſorge mir dort für ein fürſtliches Abſteigquartier, für königliche Ausſtattung und kaiſerliches Gefolge, wie es Deinen Beſieger zukommt!“

„Habe kein Luſt, grollte der Gedemüthigte, daß du Großhans Dich auf Koſten meiner unterhältſt und triumphirſt!“

— „Auch gut! aber unter Trompeten- und Paukenſchall laſſe ich verkünden, lachte der Jerezaner Junkherr, daß dem Teufel ein Ohr fehlt; ſchau dann, wie Du Dich als Schreiber, Advokat, Wucherer, Vampyr oder Verliebter verkappſt, ohne daß man Dich Augenblicks erkennt!“ —

„Mein Ohr her!“ grunzte Luzifer aufs Wüthendſte, nachdem er dem Verlangen des Unbarmherzigen genügt und dieſen mit großen Schätzen und mächtigem Gefolge nach Neapel gebracht hatte.

— „Ich könnte es Dir geben, erwiederte dieſer, denn ich mag's nicht, es riecht nach Schwefel, Wuſt und Unluſt, jedoch noch fehlt der dritte Punkt!

„Und welcher, Prahlhans, Großmaul, Schelm!“

— „Das brauchſt Du für jetzt nicht nicht zu wiſſen; mittlerweile gedulde Dich! verhilft es Dir auch nicht zum Himmel, ſo doch vielleicht zu Deinem Ohr!“

Luzifer ſtierte ihn an, ſo giftig wie cryſtalliſirtes Digitalin. „Du biſt, ziſchte er ſeinem Tyrannen zu, ſiebenmal ſchlimmer als ich; bei mir! größere Schelmereien ſieht man auf Erden als in der

Hölle; aber denk' an mich bei meinem Horn! — und er fuhr ab, sich hinter dem heilen Ohr krauend, dessen Gefährten ihm christliche Tücke entführt.

Und die Prinzessin heirathete den Ritter, und als das Hochzeitbrod gegessen war, lebten sie fortan wie — Katze und Hund, denn da Erstere, nämlich die Prinzeß allzulange unter Luzifers Dach verweilt, ward sie eigenthümlich launenhaften, gallichtscharften, giftigen Gemüths, das eben nur der Teufel ertragen konnte. Also stnnden die Sachen, als nach kurzer Frist, da Luzifer sein Ohr zu heischen kam, der Ritter zu ihm sprach:

— „Gut, Du sollst's haben, aber erfülle den dritten Punkt!" —

„Hochfahriger Spitzbube! schnauzte ihn der Erboste an, Du könntest mich verdammen, wenn ich's nicht schon wäre; welchen Punkt hast Du noch, Unseliger!" —

— „Hole meine Frau, die Prinzessin wieder, sagte der Ritter nachdenklich, denn ich finde, Ihr paßt zusammen!" —

3.

Aber nicht nur in Schlüften und Gründen verzauberten Palästen, Wüsten und an Küsten hat der Teufel keine Ruhe vor rechtgläubigen Christen, wie die Sage sie schildert und verlangt, sondern selbst in der Hölle ist er nicht sicher, gefoppt, angeführt, betrogen, überlistet, geprügelt und anderweitig mißhandelt zu werden, wie folgende Sage aus der Umgegend von Lucena lehrt:

Juan der Soldat.

Es lebte einmal ein Junggeselle aus guter Familie, aber arm wie eine Kirchenmaus ohne Haus uud ohne Stab, wie man dort zu Lande sagt,) der looste sich zum Soldaten. Er diente seine Zeit aus, nämlich 8 Jahre, hierauf stand er wieder auf 8 Jahre ein, und dann wieder auf achte. — Als die Letzteren vorüber waren, ward er alt, kaum taugte er noch zum Kommiskoch, deshalb gaben sie ihm seinen Abschied, ein Pfund Brod und 6 Heller.

„Nun, das laß' ich gelten! dachte Juan der Soldat, als er sich auf den Bettelsteig eines abgedankten Invaliden machte, da hab ich mich schön herausgebissen! Nach 24 Jahren im Dienst des Königs hab' ich ein Pfund Brod und 6 Heller gewonnen! Aber immer nur mit Gott! Verzweifeln verhilft nur zu bösem Blut. Und fortwandelnd sang er vor sich hin:

„Mich schmerzt der Mund vom Kasernenbrod,
Der Hals von roßhaarener Binde,
Die Schultern rieb mir der Torniſter roth,
Handschwielen verdank ich der Flinte!"

„Wie gut ist's, Soldat sein, wenn man bedenkt,
Wie an der Kaserne sie lungern
In Roßhaar und Steifleinen eingezwängt
Zerwühlt von unendlichem Hungern!"

„Soldatenleben ist lieblich und nett,
Ein Wandern auf Bergen in Thälern,
Ein Schlafen des Nachts auf fichtenem Brett,
Ein Sterben in den Spitälern."

„Ich hab' einen Schmerz, doch ich weiß nicht wo?
Gekommen, ich weiß nicht, woher?
Ich werde genesen, doch weiß ich nicht, wann?
Mich heilet, doch weiß ich nicht, wer?"

Zu jenen Zeiten gieng unser Herr Jesus mit Sankt Peter durch die Welt. Verschiedene Male traf sie Juan, der Soldat und Sankt Peter bettelte regelmäßig ihn so oft an, bis er von ihm ziemlich alles, was er besaß, bekommen hatte. Doch der Herr verlieh auf Juan's Ansuchen dem leeren Torniſter desselben die Gabe, alles an sich zu ziehen und festzuhalten, was ihm sein Besitzer befahl. Hier folgt nun ein außerordentlich seltsames Abentheuer, wie Juan der Soldat in einem verwunschenen Gartenhaus dessen spuckender Besitzer, der unmenschlich reich, aber in der Blüthe seiner Sünden gestorben, erlöst und wie dieser dem Wackeren aus Dankbarkeit 3 eiserne Häfen, einen voll Kupfer für die Armen, einen voll Silber für Seelenmessen, und einen voll Gold für ihn selber geschenkt,

wie der Erlöste in den Himmel, Juan mittelst seines Soldes zu Aemtern, Titeln, Ehren und Würden, die ganze Historie aber zu Lucifers bitterem Verdruß in die Hölle gelangte. Wieder entgieng ihm ein Verdammter, der schon in seinen Krallen zitterte und nun durch die Kirche und Armuth um Silberlohn diesen entrückt wurde, Er ärgerte sich um so mehr, als er nicht wußte, wie er sich an dem fatalen abgedankten Soldaten rächen sollte.

In der Hölle war ein kleiner Satan, ein geriebenes, listiges Kerlchen, das seines Gleichen suchte und der sich freiwillig erbot, dem Großteufel den Beabschiedeten zu bringen. — Luzifer erfreute sich darob dergestalt, daß er dem Diensteifrigen nach vollbrachter That einen Sack voll Bänder und Flitter, Nadeln und Netze um Eva's Töchter zu versuchen und zu verderben, so wie 12 Groß Kartenspiele und vierzig gefüllte Weinschläuche, um Adams Söhne zu verführen und zu Grunde zu richten, versprach.

Juan der Ex-soldat, jetzt Ex-zellenz, saß behaglich und wohlgemuth in seiner Halle am Garten, da kam in gewandter Eile der kleine Satan, der ihm krazefüßig mit dem Gruße entgegentrat:

— „Guten Tag, Herr Juan!"

„Erfreut Dich zu sehen, kleiner Affe! pfui Guckguck! wie häßlich Du bist! willst Du ein Cigarillo?"

— „Ich rauche nur Schwefelholz, Herr Juan!"

„Einen Schluck Wein?"

— „Ich trinke blos Schwefelsäure, Herr Juan!"

„Nach Belieben, doch mit was kann ich dienen, Du Kainsseele!"

— „Ich komme Euch zu holen!"

„Das kann ich mir gefallen lassen. Ich sehe keine Schwierigkeit, mit Dir zu gehen. Ich diente nicht deshalb dem König 24 Jahre, um vor so einem kleinen, nichtsnutzigen, gedörrten Meerschweinchen wie Du, zu retiriren. Juan der Soldat schuldet nichts und fürchtet nichts, weißt Du das? — Schau, hole Dir dort die braunen Feigen, ich packe meinen Bündel, denn der Weg scheint mir lang!" —

Der kleine Satan war auf Feigen ein Leckermaul, drum kletterte er den Baum hinan und begann zu schlingen; mittlerweile hieng sich Juan seinen Tornister um und commandirte: „In den Schnappsack!“ —

Der kleine Naschteufel klammerte sich an die Aeste an, daß sie sich bogen und brachen, er wand, drehte und sträubte sich, daß einem grauste, aber es half nichts, er mußte in den Sack. — Juan, der Soldat nahm nun einen Schmiedhammer und bearbeitete den Insassen wider Willen mit großer Gelassenheit, bis alle Knochen desselben tüchtig zermahlen waren.

Doch wie male ich die Wuth Luzifers, als er seinen Benjamin, seinen Augapfel anlangen sah, ganz verenkt und zerschunden, ein selbst für den Teufel erbarmungswürdiges Spektaculum.

„Bei den Hörnern des Mondes! schrie er, ich schwöre es mir selbst und meiner Großmutter, daß dieser anstandslose Hallunke Juan mir alles miteinander bezahlen soll; Potz Schwefel und Pech! ich hol ihn selbst in eigener Person.“

Juan aber war dieser Visitte gewärtig, auf seiner Hut und hatte seinen Tornister so ungefähr bei der Hand, als Lucifer bei ihm erschien, dessen Augen griechisches Feuer, dessen Maul Racketen spie. Er pflanzte sich mit vieler Gleichmuth vor dem Höllengast auf und hub an:

„Gevatter Luzifer! Juan der Soldat fürchtet nichts und schuldet nichts! nur daß Du's weißt.

— „Und daß Du's weißt, aufschneiderischer Eisenfresser! ich werfe Dich in die Hölle, so geschwind man „Satan“ sagt, schrie Luzifer vor Grimm schnaubend.

„Du mich, Du Juan den Soldaten! Ja, wenn's so geschwind gienge! Das, was Du nicht weißt, Gevatter Hochmuth, ist, daß ich Dir dein Pfeifen und Blasen vertreiben will, ich!“

— „Du, elender Erdenwurm?“ —

„Ich Dich! große Vogelscheuche! Ich will Dich in meinen Schnappsack stecken, Deinen Schweif und Deine Hörner, so viel Du hast!“

— „Genug der Prahlhanserei!“ polterte Luzifer, streckte seinen langen Arm und schüttelte seine entsetzlichen Klauen.

„In den Schnappsack!“ commandirte Juan im gröbsten Corporalston, dessen er in seiner besten Jugend fähig war. Und ob Luzifer sich auch streckte, dehnte, sträubte, wand, drehte und wendete, klein, groß, dick oder dünn machte, ob er auch brüllte, stöhnte, pustete, schnob und gröhlte, hinein mußte er in den Torniſter von Kopf bis zu den Füßen.

Juan der Soldat nahm seinen Schmiedehammer und behandelte den Sack sammt Inhalt so nachdrücklich, daß Luzifer platt wie Goldschaum geschlagen war.

Des Hämmerns müde, ließ er seinen Gefangenen laufen und sprach noch zu ihm:

„Sei froh, daß ich mich mit diesem begnüge; falls Du Dich aber noch einmal unterstehst, vor mir zu erscheinen, Du ungeheure Unverschämtheit, so gewiß als ich dem König 24 Jahre gedient habe, ohne mehr als ein Pfund Brod und 6 Heller profitirt zu haben, — reiße ich Dir den Schweif, die Hörner und die Klauen aus, dann wollen wir sehen, wem Du noch Angst eingjagst. Jetzt weißt Du's! —

Als nun der höllische Hofhalt den Großteufel kommen sah, zerquetscht, verschlagen, durchsichtig wie ein Haarsieb und mit eingezogenem Schweif wie ein wasserscheuer Hund, lechzend und stöhnend, da wurden sie alle toll vor Mitleiden, rasend vor Rachegefühl, und spieen eitel Kröten und Schlangen.

Nach solchergestaltigen loyalen Theilnahmsäußerungen schrieen sie Alle mit einer Stimme: „Herr! was nun?“

„Schickt nach Schlossern, um Thorschlösser zu machen, schickt nach Maurern und laßt alle Thüren, Pforten, Scharten, Spalten und Ritzen vermauern, daß der freche Juan, der Soldat weder in die Hölle kommen, noch treten, noch schlupfen, noch kriechen, noch gleiten kann, befahl Luzifer. Und also geschah es.

Da Juan der Soldat sein Sterbestündlein herannahen fühlte, hieng er seinen Torniſter um und wanderte nach den Himmel. An

der Thüre nickte Sankt Peter und gähnte: „Holloh, willkommen! wohin gut Freund!“ —

— „Wohin? nun, dahinein! erwiederte Juan aufgeblasen.“

„Oha! Halt! stillgestanden, Gevatter! hier geht nicht Jedermann in den Himmel, wie der Esel in den Stall! Laß schauen, ob Du's auch verdient hast!“

— „Nun, ich denke, ein Bischen! Ich diente 24 Jahre dem König, ohne größeren Dank als ein Pfund Brod und 6 Heller; und das war mein Monturguthaben! Scheint dieß Ew. Gnaden wenig?“ —

„Das genügt nicht, Freund!“ grämelte Sankt Peter.

— „Was, das genügt nicht?“ rief Juan der Soldat und schritt vorwärts; wir wollen sehen!“ —

Sankt Peter packte ihn beim Fittich und hielt ihn zurück.

— „In den Schnappsack!“ kommandirte Juan.

„Juan, Mensch, Christ! hab Ehrfurcht! bedenke!“

— „In den Schnappsack! Denn Juan fürchtet nichts und schuldet nichts.“

Und Sankt Peter, er mochte wollen oder nicht, mußte in den Tornister.

„Laß mich los, Juan Soldat! bat der heilige Glatzkopf, bedenke, daß die Himmelspforten offen stehen und ohne Wache, und daß jede hergelaufene Seele hinein kann!“

— „Das ist's eben, was ich wollte! sprach Juan der Soldat, ungemein sich in die Brust werfend und den Hals drehend, indem er die Schwelle überschritt; denn ich frage Euch, Sankt Peter! scheint es Ew. Gnaden in der Ordnung, daß ich nach 24 Jahren in des Königs Dienst, mit einem Pfund Brod und 6 Heller Gewinnst, hier oben nicht mein Invalidenquartier finden sollte?“

4.

Wir haben bisher gesehen, wie es mit den Höllenfürsten abwärts geht, erst macht er in der Wüste Fiasco, dann am Meeresstrand, vor einem jungen freilich christlichen Ritter zieht er den Kür-

zern, dann verkriecht er sich im Tartarus vor einem abgedankten, freilich reich gewordenen Soldaten und zum Schluß muß er vor einem alten Weibe flüchten, zum Wohlbehagen und zur Genugthung aller Wohldenkenden, wie die Sage aus der Umgegend von Villagaañes kündet von:

Des Teufels Schwiegermutter.

Es lebte einmal in dem kleinen Flecken Villagañes eine fromme Wittwe, aber diese war häßlicher als der Feldwebel von Utrera, welcher bekanntlich vor Häßlichkeit platzte; sie war dürrer als Spartgras, älter als das zu Fuß gehen, und gelber als eine Epidemie. — Dagegen hatte sie scharf ausgeprägte Gemüthsstimmungen, die, glaube ich, selbst Hiob nicht ertragen hätte. Sie gaben ihr deshalb den Beinamen Muhme Holofernes und kaum wurde ihre Nasenspitze sichtbar, so liefen alle Kinder davon. Denn Holofernes ist syrisch und bedeutet Kinderschreck. — Doch war die Muhme Holofernes reinlich wie das Wasser selbst, arbeitsam wie eine Ameise und deshalb hatte sie Kreuz und Leiden mit ihrem Töchterlein Panfila, welches ihr Widerspiel in dieser Hinsicht, und so über Alles bequem, alias faul war, daß ein Erdbeben es nicht aus seiner Ruhe hätten bringen können. Daß es an (ich sage nicht Zwiegesprächen, denn zum Antworten war Panfila zu träge) Strafpredigten von Seiten der rüstigen Alten nicht fehlte, versteht sich, und es würden diese gesammelt unter den Spezialtiteln: Gegen das Spätaufstehen, gegen das Fenstergaffen, gegen das Träumen, gegen das Maulen u. s. w. gewiß manches Lehrreiche geboten haben, wenn überhaupt heutzutage Didactik nicht schon ein verrosteter Artikel wäre und es kann daher füglich übergangen werden, welche mütterliche Mühe an der dickohrigen Panfila verschwendet wurde.

Da nun dem schalkhaften Scharfschützen Amor so manch Unmögliches möglich wird, so gedieh unter seiner Oberaufsicht, natürlich hinter dem holofernischen Rücken ein zartes Verhältniß zwischen Panfila und einem schmucken Piloten Don Gregorio de Carimbachàrabéte, der zwischen Barcelona und Cadix kreuzte, ein hüb-

sches Resultat contrabandistischer Studien in Alicante angelegt und nur den in spe stiefmütterlichen Widerwillen gegen eine Verheirathung der sonst hübschen Panfila überhaupt zu bekämpfen hatte. Einmal hatte sich Muhme Holofernes schon energisch gegen Heirathen im Allgemeinen und Besonderen bei einer Nachbarin Dona Tomasa de Caramanchel ausgesprochen.

„Was! eiferte sie, meine Panfila heirathen? jemals heirathen? so lang ich lebe nicht, beim heiligen Quintin; so lang ich erlauben und gestatten kann, so lang erlaube und gestatte ich nichts!"

— „Aber, Frau Holofernes, Sie heiratheten doch auch! und Ihre Frau Mutter, und Ihre Frau Großmutter, und Ihre Frau Urgroßmutter!" —

„Was wahr ist bleibt wahr, habs auch schon bitter bereut, und wär's auch nur drum, solch eine Tochter zu bekommen, aber Frau Nachbarin! wenn auch meine Mutter, meine Großmutter und meine Urgroßmutter sich verheiratheten, so will ich einmal, daß weder Panfila, noch meine Enkelin, noch meine Urenkelin heirathe! Verstanden?" —

Auf diese Art wurde die Mutter täglich der Ehe mehr gram, die Tochter immer heirathslustiger und der Pilote auf Freiersfüßen immer unvorsichtiger. War die Alte in der Kirche und wußte ihre Panfila eingesperrt, so hatte Don Gregorio in der Schifffahrtsschule in Malaga nicht umsonst das Klettern gelernt, um wenigstens über die Hofmauer gebeugt mit seiner süßen Qual zu plaudern und alle die schnurrigen Coplas marinas vorzusingen, die er als Nebenfach in diversen Matrosenkneipen erlernt und zwar mit einem großen Aufwand von Vino tinto, den Krug zu einem halben Realen.

En el mar hay un pescado	Einen Fisch gibts in dem Meere.,

sang er unter andern:

Que llaman la corvina	Fischer nennen ihn Corvina, —
Y en la tierra una serpiente	Auf dem Land gibts eine Schlange
Que llaman Catalina	Und man heißt sie Catharina.

Mi madre me pega palos
Porque quiero á un marinero
Y al son de los palos digo:
Vivan las anclas y remos!

Meine Mutter prügelt mich alle Tag,
Weil ich einen Seemann wohl leiden mag
Und während des Prügeln rufe ich doch:
Die Anker und Ruder, sie leben hoch!

Un carpintero me quiere,
Y un sastre me solicita
Y un marinero ha de ser
Dueno de mi personita.

Ein wackerer Schreiner wohl um mich minnt,
Ein Schneider ist ernstlich mir hold gesinnt;
Doch ein Seemann allein ist's der gebeut
Als Herr meiner kleinen Persönlichkeit.

Marinero es mi amante
De agua salada,
Porque los de agua dulce
No valen nada.

Salzwasserfischer mein Knabe ist,
Ich sag' es leuchtenden Angesichts
Süßwasserfischer, wenn auch ein Christ,
Mir gilt er nichts.

Tengo pasadas por ti
Mas penas y mas fatigas,
Que pasan los marineros
En el Callao de Lima.

Was hab' ich um dich so unverschuldet
Für Mühen und Plagen und Schmerzen erduldet,
Mehr als ein seebefahrener Mann
In den Klippen Limas erleben kann.

En mi casa hay un patio
Tan particular
Que en lloviendo se moja
Como los demas.

In meinem Häuschen ist ein Hof,
Da herrscht gar sond'rer Brauch,
Wenn's regnen thut, so wird er naß,
Wie jeder and're auch.

Cuatrocientas mujeres,
Quinientos loros,
Arman una algazara
De mil demonios.

Der Frauen 400, der Papageyen
500 ohne Zweifel —
Die können, wenn sie wollen, schreien
Als wärens 1000 Teufel.

En Malaga los serenos
Dicen que no beben vino
Y con el vino que beben
Puede moler un molino.

Man sagt, Nachtwächter in Malaga
Die ließen das Weintrinken bleiben,
Jedoch mit dem Wein, den sie trinken, ja!
Kann man eine Mühle treiben

Dicen que no me quieres;
A mi no me da cuidado:
Manana me pongo luto
De Tafetan encarnado.

Sie haben es heimlich mir hinterbracht,
Daß Du mir Dein Herzchen nicht zugedacht.
Von Morgen lege ich Trauer an,
So roth als den Taffet ihn finden kann.

Und so giengs fort, bis eines Tages die schönste Strophe eine Unterbrechung erlitt, an welcher ein gewaltiger Besen an langem Stiel und des Piloten unbedachtsamster Theil am meisten betheiligt waren. Der Betroffene verschwand. Die Betroffene erhielt von der Betreffenden eine derbe Lection, die mit den Worten schloß: „Teufelskind, Ungerathene, Verlorne, Barrabastochter mit deinen Liebhabergedanken, wolle Gott, daß dich der Teufel heirathe!"

Nach kurzer Zeit erschien ein junger Mann, anmuthig, rothbackig, braunlockig, mit hübschem Vermögen, richtigen Papieren — kurz ein in jeder Beziehung wünschenswerther Freier, der um Panfilas Hand anhielt. Muhme Holofernes fand keinen Korb, keinen Abschlag in ihrem sonst so reich ausgestatteten Arsenal, so sehr sie auch suchte; der Prätendent war hinreißend, bezaubernd, so daß Panfila, vielleicht aus Faulheit, dem armen Piloten treulos und Señor Don Blas de Chaticuernachivo's Braut wurde. Alles wickelte sich vortrefflich ab, die Hochzeit stand bevor. Aber es geht nichts über eine große Verwandtschaft. Zwei entfernte Onkels, der Onkel Gil und der Onkel Blas waren von dem unseligen Bräutigam unabsichtlich übersehen worden, der Eine bei einem Händedruck, der Andere bei einem Abschiedskuß, und diese beiden Vernachläßigten begannen ein finsteres Werk der Rache. Man hustete, man zuckte die Achseln, man flüsterte, man brach in der Rede ab, wenn über den Bräutigam gesprochen werden wollte, man schwieg, wo man reden, man redete, wo man schweigen sollte, und die Muhme Holofernes war nicht die Letzte, die ins Geheimniß gezogen wurde. Der Argwohn schärfte ihre Blicke, und o heilige Petronella! es schien ihr, daß die hohe Stirne ihres künftigen Schwiegersohnes unter den Locken noch höher würde und kleine gewisse Hörnchen durchstächen — und immer schärfer betrachtete sie den Ahnungslosen. — Daß sie ihre Tochter einst verflucht, fiel ihr auch ein, es waren jedoch schon zu viele Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht werden, als daß die vorum- und scharfsichtige Mutter es vor der Zeit zu einer Scene hätte kommen lassen.

Endlich nahte auch der Hochzeitstag. Die Muhme Holofernes

hatte Kuchen und Reflexionen gemacht, jene süß, diese bitter; eine große Ollapodrida für den Mittag, ein großes schadenfrohes Projekt für den Abend, sie hatte ein mächtiges Faß edlen Weines in Bereitschaft, und ein Maneuver, welches nicht edel zu sein drohte. Der Erfolg von allem diesem war, daß sie ihren Vogel an den Federn, oder hier den Hörnern erkannte, ihn mit Hilfe ihrer Tochter durchs Schlüsselloch in ein Fläschchen jagte, den Herrn Schwiegersohns alles Bittens und Flehens unerachtet in seinem gläsernen Gefängnisse auf den Gipfel eines der höchsten Spitzen der Ronda ausgesetzt seinem Schicksal überantwortete und zur Einheimsung des von ihm im Stich gelassenen reichen Hochzeitsschatzes nach Hause eilte. —

Auf seinem Berge blieb der arme Teufel, denn es war kein Anderer, 10 Jahre! — Welche 10 Jahre meine Verehrtesten! Die Welt war wie ein See von Baumöl. Jedermann ging seinen Angelegenheiten nach, ohne sich um jene Fremder zu kümmern. Keiner begehrte seines Nächsten Amt, Rang, Titel, Gehalt, Orden, Würde, Haus, Hof, Aecker, Vieh, Geld und Gut und irgend was desselben war; Raub wurde ein bedeutungsloses Wort, die Waffen rosteten, das Pulver verbrauchte man zu Luftfeuerwerken; die Gefängnisse waren leer, kurz! in dieser Dekade des goldenen Zeitalters ereignete sich nur ein beklagenswerthes Ereigniß... Die Advokaten starben vor Hunger und Stillschweigen! Aber ach! dieser glückliche Zustand sollte enden... und zwar auf folgende unerwartete Weise.

Ein Soldat, Namens Wackermuth, erhielt auf einige Tage Urlaub nach seinem Heimathsort Villaganes. Der Weg dahin führte rings um den Gipfel des Berges, wo der Schwiegersohn der Muhme Holofernes alle gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Schwiegermütter so recht herzlich verfluchte und sich selbst gelobte, diese Vipernbrut, sobald es in seiner Gewalt lag, auszurotten, was er durch einfache Abolition der Ehe zu erreichen glaubte. Wackermuth gedachte den langweilig gewundenen Weg abzuschneiden und quer über den Gipfel des Berges zu steigen. So that er und erstaunte baß, auf der kahlen Platte ein Glasfläschchen vorzufin-

den — er nahm es, schaute durch und sah den Teufel, der freilich mit den Jahren, durch strenge Haft, scharfe Fasten, Sonnengluth und Herzensjammer so verzweifelt zusammengeschrumpft war, daß er einer eingetrockneten Zwetschke glich. Verwundert rief dee Soldat:

„Was für ein kleines Vieh, welche Mißgeburt, was für ein Phänomen ist denn das?"

— „Ich bin ein ehrlicher und wohlverdienter Teufel, dem an seiner Besserung liegt, erwiederte demüthig und höflich der Eingesperrte: Die Verderbtheit einer verrätherischen Schwiegermutter (die in meine Krallen falle!) hält mich hier seit zehn Jahren gefangen; befreie mich, tapferer Krieger und ich bewillige Dir, was Du auch immer verlangst."

„Ich will meinen Abschied!" sagte Wackermuth ohne Zögern.

— „Du sollst ihn haben; aber entstöpsele, entstöpsele schnell! denn es ist eine riesige Widersinnigkeit zur jetzigen Zeit der Bewegungen den größten Unruhestifter der Welt hier einzuglasen."

Wackermuth öffnete etwas den Pfropf, aus dem Fläschchen stieg ein spezifisch mephitischer Geruch und ihm in den Kopf. Er mußte nießen und schlug sofort mit der flachen Hand den Kork so kräftig in das Gefäß, daß dieser den Teufel fast zerquetschte, welcher vor Wuth und Schmerz aufschrie.

„Was machst Du, erbärmlicher Erdenwurm, schlimmer und falscher als meine Schwiegermutter!" rief er aus.

— „Mir scheint, entgegnete Wackermuth, es ist besser, wir setzen andere Bedingungen fest, denn ich leiste Dir wahrlich einen Dienst, wie nicht leicht Einer!"

„Und welche Bedingnngen sind dieß, lästiger Befreier?" fragte der Teufel.

— „Dein Lösegeld soll vier Thaler täglich sein, so lang ich lebe! Bedenk es, denn drinnen und draußen ist ein Unterschied."

„Bei Satanas, bei Luzifer, bei Belzebub! stöhnte der Widersacher; Du Elender, Geiziger! ich habe kein Geld."

— „Oh!" machte Wackermuth; ist das eine Antwort für so

einen Großmogul wie Du! Das ist, Gevatter! so eine rechte Ministerantwort. Dir schadets nicht und mir nützts nicht!"

„Nun, da Du mir nicht glaubst, sagte der Gefangene, so laß mich hinaus! ich will Dir helfen, wie ich schon Andren geholfen, mehr kann ich, bei meinem Schürhacken! nicht thun. Laß mich los! bei allen tausend der Meinigen, laß mich los!" —

— „Eile mit Weile!" beruhigte der biedere Urlauber; uns pressirt nichts, und wahrhaftig! Dich wird die Welt noch entbehren können. Versteh mich wohl, ich packe und führe Dich an Deinem Horn, bis Du hältst, was Du versprochen hast, und wenn nicht, so hilft Dir alles nichts."

„Du traust meinem Wort nicht, Unverschämter!" schrie der Gereizte.

— „Nein, entgegnete ruhig Wackermuth; ich weiß, Du bist das Schwefeln gewohnt."

„Was Du von mir verlangst, ist unter meiner Würde," sprach der Arrestant mit all' dem Hochmuth einer verschrumpften Zwetschke.

— „Nun, dann geh' ich?" entschied Wackermuth!

„Fahr wohl!" brummte der Teufel, um nicht zu sagen b'hüte Gott.

Als er aber sah, daß der Soldat sich wirklich entfernte, fieng er an derart im Gläschen sich zu winden, zu drehen und zu schreien, daß man es nicht glauben möchte.

"Kehr um, komm her, geliebter Freund! (Dich soll ein junger Stier aufspießen, herzloser Spitzbube!) komme, komme! wohlthätiges Geschöpf, befreie mich, magst Du mich am Horn oder an der Nase herumführen, edelmüthiger, verdienstvoller Krieger (ich will mich rächen, elender Spießprügelschlepper! und wenn ich Dich zum Schwiegersohn der Mutter Holofernes machen sollte, und wenn ihr beide einander gegenüber in der Hölle braten solltet!")

Die Bitten des Teufels rührten Wackermuth, er kehrte um und entkorkte das Glas. Der Schwiegersohn der Muhme Holofernes schlüpfte heraus, wie das Küchlein aus dem Ei, erst mit dem Kopf, dessen Hörner der Befreier sogleich erfaßte, dann mit dem übrigen Körper und zuletzt mit seinem Schweife.

Lange Zeit brauchte der Verhutzelte, um seine verkrampften Glieder zu recken und zu dehnen, dann zogen sie des Weges, Wackermuth den Teufel am Horn schleppend, der nebenher trippelte, wie ein erwischtes Böcklein.

So kamen sie zu guter Zeit an eine königliche Hofhaltung, da sagte der Gehörnte vertraulich zu seinem Führer:

„Erlaubt, daß ich in den Kopf der hiesigen Prinzessin fahre, deren Vater, der König sie aufs Leidenschaftlichste liebt, dieß wird ihr so schreckliche Schmerzen verursachen, daß kein Hof- oder Leibarzt ihr helfen kann. Hierauf wirst Du Dich melden, versprichst sie gegen eine Leibrente von 4 Thalern täglich zu retten und ich werde dann von ihr weichen. Natürlich geneset sie von Stund an und unser Conto ist ausgeglichen."

Alles kam so, wie der Teufel kalkulirt und vorgeschlagen, natürlich, wie bei allen Teufeleien in und außer Andalusien, bis zu einem gewissen Punkt. Sie beschritten die Hofburg und der treulose Pechfinke fuhr als ein kaum sichtbares Schwefelkiesstäubchen der Prinzessin durch das zierliche Stumpfnäschen in das Köpfchen. Bald darauf lag das unglückselige Königskind in den entsetzlichsten Krämpfen; der König, ihr Vater war trostlos und das ganze Land in der größten Bestürzung.

Wackermuth stellte sich mit der Hoffahrt dessen vor, welcher weiß, daß ihm der Teufel hilft. Der König nahm seine Dienste an und versprach ihm nach damaliger guter alter Sitte die Hand seiner Tochter, falls er sie retten würde, doch auch den andern Fall schien der eben so betrübte als resolute Vater vorhergesehen haben; vor der Schloßpforte erhub sich ein verhängnißvolles Gerüste, an dem der kecke Doctor baumeln sollte, falls die Prinzessin am dritten Tag nicht gesunden würde. Seines Erfolges jedoch sicher, gieng Wackermuth unbesorgt den bedenklichen Handel ein.

Unglücklicher Weise vernahm solches der Schwefelkiesige und hüpfte vor Freuden, daß ihm die Gelegenheit zur Rache so behilflich war, hatte er doch sein Opfer in den Klauen, welches so unbesonnen, so kindisch vertrauend in sein grob gesponnenes Netz gelaufen.

Das Hüpfen des Teufels im kleinen Gehirn verursachte der Königstochter so furchtbare Schmerzen, daß sie den Doktor sofort aus dem Closet jagen ließ.

Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Unannehmlichkeit. Wackermuth erkannte nun die Tücke des Unredlichen und dessen Absicht, seinem Befreier mit einer Elle gedrehten Hanfes für geleistete Dienste danken zu lassen; doch blieb er seinen Namen getreu und ließ den Kopf nicht hängen.

Am dritten Tag machte jedoch der falsche Doktor unwillkührlich einen weiten Bogen um den Galgen, als er der Prinzessin aufzuwarten eilte. Beim Eintritt ins Closet versiebenfachten sich die Convulsionen der Patientin, sie war buchstäblich ganz des Teufels und schrie, man möge den betrügerischen, schändlichen Quacksalber häuptlings die Treppe hinabstürzen.

„Noch sind meine Hilfsmittel nicht ganz erschöpft!“ sprach Wackermuth mit nachdrücklicher Würde. Habe Ew. Hoheit nur noch ein wenig Geduld!“ Er verließ sofort das Gemach und befahl Namens der Prinzessin mit allen Glocken der Stadt und des Landes läuten zu lassen.

Als er zurückkehrte, fragte der Teufel, der der abgesagteste Feind aller Glockentöne und nebenbei sehr neugierig ist: „Welchem Heiligen gilt denn dies vertrakte Gebimmel?“

— „Sie läuten, erwiederte trocken der Soldat, zur Ankunft Deiner Frau Schwiegermutter, die ich rufen ließ!“

Kaum vernahm dies der Teufel, als er sofort und so rasch floh, daß kein Sonnenstrahl ihn einholen konnte. Die Prinzessin genaß, heirathete Wackermuth und dieser succedirte seiner Zeit dem höchstseligen Herrn und König, seinem Schwiegervater! —

Der Nürnberger und sein Dialekt.

Dritte Abtheilung.

Von

G. Arnold.

Vielleicht gedenken hie älteren unter den verehrlichen Zuhörern noch jener Vorträge in den Jahren 1850 und 1852, in welchen ich bemüht war, den Nürnberger und seinen Dialekt zu charakterisiren und geben mir zu, daß jene harmlosen Auslassungen ihre Absicht Heiterkeit zu erregen, nicht verfehlt hatten, so weit sie auch davon entfernt waren ihren Gegenstand zu erschöpfen. Wenn ich heute mit einer ähnlichen Arbeit vor die geehrte Versammlung trete, so geschieht es auf Anregung freundlicher Beurtheiler, die in den früheren Aufsätzen noch Vieles vermissen; aber es geschieht mit einiger Zaghaftigkeit, da das jetzige Publikum theils an wirklich gelehrte Abhandlungen gewöhnt, theils durch die pikanten Reiseschilderungen unseres lieben Touristen-Paares verwöhnt sein mag.

Freilich hat mich einmal ein sehr liebenswürdiger Kritiker unseres Albums den Humoristen der Gesellschaft genannt und es ist recht Schade, daß ich jenen Ausspruch nicht schwarz auf weiß zu meiner Legitimation vorzeigen kann, aber es ist zu lange her und kann mich gar nichts mehr helfen; mittlerweile bin ich eine Kleinigkeit älter geworden und eine gewisse Dame in meiner nächsten Umgebung behauptet, sie verspüre durchaus keinen Humor an mir, sondern ich sei vielmehr ein rechter Kuschbimuffel[1]) und Morrmaun[2]) geworden.

[1]) Griesgram. [2]) Murrkopf.

Diese Beschuldigung hat aber hingereicht mir die Zunge zu ziehen und alle heidi setzte ich mich auf meinen Nürnberger Pegasus nach dem klassischen Wort des Dichters:

A Jeder reit sein Steckapfer,
Und ih meih Räppla ah

und: hast ihn nit g'sehen versetzt er mich, nicht „in das alte romantische Land."

doch aber ins alte Nürnberg und davon will ich plaudern nach Herzenslust, wenn auch die Grämlichen sagen: er hört sich nur gerne reden.

Folgen Sie mir nach der guten Stadt des vorigen Jahrhunderts, da noch kein Dampfroß keuchte und schnaubte, da am Lauferthor die Kinder noch auf dem Wälla spielten, da man vom Königs- und Marienthor, vom Max- und Mohrenthor nichts wußte und von der Walch keine Pforte führte zum Industrie- u. Kulturverein und zu den blau angestrichenen Baumpfählen, die kürzlich der beredte Ultra- nicht Demokrat sondern Mariner so glänzend vertheidigt hat.

Damals wo noch alle Thore beim Garaus geschlossen wurden und die Thürmer eine Viertelstunde vorher mit großen Kuhhörnern gewaltig tüten thaten, auf daß sich der behaglich daher schlendernde Ländleinslaufer [3]) in einen gelinden Trott setzen und den Einlaß noch erreichen konnte, damals als an der Frauenkirche noch die sieben Kurfürsten um den Kaiser marschirten, als die große Uhr noch auf- und abschlug, als es noch Eins gen Nacht und Eins gen Tag-Burger gab, als man noch keinen Christ- sondern einen Kindleinsmarkt hatte und am heiligen Abend das Kindlein bescheeren ließ, als der kleine Junge noch steif und fest glaubte, sein Vater habe das niedliche Schwesterlein aus dem schönen Brunnen gefischt, damals wo man statt der heut zu Tage überall sich brüstenden Phrase: „Zeit ist Geld" das gemüthliche: Komm ich heut

[3]) Spaziergänger.

nit, komm ich morgen erfand, damals herrſchte bei uns auch kein Schwindel, aber ein langſames immer ſich gleich bleibendes Wirken, keine materialiſtiſche Weltanſchauung, aber Gottesfurcht und ehrbarer Wandel, keine bayeriſche Fortſchrittsparthei, aber ein ſolides Bürgerthum, es gab keine Marienvorſtadt aber einen Scherleinsgarten, kein Neuhauſen aber die Ställe, keine Roſenau aber die Bleich und den Sauweiher.

Es war die Zeit der Regentücher, die der Volkswitz Katzenpopel taufte, der Marderkrägen, Raſſebaſſari-Hauben, und Reifröcke, der Flughauben und Stulpſtiefeln, der Zöpfe und Haarbeutel, man ſah keine Crinolinen noch Zuavenjäckchen, man wußte nichts von Packträgern und Dienſtmännern, keine Möbelwägen ſo groß wie ein kleines Haus ſtanden an den Zieltagen zum Umziehen bereit, es gab nicht einmal einen „Ernſt," der mit unermüdeter Emſigkeit Kommoden und Seſſel, Speiſeg'hälter und Zimmetkäſten, Schäffer und Holzref auf und abluđ zu Nutz und Frommen der Aus- und Einziehenden. Es kam damals vor, daß ſich ein verſchmitzter Buchbindergeſelle für den perſiſchen Miniſterſohn und Obriſt Mirza Hassan Collaweck Schach ausgeben und die guten Nürnberger zum Schaden ihres Geldbeutels Monate lang zum Narren haben konnte, aber freilich gehörten auch Telegraphenleitungen und transatlantiſche Kabel zu den Dingen, von denen man ſich nichts träumen ließ.

Wie Saphir in ſeinem Gedicht: „Die Straßen Hamburgs," gelüſtet es mich einen Rundgang in Nürnbergs Gaſſen und Gäslein zu machen, damit man nicht über die neuen Benennungen die alten ganz vergeſſe und dabei geht es mir wie es dem Herrn James Smith gegangen iſt, als er die Misnomes of London ſchrieb, gerade was der Name beſagt, findet ſich nicht vor.

Im Ballhof wird nicht getanzt, im Münzhof nicht gemünzt, im Fechthaus nicht gefochten, im Roſenthal wachſen keine Roſen, auf dem Heumarkt gibt's kein Heu, auf dem Weinmarkt keinen Wein, auf dem Kornmarkt kein Korn, auf dem Milchmarkt keine Milch, auf dem Roßmarkt fehlen die

Roſſe, auf dem Säumarkt die Schweine, im Schießgraben wird nicht geſchoſſen, in der Söldnersgaſſe wohnen keine Söldner, auf dem Schwabenberg keine Schwaben, im Weſpenneſt wird kein Menſch geſtochen und in der Wunderburg gibt es wohl Knackwürſte aber keine Wunder, das Bauernhaus beherbergt keine Bauern, das Kürſchnerhaus iſt kein Pelzlager und in der Seilersgaſſe fehlen uns die Seiler, in der Irrhergaſſe die Gerber und in der Lebergaſſe die Tuchmacher.

Da geht ſo ein alter Nürnberger hinterm Tetzel herunter und ſieht auf einmal, daß eine Menge junger Mädchen aus einem großen Gebäude herausgehen. Verzeihens meine Freiheit, ſagt er zu einem Vorübergehenden, zu meiner Zeit war das der — Peſtſtadel. Dummes Zeug, brummt dieſer, Peſt — man heißt das jetzt viel nobler Cholera, dies aber iſt das neue Schulhaus für die Sebalder Mädchenſchule.

Verdutzt ſetzt unſer Nürnberger ſeinen Stab weiter, in der Buckelmüllerei will er ein Seidlein weißes Bier trinken, aber er findet ſie nicht — ein ſtattliches ſteinernes Haus ſteht an deſſen Stelle, der alte gläſerne Himmel iſt verſchwunden. Kopfſchüttelnd geht er weiter und ein neues Staunen erfaßt ihn, als er die Poſt im Fünferhaus gewahr wird, welche doch nirgend anders hin als auf den Roßmarkt und in die goldene Gans gehört. Da hat er doch ſo oft geſtanden und die Ordinari aus- und einfahren ſehen und am 1. Januar vor allem hat er nie gefehlt, wenn die 16 Poſtillons zum Neujahrblaſen ausgerittten ſind. Weiter geht er zur Herrentrinkſtuben, aber da findet er keinen Wein, ſondern eine permanente Kunſtausſtellung, ſeine alte Schuſterskirche hat man ihm weggeriſſen, weil ſie nicht einfallen wollte, aus dem beſcheidenen Bitterholz hat man einen vornehmen Bayeriſchen Hof gemacht, die ABC-Brücke mit ihren 40 Kramläden, nach denen ſeine Kinder ihre erſten Buchſtabierſtudien gemacht haben, iſt verſchwunden und eine noble ſteinerne Karlsbrücke nimmt ihre Stelle ein; vergebens ſchweift ſein Auge nach Weſten und ſucht den alten Trubenſteg, dafür erblickt er eine

luftige Kettenbrücke, die man ihm mit Stolz als die erste bezeichnet, welche in Deutschland errichtet wurde. Umsonst sucht er das prächtige alte Giebelhaus am Geiersberg, umsonst die Pappeln und das schöne Gitter, welche seinen alten Freund den Wasserspeier auf dem Neuen Bau umgaben, die Schwabenmühle ist total verändert, die fünf alten gemüthlichen Häuser daneben, welche sich so einträchtiglich an einander gelehnt hatten, sind stattlich neugebaut und sonst unter den Hutern, prangt da jetzt die Kaiserstraße mit prächtigen Läden. Keinen alten Bekannten kann er mehr finden in seiner geliebten Vaterstadt, das Herz möchte ihm brechen.

Wo sind die schönen Frescomalereien am Viatushaus, sie sind übertüncht und das alte solide Gebäude ist jämmerlich durchgebrochen worden zu allerlei hochmüthigen Magazinen voll moderner Waaren, deren Nutzen und Gebrauch er nicht einzusehen vermag. Wo sonst das Zuchthaus stund, findet er jetzt ein Museum, die Barfüsserkirche hat einem Café Noris Platz machen müssen, der Heilsbrouner Hof einer Königlichen Bank.

Nicht besser ergeht es ihm vor der Stadt.

Auf der Hallerwiesen wo er Anno 1768 das schöne Festschießen und allerlei Kurzweil mitgemacht hat, findet er einen Kaffeegarten und das Fleißners Orchester, die Schwedenschanzen an denen sein Vater selbst mitgearbeitet sind spurlos verschwunden und ein Krankenhaus und ein Bahnhof parabiren an ihrer Stelle, er fragt nach der Vogelstange, man schüttelt den Kopf, sie heißt jetzt Ludwigsfeld, er verlangt nach dem Judenbühl — man zeigt ihm nach dem Marfeld wo er mit Entsetzen das Schießhaus findet, das doch dicht an den Johanniskirchhof gehört. Seine alte Grütz findet er nicht mehr und den Schmausenbuk hat man in einen Kurort umgewandelt und mit künstlichen Ruinen und absonderlichen ihm ganz unverständlichen Sprüchen bemalt, die berühmte Buchenklingen wird von Niemand mehr besucht, den Thumenberg hat man zu einem Platnersberg umgeformt und den Tutscheteich sieht man vor lauter Parkanlagen nicht mehr.

Es war eine eigenthümliche Zeit, für uns moderne Noris-

bürger kaum verständlich oder erquicklich, jene Zeit der Lob- und Spruchsprecher, der Geleitskutschen, der Kindlein-Schuler, des Neujahrtrommelns, der rothröckigen Findelkinder-Umzüge, der Dreierleichen, und doch wie urgemüthlich! — Damals konnte der Kandidatus Graf seinen höflichen Schüler schreiben und ihm die Worte in den Mund legen:

Geh ungewaschen nicht aus Deiner Eltern Haus
Und spül zuvor den Mund mit frischem Wasser aus,
Kämm Deine Haare flugs, wenn Du Dich angezogen
Denn einem Strobelkopf ist Niemand gern gewogen.
Leg in die Schüssel nicht, was auf dem Teller lag
Weil Das, was Du gekost't nicht gleich ein And'rer mag;
Kratz in dem Kopfe nicht, sonst gibts von wilden Thieren
Die in der Nähe sind, gleich was zu discuriren.
Wenn Du Dir schneutzen willst, so mußt Du nicht posaunen,
Daß and're von dem Ton erschrecken und erstaunen.
Schnull an den Fingern nicht, wie kleine Kinder pflegen
Sonst bringst Du Dir dadurch gar wenig Gunst zu wegen.

u. s. w. wie Jedermänniglich bekannt.

Damals erschien Anselm v. Zieglers: „Asiatische Banise oder blut'ges doch muth'ges Pegu," (Leipz. 1721), in welchem die ungeheuerlichsten Schlachten beschrieben werden, welche der blutdürstige Chaumigrem und der verliebte Prinz Balacin um die herrliche Banise führen und alles zuletzt zu einem fröhlichen Ende gelanget, damals konnte Joh. Chr. Trömer: „Des deutsch Franzos Schriften" (Leipz. 1636, Nürnb. 1732) herausgeben und was besonders zu verwundern, dafür Leser finden.

Zu jener Zeit wußte man noch nichts von neumodischen Tänzen wie Anglaise und Quadrillen, Polka und Mazurka, man tanzte seinen Schleifer und Rutscher, später höchstens ein Winawet (Menuet) und den beliebten Dreher, den Boden stampfend und wie ein Kreisel um die Achse wirbelnd, daß die Röcke flogen und sang dazu:

Gröiß di Gott, Herr Kupferschmied,
Gröiß di Gott, mein Bester
Wenn Du willst mein Schwager wer'n
Heirat Du mein Schwester.

oder:

Geh ich mit der Durl, tanz ich mit der Durl
Bis auf Schweinau, Schweinau.

Bei Hochzeiten wurde man am zweiten Tag auf Kraut und Fleisch geladen, jetzt steigen sie nach der Trauung in ein Coupé und fahren mutterseelenallein in die Welt hinein und die Gäste daheim trinken Thee und langweilen sich.

Man glaubte damals noch an die „schröcklichen" Kometen als „Fackel- und Zornruthe Gottes," als Vorläufer von entsetzlichen Kriegsläuften, von Pestilenz und Sterb und theurer Zeit und konnte das Publikum mit pathetischen Ansprachen regaliren wie etwa folgende:

Liſt-, Luſt-, laſtervoller Sünder willſt du nicht vor Scham erröthen
So erbleiche nun aus Schrecken. Sieh auf wie dich überſteigt
Dieſe bleiche Feurrakete, blick an wie der Höchſte zeigt
Deiner Sünden Straferuthen, merk wie von dem Kriegsplaneten
Kommt ein Schwert auf dich gelaufen; ſchau den grauſamen Kometen
Der mit blaſſen Todesſtrahlen von dem hohen Himmel leucht
Der mit gleichlos-langem Schweiſe in die Nordgeſtirne reicht.

Man deklarirte es als ein Wunder, daß am fünfeckigen Thurm ein Moosüberzug gewachſen war, der ausſah wie ein Löwe und gab einen Kupferſtich davon heraus mit der Unterſchrift:

Viel mancherlei Zeichen haben ſich ſehen lan
Aber nie dergleichen wie dieſes hier thut ſtan
Zu Nürnberg an der Stadtmauer außen beim Veſtnerthur
Iſt dieſes zu ſchauen, wills kürzlich melden nur
Man hat darvon auch weit und fern vernommen,
Alſo gar nach Amſtertam iſt's kommen.

Und wenn fremde Thiere nach Nürnberg kamen und gezeigt wurden, wie der ſchöne und weltberühmte Büffel von 1745, das Rhinoceros von 1748, der Meerfiſch von 1778, der Oſterochſe von 1775, ſo hat man ſie alſo gleich in Kupfer geſtochen und Medaillen

darauf geschlagen und des bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen.“ (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Näblein machen [4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier [5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

[4]) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. [5]) rectius Drathzieher.

ſtere Thal oder in's Stabtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfreſſer; die braven kamen zum Aepfelein und ſpielten im Betzengäßlein oder Mayengäßlein; die Dummen ſchickte man in den Ochſengraben oder zum Narren, häufig empfingen ſie auch im Taſchenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderſchuhe ausgetreten, ſo war der erſte Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmauſengaſſe, ins Bachſchmatzgäßlein und nach der feiſten Kuchen und ins goldene Tiſchlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenſtüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab ſich ſpäter auf den Herrenmarkt. Wer freilich ſich nicht zu beherrſchen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, ſo war's nicht weit mehr nach den Kreutzgaſſen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Fleberwiſchgäßlein in die Elendegaß, das Strohſackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht ſelten in die Fronveſten und auf den Henkersſteg oder doch wenigſtens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und ſuchte er dann nicht hinter Allerheiligen ſich zu ſalviren, ſo blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unſer Nürnberg gibt der Capſtadt nichts nach, denn es hat ſeinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) ſo gut wie dieſe und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Veſtnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg beſitzt, ſo hat es vor dieſer mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr ſogar ſieben Zeilen zu finden ſind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beſchaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen ſind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaſter, die Pennt, auf

Das Hüpfen des Teufels im kleinen Gehirn verursachte der Königstochter so furchtbare Schmerzen, daß sie den Doktor sofort aus dem Closet jagen ließ.

Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Unannehmlichkeit. Wackermuth erkannte nun die Tücke des Unredlichen und dessen Absicht, seinem Befreier mit einer Elle gedrehten Hanfes für geleistete Dienste danken zu lassen; doch blieb er seinen Namen getreu und ließ den Kopf nicht hängen.

Am dritten Tag machte jedoch der falsche Doktor unwillkührlich einen weiten Bogen um den Galgen, als er der Prinzessin aufzuwarten eilte. Beim Eintritt ins Closet verstebenfachten sich die Convulsionen der Patientin, sie war buchstäblich ganz des Teufels und schrie, man möge den betrügerischen, schändlichen Quacksalber häuptlings die Treppe hinabstürzen.

„Noch sind meine Hilfsmittel nicht ganz erschöpft!“ sprach Wackermuth mit nachdrücklicher Würde. Habe Ew. Hoheit nur noch ein wenig Geduld!“ Er verließ sofort das Gemach und befahl Namens der Prinzessin mit allen Glocken der Stadt und des Landes läuten zu lassen.

Als er zurückkehrte, fragte der Teufel, der der abgesagteste Feind aller Glockentöne und nebenbei sehr neugierig ist: „Welchem Heiligen gilt denn dies vertrakte Gebimmel?“

— „Sie läuten, erwiederte trocken der Soldat, zur Ankunft Deiner Frau Schwiegermutter, die ich rufen ließ!“

Kaum vernahm dies der Teufel, als er sofort und so rasch floh, daß kein Sonnenstrahl ihn einholen konnte. Die Prinzessin genaß, heirathete Wackermuth und dieser succedirte seiner Zeit dem höchstseligen Herrn und König, seinem Schwiegervater! —

Der Nürnberger und sein Dialekt.

Dritte Abtheilung.

Von

G. Arnold.

Vielleicht gedenken hie älteren unter den verehrlichen Zuhörern noch jener Vorträge in den Jahren 1850 und 1852, in welchen ich bemüht war, den Nürnberger und seinen Dialekt zu charakterisiren und geben mir zu, daß jene harmlosen Auslassungen ihre Absicht Heiterkeit zu erregen, nicht verfehlt hatten, so weit sie auch davon entfernt waren ihren Gegenstand zu erschöpfen. Wenn ich heute mit einer ähnlichen Arbeit vor die geehrte Versammlung trete, so geschieht es auf Anregung freundlicher Beurtheiler, die in den früheren Aufsätzen noch Vieles vermissen; aber es geschieht mit einiger Zaghaftigkeit, da das jetzige Publikum theils an wirklich gelehrte Abhandlungen gewöhnt, theils durch die pikanten Reiseschilderungen unseres lieben Touristen-Paares verwöhnt sein mag.

Freilich hat mich einmal ein sehr liebenswürdiger Kritiker unseres Albums den Humoristen der Gesellschaft genannt und es ist recht Schade, daß ich jenen Ausspruch nicht schwarz auf weiß zu meiner Legitimation vorzeigen kann, aber es ist zu lange her und kann mich gar nichts mehr helfen; mittlerweile bin ich eine Kleinigkeit älter geworden und eine gewisse Dame in meiner nächsten Umgebung behauptet, sie verspüre durchaus keinen Humor an mir, sondern ich sei vielmehr ein rechter Kuschdimuffel[1]) und Morrmaun[2]) geworden.

[1]) Griesgram. [2]) Murrkopf.

Diese Beschuldigung hat aber hingereicht mir die Zunge zu ziehen und alle heidi setzte ich mich auf meinen Nürnberger Pegasus nach dem klassischen Wort des Dichters:

A Jeder reit sein Steckapfer,
Und ih meih Räppla ah

und: hast ihn nit g'sehen versetzt er mich, nicht

„in das alte romantische Land."

doch aber ins alte Nürnberg und davon will ich plaudern nach Herzenslust, wenn auch die Grämlichen sagen: er hört sich nur gerne reden.

Folgen Sie mir nach der guten Stadt des vorigen Jahrhunderts, da noch kein Dampfroß keuchte und schnaubte, da am Lauferthor die Kinder noch auf dem Wälla spielten, da man vom Königs- und Marienthor, vom Max- und Mohrenthor nichts wußte und von der Walch keine Pforte führte zum Industrie- u. Kulturverein und zu den blau angestrichenen Baumpfählen, die kürzlich der beredte Ultra- nicht Demokrat sondern Martiner so glänzend vertheidigt hat.

Damals wo noch alle Thore beim Garaus geschlossen wurden und die Thürmer eine Viertelstunde vorher mit großen Kuhhörnern gewaltig tüten thaten, auf daß sich der behaglich daher schlendernde Ländleinslaufer[3]) in einen gelinden Trott setzen und den Einlaß noch erreichen konnte, damals als an der Frauenkirche noch die sieben Kurfürsten um den Kaiser marschirten, als die große Uhr noch auf- und abschlug, als es noch Eins gen Nacht und Eins gen Tag-Burger gab, als man noch keinen Christ- sondern einen Kindleinsmarkt hatte und am heiligen Abend das Kindlein beschееren ließ, als der kleine Junge noch steif und fest glaubte, sein Vater habe das niedliche Schwesterlein aus dem schönen Brunnen gefischt, damals wo man statt der heut zu Tage überall sich brüstenden Phrase: „Zeit ist Geld" das gemüthliche: Komm ich heut

[3]) Spaziergänger.

nit, komm ich morgen erfand, damals herrſchte bei uns auch kein Schwindel, aber ein langſames immer ſich gleich bleibendes Wirken, keine materialiſtiſche Weltanſchauung, aber Gottesfurcht und ehrbarer Wandel, keine bayeriſche Fortſchrittspartei, aber ein ſolides Bürgerthum, es gab keine Marienvorſtadt aber einen Scherleinsgarten, kein Neuhauſen aber die Ställe, keine Roſenau aber die Bleich und den Sauweiher.

Es war die Zeit der Regentücher, die der Volkswitz Katzenpopel taufte, der Marderkrägen, Raſſebaſſari-Hauben, und Reifröcke, der Flughauben und Stulpſtiefeln, der Zöpfe und Haarbeutel, man ſah keine Crinolinen noch Zuavenjäckchen, man wußte nichts von Packträgern und Dienſtmännern, keine Möbelwägen ſo groß wie ein kleines Haus ſtanden an den Zieltagen zum Umziehen bereit, es gab nicht einmal einen „Ernſt," der mit unermüdeter Emſigkeit Kommoden und Seſſel, Speiſeg'hälter und Zimmetkäſten, Schäffer und Holzref auf und ablud zu Nutz und Frommen der Aus- und Einziehenden. Es kam damals vor, daß ſich ein verſchmitzter Buchbindergeſelle für den perſiſchen Miniſterſohn und Obriſt Mirza Hassan Collaweck Schach ausgeben und die guten Nürnberger zum Schaden ihres Geldbeutels Monate lang zum Narren haben konnte, aber freilich gehörten auch Telegraphenleitungen und transatlantiſche Kabel zu den Dingen, von denen man ſich nichts träumen ließ.

Wie Saphir in ſeinem Gedicht: „Die Straßen Hamburgs," gelüſtet es mich einen Rundgang in Nürnbergs Gaſſen und Gäslein zu machen, damit man nicht über die neuen Benennungen die alten ganz vergeſſe und dabei geht es mir wie es dem Herrn James Smith gegangen iſt, als er die Misnomes of London ſchrieb, gerade was der Name beſagt, findet ſich nicht vor.

Im Ballhof wird nicht getanzt, im Münzhof nicht gemünzt, im Fechthaus nicht gefochten, im Roſenthal wachſen keine Roſen, auf dem Heumarkt gibt's kein Heu, auf dem Weinmarkt keinen Wein, auf dem Kornmarkt kein Korn, auf dem Milchmarkt keine Milch, auf dem Roßmarkt fehlen die

Rosse, auf dem Säumarkt die Schweine, im Schießgraben wird nicht geschossen, in der Söldnersgasse wohnen keine Söldner, auf dem Schwabenberg keine Schwaben, im Wespennest wird kein Mensch gestochen und in der Wunderburg gibt es wohl Knackwürste aber keine Wunder, das Bauernhaus beherbergt keine Bauern, das Kürschnerhaus ist kein Pelzlager und in der Seilersgasse fehlen uns die Seiler, in der Irrhergasse die Gerber und in der Lebergasse die Tuchmacher.

Da geht so ein alter Nürnberger hinterm Tetzel herunter und sieht auf einmal, daß eine Menge junger Mädchen aus einem großen Gebäude herausgehen. Verzeihens meine Freiheit, sagt er zu einem Vorübergehenden, zu meiner Zeit war das der — Peststadel. Dummes Zeug, brummt dieser, Pest — man heißt das jetzt viel nobler Cholera, dies aber ist das neue Schulhaus für die Sebalder Mädchenschule.

Verduzt setzt unser Nürnberger seinen Stab weiter, in der Buckelmüllerei will er ein Seidlein weißes Bier trinken, aber er findet sie nicht — ein stattliches steinernes Haus steht an dessen Stelle, der alte gläserne Himmel ist verschwunden. Kopfschüttelnd geht er weiter und ein neues Staunen erfaßt ihn, als er die Post im Fünferhaus gewahr wird, welche doch nirgend anders hin als auf den Roßmarkt und in die goldene Gans gehört. Da hat er doch so oft gestanden und die Ordinari aus- und einfahren sehen und am 1. Januar vor allem hat er nie gefehlt, wenn die 16 Postillons zum Neujahrblasen ausgerittten sind. Weiter geht er zur Herrentrinkstuben, aber da findet er keinen Wein, sondern eine permanente Kunstausstellung, seine alte Schusterskirche hat man ihm weggerissen, weil sie nicht einfallen wollte, aus dem bescheidenen Bitterholz hat man einen vornehmen Bayerischen Hof gemacht, die ABC-Brücke mit ihren 40 Kramläden, nach denen seine Kinder ihre ersten Buchstabierstudien gemacht haben, ist verschwunden und eine noble steinerne Karlsbrücke nimmt ihre Stelle ein; vergebens schweift sein Auge nach Westen und sucht den alten Trubensteg, dafür erblickt er eine

luftige Kettenbrücke, die man ihm mit Stolz als die erste bezeichnet, welche in Deutschland errichtet wurde. Umsonst sucht er das prächtige alte Giebelhaus am Geiersberg, umsonst die Pappeln und das schöne Gitter, welche seinen alten Freund den Wasserspeier auf dem Neuen Bau umgaben, die Schwabenmühle ist total verändert, die fünf alten gemüthlichen Häuser daneben, welche sich so einträchtiglich an einander gelehnt hatten, sind stattlich neugebaut und sonst unter den Hutern, prangt da jetzt die Kaiserstraße mit prächtigen Läden. Keinen alten Bekannten kann er mehr finden in seiner geliebten Vaterstadt, das Herz möchte ihm brechen.

Wo sind die schönen Frescomalereien am Viatushaus, sie sind übertüncht und das alte solide Gebäude ist jämmerlich durchgebrochen worden zu allerlei hochmüthigen Magazinen voll moderner Waaren, deren Nutzen und Gebrauch er nicht einzusehen vermag. Wo sonst das Zuchthaus stund, findet er jetzt ein Museum, die Barfüsserkirche hat einem Café Noris Platz machen müssen, der Heilsbrouner Hof einer Königlichen Bank.

Nicht besser ergeht es ihm vor der Stadt.

Auf der Hallerwiesen wo er Anno 1768 das schöne Festschießen und allerlei Kurzweil mitgemacht hat, findet er einen Kaffegarten und das Fleißners Orchester, die Schwedenschanzen an denen sein Vater selbst mitgearbeitet sind spurlos verschwunden und ein Krankenhaus und ein Bahnhof parabiren an ihrer Stelle, er fragt nach der Vogelstange, man schüttelt den Kopf, sie heißt jetzt Ludwigsfeld, er verlangt nach dem Judenbühl — man zeigt ihm nach dem Marfeld wo er mit Entsetzen das Schießhaus findet, das doch dicht an den Johanniskirchhof gehört. Seine alte Grütz findet er nicht mehr und den Schmausenbuk hat man in einen Kurort umgewandelt und mit künstlichen Ruinen und absonderlichen ihm ganz unverständlichen Sprüchen bemalt, die berühmte Buchenklingen wird von Niemand mehr besucht, den Thumenberg hat man zu einem Platnersberg umgeformt und den Tutscheteich sieht man vor lauter Parkanlagen nicht mehr.

Es war eine eigenthümliche Zeit, für uns moderne Noris-

bürger kaum verständlich oder erquicklich, jene Zeit der Lob- und Spruchsprecher, der Geleitskutschen, der Kindlein-Schuler, des Neujahrtrommelns, der rothröckigen Findelkinder-Umzüge, der Dreierleichen, und doch wie urgemüthlich! — Damals konnte der Kandidatus Graf seinen höflichen Schüler schreiben und ihm die Worte in den Mund legen:

Geh ungewaschen nicht aus Deiner Eltern Haus
Und spül zuvor den Mund mit frischem Wasser aus,
Kämm Deine Haare flugs, wenn Du Dich angezogen
Denn einem Strobelkopf ist Niemand gern gewogen.
Leg in die Schüssel nicht, was auf dem Teller lag
Weil Das, was Du gekost't nicht gleich ein And'rer mag;
Kratz in dem Kopfe nicht, sonst gibts von wilden Thieren
Die in der Nähe sind, gleich was zu discuriren.
Wenn Du Dir schneutzen willst, so mußt Du nicht posaunen,
Daß and're von dem Ton erschrecken und erstaunen.
Schnull an den Fingern nicht, wie kleine Kinder pflegen
Sonst bringst Du Dir dadurch gar wenig Gunst zu wegen.

u. s. w. wie Jedermänniglich bekannt.

Damals erschien Anselm v. Zieglers: „Asiatische Banise oder blut'ges doch muth'ges Pegu," (Leipz. 1721), in welchem die ungeheuerlichsten Schlachten beschrieben werden, welche der blutdürstige Chaumigrem und der verliebte Prinz Balacin um die herrliche Banise führen und alles zuletzt zu einem fröhlichen Ende gelanget, damals konnte Joh. Chr. Trömer: „Des deutsch Franzos Schriften" (Leipz. 1636, Nürnb. 1732) herausgeben und was besonders zu verwundern, dafür Leser finden.

Zu jener Zeit wußte man noch nichts von neumodischen Tänzen wie Anglaise und Quadrillen, Polka und Mazurka, man tanzte seinen Schleifer und Rutscher, später höchstens ein Winawet (Menuet) und den beliebten Dreher, den Boden stampfend und wie ein Kreisel um die Achse wirbelnd, daß die Röcke flogen und sang dazu:

Gröiß di Gott, Herr Kupferschmied,
Gröiß di Gott, mein Bester
Wenn Du willst mein Schwager wer'n
Heirat Du mein Schwester.

oder:

Geh ich mit der Durl, tanz ich mit der Durl
Bis auf Schweinau, Schweinau.

Bei Hochzeiten wurde man am zweiten Tag auf Kraut und Fleisch geladen, jetzt steigen sie nach der Trauung in ein Coupé und fahren mutterseelenallein in die Welt hinein und die Gäste daheim trinken Thee und langweilen sich.

Man glaubte damals noch an die „schröcklichen" Kometen als „Fackel- und Zornruthe Gottes," als Vorläufer von entsetzlichen Kriegsläuften, von Pestilenz und Sterb und theurer Zeit und konnte das Publikum mit pathetischen Ansprachen regaliren wie etwa folgende:

List-, Lust-, lastervoller Sünder willst du nicht vor Scham erröthen
So erbleiche nun aus Schrecken. Sieh auf wie dich übersteigt
Diese bleiche Feurralete, blick an wie der Höchste zeigt
Deiner Sünden Straferuthen, merk wie von dem Kriegsplaneten
Kommt ein Schwert auf dich gelaufen; schau den grausamen Kometen
Der mit blassen Todesstrahlen von dem hohen Himmel leucht
Der mit gleichlos-langem Schweife in die Nordgestirne reicht.

Man deklarirte es als ein Wunder, daß am fünfeckigen Thurm ein Moosüberzug gewachsen war, der aussah wie ein Löwe und gab einen Kupferstich davon heraus mit der Unterschrift:

Viel mancherlei Zeichen haben sich sehen lan
Aber nie dergleichen wie dieses hier thut stan
Zu Nürnberg an der Stadtmauer außen beim Vestnerthur
Ist dieses zu schauen, wills kürzlich melden nur
Man hat darvon auch weit und fern vernommen,
Also gar nach Ambstertam ist's kommen.

Und wenn fremde Thiere nach Nürnberg kamen und gezeigt wurden, wie der schöne und weltberühmte Büffel von 1745, das Rhinoceros von 1748, der Meerfisch von 1778, der Osterochse von 1775, so hat man sie also gleich in Kupfer gestochen und Medaillen

darauf geschlagen und des bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen." (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Räblein machen [4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier [5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

[4]) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. [5]) rectius Drathzieher.

stere Thal oder in's Stadtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfresser; die braven kamen zum Aepfelein und spielten im Betzengäßlein oder Mayengäßlein; die Dummen schickte man in den Ochsengraben oder zum Narren, häufig empfingen sie auch im Taschenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderschuhe ausgetreten, so war der erste Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmausengasse, ins Bachschmatzgäßlein und nach der feisten Kuchen und ins goldene Tischlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenstüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab sich später auf den Herrenmarkt. Wer freilich sich nicht zu beherrschen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, so war's nicht weit mehr nach den Kreutzgassen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Fleberwischgäßlein in die Elendegaß, das Strohsackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht selten in die Fronvesten und auf den Henkersteg oder doch wenigstens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und suchte er dann nicht hinter Allerheiligen sich zu salviren, so blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unser Nürnberg gibt der Capstadt nichts nach, denn es hat seinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) so gut wie diese und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Vestnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg besitzt, so hat es vor dieser mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr sogar sieben Zeilen zu finden sind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beschaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen sind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaster, die Peunt, auf

dem Moos (später fälschlich Most) die Fröschau, die Füll und den Steig.

Die Kothgasse hat man aus Zimperlichkeit später in Brunnengasse umgetauft, weil man vergessen hatte, daß sicher nicht der Koth (Schmutz) Veranlassung zu der Benennung gegeben hat, sondern die ursprünglichen Bewohner, welche Kossäten, Kothsassen, Hintersassen waren (agl. Cote Hütte, Haus, engl. cot) die Pruchgasse (später Johannnisgasse) haben wir mit Braunschweig gemein, und den Kappenzipfel (später Cappadocia) mit verschiedenen anderen deutschen Städten zunächst mit Rothenburg und Schwabach ebenso wie das Ellenbogengäßlein und die Freiung. Der Contumaunzer-Garten wurde im Jahre 1665 für fremde Güter als Contumaz-Anstalt gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten eingerichtet.

Der Sinwelthurm auf der Veste hat seinen Namen von seiner runden Form (sinewel walzenförmig), die Hasenburg von ihren frühern Besitzern denen Haasen, der Heidenthurm von den sonderbaren Steinbildern, die man früher heidnischen Ursprungs hielt, der Lug ins Land von der alt hergebrachten Bezeichnung einer hohen Warte, der Plobenhof von den früheren Besitzern, der adligen Familie der „Plauen“ oder „Ploben“; wie die Zisselgasse von der Familie „Zistel“; der Lichterzieherhof, die Schmidgasse, die Pfannenschmidgasse, die Beckschlagergasse oder Unruh, der Plattnersmarkt, haben ihre Namen ohne Zweifel von den Gewerben, die daselbst betrieben wurden, ob aber im Gemsenthal jemals Gemsen waren, ob im Wetzsteingäßlein Schleifsteine gefunden worden sind, lasse ich dahin gestellt, während der Name Windmühlgäßlein, welcher von der Dielinggasse (St. Ilgen) nach dem Umgeldhaus (Fünferhaus) führt, sehr leicht von dem scharfen Windstrom hergeleitet werden kann, der dort fast immer zu spüren ist und das Welschland einem Hause seine Benennung verdanket, an welchem in der Nähe der Grasersgasse ital. Landschaften gemalt waren, dagegen würde ich

demjenigen dankbar sein, der mir sagen wollte, warum man den Röhrbrunnen am Unschlitthaus Hiserlein nannte.

Ich habe allerdings früher schon ein ansehnliches Contingent von Wirthshäusern mit ziemlich absonderlichen Schildern aufgeführt, aber immer bleiben mir noch einige übrig, die ich hier der Vollständigkeit wegen erwähne, sammt den Straßen, in welchen sie zu suchen waren und theilweise nach sind.

Dahin gehören: der Schwarzbauernhof auf dem Milchmarkt, die Schneiderei in der Weißgerbergasse, die grünen Kinder am Obstmarkt, die goldne Krausen in der Laufergasse, die Hitz im Manghöflein, der böse Brunnen beim Zeughaus, die Schleißen und der Vogelherd in der Kotgasse, die Drossel auf dem Steig, die alte Kärnerin im Dörrersgäßchen, die blaue Hand auf der Schütt; zu geschweigen die, welche wir heute noch frequentiren wie der Mondschein, das Krippelein, das Göckerlein, den Jakobssaal und das Aug, den heitern Himmel, die Douglashöhle, die Wolfschlucht, die Gifthütten und andere.

Die alten Badstuben sind sämmtlich eingegangen und man könnte daraus folgern, daß je mehr die jetzige Welt nach außen zu glänzen sucht, je weniger sauber sei sie nach innen, wäre es nicht bekannt, daß heut zu Tage in vielen Privathäusern ganz elegante Badezimmer eingerichtet sind, die jedenfalls mehr Luxus enthalten, als die sehr einfachen der früheren Jahrhunderte.

Es waren aber früher 13 Bäder zum allgemeinen Gebrauch vorhanden, nämlich das Zeughausbad, das Strohsackbad, das weiße Thurmbad, das Neustuben- oder Unterwöhrdbad, das Fleischbankbad, das Zachariasbad, das Irrerbad, das Rosen- oder Burgbad, das Sonnenbad, das Sandbad, das Zottenbergbad und das Brettenbad, wovon indessen die beiden letzteren bereits in den Jahren 1629 und 1634 eingegangen sind.

Das Wildbad, erbaut 1577, das wir noch haben, war damals, der Eisenhaltigkeit der Quelle wegen, ein Heilbad und

wurde von fremden Herrschaften nicht wenig besucht. Es existirt davon eine eine sehr phantasiereiche Beschreibung vom Lob- und Spruchsprecher Michael Springinklee aus dem Jahre 1681 unter dem Titel:

„Ein schöner Spruch von dem Wildbad zu Nürnberg,"

in welcher es am Schluß heißt, daß der, welcher die Kur beendigt hat

Zum Abschied seinen Brüdern fein
Verlaß eine gute Kandel Wein
So wird sein Bad ihm glücklich sein.

Ich habe in den früheren Vorträgen bereits vieler Schimpfwörter gedacht, die ebenso derb als treffend angewendet worden sind und größtentheils noch werden, es ist aber davon noch ein guter Vorrath übrig geblieben, den ich nun auch nicht länger vorenthalten will. Dabei möge man mir gestatten, sie in den heimischen Klängen des vatersträbischen Dialektes vorzutragen, damit sie in ihrer ganzen Urwüchsigkeit empfunden werden können. Billig muß man sich verwundern über die Menge der Bezeichnungen für Eigenthümlichkeiten und Gebrechen des Körpers, für die Licht- und Schattenseiten des Charakters und Benehmens, welche zur Hand waren und in der That hatte es ein Nürnberger schwer so zu sein, daß gar nichts davon auf ihn passend erscheinen konnte.

Schon als Kind im zarten Alter hieß man: Dockala, Wächtala, Hembschwengel und je nachdem man lebhaft, lärmend, leichtsinnig war: Fantala, Wickela, Nusserla, Gschußel, Unband.

Arme Leute, mit vielen Kindern gesegnet, sind a Hasenwaar. Waren nun die herangewachsenen Nürnberger oder Nürnbergerinnen von kleiner Statur, oder zart und schwächlich, so mußten sie sich gefallen lassen, daß es bald hieß: Esqueck, Knack'n, Krapf, Fratz, bald wieder: Trutschel, Bräxsen, Kratzbürsten.

Die großen Personen kamen aber auch nicht ungerupft weg, man schalt sie: Stangamichel, Steckensteif, langa pranga Latern; war man aber von übermäßiger Leibeslänge,

so bekam man den Titel Damahansel und der war genommen von dem Bilde eines 8 Fuß hohen Riesen an der Wand des Sternhofes, welcher Jakob Damman hieß, aus dem Lüneburgischen gebürtig war und sich dahier im Jahr 1615 für Geld sehen ließ.

Ging man in Nürnberg zierlich und fein gekleidet, so riefen die Neider: Gackala, Drehdi-Docken, Praller, Zusammengezupfte und wer ein umfangreiches Kleid trug, wenn auch ohne Crinoline, der hieß: Zibeleinstürzen.

Nachlässig und schlecht angezogene Personen nannte man: Schlepp, Lumpenburl, Batznschlaf'n, Habeltrab.

Für Häßliche und mit Deformitäten Behaftete gab es eine Menge Namen, die man kaum alle anführen kann, da hieß man je nachdem man aussah: Schlaraffeng'sicht, Pfundnasen, Kniebleinskopf, Bärensia, Katzabrack, Waffel, Zwetschger-Nasen, Affeng'sicht, Mumpfel, Bratpfanneng'stalt, Zahnraffel, hatte man nur eine kleine Glatze, so war man schon ein Plattenkönig und waren die Beine nur ein Bischen ausgebogen, so hieß es: seht den Sikereiter.

Gebrechliche wurden auch nicht verschont, sie hießen Wechselbalg, Buckelwag's, blinder Sir, Kropfeta, Brüchiger und selbst die Greise und Greisinnen waren: alte Kracher, alte Gorra, alte Schachtel, Spittel-Onferla, Mummela, Hosentata, Trudneila.

Wie man es auch machte, so machte man es nicht Recht. Trat man süffisiant so war man eine Gespritzte, ein Haspel, ein Zwickel, eine Scharmante, ein Gispel; war man lebhaft und schnell so konnte man hören, man sei: eine nöthige Wettel- oder ein Hitzablitz. Die Trägen und Blöden aber bediente man mit Laimensieber, Herrgottsmockelein, Lamech, Lätfeigen, Breimaul, Hietsch, Potscht, Schmachtlappen, Strunz, Zwetchgermann.

Besonders von Namen für Dumme und Tölpelhafte hatte man ein reiches Register, als da sind: Storax, Heuoch-

Kratschn, Stöpsel, Lalla, Flöhmeichel, Ochsenstoffel, Meichala, Schiebochs, Höipa, Simpel. Die groben und aufgeblasenen Menschen bezeichnete man mit: Hammazoll, Zauk, Teufelz'reiß, Bräcksmolles, Schliffel, Zipfel, Bauernfünfa, Knollfink, Knüpfel.

Die Mageren schimpfte man: Besenstiel, dürre G'rippen, Beinhäuslein. Die Dicken: G'schwollner, Molla, Wampeter, Brorel, Kezenkättel. Wer jähzornig, heimtückisch und bös war wurde genannt: Bassier, Rabiater, Nissiger, Mus'nkopf, Meineidiger, Peinleinsknecht; wer nicht gut thun will ist ein Schlack, eine Fuchtel, ein Trumm, ein Laster, ein Gottestropf, ein Mensch, eine Zuchtel, eine Mierl, eine Muschel, ein Muster, eine Federfechterin; wir sehen, daß hier das weibliche Geschlecht ungemein reicher bedacht ist, als das männliche. Dagegen ist es bei albernem Benehmen oder Aussehen das Gegentheil, hier sind es die Männer, welche excelliren. Man sagt dafür: Ganspeter, Hansel von Rasch, Laimenbatz, Dellakind, Paruckenhansel, Rockenkopf, Pritschebakela, Hänsabub, Hetschepeter. Schmutzige und unflätige Menschen hießen mit Respekt zu melden: Mistfink, Mistengiker, Suckel, Dreckbartel, Saubartel, Saulecker und die gerne tranken: Krambambuli, Zopf, Brantweinburl, Kordel, Süffling. Mannsleute, die sich viel in der Küche zu schaffen machten, nannten die Mägde: Küchenschmecker, Häfeleinsgucker, Teller- u. Pfannenlecker.

Die bei Nacht vor den Bürgerhäusern singenden Schüler der sogenannten Trivialschulen führten den Spitznamen: Häfelein-Fleischbrüh, und mancher der verehrlichen anwesenden älteren Herren ist vielleicht in seiner Jugend ein Taubengockerer oder gar ein Madlesgockerer gewesen.

Die Vornamen werden überall abgekürzt und nicht allein wir Deutsche thun es, auch bei den Engländern ist dies stark im Schwange; der Nürnberger hat aber seine ganz eigenthümlichen Kürzungen, wie

ſie eben zu ſeiner übrigen Sprache ausnehmend gut paſſen. Laſſen wir zuerſt eine Auswahl von männlichen vorüberziehen z. B.: Balthes, Pauſel, Helwel, Löinerd, Hanni, Görrla, Jakkel, Stoffel, Waſtel, Wolfel, Barthel, Gobel, Nickel, Raddla, Zacherla, Steffel, Wickela
und dann weibliche:

Reddel, Bärbel, Orſchel, Durla, Kättel, Kunni, Chriſtel, Lieſ', Wabel, Mila, Nanni, Lena, Marget.

Unſer Nürnberger hat auch allerlei abſonderliche Benennungen für Eßwaaren. Als Kind hat er ſich viel mit Hippelein [6]) und Sträubelein [7]) mit Ziſſerlein, [8]) Knäckerlein [9]) und Maſchen und Zippern [10]) abgegeben, ſpäter hat er eine Suppe mit Butterkniebla [11]) und Schieberlein [12]) nicht verachtet, wenn darauf ein Breſilla, [13]) ein baßter Rema [14]) eine Spanſau oder ein gebratener Koppen [15]) oder Pipen [16]) folgte, an welch letzterem er beſonders die Pfaffenſtücklein [17]) gerne ißt, er läßt ſich auch Spatzen [18]) und Soldatenkniebla gefallen, wenn ein Schmalz d'rauf brennt iſt und hat auch nichts gegen einen Aierplatz [19]) oder Airesſchmalz [20]) einzuwenden und wenn er ſich aus der Graupen [22]) und dem Rübleskraut [23]) nicht viel macht, und auch die Scherruben [24]) nicht recht vertragen kann, ſo liebt er dagegen den Käskohl [25]) und den Latukki (lactuca) die Storzonierlein (scorzonera hispanica), die Kieferbſen und als beſondere Delikateſſe Brätling [26]) und Pfiffer, [27])

---

[6]) Hohlippen, gerollter dünner Kuchen, Schmeller 2, 221. [7]) Strihzel, krauſes Gebäck, Schmeller 3, 677. [8]) Corneliuskirſchen. [9]) Kleine Süßäpfel. [10]) Art großer Pflaumen. [11]) kleine runde Klößchen. [12]) länglichte Klößchen. [13]) das dicke Fleiſch an der Kalbskeule. [14]) in Eſſig gelegtes Rindfleiſch. [15]) Kapaun. [16]) Truthahn [17]) Bruſtſtück, Schmeller, 1, 306. [18]) Mehlſpeiſe, Schmeller, 3, 582. [19]) Eier- und Brot-Kuchen. [20]) Eier in Schmalz gebacken, Schm. 1, 40. [21]) mit Hefen angemachter Mehlkloß. [22]) Gemeng von Erbſen und Gerſte. [23]) geſchrotene und geſäuerte weiße Rüben, Schm. 3, 10. [24]) brassica napus Schm. 3, 389. [25]) Blumenkohl. [26]) agaricus lactifluus. 27) eine Art eßbarer Pilze.

bürger kaum verständlich oder erquicklich, jene Zeit der Lob- und Spruchsprecher, der Geleitskutschen, der Kindlein-Schuler, des Neujahrtrommelns, der rothröckigen Findelkinder-Umzüge, der Dreierleichen, und doch wie urgemüthlich! — Damals konnte der Kandidatus Graf seinen höflichen Schüler schreiben und ihm die Worte in den Mund legen:

Geh ungewaschen nicht aus Deiner Eltern Haus
Und spül zuvor den Mund mit frischem Wasser aus,
Kämm Deine Haare flugs, wenn Du Dich angezogen
Denn einem Strobelkopf ist Niemand gern gewogen.
Leg in die Schüssel nicht, was auf dem Teller lag
Weil Das, was Du gekost't nicht gleich ein And'rer mag;
Kratz in dem Kopfe nicht, sonst gibts von wilden Thieren
Die in der Nähe sind, gleich was zu discuriren.
Wenn Du Dir schneutzen willst, so mußt Du nicht posaunen,
Daß and're von dem Ton erschrecken und erstaunen.
Schnull an den Fingern nicht, wie kleine Kinder pflegen
Sonst bringst Du Dir dadurch gar wenig Gunst zu wegen.

u. s. w. wie Jedermänniglich bekannt.

Damals erschien Anselm v. Zieglers: „Asiatische Banise oder blut'ges doch muth'ges Pegu," (Leipz. 1721), in welchem die ungeheuerlichsten Schlachten beschrieben werden, welche der blutdürstige Chaumigrem und der verliebte Prinz Balacin um die herrliche Banise führen und alles zuletzt zu einem fröhlichen Ende gelanget, damals konnte Joh. Chr. Trömer: „Des deutsch Franzos Schriften" (Leipz. 1636, Nürnb. 1732) herausgeben und was besonders zu verwundern, dafür Leser finden.

Zu jener Zeit wußte man noch nichts von neumodischen Tänzen wie Anglaise und Quadrillen, Polka und Mazurka, man tanzte seinen Schleifer und Rutscher, später höchstens ein Winawet (Menuet) und den beliebten Dreher, den Boden stampfend und wie ein Kreisel um die Achse wirbelnd, daß die Röcke flogen und sang dazu:

Gröiß di Gott, Herr Kupferſchmied,
Gröiß di Gott, mein Beſter
Wenn Du willſt mein Schwager wer'n
Heirat Du mein Schweſter.

oder:

Geh ich mit der Durl, tanz ich mit der Durl
Bis auf Schweinau, Schweinau.

Bei Hochzeiten wurde man am zweiten Tag auf Kraut und Fleiſch geladen, jetzt ſteigen ſie nach der Trauung in ein Coupé und fahren mutterſeelenallein in die Welt hinein und die Gäſte daheim trinken Thee und langweilen ſich.

Man glaubte damals noch an die „ſchröcklichen" Kometen als „Fackel- und Zornruthe Gottes," als Vorläufer von entſetzlichen Kriegsläuften, von Peſtilenz und Sterb und theurer Zeit und konnte das Publikum mit pathetiſchen Anſprachen regaliren wie etwa folgende:

Liſt-, Luſt-, laſtervoller Sünder willſt du nicht vor Scham erröthen
So erbleiche nun aus Schrecken. Sieh auf wie dich überſteigt
Dieſe bleiche Feurrakete, blick an wie der Höchſte zeigt
Deiner Sünden Straferuthen, merk wie von dem Kriegsplaneten
Kommt ein Schwert auf dich gelaufen; ſchau den grauſamen Kometen
Der mit blaſſen Todesſtrahlen von dem hohen Himmel leucht
Der mit gleichlos-langem Schweife in die Nordgeſtirne reicht.

Mán deklarirte es als ein Wunder, daß am fünfeckigen Thurm ein Moosüberzug gewachſen war, der ausſah wie ein Löwe und gab einen Kupferſtich davon heraus mit der Unterſchrift:

Viel mancherlei Zeichen haben ſich ſehen lan
Aber nie dergleichen wie dieſes hier thut ſtan
Zu Nürnberg an der Stadtmauer außen beim Beſtnerthur
Iſt dieſes zu ſchauen, wills kürzlich melden nur
Man hat darvon auch weit und fern vernommen,
Alſo gar nach Amſtertam iſt's kommen.

Und wenn fremde Thiere nach Nürnberg kamen und gezeigt wurden, wie der ſchöne und weltberühmte Büffel von 1745, das Rhinoceros von 1748, der Meerfiſch von 1778, der Oſterochſe von 1775, ſo hat man ſie alſo gleich in Kupfer geſtochen und Medaillen

einen Großmogul wie Du! Das ist, Gevatter! so eine rechte Ministerantwort. Dir schadets nicht und mir nützts nicht!"

„Nun, da Du mir nicht glaubst, sagte der Gefangene, so laß mich hinaus! ich will Dir helfen, wie ich schon Andren geholfen, mehr kann ich, bei meinem Schürhacken! nicht thun. Laß mich los! bei allen tausend der Meinigen, laß mich los!" —

— „Eile mit Weile!" beruhigte der biedere Urlauber; uns pressirt nichts, und wahrhaftig! Dich wird die Welt noch entbehren können. Versteh mich wohl, ich packe und führe Dich an Deinem Horn, bis Du hältst, was Du versprochen hast, und wenn nicht, so hilft Dir alles nichts."

„Du traust meinem Wort nicht, Unverschämter!" schrie der Gereizte.

— „Nein, entgegnete ruhig Wackermuth; ich weiß, Du bist das Schwefeln gewohnt."

„Was Du von mir verlangst, ist unter meiner Würde," sprach der Arrestant mit all' dem Hochmuth einer verschrumpften Zwetschke.

— „Nun, dann geh' ich?" entschied Wackermuth!

„Fahr wohl!" brummte der Teufel, um nicht zu sagen b'hüte Gott.

Als er aber sah, daß der Soldat sich wirklich entfernte, fieng er an derart im Gläschen sich zu winden, zu drehen und zu schreien, daß man es nicht glauben möchte.

"Kehr um, komm her, geliebter Freund! (Dich soll ein junger Stier aufspießen, herzloser Spitzbube!) komme, komme! wohlthätiges Geschöpf, befreie mich, magst Du mich am Horn oder an der Nase herumführen, edelmüthiger, verdienstvoller Krieger (ich will mich rächen, elender Spießprügelschlepper! und wenn ich Dich zum Schwiegersohn der Mutter Holofernes machen sollte, und wenn ihr beide einander gegenüber in der Hölle braten solltet!")

Die Bitten des Teufels rührten Wackermuth, er kehrte um und entkorkte das Glas. Der Schwiegersohn der Muhme Holofernes schlüpfte heraus, wie das Küchlein aus dem Ei, erst mit dem Kopf, dessen Hörner der Befreier sogleich erfaßte, dann mit dem übrigen Körper und zuletzt mit seinem Schweife.

Lange Zeit brauchte der Verhutzelte, um seine verkrampften Glieder zu recken und zu dehnen, dann zogen sie des Weges, Wackermuth den Teufel am Horn schleppend, der nebenher trippelte, wie ein erwischtes Böcklein.

So kamen sie zu guter Zeit an eine königliche Hofhaltung, da sagte der Gehörnte vertraulich zu seinem Führer:

„Erlaubt, daß ich in den Kopf der hiesigen Prinzessin fahre, deren Vater, der König sie aufs Leidenschaftlichste liebt, dieß wird ihr so schreckliche Schmerzen verursachen, daß kein Hof- oder Leibarzt ihr helfen kann. Hierauf wirst Du Dich melden, versprichst sie gegen eine Leibrente von 4 Thalern täglich zu retten und ich werde dann von ihr weichen. Natürlich geneset sie von Stund an und unser Conto ist ausgeglichen."

Alles kam so, wie der Teufel kalkulirt und vorgeschlagen, natürlich, wie bei allen Teufeleien in und außer Andalusien, bis zu einem gewissen Punkt. Sie beschritten die Hofburg und der treulose Pechfinke fuhr als ein kaum sichtbares Schwefelkiesstäubchen der Prinzessin durch das zierliche Stumpfnäschen in das Köpfchen. Bald darauf lag das unglückselige Königskind in den entsetzlichsten Krämpfen; der König, ihr Vater war trostlos und das ganze Land in der größten Bestürzung.

Wackermuth stellte sich mit der Hoffahrt dessen vor, welcher weiß, daß ihm der Teufel hilft. Der König nahm seine Dienste an und versprach ihm nach damaliger guter alter Sitte die Hand seiner Tochter, falls er sie retten würde, doch auch den andern Fall schien der eben so betrübte als resolute Vater vorhergesehen haben; vor der Schloßpforte erhub sich ein verhängnißvolles Gerüste, an dem der kecke Doctor baumeln sollte, falls die Prinzessin am dritten Tag nicht gesunden würde. Seines Erfolges jedoch sicher, gieng Wackermuth unbesorgt den bedenklichen Handel ein.

Unglücklicher Weise vernahm solches der Schwefelkiesige und hüpfte vor Freuden, daß ihm die Gelegenheit zur Rache so behilflich war, hatte er doch sein Opfer in den Klauen, welches so unbesonnen, so kindisch vertrauend in sein grob gesponnenes Netz gelaufen.

Das Hüpfen des Teufels im kleinen Gehirn verursachte der Königstochter so furchtbare Schmerzen, daß sie den Doktor sofort aus dem Closet jagen ließ.

Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Unannehmlichkeit. Wackermuth erkannte nun die Tücke des Unredlichen und dessen Absicht, seinem Befreier mit einer Elle gedrehten Hanfes für geleistete Dienste danken zu lassen; doch blieb er seinen Namen getreu und ließ den Kopf nicht hängen.

Am dritten Tag machte jedoch der falsche Doktor unwillkührlich einen weiten Bogen um den Galgen, als er der Prinzessin aufzuwarten eilte. Beim Eintritt ins Closet verstebenfachten sich die Convulsionen der Patientin, sie war buchstäblich ganz des Teufels und schrie, man möge den betrügerischen, schändlichen Quacksalber häuptlings die Treppe hinabstürzen.

„Noch sind meine Hilfsmittel nicht ganz erschöpft!“ sprach Wackermuth mit nachdrücklicher Würde. Habe Ew. Hoheit nur noch ein wenig Geduld!“ Er verließ sofort das Gemach und befahl Namens der Prinzessin mit allen Glocken der Stadt und des Landes läuten zu lassen.

Als er zurückkehrte, fragte der Teufel, der der abgesagteste Feind aller Glockentöne und nebenbei sehr neugierig ist: „Welchem Heiligen gilt denn dies vertrakte Gebimmel?“

— „Sie läuten, erwiederte trocken der Soldat, zur Ankunft Deiner Frau Schwiegermutter, die ich rufen ließ!“

Kaum vernahm dies der Teufel, als er sofort und so rasch floh, daß kein Sonnenstrahl ihn einholen konnte. Die Prinzessin genaß, heirathete Wackermuth und dieser succedirte seiner Zeit dem höchstseligen Herrn und König, seinem Schwiegervater! —

Der Nürnberger und sein Dialekt.

Dritte Abtheilung.

Von

G. Arnold.

Vielleicht gedenken die älteren unter den verehrlichen Zuhörern noch jener Vorträge in den Jahren 1850 und 1852, in welchen ich bemüht war, den Nürnberger und seinen Dialekt zu charakterisiren und geben mir zu, daß jene harmlosen Auslassungen ihre Absicht Heiterkeit zu erregen, nicht verfehlt hatten, so weit sie auch davon entfernt waren ihren Gegenstand zu erschöpfen. Wenn ich heute mit einer ähnlichen Arbeit vor die geehrte Versammlung trete, so geschieht es auf Anregung freundlicher Beurtheiler, die in den früheren Aufsätzen noch Vieles vermissen; aber es geschieht mit einiger Zaghaftigkeit, da das jetzige Publikum theils an wirklich gelehrte Abhandlungen gewöhnt, theils durch die pikanten Reiseschilderungen unseres lieben Touristen-Paares verwöhnt sein mag.

Freilich hat mich einmal ein sehr liebenswürdiger Kritiker unseres Albums den Humoristen der Gesellschaft genannt und es ist recht Schade, daß ich jenen Ausspruch nicht schwarz auf weiß zu meiner Legitimation vorzeigen kann, aber es ist zu lange her und kann mich gar nichts mehr helfen; mittlerweile bin ich eine Kleinigkeit älter geworden und eine gewisse Dame in meiner nächsten Umgebung behauptet, sie verspüre durchaus keinen Humor an mir, sondern ich sei vielmehr ein rechter Kuschdimuffel[1]) und Morrmaun[2]) geworden.

[1]) Griesgram. [2]) Murrkopf.

Diese Beschuldigung hat aber hingereicht mir die Zunge zu ziehen und alle heidi setzte ich mich auf meinen Nürnberger Pegasus nach dem klassischen Wort des Dichters:

A Jeder reit sein Steckapfer,
Und ih meih Räppla ah

und: hast ihn nit g'sehen versetzt er mich, nicht

„in das alte romantische Land."

doch aber ins alte Nürnberg und davon will ich plaudern nach Herzenslust, wenn auch die Grämlichen sagen: er hört sich nur gerne reden.

Folgen Sie mir nach der guten Stadt des vorigen Jahrhunderts, da noch kein Dampfroß keuchte und schnaubte, da am Lauferthor die Kinder noch auf dem Wälla spielten, da man vom Königs- und Marienthor, vom Max- und Mohrenthor nichts wußte und von der Walch keine Pforte führte zum Industrie- u. Kulturverein und zu den blau angestrichenen Baumpfählen, die kürzlich der beredte Ultra- nicht Demokrat sondern Martiner so glänzend vertheidigt hat.

Damals wo noch alle Thore beim Garaus geschlossen wurden und die Thürmer eine Viertelstunde vorher mit großen Kuhhörnern gewaltig tüten thaten, auf daß sich der behaglich daher schlendernde Ländleinslaufer [3]) in einen gelinden Trott setzen und den Einlaß noch erreichen konnte, damals als an der Frauenkirche noch die sieben Kurfürsten um den Kaiser marschirten, als die große Uhr noch auf- und abschlug, als es noch Eins gen Nacht und Eins gen Tag-Burger gab, als man noch keinen Christ- sondern einen Kindleinsmarkt hatte und am heiligen Abend das Kindlein beschееren ließ, als der kleine Junge noch steif und fest glaubte, sein Vater habe das niedliche Schwesterlein aus dem schönen Brunnen gefischt, damals wo man statt der heut zu Tage überall sich brüstenden Phrase: „Zeit ist Geld" das gemüthliche: Komm ich heut

[3]) Spaziergänger.

nit, komm ich morgen erfand, damals herrſchte bei uns auch kein Schwindel, aber ein langſames immer ſich gleich bleibendes Wirken, keine materialiſtiſche Weltanſchauung, aber Gottesfurcht und ehrbarer Wandel, keine bayeriſche Fortſchrittspartei, aber ein ſolides Bürgerthum, es gab keine Marienvorſtadt aber einen Scherleinsgarten, kein Neuhauſen aber die Ställe, keine Roſenau aber die Bleich und den Sauweiher.

Es war die Zeit der Regentücher, die der Volkswitz Katzenpopel taufte, der Marderkrägen, Raſſebaſſari-Hauben, und Reifröcke, der Flughauben und Stulpſtiefeln, der Zöpfe und Haarbeutel, man ſah keine Crinolinen noch Zuavenjäckchen, man wußte nichts von Packträgern und Dienſtmännern, keine Möbelwägen ſo groß wie ein kleines Haus ſtanden an den Zieltagen zum Umziehen bereit, es gab nicht einmal einen „Ernſt," der mit unermüdeter Emſigkeit Kommoden und Seſſel, Speiſeg'hälter und Zimmetkäſten, Schäffer und Holzref auf und ablud zu Nutz und Frommen der Aus- und Einziehenden. Es kam damals vor, daß ſich ein verſchmitzter Buchbindergeſelle für den perſiſchen Miniſterſohn und Obriſt Mirza Hassan Collaweck Schach ausgeben und die guten Nürnberger zum Schaden ihres Geldbeutels Monate lang zum Narren haben konnte, aber freilich gehörten auch Telegraphenleitungen und transatlantiſche Kabel zu den Dingen, von denen man ſich nichts träumen ließ.

Wie Saphir in ſeinem Gedicht: „Die Straßen Hamburgs," gelüſtet es mich einen Rundgang in Nürnbergs Gaſſen und Gäslein zu machen, damit man nicht über die neuen Benennungen die alten ganz vergeſſe und dabei geht es mir wie es dem Herrn James Smith gegangen iſt, als er die Misnomes of London ſchrieb, gerade was der Name beſagt, findet ſich nicht vor.

Im Ballhof wird nicht getanzt, im Münzhof nicht gemünzt, im Fechthaus nicht gefochten, im Roſenthal wachſen keine Roſen, auf dem Heumarkt gibt's kein Heu, auf dem Weinmarkt keinen Wein, auf dem Kornmarkt kein Korn, auf dem Milchmarkt keine Milch, auf dem Roßmarkt fehlen die

Rosse, auf dem Säumarkt die Schweine, im Schießgraben wird nicht geschossen, in der Söldnersgasse wohnen keine Söldner, auf dem Schwabenberg keine Schwaben, im Wespennest wird kein Mensch gestochen und in der Wunderburg gibt es wohl Knackwürste aber keine Wunder, das Bauernhaus beherbergt keine Bauern, das Kürschnerhaus ist kein Pelzlager und in der Seilersgasse fehlen uns die Seiler, in der Irrhergasse die Gerber und in der Ledergasse die Tuchmacher.

Da geht so ein alter Nürnberger hinterm Tetzel herunter und sieht auf einmal, daß eine Menge junger Mädchen aus einem großen Gebäude herausgehen. Verzeihens meine Freiheit, sagt er zu einem Vorübergehenden, zu meiner Zeit war das der — Peststadel. Dummes Zeug, brummt dieser, Pest — man heißt das jetzt viel nobler Cholera, dies aber ist das neue Schulhaus für die Sebalder Mädchenschule.

Verdutzt setzt unser Nürnberger seinen Stab weiter, in der Buckelmüllerei will er ein Seidlein weißes Bier trinken, aber er findet sie nicht — ein stattliches steinernes Haus steht an dessen Stelle, der alte gläserne Himmel ist verschwunden. Kopfschüttelnd geht er weiter und ein neues Staunen erfaßt ihn, als er die Post im Fünferhaus gewahr wird, welche doch nirgend anders hin als auf den Roßmarkt und in die goldene Gans gehört. Da hat er doch so oft gestanden und die Ordinari aus- und einfahren sehen und am 1. Januar vor allem hat er nie gefehlt, wenn die 16 Postillons zum Neujahrblasen ausgerittten sind. Weiter geht er zur Herrentrinkstuben, aber da findet er keinen Wein, sondern eine permanente Kunstausstellung, seine alte Schusterskirche hat man ihm weggerissen, weil sie nicht einfallen wollte, aus dem bescheidenen Bitterholz hat man einen vornehmen Bayerischen Hof gemacht, die ABC-Brücke mit ihren 40 Kramläden, nach denen seine Kinder ihre ersten Buchstabierstudien gemacht haben, ist verschwunden und eine noble steinerne Karlsbrücke nimmt ihre Stelle ein; vergebens schweift sein Auge nach Westen und sucht den alten Trubensteg, dafür erblickt er eine

luftige Kettenbrücke, die man ihm mit Stolz als die erste bezeichnet, welche in Deutschland errichtet wurde. Umsonst sucht er das prächtige alte Giebelhaus am Geiersberg, umsonst die Pappeln und das schöne Gitter, welche seinen alten Freund den Wasserspeier auf dem Neuen Bau umgaben, die Schwabenmühle ist total verändert, die fünf alten gemüthlichen Häuser daneben, welche sich so einträchtiglich an einander gelehnt hatten, sind stattlich neugebaut und sonst unter den Hutern, prangt da jetzt die Kaiserstraße mit prächtigen Läden. Keinen alten Bekannten kann er mehr finden in seiner geliebten Vaterstadt, das Herz möchte ihm brechen.

Wo sind die schönen Frescomalereien am Viatushaus, sie sind übertüncht und das alte solide Gebäude ist jämmerlich durchgebrochen worden zu allerlei hochmüthigen Magazinen voll moderner Waaren, deren Nutzen und Gebrauch er nicht einzusehen vermag. Wo sonst das Zuchthaus stund, findet er jetzt ein Museum, die Barfüsserkirche hat einem Café Noris Platz machen müssen, der Heilsbrouner Hof einer Königlichen Bank.

Nicht besser ergeht es ihm vor der Stadt.

Auf der Hallerwiesen wo er Anno 1768 das schöne Festschießen und allerlei Kurzweil mitgemacht hat, findet er einen Kaffeegarten und das Fleißners Orchester, die Schwedenschanzen an denen sein Vater selbst mitgearbeitet sind spurlos verschwunden und ein Krankenhaus und ein Bahnhof parabiren an ihrer Stelle, er fragt nach der Vogelstange, man schüttelt den Kopf, sie heißt jetzt Ludwigsfeld, er verlangt nach dem Judenbühl — man zeigt ihm nach dem Marfeld wo er mit Entsetzen das Schießhaus findet, das doch dicht an den Johanniskirchhof gehört. Seine alte Grütz findet er nicht mehr und den Schmausenbuk hat man in einen Kurort umgewandelt und mit künstlichen Ruinen und absonderlichen ihm ganz unverständlichen Sprüchen bemalt, die berühmte Buchenklingen wird von Niemand mehr besucht, den Thumenberg hat man zu einem Platnersberg umgeformt und den Tutscheteich sieht man vor lauter Parkanlagen nicht mehr.

Es war eine eigenthümliche Zeit, für uns moderne Noris-

bürger kaum verständlich oder erquicklich, jene Zeit der Lob- und Spruchsprecher, der Geleitskutschen, der Kindlein-Schuler, des Neujahrtrommelns, der rothröckigen Findelkinder-Umzüge, der Dreierleichen, und doch wie urgemüthlich! — Damals konnte der Kandidatus Graf seinen höflichen Schüler schreiben und ihm die Worte in den Mund legen:

Geh ungewaschen nicht aus Deiner Eltern Haus
Und spül zuvor den Mund mit frischem Wasser aus,
Kämm Deine Haare flugs, wenn Du Dich angezogen
Denn einem Strobelkopf ist Niemand gern gewogen.
Leg in die Schüssel nicht, was auf dem Teller lag
Weil Das, was Du gekost't nicht gleich ein And'rer mag;
Kratz in dem Kopfe nicht, sonst gibts von wilden Thieren
Die in der Nähe sind, gleich was zu discuriren.
Wenn Du Dir schneutzen willst, so mußt Du nicht posaunen,
Daß and're von dem Ton erschrecken und erstaunen.
Schnull an den Fingern nicht, wie kleine Kinder pflegen
Sonst bringst Du Dir dadurch gar wenig Gunst zu wegen.

u. s. w. wie Jedermänniglich bekannt.

Damals erschien Anselm v. Zieglers: „Asiatische Banise oder blut'ges doch muth'ges Pegu," (Leipz. 1721), in welchem die ungeheuerlichsten Schlachten beschrieben werden, welche der blutdürstige Chaumigrem und der verliebte Prinz Balacin um die herrliche Banise führen und alles zuletzt zu einem fröhlichen Ende gelanget, damals konnte Joh. Chr. Trömer: „Des deutsch Franzos Schriften" (Leipz. 1636, Nürnb. 1732) herausgeben und was besonders zu verwundern, dafür Leser finden.

Zu jener Zeit wußte man noch nichts von neumodischen Tänzen wie Anglaise und Quadrillen, Polka und Mazurka, man tanzte seinen Schleifer und Rutscher, später höchstens ein Winawet (Menuet) und den beliebten Dreher, den Boden stampfend und wie ein Kreisel um die Achse wirbelnd, daß die Röcke flogen und sang dazu:

Gröiß di Gott, Herr Kupferſchmied,
Gröiß di Gott, mein Beſter
Wenn Du willſt mein Schwager wer'n
Heirat Du mein Schweſter.

oder:

Geh ich mit der Durl, tanz ich mit der Durl
Bis auf Schweinau, Schweinau.

Bei Hochzeiten wurde man am zweiten Tag auf Kraut und Fleiſch geladen, jetzt ſteigen ſie nach der Trauung in ein Coupé und fahren mutterſeelenallein in die Welt hinein und die Gäſte daheim trinken Thee und langweilen ſich.

Man glaubte damals noch an die „ſchröcklichen" Kometen als „Fackel- und Zornruthe Gottes," als Vorläufer von entſetzlichen Kriegsläuften, von Peſtilenz und Sterb und theurer Zeit und konnte das Publikum mit pathetiſchen Anſprachen regaliren wie etwa folgende:

Liſt-, Luſt-, laſtervoller Sünder willſt du nicht vor Scham erröthen
So erbleiche nun aus Schrecken. Sieh auf wie dich überſteigt
Dieſe bleiche Feurrakete, blick an wie der Höchſte zeigt
Deiner Sünden Straferuthen, merk wie von dem Kriegsplaneten
Kommt ein Schwert auf dich gelaufen; ſchau den grauſamen Kometen
Der mit blaſſen Todesſtrahlen von dem hohen Himmel leucht
Der mit gleichlos-langem Schweiſe in die Nordgeſtirne reicht.

Man deklarirte es als ein Wunder, daß am fünfeckigen Thurm ein Moosüberzug gewachſen war, der ausſah wie ein Löwe und gab einen Kupferſtich davon heraus mit der Unterſchrift:

Viel mancherlei Zeichen haben ſich ſehen lan
Aber nie dergleichen wie dieſes hier thut ſtan
Zu Nürnberg an der Stadtmauer außen beim Veſtnerthur
Iſt dieſes zu ſchauen, wills kürzlich melden nur
Man hat darvon auch weit und fern vernommen,
Alſo gar nach Ambſtertam iſt's kommen.

Und wenn fremde Thiere nach Nürnberg kamen und gezeigt wurden, wie der ſchöne und weltberühmte Büffel von 1745, das Rhinoceros von 1748, der Meerfiſch von 1778, der Oſterochſe von 1775, ſo hat man ſie alſo gleich in Kupfer geſtochen und Medaillen

darauf geschlagen und des bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen." (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Näblein machen [4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier [5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

[4]) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. [5]) rectius Drathzieher.

ſtere Thal oder in's Stadtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfreſſer; die braven kamen zum Aepfelein und ſpielten im Betzengäßlein oder Mayengäßlein; die Dummen ſchickte man in den Ochſengraben oder zum Narren, häufig empfingen ſie auch im Taſchenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderſchuhe ausgetreten, ſo war der erſte Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmauſengaſſe, ins Bachſchmatzgäßlein und nach der feiſten Kuchen und ins goldene Tiſchlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenſtüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab ſich ſpäter auf den Herrenmarkt. Wer freilich ſich nicht zu beherrſchen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, ſo war's nicht weit mehr nach den Kreutzgaſſen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Fleberwiſchgäßlein in die Elendegaß, das Strohſackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht ſelten in die Fronveſten und auf den Henkersſteg oder doch wenigſtens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und ſuchte er dann nicht hinter Allerheiligen ſich zu ſalviren, ſo blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unſer Nürnberg gibt der Capſtadt nichts nach, denn es hat ſeinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) ſo gut wie dieſe und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Beſtnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg beſitzt, ſo hat es vor dieſer mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr ſogar ſieben Zeilen zu finden ſind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beſchaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen ſind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaſter, die Pennt, auf

dem Moos (später fälschlich Most) die Fröschau, die Füll und den Steig.

Die Kothgasse hat man aus Zimperlichkeit später in Brunnengasse umgetauft, weil man vergessen hatte, daß sicher nicht der Koth (Schmutz) Veranlassung zu der Benennung gegeben hat, sondern die ursprünglichen Bewohner, welche Kossäten, Kothsassen, Hintersassen waren (agf. Cote Hütte, Haus, engl. cot) die Bruchgasse (später Johannnisgasse) haben wir mit Braunschweig gemein, und den Kappenzipfel (später Cappadocia) mit verschiedenen anderen deutschen Städten zunächst mit Rothenburg und Schwabach ebenso wie das Ellenbogengäßlein und die Freiung. Der Contumaunzer-Garten wurde im Jahre 1665 für fremde Güter als Contumaz-Anstalt gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten eingerichtet.

Der Sinwelthurm auf der Veste hat seinen Namen von seiner runden Form (sinewel walzenförmig), die Hasenburg von ihren frühern Besitzern denen Haasen, der Heidenthurm von den sonderbaren Steinbildern, die man früher heidnischen Ursprungs hielt, der Lug ins Land von der alt hergebrachten Bezeichnung einer hohen Warte, der Plobenhof von den früheren Besitzern, der adligen Familie der „Plauen“ oder „Ploben“; wie die Zisselgasse von der Familie „Zistel“; der Lichterzieherhof, die Schmidgasse, die Pfannenschmidgasse, die Beckschlagergasse oder Unruh, der Plattnersmarkt, haben ihre Namen ohne Zweifel von den Gewerben, die daselbst betrieben wurden, ob aber im Gemsenthal jemals Gemsen waren, ob im Wetzsteingäßlein Schleifsteine gefunden worden sind, lasse ich dahin gestellt, während der Name Windmühlgäßlein, welcher von der Dielinggasse (St. Ilgen) nach dem Umgeldhaus (Fünferhaus) führt, sehr leicht von dem scharfen Windstrom hergeleitet werden kann, der dort fast immer zu spüren ist und das Welschland einem Hause seine Benennung verdanket, an welchem in der Nähe der Grasersgasse ital. Landschaften gemalt waren, dagegen würde ich

demjenigen dankbar sein, der mir sagen wollte, warum man den Röhrbrunnen am Unschlitthaus Hiserlein nannte.

Ich habe allerdings früher schon ein ansehnliches Contingent von Wirthshäusern mit ziemlich absonderlichen Schildern aufgeführt, aber immer bleiben mir noch einige übrig, die ich hier der Vollständigkeit wegen erwähne, sammt den Straßen, in welchen sie zu suchen waren und theilweise nach sind.

Dahin gehören: der Schwarzbauernhof auf dem Milchmarkt, die Schneiderei in der Weißgerbergasse, die grünen Kinder am Obstmarkt, die goldne Krausen in der Laufergasse, die Hitz im Manghöflein, der böse Brunnen beim Zeughaus, die Schleißen und der Vogelherd in der Kotgasse, die Drossel auf dem Steig, die alte Kärnerin im Dörrersgäßchen, die blaue Hand auf der Schütt; zu geschweigen die, welche wir heute noch frequentiren wie der Mondschein, das Krippelein, das Göckerlein, den Jakobssaal und das Aug, den heitern Himmel, die Douglashöhle, die Wolfschlucht, die Gifthütten und andere.

Die alten Badstuben sind sämmtlich eingegangen und man könnte daraus folgern, daß je mehr die jetzige Welt nach außen zu glänzen sucht, je weniger sauber sei sie nach innen, wäre es nicht bekannt, daß heut zu Tage in vielen Privathäusern ganz elegante Badezimmer eingerichtet sind, die jedenfalls mehr Luxus enthalten, als die sehr einfachen der früheren Jahrhunderte.

Es waren aber früher 13 Bäder zum allgemeinen Gebrauch vorhanden, nämlich das Zeughausbad, das Strohsackbad, das weiße Thurmbad, das Neustuben- oder Unterwöhrdbad, das Fleischbankbad, das Zachariasbad, das Irrerbad, das Rosen- oder Burgbad, das Sonnenbad, das Sandbad, das Zottenbergbad und das Brettenbad, wovon indessen die beiden letzteren bereits in den Jahren 1629 und 1634 eingegangen sind.

Das Wildbad, erbaut 1577, das wir noch haben, war damals, der Eisenhaltigkeit der Quelle wegen, ein Heilbad und

wurde von fremden Herrschaften nicht wenig besucht. Es existirt davon eine eine sehr phantasiereiche Beschreibung vom Lob- und Spruchsprecher Michael Springinklee aus dem Jahre 1681 unter dem Titel:

„Ein schöner Spruch von dem Wildbad zu Nürnberg,"

in welcher es am Schluß heißt, daß der, welcher die Kur beendigt hat

Zum Abschied seinen Brüdern sein
Verlaß eine gute Kandel Wein
So wird sein Bad ihm glücklich sein.

Ich habe in den früheren Vorträgen bereits vieler Schimpfwörter gedacht, die ebenso derb als treffend angewendet worden sind und größtentheils noch werden, es ist aber davon noch ein guter Vorrath übrig geblieben, den ich nun auch nicht länger vorenthalten will. Dabei möge man mir gestatten, sie in den heimischen Klängen des vaterstädtischen Dialektes vorzutragen, damit sie in ihrer ganzen Urwüchsigkeit empfunden werden können. Billig muß man sich verwundern über die Menge der Bezeichnungen für Eigenthümlichkeiten und Gebrechen des Körpers, für die Licht- und Schattenseiten des Charakters und Benehmens, welche zur Hand waren und in der That hatte es ein Nürnberger schwer so zu sein, daß gar nichts davon auf ihn passend erscheinen konnte.

Schon als Kind im zarten Alter hieß man: Dockala, Wächtala, Hemdschwengel und je nachdem man lebhaft, lärmend, leichtsinnig war: Fantala, Wickela, Nusserla, Gschußel, Unband.

Arme Leute, mit vielen Kindern gesegnet, sind a Hafenwaar. Waren nun die herangewachsenen Nürnberger oder Nürnbergerinnen von kleiner Statur, oder zart und schwächlich, so mußten sie sich gefallen lassen, daß es bald hieß: Esqueck, Knack'n, Krapf, Fratz, bald wieder: Trutschel, Bräxsen, Kratzbürsten.

Die großen Personen kamen aber auch nicht ungerupft weg, man schalt sie: Stangamichel, Steckensteif, langa pranga Laternz; war man aber von übermäßiger Leibeslänge,

so bekam man den Titel Damahansel und der war genommen von dem Bilde eines 8 Fuß hohen Riesen an der Wand des Sternhofes, welcher Jakob Damman hieß, aus dem Lüneburgischen gebürtig war und sich dahier im Jahr 1615 für Geld sehen ließ.

Ging man in Nürnberg zierlich und fein gekleidet, so riefen die Neider: Gackala, Drehdi-Docken, Praller, Zusammengezupfte und wer ein umfangreiches Kleid trug, wenn auch ohne Crinoline, der hieß: Zibeleinstürzen.

Nachlässig und schlecht angezogene Personen nannte man: Schlepp, Lumpenburl, Batznschlaf'n, Habeltrüb.

Für Häßliche und mit Deformitäten Behaftete gab es eine Menge Namen, die man kaum alle anführen kann, da hieß man je nachdem man aussah: Schlaraffeng'sicht, Pfundnasen, Kniebleinskopf, Bärensia, Katzabrack, Waffel, Zwetschger-Nasen, Affeng'sicht, Mumpfel, Bratpfanneng'stalt, Zahnraffel, hatte man nur eine kleine Glatze, so war man schon ein Plattenkönig und waren die Beine nur ein Bischen ausgebogen, so hieß es: seht den Gikereiter.

Gebrechliche wurden auch nicht verschont, sie hießen Wechselbalg, Buckelwag's, blinder Sir, Kropfeta, Brüchiger und selbst die Greise und Greisinnen waren: alte Kracher, alte Gorra, alte Schachtel, Spittel-Onferla, Mummela, Hofentata, Trudneila.

Wie man es auch machte, so machte man es nicht Recht. Trat man süffisant so war man eine Gespritzte, ein Haspel, ein Zwickel, eine Scharmante, ein Gispel; war man lebhaft und schnell so konnte man hören, man sei: eine nöthige Wettel- oder ein Hitzablitz. Die Trägen und Blöden aber bediente man mit Laimensieder, Herrgottsmockelein, Lamech, Lätfeigen, Breimaul, Hietsch, Potschi, Schmachtlappen, Strunz, Zwetchgermann.

Besonders von Namen für Dumme und Tölpelhafte hatte man ein reiches Register, als da sind: Storax, Henoch,

Kratschn, Stöpsel, Lalla, Flöhmeichel, Ochsenstoffel, Meichala, Schiebochs, Höipa, Simpel. Die groben und aufgeblasenen Menschen bezeichnete man mit: Hammazoll, Zauk, Teufelz'reiß, Bräcksmolles, Schliffel, Zipfel, Bauernfünfa, Knollfink, Knüpfel.

Die Mageren schimpfte man: Besenstiel, dürre G'rippen, Beinhäuslein. Die Dicken: G'schwollner, Molla, Wampeter, Brorel, Kezenkättel. Wer jähzornig, heimtückisch und bös war wurde genannt: Bassier, Rabiater, Nissiger, Mus'nkopf, Meineidiger, Peinleinsknecht; wer nicht gut thun will ist ein Schlack, eine Fuchtel, ein Trumm, ein Laster, ein Gottestropf, ein Mensch, eine Zuchtel, eine Mierl, eine Muschel, ein Muster, eine Federfechterin; wir sehen, daß hier das weibliche Geschlecht ungemein reicher bedacht ist, als das männliche. Dagegen ist es bei albernem Benehmen oder Aussehen das Gegentheil, hier sind es die Männer, welche excelliren. Man sagt dafür: Ganspeter, Hanfel von Rasch, Laimenbatz, Dellakind, Paruckenhansel, Rockenkopf, Pritschebakela, Hänsabub, Hetschepeter. Schmutzige und unflätige Menschen hießen mit Respekt zu melden: Mistfink, Mistengiker, Suckel, Dreckbartel, Saubartel, Sauleder und die gerne tranken: Krambambuli, Zopf, Brantweinburl, Korbel, Süffling. Mannsleute, die sich viel in der Küche zu schaffen machten, nannten die Mägde: Küchenschmecker, Häfeleinsgucker, Teller- u. Pfannenlecker.

Die bei Nacht vor den Bürgerhäusern singenden Schüler der sogenannten Trivialschulen führten den Spitznamen: Häfelein-Fleischbrüh, und mancher der verehrlichen anwesenden älteren Herren ist vielleicht in seiner Jugend ein Taubengockerer oder gar ein Mablesgockerer gewesen.

Die Vornamen werden überall abgekürzt und nicht allein wir Deutsche thun es, auch bei den Engländern ist dies stark im Schwange; der Nürnberger hat aber seine ganz eigenthümlichen Kürzungen, wie

ſie eben zu ſeiner übrigen Sprache ausnehmend gut paſſen. Laſſen wir zuerſt eine Auswahl von männlichen vorüberziehen z. B.: Balthes, Pauſel, Helwel, Löinerd, Hanni, Görrla, Jakel, Stoffel, Waſtel, Wolfel, Barthel, Gobel, Nickel, Raddla, Zacherla, Steffel, Wickela
und dann weibliche:

Reddel, Bärbel, Orſchel, Durla, Kättel, Kunni, Chriſtel, Lieſ', Wabel, Mila, Nanni, Lena, Marget.

Unſer Nürnberger hat auch allerlei abſonderliche Benennungen für Eßwaaren. Als Kind hat er ſich viel mit Hippelein [6]) und Sträubelein [7]) mit Ziſſerlein, [8]) Knäckerlein [9]) und Maſchen und Zippern [10]) abgegeben, ſpäter hat er eine Suppe mit Butterkniedla [11]) und Schieberlein [12]) nicht verachtet, wenn darauf ein Breſilla, [13]) ein baßter Rema [14]) eine Spanſau oder ein gebratener Koppen [15]) oder Pipen [16]) folgte, an welch letzterem er beſonders die Pfaffenſtücklein [17]) gerne ißt, er läßt ſich auch Spatzen [18]) und Soldatenkniedla gefallen, wenn ein Schmalz d'rauf brennt iſt und hat auch nichts gegen einen Aierplatz [19]) oder Airesſchmalz [20]) einzuwenden und wenn er ſich aus der Graupen [21]) und dem Rübleskraut [22]) nicht viel macht, und auch die Scherruben [24]) nicht recht vertragen kann, ſo liebt er dagegen den Käskohl [25]) und den Latukki (lactuca) die Storzonierlein (scorzonera hispanica), die Kieferbſen und als beſondere Delikateſſe Brätling [26]) und Pfiffer, [27]).

[6]) Hohlippen, gerollter dünner Kuchen, Schmeller 2, 221. [7]) Strihzel, krauſes Gebäck, Schmeller 3, 677. [8]) Corneliuskirſchen. [9]) Kleine Süßäpfel. [10]) Art großer Pflaumen. [11]) kleine runde Klößchen. [12]) länglichte Klößchen. [13]) das dicke Fleiſch an der Kalbskeule. [14]) in Eſſig gelegtes Rindfleiſch. [15]) Kapaun. [16]) Truthahn [17]) Bruſtſtück, Schmeller, 1, 306. [18]) Mehlſpeiſe, Schmeller, 3, 582. [19]) Eier- und Brot-Kuchen. [20]) Eier in Schmalz gebacken, Schm. 1, 40. [21]) mit Hefen angemachter Mehlkloß. [22]) Gemeng von Erbſen und Gerſte. [23]) geſchrotene und geſäuerte weiße Rüben, Schm. 3, 10. [24]) brassica napus Schm. 3, 389. [25]) Blumenkohl. [26]) agaricus lactifluus. 27) eine Art eßbarer Pilze.

vorausgesetzt daß die letzteren nicht giftig sind. Zum Nachtisch läßt er sich auch herbei Käseszipfelein [28]) zu verspeisen.

An einem Sonntag spitzt er sich zum Kaffee auf sein Spitzwecklein oder eine aierne Brezen [29]) und seine Frau weiß sich nichts Besseres als Ofenknieblein und Wespennester, an der Kirchweih müssen Gugelhopfen, Schart und Schneeballen [30]) gebacken werden, in früheren Zeiten war er gewohnt alljährlich von seinem Bäcker einen Aierkuchen zum Präsent zu bekommen, aber diese schöne Gewohnheit ist zu seinem Aerger abgeschafft worden.

Nach Neujahr freut er sich auf die Schnakenbrezen und Abends zum Bier schmeckt ihm eine röische Fastenbrezen sehr gut, im Frühling ißt er frische Butter, ein warmes Spühlein oder römisch Kipf, [31]) es darf aber nicht matzet [32]) sein.

Wenn sein guter Freund auf dem Lande metzelt [33]) und ihn auf eine Knock'n [34]) einlädt, so bestrebt er sich von dem fetten Büdenlein, [35]) und von der Plunzen [36]) und dem Aefterling [37]) möglichst viel zu genießen, denn sie sind besser als seine Bänkwürste. Drückts ihn im Magen, so hat er einen Praß, und hilft sich mit einem Schorlamorla, [38]) es kommt aber vor, daß er wirklich krank ist und wenn man ihn dann besucht, muß man ihm eine Quittenzelten [39]) mitbringen, sonst thut's ihm Zorn.

Zum Trinken läßt er sich nicht nöthen, nur muß man ihm keinen Plampel vorsetzen der große Augen macht. Ist der Stoff gut, so kann er gehörig picheln oder büchsen, und dabei wird er aufgeregt und schreit manchmal wie ein Zahnbrecher; zuletzt kriegt er's dick, denn er merkt, daß er anfängt zu lallen und da ist's am Besten, daß er sich drückt und seinen Hieb oder Spitz, oder Duft oder Brand, oder Dusel, oder Zopf oder Brummer heimträgt und nach Bethlehem geht.

---

[28]) Gebäck von Zuckerteig. [29]) u. [31]) verschiedene Brodsorten. [30]) Kaffeegebäcke. [32]) spundig. [33]) ein Schwein schlachten. [34]) Schlachtschüssel. [35]) fettes Bauchstück. [36]) runde Blutwurst. [37]) Wurst aus dem Afterdarm gemacht. [38]) Schnapps. [39]) Quittenäpfel mit Zucker eingekocht.

Die Katzen in Nürnberg schütten aus wenn sie Junge bekommen und die Fische stehen ab, wann sie sterben, die Farben schießen und haben kein Gewehr, auch die Menschen schießen manchmal, nämlich herum, wenn sie eilig sind.

Die Bäcker schießen ein, wenn sie das Brot in den Ofen schieben, und nicht selten ist man in ein hübsches Mädchen ganz verschossen.

Man kann in die Brüche kommen, ohne nach Wendelstein zu gehen und in der Schmiere sein, ohne etwas Fettes berührt zu haben.

Gewiß gibt es viele hochherzige Männer in Nürnberg, sind die Frauen noch mehr hochherzet, so kann man sich das gerne gefallen lassen.

Wenn wir sagen: es richt' sich ein so meinen wir es gibt Regenwetter, wenn es anzieht, wird es kälter; wenn wir einnehmen so verstehen wir allemal Medizin darunter und wenn sie uns angreift so ist es uns recht, denn dann wirkt sie.

Wir schustern manchmal viel hinein, ohne ein Schuhmacher zu sein, wir brennen durch wenn wir weglaufen, wir stellen ein wenn wir einen Gehilfen dingen, wir stechen einen Bläubling, ohne daß wir das Boren gelernt haben; ja wir haben uns schon öfter in's Bein gehaut und sind kein Holzhauer. Zum Schreiner haben wir kein Talent, denn wir bohren nicht gern dicke Brettlein; aber ohne jemals die Büttnerei getrieben zu haben, verstehen wir recht gut ein Butterfäßlein zu machen.

Die Geschwulst sitzt ein, wenn sie abnimmt, die Milch geht zusammen wenn sie gerinnt, der Kaffee g'fällt wenn sich der Satz niederschlägt.

Wir nehmen einen bösen Buben beim Meissig oder beim Schlaffittig und meinen bei den Haaren, wir machen ihn herunter, wenn wir ihn auszanken.

Wenn uns das Geld ausgeht so werden wir bumsig; geht uns aber ein angenehmer Traum aus, so freut es uns,

haben wir etwas ausgegangen, das uns Vortheil bringt, so ist uns dies ein gefundenes Fressen und ein großer Jammer in dem wir sind, möchte einen Stein erbarmen.

Wer sonst in der Welt abdankt, ist seines Amtes quitt, früher haben aber bei uns die Nachtwächter in jeder Neujahrsnacht abgedankt und sind doch geblieben was sie waren.

Der Nürnberger trägt sich oft mit unmöglichen Dingen, er sagt: Dich soll der Schnee anzünden, obschon er weiß, daß der nicht brennt und es friert ihn nach der Sonne wenn er sich nach einer Annehmlichkeit sehnt die er verscherzt hat, auch schieckelt er zuweilen über neun Häuser, wenn diese auch nicht vorhanden sind. Er tröstet sich in gewissen Fällen damit, daß er sagt: unser Herrgott läßt der Geis den Schwanz nicht zu lang wachsen und sollte doch wissen daß Gott sich darum nicht kümmert. Er sagt: Hängt mir da kein Vierz'gerlein raus? und hat keinen Groschen im Vermögen; er gabelt einen guten Freund auf der Straße auf, ohne daß dieser dabei zu Schaden kommt. Was er verliert wischt er ans Bein, er sieht manchmal aus wie die theure Zeit und wenn er viel zu thun hat so muß er oft die Zeit nur so herauszwicken, um fertig zu werden, er hat sogar nicht selten einen Sparren von dem man äußerlich gar nichts sieht und es wird ihm ein Spähnlein in's Maul gegeben, ohne daß er es spürt.

Findet er etwas schlecht, so ist kein guter Seufzer oder kein gutes Haar daran, wer ihn oft und viel behelligt, der geht ihm nit von der Nacken und das fuchst ihn gewaltig.

Es ist charakteristisch, mit welchen Flickwörtern der Nürnberger Dialekt durchspickt ist. Theils sind es kleine Wörter, die in die Sätze eingeschaltet werden (ähnlich etwa wie im Italienischen das Wort mica) wie z. B. fein, gar, halt, frei, schön, ja, weiter, die etwa so angeflickt werden: sie ist fein recht schön, es ist gar leicht möglich, ich weiß halt nit, ich hab frei g'meint mich trifft der Schlag, das ist schön nit wahr, es ist ja deine eigne Schuld, heut ists weiter nit kalt.

Andere Flick-Redensarten sind: gelt, ainmal, ains ins

ander z'reden, wohl und gut, kurzumkeit, mir nix dir nix, so zu sagen, zu theuerst, hab ich gsagt sagich, haißt das, was das anbelangt, in so fern, in alle Weg, nix für ungut, gsetzerweis, ingleichen nnd gibt über deren Anwendung ein ganz hübsches Bild das Gedicht aus dem Jahre 1791 betitelt: Die Gevattersleut oder mir nix dir nix. *)

Ebenso interessant ist es, welche Menge von tautologischen oder alliterirenden Substantiv- und Adjektiv-Verstärkungen der hiesige Dialekt anwendet, die man anderwärts nicht kennt.

Wir sagen; in aller Gottesfrühe kommen, in Granatenstück hauen, seine Schur und Plag haben, eine Kreuzlänge ausbleiben, rat und glatt [40]) nichts nutz sein.

Ferner sagen wir: bildschön, bodenbös, brottrocken blutwenig, blutarm, litz- oder blitschblau, brühwarm, aichelfrisch, bocksteif, fasennaket, badwarm, butteltrüb, dickvoll, gesteckt voll, gestreckterlängs, großmächtig, glockenhell, gliedgut, kerngut, himmmellang, kreuzweit, kreuzbrav, landfremd, leberweich, maustodt, pudelgemein, sündentheuer, schlotterweiß, steinmüd, stikfauer, stüdfaul, strohdumm, wutterwunzigklein, zaundürr.

Ich habe schon früher erwähnt, wie sich der Nürnberger gerne der Fremdwörter bedient, wenn er auch manchmal mit einzelnen einen andern Sinn verbindet und habe zu bedauern, daß Herr Professor Langenbuch aus Hamburg das nicht gewußt hat, wodurch wir vielleicht mit der eingehenden Erklärung des „furchtbaren Wortes" Hydro-Origen-Gas-Mikroscop verschont worden wären.

*) Ich kann mir nicht versagen, die geistreichen drei Reden aufzuzeichnen und so der Vergessenheit zu entreißen, welche ein Nürnberger Mädchen an einen fremden Jüngling gehalten haben soll, der sie nach dem Schießhaus führte. Auf der Hallerwiese, da sie mit dem Fuße an einen Stein stieß, entschwebte ihren Rosenlippen der Ausruf: opperla, auf der Höhe des Joh. Kirchhofs angekommen, sagte sie hochaufathmend: suderla und an der Thüre des Hauses knixte sie mit einem fröhlichen: eitzetla.

40) durchaus, radikal.

darauf geschlagen und des bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab.
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen." (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Räblein machen [4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier [5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

[4]) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. [5]) rectius Drathzieher.

ſtere Thal oder in's Stadtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfreſſer; die braven kamen zum Aepfelein und ſpielten im Betzengäßlein oder Mayengäßlein; die Dummen ſchickte man in den Ochſengraben oder zum Narren, häufig empfingen ſie auch im Taſchenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderſchuhe ausgetreten, ſo war der erſte Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmauſengaſſe, ins Bachſchmatzgäßlein und nach der feiſten Kuchen und ins goldene Tiſchlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenſtüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab ſich ſpäter auf den Herrenmarkt. Wer freilich ſich nicht zu beherrſchen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, ſo war's nicht weit mehr nach den Kreutzgaſſen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Fleberwiſchgäßlein in die Elendegaß, das Strohſackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht ſelten in die Fronveſten und auf den Henkersſteg oder doch wenigſtens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und ſuchte er dann nicht hinter Allerheiligen ſich zu ſalviren, ſo blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unſer Nürnberg gibt der Capſtadt nichts nach, denn es hat ſeinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) ſo gut wie dieſe und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Veſtnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg beſitzt, ſo hat es vor dieſer mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr ſogar ſieben Zeilen zu finden ſind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beſchaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen ſind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaſter, die Pennt, auf

dem Moos (später fälschlich Most) die Fröschau, die Fäll und den Steig.

Die Kothgasse hat man aus Zimperlichkeit später in Brunnengasse umgetauft, weil man vergessen hatte, daß sicher nicht der Koth (Schmutz) Veranlassung zu der Benennung gegeben hat, sondern die ursprünglichen Bewohner, welche Kossäten, Kothsassen, Hintersassen waren (agf. Cote Hütte, Haus, engl. cot) die Bruchgasse (später Johannnisgasse) haben wir mit Braunschweig gemein, und den Kappenzipfel (später Cappadocia) mit verschiedenen anderen deutschen Städten zunächst mit Rothenburg und Schwabach ebenso wie das Ellenbogengäßlein und die Freiung. Der Contumaunzer-Garten wurde im Jahre 1665 für fremde Güter als Contumaz-Anstalt gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten eingerichtet.

Der Sinwelthurm auf der Veste hat seinen Namen von seiner runden Form (sinewel walzenförmig), die Hasenburg von ihren frühern Besitzern denen Haasen, der Heidenthurm von den sonderbaren Steinbildern, die man früher heidnischen Ursprungs hielt, der Lug ins Land von der alt hergebrachten Bezeichnung einer hohen Warte, der Plobenhof von den früheren Besitzern, der adligen Familie der „Plauen“ oder „Ploben“; wie die Zisselgasse von der Familie „Zistel“; der Lichterzieherhof, die Schmidgasse, die Pfannenschmidgasse, die Beckschlagergasse oder Unruh, der Plattnersmarkt, haben ihre Namen ohne Zweifel von den Gewerben, die daselbst betrieben wurden, ob aber im Gemsenthal jemals Gemsen waren, ob im Wetzsteingäßlein Schleifsteine gefunden worden sind, lasse ich dahin gestellt, während der Name Windmühlgäßlein, welcher von der Dielinggasse (St. Ilgen) nach dem Umgeldhaus (Fünferhaus) führt, sehr leicht von dem scharfen Windstrom hergeleitet werden kann, der dort fast immer zu spüren ist und das Welschland einem Hause seine Benennung verdanket, an welchem in der Nähe der Grasersgasse ital. Landschaften gemalt waren, dagegen würde ich

demjenigen dankbar sein, der mir sagen wollte, warum man den Röhrbrunnen am Unschlitthaus Hiserlein nannte.

Ich habe allerdings früher schon ein ansehnliches Contingent von Wirthshäusern mit ziemlich absonderlichen Schildern aufgeführt, aber immer bleiben mir noch einige übrig, die ich hier der Vollständigkeit wegen erwähne, sammt den Straßen, in welchen sie zu suchen waren und theilweise nach sind.

Dahin gehören: der Schwarzbauernhof auf dem Milchmarkt, die Schneiderei in der Weißgerbergasse, die grünen Kinder am Obstmarkt, die goldne Krausen in der Laufergasse, die Hitz im Manghöflein, der böse Brunnen beim Zeughaus, die Schleißen und der Vogelherd in der Kotgasse, die Drossel auf dem Steig, die alte Kärnerin im Dörrersgäßchen, die blaue Hand auf der Schütt; zu geschweigen die, welche wir heute noch frequentiren wie der Mondschein, das Krippelein, das Göckerlein, den Jakobssaal und das Aug, den heitern Himmel, die Douglashöhle, die Wolfschlucht, die Gifthütten und andere.

Die alten Badstuben sind sämmtlich eingegangen und man könnte daraus folgern, daß je mehr die jetzige Welt nach außen zu glänzen sucht, je weniger sauber sei sie nach innen, wäre es nicht bekannt, daß heut zu Tage in vielen Privathäusern ganz elegante Badezimmer eingerichtet sind, die jedenfalls mehr Luxus enthalten, als die sehr einfachen der früheren Jahrhunderte.

Es waren aber früher 13 Bäder zum allgemeinen Gebrauch vorhanden, nämlich das Zeughausbad, das Strohsackbad, das weiße Thurmbad, das Neustuben- oder Unterwöhrdbad, das Fleischbankbad, das Zachariasbad, das Irrerbad, das Rosen- oder Burgbad, das Sonnenbad, das Sandbad, das Zottenbergbad und das Brettenbad, wovon indessen die beiden letzteren bereits in den Jahren 1629 und 1634 eingegangen sind.

Das Wildbad, erbaut 1577, das wir noch haben, war damals, der Eisenhaltigkeit der Quelle wegen, ein Heilbad und

wurde von fremden Herrschaften nicht wenig besucht. Es existirt davon eine eine sehr phantasiereiche Beschreibung vom Lob- und Spruchsprecher Michael Springinklee aus dem Jahre 1681 unter dem Titel:

„Ein schöner Spruch von dem Wildbad zu Nürnberg,"

in welcher es am Schluß heißt, daß der, welcher die Kur beendigt hat

Zum Abschied seinen Brüdern sein
Verlaß eine gute Kandel Wein
So wird sein Bad ihm glücklich sein.

Ich habe in den früheren Vorträgen bereits vieler Schimpfwörter gedacht, die ebenso derb als treffend angewendet worden sind und größtentheils noch werden, es ist aber davon noch ein guter Vorrath übrig geblieben, den ich nun auch nicht länger vorenthalten will. Dabei möge man mir gestatten, sie in den heimischen Klängen des vaterstädtischen Dialektes vorzutragen, damit sie in ihrer ganzen Urwüchsigkeit empfunden werden können. Billig muß man sich verwundern über die Menge der Bezeichnungen für Eigenthümlichkeiten und Gebrechen des Körpers, für die Licht- und Schattenseiten des Charakters und Benehmens, welche zur Hand waren und in der That hatte es ein Nürnberger schwer, so zu sein, daß gar nichts davon auf ihn passend erscheinen konnte.

Schon als Kind im zarten Alter hieß man: Dockala, Wächtala, Hembschwengel und je nachdem man lebhaft, lärmend, leichtsinnig war: Fantala, Wickela, Nusserla, Gschußel, Unband.

Arme Leute, mit vielen Kindern gesegnet, sind a Hasenwaar. Waren nun die herangewachsenen Nürnberger oder Nürnbergerinnen von kleiner Statur, oder zart und schwächlich, so mußten sie sich gefallen lassen, daß es bald hieß: Esqueck, Knack'n, Krapf, Fratz, bald wieder: Trutschel, Bräschen, Kratzbürsten.

Die großen Personen kamen aber auch nicht ungerupft weg, man schalt sie: Stangamichel, Steckensteif, langa pranga Laternz; war man aber von übermäßiger Leibesläuge,

so bekam man den Titel Damahansel und der war genommen von dem Bilde eines 8 Fuß hohen Riesen an der Wänd des Sternhofes, welcher Jakob Damman hieß, aus dem Lüneburgischen gebürtig war und sich dahier im Jahr 1615 für Geld sehen ließ.

Ging man in Nürnberg zierlich und fein gekleidet, so riefen die Neider: Gackala, Drehbi-Docken, Praller, Zusammengezupfte und wer ein umfangreiches Kleid trug, wenn auch ohne Crinoline, der hieß: Zibeleinstürzen.

Nachlässig und schlecht angezogene Personen nannte man: Schlepp, Lumpenburl, Batznschlaf'n, Habeltrüb.

Für Häßliche und mit Deformitäten Behaftete gab es eine Menge Namen, die man kaum alle anführen kann, da hieß man je nachdem man aussah: Schlaraffeng'sicht, Pfundnasen, Kniebleinskopf, Bärensia, Katzabrack, Waffel, Zwetschger-Nasen, Affeng'sicht, Mumpfel, Bratpfanneng'stalt, Zahnraffel, hatte man nur eine kleine Glatze, so war man schon ein Plattenkönig und waren die Beine nur ein Bischen ausgebogen, so hieß es: seht den Gikereiter.

Gebrechliche wurden auch nicht verschont, sie hießen Wechselbalg, Buckelwag's, blinder Six, Kropfeta, Brüchiger und selbst die Greise und Greisinnen waren: alte Kracher, alte Gorra, alte Schachtel, Spittel-Onferla, Mummelu, Hosentata, Trubneila.

Wie man es auch machte, so machte man es nicht Recht. Trat man süffisiant so war man eine Gespritzte, ein Haspel, ein Zwickel, eine Scharmante, ein Gispel; war man lebhaft und schnell so konnte man hören, man sei: eine nöthige Wettel- oder ein Hitzablitz. Die Trägen und Blöden aber bediente man mit Laimensieber, Herrgottsmockelein, Lamech, Lätfeigen, Breimaul, Hietsch, Potschi, Schmachtlappen, Strunz, Zwetchgermann.

Besonders von Namen für Dumme und Tölpelhafte hatte man ein reiches Register, als da sind: Storax, Henochs-

Kratſchn, Stöpſel, Lalla, Flöhmeichel, Ochſenſtoffel, Meichala, Schiebochs, Höipa, Simpel. Die groben und aufgeblaſenen Menſchen bezeichnete man mit: Hammazoll, Zauk, Teufelz'reiß, Bräcksmolles, Schliffel, Zipfel, Bauernfünfa, Knollfink, Knüpfel.

Die Mageren ſchimpfte man: Beſenſtiel, dürre G'rippen, Beinhäuslein. Die Dicken: G'ſchwollner, Molla, Wampeter, Brorel, Kezenkättel. Wer jähzornig, heimtückiſch und bös war wurde genannt: Baſſier, Rabiater, Niſſiger, Muſ'nkopf, Meineibiger, Peinleinsknecht; wer nicht gut thun will iſt ein Schlack, eine Fuchtel, ein Trumm, ein Laſter, ein Gottestropf, ein Menſch, eine Zuchtel, eine Mierl, eine Muſchel, ein Muſter, eine Federfechterin; wir ſehen, daß hier das weibliche Geſchlecht ungemein reicher bedacht iſt, als das männliche. Dagegen iſt es bei albernem Benehmen oder Ausſehen das Gegentheil, hier ſind es die Männer, welche excelliren. Man ſagt dafür: Ganspeter, Hanſel von Raſch, Laimenbatz, Dellakind, Paruckenhanſel, Rockenkopf, Pritſchebakela, Hänſabub, Hetſchepeter. Schmutzige und unflätige Menſchen hießen mit Reſpekt zu melden: Miſtfink, Miſtengiker, Suckel, Dreckbartel, Saubartel, Sauleder und die gerne tranken: Krambambuli, Zopf, Brantweinburl, Korbel, Süffling. Mannsleute, die ſich viel in der Küche zu ſchaffen machten, nannten die Mägde: Küchenſchmecker, Häfeleinsgucker, Teller- u. Pfannenlecker.

Die bei Nacht vor den Bürgerhäuſern ſingenden Schüler der ſogenannten Trivialſchulen führten den Spitznamen: Häfelein-Fleiſchbrüh, und mancher der verehrlichen anweſenden älteren Herren iſt vielleicht in ſeiner Jugend ein Taubengockerer oder gar ein Mablesgockerer geweſen.

Die Vornamen werden überall abgekürzt und nicht allein wir Deutſche thun es, auch bei den Engländern iſt dies ſtark im Schwange; der Nürnberger hat aber ſeine ganz eigenthümlichen Kürzungen, wie

sie eben zu seiner übrigen Sprache ausnehmend gut passen. Lassen wir zuerst eine Auswahl von männlichen vorüberziehen z. B.: Balthes, Pausel, Helwel, Löinerd, Hanni, Görrla, Jakkel, Stoffel, Wastel, Wolfel, Barthel, Gobel, Nickel, Rabbla, Zacherla, Steffel, Wickela
und dann weibliche:

Rebbel, Bärbel, Orschel, Durla, Kättel, Kunni, Christel, Lies', Wabel, Mila, Nanni, Lena, Marget.

Unser Nürnberger hat auch allerlei absonderliche Benennungen für Eßwaaren. Als Kind hat er sich viel mit Hippelein [6]) und Sträubelein [7]) mit Zisserlein, [8]) Knäckerlein [9]) und Maschen und Zippern [10]) abgegeben, später hat er eine Suppe mit Butterknieble [11]) und Schieberlein [12]) nicht verachtet, wenn darauf ein Bresilla, [13]) ein baßter Rema [14]) eine Spansau oder ein gebratener Koppen [15]) oder Pipen [16]) folgte, an welch letzterem er besonders die Pfaffenstücklein [17]) gerne ißt, er läßt sich auch Spatzen [18]) und Soldatenknieble gefallen, wenn ein Schmalz d'rauf brennt ist und hat auch nichts gegen einen Nierplatz [19]) oder Niresschmalz [20]) einzuwenden und wenn er sich aus der Graupen [22]) und dem Rübleskraut [23]) nicht viel macht, und auch die Scherruben [24]) nicht recht vertragen kann, so liebt er dagegen den Käskohl [25]) und den Latukki (lactuca) die Storzonierlein (scorzonera hispanica), die Kieferbsen und als besondere Delikatesse Brätling [26]) und Pfiffer, [27]).

---

[6]) Hohlippen, gerollter dünner Kuchen, Schmeller 2, 221. [7]) Stribzel, krauses Gebäck, Schmeller 3, 677. [8]) Corneliuskirschen. [9]) Kleine Süßäpfel. [10]) Art großer Pflaumen. [11]) kleine runde Klößchen. [12]) längliche Klößchen. [13]) das dicke Fleisch an der Kalbskeule. [14]) in Essig gelegtes Rindfleisch. [15]) Kapaun. [16]) Truthahn [17]) Bruststück, Schmeller, 1, 306. [18]) Mehlspeise, Schmeller, 3, 582. [19]) Eier- und Brot-Kuchen. [20]) Eier in Schmalz gebacken, Schm. 1, 40. [21]) mit Hefen angemachter Mehlkloß. [22]) Gemeng von Erbsen und Gerste. [23]) geschrotene und gesäuerte weiße Rüben, Schm. 3, 10. [24]) brassica napus Schm. 3, 389. [25]) Blumenkohl. [26]) agaricus lactifluus. 27) eine Art eßbarer Pilze.

vorausgesetzt daß die letzteren nicht giftig sind. Zum Nachtisch läßt er sich auch herbei Käseszipfelein [28]) zu verspeisen.

An einem Sonntag spitzt er sich zum Kaffee auf sein Spitzwecklein oder eine aierne Brezen [29]) und seine Frau weiß sich nichts Besseres als Ofenknieblein und Wespennester, an der Kirchweih müssen Gugelhopfen, Schart und Schneeballen [30]) gebacken werden, in früheren Zeiten war er gewohnt alljährlich von seinem Bäcker einen Aierkuchen zum Präsent zu bekommen, aber diese schöne Gewohnheit ist zu seinem Aerger abgeschafft worden.

Nach Neujahr freut er sich auf die Schnakenbrezen und Abends zum Bier schmeckt ihm eine rösche Fastenbrezen sehr gut, im Frühling ißt er frische Butter, ein warmes Spühlein oder römisch Kipf, [31]) es darf aber nicht matzet [32]) sein.

Wenn sein guter Freund auf dem Lande metzelt [33]) und ihn auf eine Knock'n [34]) einlädt, so bestrebt er sich von dem fetten Büdenlein, [35]) und von der Plunzen [36]) und dem Aesterling [37]) möglichst viel zu genießen, denn sie sind besser als seine Bänkwürste. Drückts ihn im Magen, so hat er einen Praß, und hilft sich mit einem Schorlamorla, [38]) es kommt aber vor, daß er wirklich krank ist und wenn man ihn dann besucht, muß man ihm eine Quittenzelten [39]) mitbringen, sonst thut's ihm Zorn.

Zum Trinken läßt er sich nicht nöthen, nur muß man ihm keinen Plampel vorsetzen der große Augen macht. Ist der Stoff gut, so kann er gehörig picheln oder büchsen, und dabei wird er aufgeregt und schreit manchmal wie ein Zahnbrecher; zuletzt kriegt er's dick, denn er merkt, daß er anfängt zu lallen und da ist's am Besten, daß er sich drückt und seinen Hieb oder Spitz, oder Duft oder Brand, oder Dusel, oder Zopf oder Brummer heimträgt und nach Bethlehem geht.

---

[28]) Gebäck von Zuckerteig. [29]) u. [31]) verschiedene Brodsorten. [30]) Kaffeegebäcke. [32]) spundig. [33]) ein Schwein schlachten. [34]) Schlachtschüssel. [35]) fettes Bauchstück. [36]) runde Blutwurst. [37]) Wurst aus dem Afterdarm gemacht. [38]) Schnapps. [39]) Quittenäpfel mit Zucker eingekocht.

Die Katzen in Nürnberg schütten aus wenn sie Junge bekommen und die Fische stehen ab, wann sie sterben, die Farben schießen und haben kein Gewehr, auch die Menschen schießen manchmal, nämlich herum, wenn sie eilig sind.

Die Bäcker schießen ein; wenn sie das Brot in den Ofen schieben, und nicht selten ist man in ein hübsches Mädchen ganz verschossen.

Man kann in die Brüche kommen, ohne nach Wendelstein zu gehen und in der Schmiere sein, ohne etwas Fettes berührt zu haben.

Gewiß gibt es viele hochherzige Männer in Nürnberg, sind die Frauen noch mehr hochherzet, so kann man sich das gerne gefallen lassen.

Wenn wir sagen: es richt' sich ein so meinen wir es gibt Regenwetter, wenn es anzieht, wird es kälter; wenn wir einnehmen so verstehen wir allemal Medizin darunter und wenn sie uns angreift so ist es uns recht, denn dann wirkt sie.

Wir schustern manchmal viel hinein, ohne ein Schuhmacher zu sein, wir brennen durch wenn wir weglaufen, wir stellen ein wenn wir einen Gehilfen dingen, wir stechen einen Bläuling, ohne daß wir das Boren gelernt haben; ja wir haben uns schon öfter in's Bein gehaut und sind kein Holzhauer. Zum Schreiner haben wir kein Talent, denn wir bohren nicht gern dicke Brettlein; aber ohne jemals die Büttnerei getrieben zu haben, verstehen wir recht gut ein Butterfäßlein zu machen.

Die Geschwulst sitzt ein, wenn sie abrinnt, die Milch geht zusammen wenn sie gerinnt, der Kaffee g'fällt wenn sich der Satz niederschlägt.

Wir nehmen einen bösen Buben beim Reissig oder beim Schlafittig und meinen bei den Haaren, wir machen ihn herunter, wenn wir ihn auszanken.

Wenn uns das Geld ausgeht so werden wir bumsig; geht uns aber ein angenehmer Traum aus, so freut es uns,

darauf geschlagen und des bekannten Blanchard Ballonfahrt auf dem Judenbühl 1787 hat nicht weniger als 15 Darstellungen in Kupferstich hervorgerufen, eine Manie, die sich in unserer Zeit bei Gelegenheit des neuerlichen Brandes des Lorenzer Thurmes ziemlich wiederholt hat.

Um diese Zeit fand man in guteinenden Bürgerhäusern noch die bekannten Prangkuchen, welche nicht benützt und nur zum Staat gehalten wurden und an der inneren Seite der Hausthüren hieng ein Täfelein mit folgender anmuthigen Weisung:

Wer treten will die Stiegen herein
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein
Oder vorher streiffen ab
Daß man nicht darüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darin,

und Joh. ab Indagine gibt uns das etwas zweideutige Zeugniß:

„Die Reinlichkeit wird in Nürnberg durchgängig sehr geliebt. Die Straßen sind reinlicher als an manchen Orten, absonderlich in Polen." (!)

Unsere Altvordern hatten es bei ihren Spaziergängen ganz hübsch, sie konnten durch das Schmatzergäßlein nach dem Poetenwäldlein wandeln und im Winter im Nonnengarten ganz in der Nähe Näblein machen [4]) und Schlittschuh laufen. Uns ist nur der Seufzergang geblieben und das Gebirg von wo wir nach Großreuth gelangen, da sehen wir uns freilich vergebens nach den alten Knoblauch-Bauern mit der malerischen Tracht um, dagegen sollen da in neuester Zeit mehrere Alterthümler einen Thrazier [5]) entdeckt haben, der seinen alten Namen mit Gut und Blut vertheidigt.

Die alten Viertelsmeister und Gassenhauptleute wußten einem Jeden den Weg anzuweisen, den er zu gehen hatte.

Die Kinder mußten auf's Gräslein, in's Halbwachsengäßlein, in die Schulgasse; wer nicht parirte, kam in's fin-

[4]) Schlittenfahren im Kreis um einen Mittelpunkt. [5]) rectius Drathzieher.

stere Thal oder in's Stadtknechtgäßlein, oder zum Kindleinfresser; die braven kamen zum Aepfelein und spielten im Betzengäßlein oder Mayengäßlein; die Dummen schickte man in den Ochsengraben oder zum Narren, häufig empfingen sie auch im Taschenthal den gebührenden Lohn.

Hatte man aber die Kinderschuhe ausgetreten, so war der erste Weg zum Abendmahl, dann gings in die Schmausengasse, ins Bachschmatzgäßlein und nach der feisten Kuchen und ins goldene Tischlein, wer gerade dafür inklinirte konnte in den Milchkeller gehen und in's Waizenstüblein, der Mäßige blieb in der Schranken und begab sich später auf den Herrenmarkt. Wer freilich sich nicht zu beherrschen wußte, gerieth in den tiefen Keller oder gar in den wilden Saukeller und wenn er dann im Kehrum nicht noch rechtzeitig anderen Sinnes wurde, so war's nicht weit mehr nach den Kreutzgassen und dem Bettelmarkt. Zuletzt wandelte er durchs Fleberwischgäßlein in die Elendegaß, das Strohsackgäßlein und das Hundsgäßlein, nicht selten in die Fronvesten und auf den Henkersteg oder doch wenigstens wenn er preßhaft war in's Apothekergäßlein und suchte er dann nicht hinter Allerheiligen sich zu salviren, so blieb ihm kein anderer Weg als in's Todtengäßlein und in die Höllenplatten.

Unser Nürnberg gibt der Capstadt nichts nach, denn es hat seinen Tafelberg (Nopitch pag. 172) so gut wie diese und wenn es, gleich Rom, eine Sieben- oder Acht Hügel-Stadt genannt werden kann, weil es den Vestnerberg, Bonersberg, Schwabenberg, Spitzenberg, Köpfleinsberg, Zottenberg, Geiersberg und Treiberg besitzt, so hat es vor dieser mächtigen Nebenbuhlerin noch das voraus, daß in ihr sogar sieben Zeilen zu finden sind.

Von Straßen- und Ortsnamen, die aus der Beschaffenheit, Lage und Umgebung hervorgegangen sind, führe ich an: am Sand, beim Weiherhaus, das hohe Pflaster, die Peunt, auf

dem Moos (später fälschlich Most) die Fröschau, die Füll und den Steig.

Die Kothgasse hat man aus Zimperlichkeit später in Brunnengasse umgetauft, weil man vergessen hatte, daß sicher nicht der Koth (Schmutz) Veranlassung zu der Benennung gegeben hat, sondern die ursprünglichen Bewohner, welche Kossäten, Kothsassen, Hintersassen waren (agf. Cote Hütte, Haus, engl. cot) die Bruchgasse (später Johannisgasse) haben wir mit Braunschweig gemein, und den Kappenzipfel (später Cappadocia) mit verschiedenen anderen deutschen Städten zunächst mit Rothenburg und Schwabach ebenso wie das Ellenbogengäßlein und die Freiung. Der Contumaunzer-Garten wurde im Jahre 1665 für fremde Güter als Contumaz-Anstalt gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten eingerichtet.

Der Sinwelthurm auf der Veste hat seinen Namen von seiner runden Form (sinewel walzenförmig), die Hasenburg von ihren frühern Besitzern denen Haasen, der Heidenthurm von den sonderbaren Steinbildern, die man früher heidnischen Ursprungs hielt, der Lug ins Land von der alt hergebrachten Bezeichnung einer hohen Warte, der Plobenhof von den früheren Besitzern, der adligen Familie der „Plauen“ oder „Ploben“; wie die Zisselgasse von der Familie „Zistel“; der Lichterzieherhof, die Schmidgasse, die Pfannenschmidgasse, die Beckschlagergasse oder Unruh, der Plattnersmarkt, haben ihre Namen ohne Zweifel von den Gewerben, die daselbst betrieben wurden, ob aber im Gemsenthal jemals Gemsen waren, ob im Wetzsteingäßlein Schleifsteine gefunden worden sind, lasse ich dahin gestellt, während der Name Windmühlgäßlein, welcher von der Dielinggasse (St. Ilgen) nach dem Umgeldhaus (Fünferhaus) führt, sehr leicht von dem scharfen Windstrom hergeleitet werden kann, der dort fast immer zu spüren ist und das Welschland einem Hause seine Benennung verdanket, an welchem in der Nähe der Grasersgasse ital. Landschaften gemalt waren, dagegen würde ich

demjenigen dankbar sein, der mir sagen wollte, warum man den Röhrbrunnen am Unschlitthaus Hiserlein nannte.

Ich habe allerdings früher schon ein ansehnliches Contingent von Wirthshäusern mit ziemlich absonderlichen Schildern aufgeführt, aber immer bleiben mir noch einige übrig, die ich hier der Vollständigkeit wegen erwähne, sammt den Straßen, in welchen sie zu suchen waren und theilweise nach sind.

Dahin gehören: der Schwarzbauernhof auf dem Milchmarkt, die Schneiderei in der Weißgerbergasse, die grünen Kinder am Obstmarkt, die goldne Krausen in der Laufergasse, die Hitz im Manghöflein, der böse Brunnen beim Zeughaus, die Schleißen und der Vogelherd in der Kotgasse, die Drossel auf dem Steig, die alte Kärnerin im Dörrersgäßchen, die blaue Hand auf der Schütt; zu geschweigen die, welche wir heute noch frequentiren wie der Mondschein, das Krippelein, das Göckerlein, den Jakobssaal und das Aug, den heitern Himmel, die Douglashöhle, die Wolfschlucht, die Gifthütten und andere.

Die alten Badstuben sind sämmtlich eingegangen und man könnte daraus folgern, daß je mehr die jetzige Welt nach außen zu glänzen sucht, je weniger sauber sei sie nach innen, wäre es nicht bekannt, daß heut zu Tage in vielen Privathäusern ganz elegante Badezimmer eingerichtet sind, die jedenfalls mehr Luxus enthalten, als die sehr einfachen der früheren Jahrhunderte.

Es waren aber früher 13 Bäder zum allgemeinen Gebrauch vorhanden, nämlich das Zeughausbad, das Strohsackbad, das weiße Thurmbad, das Neustuben- oder Unterwöhrdbad, das Fleischbankbad, das Zachariasbad, das Irrerbad, das Rosen- oder Burgbad, das Sonnenbad, das Sandbad, das Zottenbergbad und das Brettenbad, wovon indessen die beiden letzteren bereits in den Jahren 1629 und 1634 eingegangen sind.

Das Wildbad, erbaut 1577, das wir noch haben, war damals, der Eisenhaltigkeit der Quelle wegen, ein Heilbad und

wurde von fremden Herrschaften nicht wenig besucht. Es existirt davon eine eine sehr phantasiereiche Beschreibung vom Lob- und Spruchsprecher Michael Springinklee aus dem Jahre 1681 unter dem Titel:

„Ein schöner Spruch von dem Wildbad zu Nürnberg,"

in welcher es am Schluß heißt, daß der, welcher die Kur beendigt hat

Zum Abschied seinen Brüdern fein
Verlaß eine gute Kandel Wein
So wird sein Bad ihm glücklich sein.

Ich habe in den früheren Vorträgen bereits vieler Schimpfwörter gedacht, die ebenso derb als treffend angewendet worden sind und größtentheils noch werden, es ist aber davon noch ein guter Vorrath übrig geblieben, den ich nun auch nicht länger vorenthalten will. Dabei möge man mir gestatten, sie in den heimischen Klängen des vaterstädtischen Dialektes vorzutragen, damit sie in ihrer ganzen Urwüchsigkeit empfunden werden können. Billig muß man sich verwundern über die Menge der Bezeichnungen für Eigenthümlichkeiten und Gebrechen des Körpers, für die Licht- und Schattenseiten des Charakters und Benehmens, welche zur Hand waren und in der That hatte es ein Nürnberger schwer so zu sein, daß gar nichts davon auf ihn passend erscheinen konnte.

Schon als Kind im zarten Alter hieß man: Dockala, Wächtala, Hemdschwengel und je nachdem man lebhaft, lärmend, leichtsinnig war: Fantala, Wickela, Russerla, Gschußel, Unband.

Arme Leute, mit vielen Kindern gesegnet, sind a Hafenwaar. Waren nun die herangewachsenen Nürnberger oder Nürnbergerinnen von kleiner Statur, oder zart und schwächlich, so mußten sie sich gefallen lassen, daß es bald hieß: Esquek, Knack'n, Krapf, Fratz, bald wieder: Trutschel, Brächsen, Kratzbürsten.

Die großen Personen kamen aber auch nicht ungerupft weg, man schalt sie: Stangamichel, Steckensteif, langa pranga Latern; war man aber von übermäßiger Leibeslänge,

so bekam man den Titel Damahansel und der war genommen von dem Bilde eines 8 Fuß hohen Riesen an der Wand des Sternhofes, welcher Jakob Damman hieß, aus dem Lüneburgischen gebürtig war und sich dahier im Jahr 1615 für Geld sehen ließ.

Ging man in Nürnberg zierlich und fein gekleidet, so riefen die Neider: Gackala, Drehbi-Docken, Praller, Zusammengezupfte und wer ein umfangreiches Kleid trug, wenn auch ohne Crinoline, der hieß: Zibeleinstürzen.

Nachlässig und schlecht angezogene Personen nannte man: Schlepp, Lumpenburl, Batznschlaf'n, Habeltrüb.

Für Häßliche und mit Deformitäten Behaftete gab es eine Menge Namen, die man kaum alle anführen kann, da hieß man je nachdem man aussah: Schlaraffeng'sicht, Pfundnasen, Kniebleinskopf, Bärensia, Katzabrack, Waffel, Zwetschger-Nasen, Affeng'sicht, Mumpfel, Bratpfanneng'stalt, Zahnraffel, hatte man nur eine kleine Glatze, so war man schon ein Plattenkönig und waren die Beine nur ein Bischen ausgebogen, so hieß es: seht den Gikereiter.

Gebrechliche wurden auch nicht verschont, sie hießen Wechselbalg, Buckelwag's, blinder Sir, Kropfeta, Brüchiger und selbst die Greise und Greisinnen waren: alte Kracher, alte Gorra, alte Schachtel, Spittel-Onferla, Mummela, Hosentata, Trubneila.

Wie man es auch machte, so machte man es nicht Recht. Trat man süffisiant so war man eine Gespritzte, ein Haspel, ein Zwickel, eine Scharmante, ein Gispel; war man lebhaft und schnell so konnte man hören, man sei: eine nöthige Wettel- oder ein Hitzablitz. Die Trägen und Blöden aber bediente man mit Laimenfieber, Herrgottsmockelein, Lamech, Lätfeigen, Breimaul, Hietsch, Potschi, Schmachtlappen, Strunz, Zwetchgermann.

Besonders von Namen für Dumme und Tölpelhafte hatte man ein reiches Register, als da sind: Storax, Heuochs-

Kratſchn, Stöpſel, Lalla, Flöhmeichel, Ochſenſtoffel, Meichala, Schiebochs, Höipa, Simpel. Die groben und aufgeblaſenen Menſchen bezeichnete man mit: Hammazoll, Zauk, Teufelz'reiß, Bräcksmolles, Schliffel, Zipfel, Bauernfünfa, Knollfink, Knüpfel.

Die Mageren ſchimpfte man: Beſenſtiel, dürre G'rippen, Beinhäuslein. Die Dicken: G'ſchwollner, Molla, Wampeter, Brorel, Kezenkättel. Wer jähzornig, heimtückiſch und bös war wurde genannt: Baſſier, Rabiater, Niſſiger, Muſ'nkopf, Meineidiger, Peinleinsknecht; wer nicht gut thun will iſt ein Schlack, eine Fuchtel, ein Trumm, ein Laſter, ein Gottestropf, ein Menſch, eine Zuchtel, eine Mierl, eine Muſchel, ein Muſter, eine Federfechterin; wir ſehen, daß hier das weibliche Geſchlecht ungemein reicher bedacht iſt, als das männliche. Dagegen iſt es bei albernem Benehmen oder Ausſehen das Gegentheil, hier ſind es die Männer, welche excelliren. Man ſagt dafür: Ganspeter, Hanſel von Raſch, Laimenbatz, Dellakind, Paruckenhanſel, Rockenkopf, Pritſchebakela, Hänſabub, Hetſchepeter. Schmutzige und unflätige Menſchen hießen mit Reſpekt zu melden: Miſtfink, Miſtengiker, Suckel, Dreckbartel, Saubartel, Sauleder und die gerne tranken: Krambambuli, Zopf, Brantweinburl, Korbel, Süffling. Mannsleute, die ſich viel in der Küche zu ſchaffen machten, nannten die Mägde: Küchenſchmecker, Häfeleinsgucker, Teller- u. Pfannenlecker.

Die bei Nacht vor den Bürgerhäuſern ſingenden Schüler der ſogenannten Trivialſchulen führten den Spitznamen: Häfelein-Fleiſchbrüh, und mancher der verehrlichen anweſenden älteren Herren iſt vielleicht in ſeiner Jugend ein Taubengockerer oder gar ein Mablesgockerer geweſen.

Die Vornamen werden überall abgekürzt und nicht allein wir Deutſche thun es, auch bei den Engländern iſt dies ſtark im Schwange; der Nürnberger hat aber ſeine ganz eigenthümlichen Kürzungen, wie

ſie eben zu ſeiner übrigen Sprache ausnehmend gut paſſen. Laſſen wir zuerſt eine Auswahl von männlichen vorüberziehen z. B.: Balthes, Pauſel, Helwel, Löinerd, Hanni, Görrla, Jakel, Stoffel, Waſtel, Wolfel, Barthel, Gobel, Nickel, Rabbla, Zacherla, Steffel, Wickela
und dann weibliche:

Redbel, Bärbel, Orſchel, Durla, Kättel, Kunni, Chriſtel, Lieſ', Wabel, Mila, Nanni, Lena, Marget.

Unſer Nürnberger hat auch allerlei abſonderliche Benennungen für Eßwaaren. Als Kind hat er ſich viel mit Hippelein [6]) und Sträubelein [7]) mit Ziſſerlein, [8]) Knäckerlein [9]) und Maſchen und Zippern [10]) abgegeben, ſpäter hat er eine Suppe mit Butterkniebla [11]) und Schieberlein [12]) nicht verachtet, wenn darauf ein Breſilla, [13]) ein baßter Rema [14]) eine Spanſau oder ein gebratener Koppen [15]) oder Pipen [16]) folgte, an welch letzterem er beſonders die Pfaffenſtücklein [17]) gerne ißt, er läßt ſich auch Spatzen [18]) und Soldatenkniebla gefallen, wenn ein Schmalz d'rauf brennt iſt und hat auch nichts gegen einen Aierplatz [19]) oder Airesſchmalz [20]) einzuwenden und wenn er ſich aus der Graupen [22]) und dem Rübleskraut [23]) nicht viel macht, und auch die Scherruben [24]) nicht recht vertragen kann, ſo liebt er dagegen den Käskohl [25]) und den Latukki (lactuca) die Storzonierlein (scorzonera hispanica), die Kieferbſen und als beſondere Delikateſſe Brätling [26]) und Pfiffer, [27])

---

[6]) Hohlippen, gerollter dünner Kuchen, Schmeller 2, 221. [7]) Strihzel, krauſes Gebäck, Schmeller 3, 677. [8]) Corneliuskirſchen. [9]) Kleine Süßäpfel. [10]) Art großer Pflaumen. [11]) kleine runde Klößchen. [12]) längliche Klößchen. [13]) das dicke Fleiſch an der Kalbskeule. [14]) in Eſſig gelegtes Rindfleiſch. [15]) Kapaun. [16]) Truthahn [17]) Bruſtſtück, Schmeller, 1, 306. [18]) Mehlſpeiſe, Schmeller, 3, 582. [19]) Eier- und Brot-Kuchen. [20]) Eier in Schmalz gebacken, Schm. 1, 40. [21]) mit Hefen angemachter Mehlkloß. [22]) Gemeng von Erbſen und Gerſte. [23]) geſchrotene und geſäuerte weiße Rüben, Schm. 3, 10. [24]) brassica napus Schm. 3, 389. [25]) Blumenkohl. [26]) agaricus lactifluus. 27) eine Art eßbarer Pilze.

vorausgesetzt daß die letzteren nicht giftig sind. Zum Nachtisch läßt er sich auch herbei Käseszipfelein [28]) zu verspeisen.

An einem Sonntag spitzt er sich zum Kaffee auf sein Spitzwecklein oder eine aierne Brezen [29]) und seine Frau weiß sich nichts Besseres als Ofenkniedlein und Weispennester, an der Kirchweih müssen Gugelhopfen, Schart und Schneeballen [30]) gebacken werden, in früheren Zeiten war er gewohnt alljährlich von seinem Bäcker einen Aierkuchen zum Präsent zu bekommen, aber diese schöne Gewohnheit ist zu seinem Aerger abgeschafft worden.

Nach Neujahr freut er sich auf die Schnakenbrezen und Abends zum Bier schmeckt ihm eine rösche Fastenbrezen sehr gut, im Frühling ißt er frische Butter, ein warmes Spühlein oder römisch Kipf, [31]) es darf aber nicht matzet [32]) sein.

Wenn sein guter Freund auf dem Lande metzelt [33]) und ihn auf eine Knock'n [34]) einlädt, so bestrebt er sich von dem fetten Büdenlein, [35]) und von der Plunzen [36]) und dem Aesterling [37]) möglichst viel zu genießen, denn sie sind besser als seine Bänkwürste. Drückts ihn im Magen, so hat er einen Praß, und hilft sich mit einem Schorlamorla, [38]) es kommt aber vor, daß er wirklich krank ist und wenn man ihn dann besucht, muß man ihm eine Quittenzelten [39]) mitbringen, sonst thut's ihm Zorn.

Zum Trinken läßt er sich nicht nöthen, nur muß man ihm keinen Plampel vorsetzen der große Augen macht. Ist der Stoff gut, so kann er gehörig picheln oder büchsen, und dabei wird er aufgeregt und schreit manchmal wie ein Zahnbrecher; zuletzt kriegt er's dick, denn er merkt, daß er anfängt zu lallen und da ist's am Besten, daß er sich drückt und seinen Hieb oder Spitz, oder Duft oder Brand, oder Dusel, oder Zopf oder Brummer heimträgt und nach Bethlehem geht.

---

[28]) Gebäck von Zuckerteig. [29]) u. [31]) verschiedene Brodsorten. [30]) Kaffeegebäcke. [32]) spundig. [33]) ein Schwein schlachten. [34]) Schlachtschüssel. [35]) fettes Bauchstück. [36]) runde Blutwurst. [37]) Wurst aus dem Afterdarm gemacht. [38]) Schnapps. [39]) Quittenäpfel mit Zucker eingekocht.

Die Katzen in Nürnberg schütten aus wenn sie Junge bekommen und die Fische stehen ab, wann sie sterben, die Farben schießen und haben kein Gewehr, auch die Menschen schießen manchmal, nämlich herum, wenn sie eilig sind.

Die Bäcker schießen ein; wenn sie das Brot in den Ofen schieben, und nicht selten ist man in ein hübsches Mädchen ganz verschossen.

Man kann in die Brüche kommen, ohne nach Wendelstein zu gehen und in der Schmiere sein, ohne etwas Fettes berührt zu haben.

Gewiß gibt es viele hochherzige Männer in Nürnberg, sind die Frauen noch mehr hochherzet, so kann man sich das gerne gefallen lassen.

Wenn wir sagen: es richt' sich ein so meinen wir es gibt Regenwetter, wenn es anzieht, wirds es kälter; wenn wir einnehmen so verstehen wir allemal Medizin darunter und wenn sie uns angreift so ist es uns recht, denn dann wirkt sie.

Wir schustern manchmal viel hinein, ohne ein Schuhmacher zu sein, wir brennen durch wenn wir weglaufen, wir stellen ein wenn wir einen Gehilfen dingen, wir stechen einen Blaublinz, ohne daß wir das Boren gelernt haben; ja wir haben uns schon öfter in's Bein gehaut und sind kein Holzhauer. Zum Schreiner haben wir kein Talent, denn wir hobeln nicht gern dicke Brettlein; aber ohne jemals die Büttnerei getrieben zu haben, verstehen wir recht gut ein Butterfäßlein zu machen.

Die Geschwulst sitzt ein, wenn sie abnimmt, die Milch geht zusammen wenn sie gerinnt, der Kaffee g'fällt wenn sich der Satz niederschlägt.

Wir nehmen einen bösen Buben beim Reissig oder beim Schlaffittig und meinen bei den Haaren, wir machen ihn herunter, wenn wir ihn auszanken.

Wenn uns das Geld ausgeht so werden wir bumsig; geht uns aber ein angenehmer Traum aus, so freut es uns,

haben wir etwas ausgegangen, das uns Vortheil bringt, so ist uns dies ein gefundenes Fressen und ein großer Jammer in dem wir sind, möchte einen Stein erbarmen.

Wer sonst in der Welt abdankt, ist seines Amtes quitt, früher haben aber bei uns die Nachtwächter in jeder Neujahrsnacht abgedankt und sind doch geblieben was sie waren.

Der Nürnberger trägt sich oft mit unmöglichen Dingen, er sagt: Dich soll der Schnee anzünden, obschon er weiß, daß der nicht brennt und es friert ihn nach der Sonne wenn er sich nach einer Annehmlichkeit sehnt die er verscherzt hat, auch schieckelt er zuweilen über neun Häuser, wenn diese auch nicht vorhanden sind. Er tröstet sich in gewissen Fällen damit, daß er sagt: unser Herrgott läßt der Geis den Schwanz nicht zu lang wachsen und sollte doch wissen daß Gott sich darum nicht kümmert. Er sagt: Hängt mir da kein Vierz'gerlein raus? und hat keinen Groschen im Vermögen; er gabelt einen guten Freund auf der Straße auf, ohne daß dieser dabei zu Schaden kommt. Was er verliert wischt er ans Bein, er sieht manchmal aus wie die theure Zeit und wenn er viel zu thun hat so muß er oft die Zeit nur so herauszwicken, um fertig zu werden, er hat sogar nicht selten einen Sparren von dem man äußerlich gar nichts sieht und es wird ihm ein Spähnlein in's Maul gegeben, ohne daß er es spürt.

Findet er etwas schlecht, so ist kein guter Seufzer oder kein gutes Haar daran, wer ihn oft und viel behelligt, der geht ihm nit von der Nacken und das fuchst ihn gewaltig.

Es ist charakteristisch, mit welchen Flickwörtern der Nürnberger Dialekt durchspickt ist. Theils sind es kleine Wörter, die in die Sätze eingeschaltet werden (ähnlich etwa wie im Italienischen das Wort mica) wie z. B. fein, gar, halt, frei, schön, ja, weiter, die etwa so angeflickt werden: sie ist fein recht schön, es ist gar leicht möglich, ich weiß halt nit, ich hab frei g'meint mich trifft der Schlag, das ist schön nit wahr, es ist ja deine eigne Schuld, heut ists weiter nit kalt.

Andere Flick-Redensarten sind: gelt, ainmal, ains ins

ander z'reden, wohl und gut, kurzumkeit, mir nix dir nix, so zu sagen, zu theuerst, hab ich gsagt sagich, haißt das, was das anbelangt, in so fern, in alle Weg, nix für ungut, gsetzerweis, ingleichen und gibt über deren Anwendung ein ganz hübsches Bild das Gedicht aus dem Jahre 1791 betitelt: Die Gevattersleut oder mir nix dir nix. *)

Ebenso interessant ist es, welche Menge von tautologischen oder alliterirenden Substantiv- und Adjektiv-Verstärkungen der hiesige Dialekt anwendet, die man anderwärts nicht kennt.

Wir sagen; in aller Gottesfrühe kommen, in Granatenstück hauen, seine Schur und Plag haben, eine Kreuzlänge ausbleiben, rat und glatt [40]) nichts nutz sein.

Ferner sagen wir: bildschön, bodenbös, brottrocken blutwenig, blutarm, kitz- oder blitschblau, brühwarm, aichelfrisch, bocksteif, fasennaket, badwarm, butteltrüb, dickvoll, gesteckt voll, gestreckterlängs, großmächtig, glockenhell, gliedgut, kerngut, himmmellang, kreuzweit, kreuzbrav, landfremd, lederweich, maustodt, pudelgemein, sündentheuer, schlotterweiß, steinmüd, stiksauer, stüdfaul, strohdumm, wutterwunzigklein, zaundürr.

Ich habe schon früher erwähnt, wie sich der Nürnberger gerne der Fremdwörter bedient, wenn er auch manchmal mit einzelnen einen andern Sinn verbindet und habe zu bedauern, daß Herr Professor Langenbuch aus Hamburg das nicht gewußt hat, wodurch wir vielleicht mit der eingehenden Erklärung des „furchtbaren Wortes" Hydro-Origen-Gas-Mikroscop verschont worden wären.

*) Ich kann mir nicht versagen, die geistreichen drei Reden aufzuzeichnen und so der Vergessenheit zu entreißen, welche ein Nürnberger Mädchen an einen fremden Jüngling gehalten haben soll, der sie nach dem Schießhaus führte. Auf der Hallerwiese, da sie mit dem Fuße an einen Stein stieß, entschwebte ihren Rosenlippen der Ausruf: opperla, auf der Höhe des Joh. Kirchhofs angekommen, sagte sie hochaufathmend: suderla und an der Thüre des Hauses knixte sie mit einem fröhlichen: eitzetla.

40) durchaus, radikal.

Seit nun vollends die Franzoſen das gute Nürnberg für längere Zeit beſucht haben, (es waren theuere Gäſte, denn ſie koſteten anno 1796 der Reichsſtadt laut der Kellner'ſchen Zuſammenſtellung die Summe von mehr als $1^1/_2$ Millionen Gulden) da ſpricht unſer Nürnberger, neben der lateiniſchen, noch mehr in franzöſiſcher Zunge: Er ſchimpft Filu und Kujon, gewiſſe Leute nennt er eine ſchlechte Nation oder eine Raſſ' die nichts als Partiken macht, andere bezeichnet er mit dem Ausdruck: es iſt eine Vagagi, was er nicht leiden mag iſt ihm odiös und ehe noch die päpſtliche Encyclika gekommen war, hat er ſchon geſagt: die ganze Kleriſei taugt nichts.

Er muß ſeinem Jungen eine neue Muntur machen laſſen, noch ehe dieſer Soldat iſt, es paſſirt ihm, daß er Krakeel bekommt ohne es zu wollen. Er macht ſich eine Motion bei jedem Wetter, wenn es aber regnet nimmt er ſonderbarer Weiſe den Paraſol mit. Per Paſſelatam ſchaut er dem Pritſchenella zu und per Kurioſität beſieht er ſich auch die Kaulbach'ſchen Cartons, die ihm ein wahres Marakel ſind und vor denen er allen Regard hat. Er war ganz weg in den Auguſtenburger und iſt manchmal ſehr in die Rage gekommen, hat auch manchen Diſputat deshalb gehabt, obwohl er ſich hütet Krawall anzufangen weil kein Profit dabei iſt, aber da die Großmächte gar keine Raiſon annehmen wollen und immer bretaler werden, ſo kann er auch nicht mehr in einer Suite fort ſpendiren. Er iſt ſelbſt häufig in Schwulitäten. Zur Ausſtaffirung ſeiner Tochter hat er mortiös viel Geld gebraucht, das Schnabuliren koſtet auch alle Tage mehr, drum zieht er ſich totalitter zurück man mag ihn noch ſo ſehr tribuliren. Er iſt alert wenn er munter iſt, er polirt nicht ſondern er politirt, wen er nicht mag, den ſchaſſt er, ſein Hund, der Kalfakter, muß kuſchen, was recht und ſolid iſt, nennt er authentiſch, er hat einen Spektakel wenn er ſich zankt er ſpintiſirt wenn er über etwas grübelt, er kann es nicht leiden wenn man viel Speranzien macht, Schmieralien nennt er Spendaſchi, daß er in's Theater geht iſt keine Rarität mehr, er fürchtet ſich wenn das Nervenfieber graſſirt. Einen armen Teufel nennt er

einen pohern Kerl, den dummen einen Simplex, einen Strolchen Vagirer, eine grobe Person eine Soci, die Krause heißt bei ihm Falbel und der Brummkreisel ist ihm heut noch eine Trudelmadam.

Auch mit der Mode ist er stets gegangen, unterm Roquelaure hat er den Casaquin getragen und über dem Spatzenfrack den Spencer, seine Frau sah hübsch aus in Redingote und chapeau à la Blanchard mit Fontange und Engageantes oder des Abends im Deshabills und in der Dormeuse.

Sein Zimmerofen hat ein Krebenz was sehr komod ist, und aus purer Liebe zur Kürze bezeichnet er einen gewissen Theil des menschlichen Körpers mit dem zarten Namen Popó.

Die Serviette hat er sonst Salvet genannt, die kleinen Räume, welche in den Gasthöfen mit Nr. 0 markirt sind, heißen bei ihm Privet, wenn er unter sich ist sagt er auch wohl nur Häuslein. Duse Farben liebt er ebenso wie eine duse Musik aber wer laut ruft von dem sagt er: er schreit kommordio.

So ist er in fremden Sprachen ebenso fix als ferm und thut allen billigen Anforderungen bastant, nur muß man ihm gestatten, daß er Verwechslungen machen darf wie z. B.: Ich hab mir ein Ventil angeschafft für Fauteuil, oder daß er für Antiquar Antiquitat sagt, oder der intriquirende Theil statt integrirende, oder das elektrische Fludium statt Fluidum.

Der ächte Nürnberger, meine verehrten Anwesenden heißt nicht etwa Müller oder Meier, sondern er schreibt sich so, er ist ziemlich leichtgläubig, er meint, es muß doch etwas dran sein, wenn man ihm etwas weiß macht, denn man kann nichts aus den Fingern saugen. Er macht einen ganz feinen Unterschied im Grüßen beim Zusammentreffen und in dem beim Auseinandergehen, denn er klagt nicht selten: Der grüßt mich nit und b'hüt mich nit und denkt dabei an das schöne: Behüt Gott.

Außerdem ist ihm eine Sache die ohne Aenderung so oder so behandelt werden kann: gehupft wie gesprungen und das was keinen rechten Charakter hat, ist nit gehaut und nit gestochen.

Er gibt sonst keinem Menschen ein unschönes Wort, wer ihn aber uzen will, dem geigt er rechtschaffen die Meinung, er schnurrt und franzt ihn an, er z'schmarakt ihn was das Zeug hält und scheert sich einen Pfifferling drum, wenn jener dadurch vertaddert wird. Wer mit ihm anbindet der brummt an, denn er ist in solchen Fällen kurz angebunden und macht nit viel Tempa.

Eine krumme Red kommt ihm artlich vor, die reibt er nicht hinein und da fackelt er nit lang mit der Antwort obwohl er sich nicht gern mit Jemand abwirft.

Wenn er umsonst gegangen ist so hat er den Hinweg für den Herweg gehabt, wird er zum zweitenmal nach derselben Sache gefragt, so sagt er: Der Pfarrer predigt nur Einmal. Hat er eine schlimme Erfahrung gemacht so läßt er sich's zur Witzigung dienen und als Handwerksbursch hat er gefochten ohne Klinge und Mensur.

Wenn ein seltener Besuch den Nürnberger überrascht, so kommt der ihm theuer zu stehen, denn dann muß er den Ofen einschlagen; die Stufenleiter der Bildung bezeichnet er spöttisch wo er letztere bezweifelt, dadurch daß er sagt: du bist eine geschickte Wurst, wirst bald Säusack werden, wer nur kümmerlich sein Brot erwirbt muß von der Hand in den Mund leben, wer mit flachen Steinen so auf das Wasser werfen kann, daß sie ricochetiren, der kann Vater und Mutter erlösen, wer mit Nägeln beschlagene Schuhe anhat, trappt wie ein Peuntgaul.

Ein nicht sehr kluger Schulmeister hat, wenn seine Knaben beim Lesen an einem Fremdwort stockten, ihnen ärgerlich stets zugerufen: überhupf den Teufel und dadurch eine ziemlich freie Uebersetzung des bekannten graeca sunt non legantur geliefert. Und von einem Freier, der schon mehrere Körbe bekommen hatte, sagte man im vorigen Jahrhundert: er muß die Hallerwiesen mit Heftlein bestecken.

Wer sich nicht gleich für eines oder das andere entschließen kann, dem thut die Wahl weh, wer tief unter seinem Neben-

buhler steht, der reicht jenem das Wasser nicht, wer gegenwärtig ist, der ist um a Weg, wer ein großes Geschrei erhebt, der schlägt eine Wach auf, ein Epileptischer hat das Wesen oder die hinfallende Krankheit, wer körperlich sehr empfindlich ist, wird ein Zipf oder ein zaser Mensch gescholten.

Was so nahe am Rand des Tisches steht, daß es leicht hinunter fallen kann, das steht auf der Zwick, wer auf dem Punkt ist, sich anzugeben, d. h. Konkurs zu erklären, der steht auf der Wipp, wird dann mit Gericht gesperrt, und die Gläubiger müssen ihr Geld gerathen, [41]) wer im Lottospiel schon vier Nummern besetzt hat, der spannt aufs Auswerden, wer schlau ist heißt ein Spitzenhändler.

Dem verschmähten Freier wurde, am Hochzeittag seiner Schönen mit dem vorgezogenen Nebenbuhler, Spreu gestreut, damit that man ihm einen Spott an. In Nürnberg hat man die Blumen in Scherben und der Gewürzkrämer ist ein Scharmützelmacher.

Schmalz und Brot hieß sonst das weiße Bäffchen der Geistlichen und statt im Leihhaus zu versetzen, trug man seine Sache in's Klärlein. [42])

Man machte einen Heiling und fuhr zum Kränzlein und das war ein Schmaus, wer eine alte Frau heirathete hieß ein Freireuter, und hatte dann nicht selten ein Brummeisen genommen. Wem aber sein junges Weib davongelaufen war, der mußte es im Schottenkloster suchen.

Wer unüberlegt und dumm sprach war werth zum Dusel geschickt zu werden (so hieß nämlich der Wärter im ehemaligen Irrenhaus), wer zum Einsperren reif war, verdiente daß man ihm einen steinernen Mantel anlegte.

Einem Dummkopf sagte man: Du bist mit dem Findelochsen in die Schul gegangen, von einem Geizigen hieß es:

---

[41]) verlieren, Schm. 3, 152, engl. to get rid. [42]) Kapelle der St. Clara sonst als Aufbewahrungsort für Pfänder benützt.

er legt sein Geld in den Gruberskasten, man zielte damit auf den 1773 verstorbenen geizigen Handelsmann Gruber.

Aermlich gekleidete sehen aus wie die Wolfsmänner oder wie die Zwölfbrüderer, die aus den bekannten Stiftungen ausstaffirt wurden, zudringliche Forderungen wurden vertröstet auf: morgen nach der Spittelpredigt nämlich ad calendas graecas, heut zu Tage sagt man dafür: Morgen backen wir.

Wer langsam und faul war, arbeitete wie ein Pfasterer und das soll heut zu Tag noch passen, die Redensart: Hunde führen bis Buschendorf soll daher kommen, daß das so benannte Dorf zwischen Burgfarrnbach und Emskirchen früher ein Jagdschloß gewesen ist, und der Ausdruck Mauleberla, dessen wir früher schon Erwähnung machten, wird auf einen Oberoffizier des General Melac im 30jährigen Krieg zurückgeführt, der Meauleprieux hieß und sich in der Pfalz durch seine Plackereien dem Landvolk sehr verhaßt gemacht hat. Bretlacher (unförmlicher Hut) soll seine Entstehung den Dreispitzen des im Jahr 1757 zur Reichsarmee gehörigen in der Nähe von Fürth cantonirenden Dragoner-Regiments Bretlach verdanken.

Man hörte hier im vorigen Jahrhundert auch einige Verslein, die sich jetzt verloren haben z. B.:

Das Kriegsamt und die Peunt
Sind der Losungstuben ärgste Feind

und

Fürth, Schwabach und Erlang
Machen Nürnberg angst und bang

es wäre uns übel gesagt, wenn sie heut zu Tage noch Geltung hätten.

So hatte man um die Gleichheit der Menschen zu bezeichnen das hübsche Sprüchlein:

„Ein Schütz und ein Genannter
Ißt einer wie der ander"

oder mit anderen Worten: der Büttel wie der Rathsherr muß essen und ganz charakteristisch hieß es auch:

Wer bei Lorenzen steht und spürt kein'n Wind
Wer durch Wöhrd geht und kriegt kein Kind,
Wer aus der Lodergaß kommt ohne Spott
Der kann sagen er hat ein Gnad von Gott.

Zu jener Zeit kursirten auch einige Witzreden, welche man topographische nennen könnte, nämlich:

Der Pfarrer in Kraftshof hat nur ein Buch

ferner:

Der Pfarrer in Poppenreuth tauft die Kinder im Sack, und sie erklären sich leicht wenn man weiß, daß Buch und Sack der Name von Dörfern sind, die zu den betreffenden Pfarreien gehören.

Ich muß es der achtbaren Versammlung anheimgeben herauszutifteln warum man die schlechten Schreiber Albrechtsschmierer nennt, wo die Redensart herkommt: was leer steht, greint nit, obwohl sie bei Schmeller 2. Thl. 488 erwähnt ist, und: aufpassen, daß Nichts z'scheitern geht, warum einer, der sich nicht mehr rührt, keinen Mukser thut, warum man der Katze schmuzt wenn man sie lockt, wo die Bezeichnung Larifari für Possen oder Geschmätz herkommt, warum im vertraulichen Kreise der zufällig erscheinende Nichteingeweihte ein Umgewendts genannt wird.

Ich gestehe ferner: daß ich nicht recht weiß, warum man sagt: das ist eine schöne Zuversicht für: eine saubere Bescheerung, warum man schreit haß oder hasserla nicht nur wenn man sich brennt, sondern auch wenn man sich stößt oder schneidet, mit welcher Beziehung auf ein altes Wurzelwort wir sagen: ich werf dich hin, daß du einen Quecker thust, und: es ist so dünn wie ein Maurblättlein, auch will mir der Nachweis der Phrase: über den Schellenkönig loben, welchen Eiselin in seinen Sprichwörtern pag. 547 gibt, nicht ganz ausreichend erscheinen und nirgend finde ich eine Erklärung über den Ursprung der Redensart: Einem die Leviten lesen.

Die allerdings auch hierher gehörigen Composita mit den Zeit-

wörtern schlagen, machen und thun, habe ich in meinen früheren Vorträgen (Album 1844 u. 1847) ziemlich vollständig angeführt und kann sie hier füglich übergehen, nur erwähne ich bei dieser Gelegenheit einiger besondern Ausdrücke, die ich damals vergessen habe, nämlich Post thun für Jemand etwas wissen lassen und einen Wall aufthun für einmal aufsieden, ferner ausschlagen für vertheilen.

In den Benennungen von Thieren und Pflanzen weicht der Nürnberger von den sonst gewöhnlichen Namen häufig ab, wie das überhaupt alle Dialekte thun. Er nennt den Weberknecht (phalangium opilio L.) Habergeiß, die Libelle Wasserjumfer, die kleine Fischbrut Grundeln, den Koppenfisch (gobius capitatus) Rotzkolbe, den Hänfling Zitscherlein, die Kaninchen Hasenkühlein, den Holzwurm Erbschmieblein, die kleinen punktirten Käferchen (coccinella) Herrgottsmockelein.

In seinem Garten blüht kein Flieder sondern ein Holler, kein Goldlack sondern ein Veil, keine Narcisse sondern ein Josephsteft. Er sitzt in einer Laube von Jerichorosen (Geißblatt) und labt sich an dem Geruch der Trudenblüh (Ahlkirsche, prunus padus.)

Zur Osterzeit holen sich seine Kinder Palmkätzlein (die Blüthe der Weide) und im Sommer gehen sie in die Schloten (Rohrkolbe).

Im Herbst essen sie Judenbettelein (Frucht vom Pfaffenhütchen-Strauch) Hiesten (Hagebutte) und im Winter werfen sie sich mit Zizen (Fohrenzapfen).

Manchmal wird er überschwenglich in seinen Ausdrücken, denn er nennt ein kleines Geschwür am Auge einen Meerigel und wenn er einen schlimmen Finger hat, so bildet er sich auch ein, es sei der Wurm darin, der ihn durch die Koppen hinaus sticht.

Wenn er einem Freund etwas verschafft, so schanzt er's ihm zu, wenn es hagelt, so sagt er, es ist ein Kieselwetter, er läßt nichts herumliegen wenn er unordentlich ist, sondern es fährt oder kugelt herum.

Er nennt die rothe Kornblume Göckerlein, ein schlechtes Bett Schwarten, einen schlechten Tabak Galgenknaster, einen kurzen Rock Schanzenlaufer.

Zuweilen braucht er wirklich falsche Bezeichnungen; so sagt er vom sehnigten Fleisch: es ist ädrig, schänden gilt ihm wie schon dem Hans Sachs für zanken, wenn er sich scheut, so ekelt ihm, wenn er herumschweift, so schleicht er langsam einher, wenn er schwärzt, so schmuggelt er und deshalb heißt er auch mit doppeltem Recht Hergottschwärzer, weil er durch das Schwarzfärben des metallnen Crucifix an der Sebaldkirche solches durch die Diebshände des Feindes schwärzen wollte. Wenn er schwänzt, so vermeidet er, z. B. die Schule, wofür er zum Lohn Wichse bekommt. Sonach wäre ein gewichster Bursch ein geprügelter; aber das ist nicht so, der ist ein gewandter Kerl und weiter wenn man aufwichst, so schlägt man nicht immer zu, sondern man gibt ein Essen oder einen Trunk zum Besten. Wenn er ein Gesuch anbringt, so haut er an, wenn er unwohl werden will, so spitzt er sich zuvor an oder er verblasst sich. Sein Obst ist niemals faul sondern nur angestoßen, er sagt von der Bleifeder Bleiweiß, während sie doch schwarz schreibt. Wenn er etwas verschließt, so sperrt er nicht zu, sondern er verkauft, wenn er sagt: es d'ermahnt mich, so meint er, es käme ihm so vor, wenn er fidelt, so spielt er nicht auf der Geige, sondern er schneidet mit einem stumpfen Messer und ein Bettelgeiger ist nichts anderes als ein schlechter Musikant.

Einen Wirrwar nennt er ein Gefuchs, Streitigkeit G'heierei, ein ärmliches dünnes Kleidchen ein G'lüftla, einen engen und winklichten alten Bau ein Gegrietsch. Wenn er sagt: das ist ein z'widerer Mensch, so meint er, daß jener mürrisch sei und den nennt er auch, wenn er viel keift, eine Brotzelsuppe.

Wir haben in Nürnberg einen eigenthümlichen Ausdruck für taub nämlich: ung'höret, wir sagen auch von Jemand der ordentlich sich aufführt: er thut nichts Ungleichs und von Kindern die viel lärmen: sie machen einen Unmuß und wer uns nicht mißfällt

ist kein unebener Mensch; wenn wir uns bemühen etwas anzubringen, so muß oft supplirt werden: an den Mann, wenn wir Einem etwas stecken, so lassen wir nur das „zu" aus und verstehen darunter: im Geheimen sagen.

Für aufthauen sagen wir aufläunen; aber in einer heiteren Gesellschaft thauen wir selbst auf nämlich, wir werden lustig.

Wenn uns etwas eingeht, so begreifen wir es oder es sagt uns zu, wenn aber unsere wollenen Strümpfe eingehen, so werden sie enger und das ist fatal; wenn wir Einem etwas anlernen, so geben wir ihm keine Lehre, sondern verführen ihn, was geheim bleiben soll hängen wir nicht an die groß Glock'n und nicht allein die Menschen sind hier leutselig, sondern auch die Straßen. Haben wir Litzen so sind sie nicht immer von Posamentier geliefert, sondern es sind Launen, mit Karl dem Großen sagen wir immer lusen für horchen, mit dem Vocabularium von 1482 schelchen für die Kunst seine Schuhe krumm zu treten.

Wenn der Nürnberger einen Zuwachs zu seiner Familie bekommen hat, so zieht er seinen Frack an und geht auf's Gevatterngewinnen denn er braucht einen Tub'n für das kleine Wesen.

Am Tauftag hält er eine Kindsschenk und dann schafft er die Kindbettkellerin ab und die Kindbettsuppen hören auch auf. Der Sprößling wird gehörig gewickelt mit Loden und Windeln, bekommt seinen Goller umgebunden und wird so lange mit Brei gefüttert, bis er laufen kann, das er zuerst in Schauben und Fallhut versucht, nachdem er es vorher im Laufwägelein ein wenig gelernt hat.

Wenn Jemand das hübsche Kind lobt und bewundert, so sagt er regelmäßig: unbeschrien, unbeschrien! und beweißt dadurch, daß er eben nicht zu den Freigeistern gehört.

Ich komme noch auf einige Redensarten die ich hier einschalten muß.

Von Einem, der sich mehr um des Nächsten Angelegenheiten kümmert als um seine eigenen, sagt man: er thut lieber bei andern Leuten ratzen als bei sich mausen, von Einem, der

wild und verstört aussah, hieß er: er sieht aus wie der Löw im Gitter, und bezog sich dies auf ein Gemälde an einem Haus in der Dielinggasse.

War Einer gefährlich krank, so prophezeite man ihm: der wird das Bet nicht mehr oft läuten hören und die Altreißen auf der sogenannten Leipziger Messe, denen das böse Volk nachsagte, sie kauften die Schuhe und Stiefel der Hingerichteten, neckte man mit der Frage: hat das Bet schon geläutet?, weil beim Klange eben dieser Glocke die armen Sünder zur Richtstätte geführt wurden.

Die Lichtlein trug man in's Wasser wenn im Frühjahr das Arbeiten beim Licht aufhörte und: schmeckt der Pfeffer gut? rief man am zweiten Christ- oder Stephani-Tag, wenn man seine guten Freunde im Bett überraschte und mit Ruthen schlug.

Wer händelsüchtig ist wird ein einrissiger Mensch genannt, und von Einem, der als täppisch und ungeschickt bekannt ist, sagt man spottend: er trübt kein Wasser, er fällt nur gleich hinein.

Wenn in den Häusern am Samstag z'samg'räumt wird, so hat das mehr zu sagen als ein bloßes Aufräumen, denn dann wird das ganze Haus geputzt und gescheuert und darüber wird die Hausfrau von den Ehhalten nicht selten eine Fegursel gescholten.

Eine schlechte Arbeit hält von elf bis Mittag, eine schwierige Sache hat ihre Mukken, das Lieblingskind heißt das Nestbätzlein.

Noch hört man hier zuweilen den Vers:

„Was recht ist hat Gott lieb
Der Storch ist ein Garndieb."

Ich finde ihn aber nicht in Eisenhardts Rechtssprüchwörtern aufgenommen.

Wenn man in Nürnberg das Seinige zu Rathe hält, so heißt man ein genauer Mensch und wird gelobt, ist man aber knauserig, so wird man ein Geitzkragen gescholten und der schindet die Laus um den Balg.

Wem die Einkünfte nicht mehr zureichen bei dem hält es hart, daß er sich durchwindet, er muß es ganz klein geben und ruft traurig aus: es ist kein Klecken mehr!

Wenn wir uns beim Schneider einen Rock angefrümmt haben, und er paßt nit hint und nit vorn oder wenn er einen groben Rupfen von Tuch dazu genommen hat, oder wenn er auch nur um's Kennen zu klein ist, so bekommen wir die Eigenschaft, daß wir giftig werden, wir riffeln ihn gehörig und wenn er widerpart, so reißen wir ihm aus, denn wir haben nichts von ihm aufzuheben und für das daß's ist geben wir kein Geld aus und können uns nicht alle Tritt ein neues Kleid machen lassen, da kämen wir auf die Hauptsumma, um die Weil ist's nit.

Wenn Heynatz einen zweiten Antibarbarus schriebe, so würde er gegen verschiedene ungerechtfertigte Nürnberger Ausdrücke von seinem Standpunkt zu Felde ziehen und sie als obsolet bezeichnen, obwohl ich natürlich als eingefleischter Nürnberger ihm nicht beistimmen würde. Es sind dies Wortfügungen wie: Pützig (Gemüseabfall) Armuetei für Aermlichkeit, Aufgeschau für Aufsehen, Behulf für Hülfe, Gescheidigkeit für Klugheit, Gemerk für Gedächtniß, Dirmatei für Unklarheit im Kopf, Gestrick für Strickzeug, Gesatz für Maaß, Gutheit für Gutes, Gestipp für Knochenpulver, das beim Sägen und Feilen des Elfenbeines abfällt, Gespott für Schande, abkräftig für schwach, Aechzen für Seufzer, Aussatz für Tadel, ein Bot legen statt Gebot, überlei für überflüssig, wächeln statt fächeln, rutscheln für schaukeln, verknütteln statt verknoten.

Wir lassen uns aus unserem Dialekt nichts nehmen, wir finden es ganz in der Ordnung, daß man hier sagt: ein Glaspatterlein, eine Flachsreisten, eine Zipfelhauben; eine Reiben für Faßhahn und einen Neber für Bohrer, einen Räukel oder Keil Brot, einen Rister am Stiefel, eine Reitern für Sieb.

Wir wissen recht gut, daß die Kundschaft sonst der Wanderbrief für Handwerksgesellen war, daß Masen eben solche Narben sind wie die Grupen. Daß die Drossel kein Vogel sondern die Kehle ist, daß es Dollen an den Mützen und Dollen am Hopfen gibt, daß ein Mulbergaul nichts anderes als ein Wiegenpferd bezeichnet.

Wir wissen ferner auch, daß man uns eben keine Artigkeit erzeigt, wenn man uns auf d'Kirwa ladt.

Wir verstehen es vollkommen, wenn wir hören: die ganze Galatschen ist keinen Gulden werth, oder das Gewaf wird mir jetzt zuwider, oder mir wimmern meine Zähne oder ich wär bald d'erworgt oder es ist kein Zährlein Schmalz auf der Suppe. Wenn wir aber etwas pachten so haben wir es in B'stand. Wir stellen im Spätherbst unsere Orangebäume in die Winterung, wir geben einem ungezogenen Buben eine Watschen oder Tachtel und wenn er seine Goschen nicht hält, so hauen wir ihm auf die Frotschen und pleschen oder walgen ihn auch wohl durch, wir feilschen [43]) um ein hundert Aepfel und fläuen [44]) unsere Wäsche, wir verquasseln manchmal etwas, so daß wirs gar nicht wieder finden, wir pelzen alles auf einander hinauf, wenn wir keinen Platz haben und haben wir zu viel, so zeschen wir die Sachen von einem Eck zum andern.

Daß etwas Klebriges picht ist uns bekannt, ebenso daß nicht allein die Katzen knaunzen, sondern auch manche Weiber, wir sind sehr vorsichtig mit dem Licht, damit wir nichts verreren, wir sind gogirr wenn man uns toll macht, wir hauchen manchmal zusammen wenn wir ohnmächtig werden und lassen dann alles glenkeln und anstatt später die Augen aufzuschlagen, reißen wir unsere Glotzer auf.

Ein Nordländer kann uns gar nicht verstehen, er sagt Glass, wir sagen Glas, er nimmt ein Badd, wir ein Bad, er wünscht guten Tagg, wir guten Tag.

Was weiß der Norddeutsche von einer Knallhütten oder einem Gutterkrug, von einem Schnee der sich bazt und von einer fetten Sauce, die bestanden ist.

Ein Schmuzen Fleisch und eine Schnaupen am Topf sind ihm böhmische Dörfer, er weiß nicht, daß man um Ostern schus-

[43]) Preis bieten. [44]) nach dem eigentlichen Waschen nochmal durch reines Wasser ziehen, um die Seifenreste zu entfernen, ahd. flawjan mhd. vlöuwen, Schm. 1, 582.

sert und härtelt, und daß die Magd das Bier im Birnkrug holt und hat nie etwas von Butzenscheiben oder von einem Wäschdiebelein oder von einem Diethäuftlein gehört, er spielt blinde Kuh, wir thun der blinden Mäus', er spielt: Wie gefällt dir dein Nachbar, wir thun: Schneider leih mir deine Scheer.

Ein Fremder weiß auch nichts von Handwerken nun Metiers wie: Haffner, Melber, Kürschner, Pfragner, Kuttler, Gänser, Leberer, Lehnrößler, Huter und Pürschner oder von dem Unterschied zwischen einem gesperrten und einem geschenkten Handwerk oder wie man einen Sturzelbaum macht, oder was ein Gollicht ist, das einen dicken Zauk'n hat.

Bei uns heißt das Zollamt die Hall und die Spalte im Täfelwerk Glumpsen. Wir stellen ein Buch auf's Rähmla und kriegen einen unartigen Jungen beim Grips. Wenn wir etwas ganz sicher wissen, sind wir kapitelfest, wenn wir in den Tag hineinwirthschaften werden wir unser Geld au.

Wir steifen unsere ungezogenen Kinder, wenn wir sie in ihrer Unart bestärken, wir sind in der Sihr, wenn wir in Hitze gerathen, wir sind abgebrannt wenn uns das Geld fehlt, wir möchten aufschnappen vor Lachen oder vom vielen Essen, aber es schnappt auch auf wenn es gerade zureicht und nichts übrig bleibt. Wir machen einen großen Unterschied zwischen gatzen (stottern) und gazen (dummes Zeug schwätzen), für gewisse Ausdrücke suchen wir aber vergebens nach einem entsprechenden hochdeutschen Wort, dahin rechne ich z. B. die Adjektiva: gättlich [45]) hamahlig, [46]) taig, [47]) ainmüthig, [48]) brosigt [49]) und die Zeitwörter: einränken, eingrauen, und ganz unübersetzbar ist die Aeußerung: das ist ein ewigs Gethu.

---

[45]) passend, Schm. 2, 80. [46]) gemächlich, ah. gamalih, böhm. pomalu. [47]) weich, mürbe, vom Kernobst. [48]) schlicht, ruhig, unbescholten. Schm. 1. 67. 2, 655. [49]) weich, wollig vom Brod; Brose: Inneres Gegensatz, von Rinde.

Manchmal stehen uns für einen Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebot. Ein kleines Stückchen heißt bald: Bitzelein, bald Brösselein, bald Schnürpfelein, bald Zäserlein und Einem geistiges oder körperliches Eigenthum ablocken bezeichnen wir durch sechs systematisch aufsteigende Wörter: abspicken, ablugsen, abschwärteln, abknäckeln, abgeilen, absprengen.

Wir kleppern ab wenn wir zu Schaum schlagen, wir bracken aus, wenn wir Jemand scheltend fortweisen, die Kinder grappsen nach den Pfennigen die man unter sie wirft, die Sterne glitzern im Winter wenn sie recht funkeln, und der Schnee knarzt bei großer Kälte, wir fitzen wenn wir wir mit dünner Ruthe schlagen, was nicht zureicht will nicht barten. Den Tubel einer Oellampe kann der am Wenigsten vertragen, welcher brustleidend oder tiebig ist. Bei Hans Sachs finden wir schon Alfanzer für Plusmacher und sagen deshalb heute noch Alfanzereien für unnütze Beschäftigung, ebenda finden wir Treff für Schlag, brägeln für schmorren. Was aufknappt fällt um, wer ausfteht verläßt den Dienst, wer uns die Augen auswischt betrügt uns, wer uns übers Ohr haut übervortheilt uns, wer sich auskennt weiß Bescheid, wer ausgewachsen ist kann zugleich einen Höcker haben.

Beim Messen sagt man: es fehlt ein Bauernschuh, wenn sehr viel zu wenig ist, das Kreutz thut uns weh wenn wir rheumatische Schmerzen im Rückgrat fühlen, wir können nicht Papp sagen, wenn wir nicht mehr zu sprechen vermögen. Wer gerne Böses denkt von anderen und doch selbst nicht ganz sauber ist von dem heißt es: man sucht keinen hinterm Ofen, denn man habe schon selbst dahinter gesteckt.

Wie schon früher erwähnt, spricht man mit Kindern eine eigene Sprache; das Brot heißt da Pappa und der Schmutz Péppè u. a. m., einen Nachweis dafür kann ich nicht liefern.

Man sagt ferner: ich kann dir's nicht münzen, wenn Jemand zu wähleriſch ist, wenn Einer sehr erpicht auf eine Sache ist, so ist er drauf wie ein Gegler. Wer beim Trinkgelag nicht aus-

pícht ist, der wird gehörig zugedeckt. Wenn wir vorschnell gesprochen haben, so haben wir uns vergackelt oder verhaut.

Auch diesmal bin ich in der Lage eine Anzahl von meistens Zeitwörtern namhaft zu machen, die durch entsprechende hochdeutsche kaum ersetzt werden können, deren Mangel in der Schriftsprache also eine Beschränkung des Ausdrucks in seiner genaueren Fixirung zur Folge hat. Es sind dies folgende:

bèkken,[50]) posseln,[51]) borrlen,[52]) knappen,[53]) muffen,[54]) pflatschen,[55]) brubeln,[56]) schotteln[57]) schüpfen,[58]) schlenkern,[59]) schliefrig,[60]) die Schlottern[61]) gesprekelt,[62]) starzen,[63]) zubrocken,[64]) wasserschlündig,[65]) Schélfen,[66]) die Schrenzen[67]).

In den Bereich der uns gestellten Aufgabe gehörte nun noch, Ihnen das alte Nürnberg in seiner Staatsverfassung und in seinen Einrichtungen, in seinen Gebräuchen und Festivitäten, in seinem Handwerkerthum, im Kriegswesen, im Gerichtsverfahren zu schildern, und da käme die Sprache auf: die Geschlechter und Schöpfen, den Rath und die Rathsfreunde, die Genannten und die Frohnboten, aufs Rugsamt und auf das Fünfergericht, auf das Bauern- und auf das Zeidelgericht, auf die Land- und Kirchenpfleger, auf die Wald-

---

[50]) trocken husten, Schm. 1, 150 βηξός, it. bechio Husten. [51]) kleine Arbeiten im Haus thun. Schm. 1, 298. Schmid schwäb. Wörterb. p. 45. [52]) heimlich widerbellen. Schm. 1, 293. Schmid 43. [53]) hinken, Schm. 2, 374. [54]) übel riechen, holl. muffen. [55]) schallend niederfallen, im Wasser und Schmutz waten, engl. splash. Schm. 1, 330. [56]) qualmen, warme und übelriechende Dünste geben. schott. to brothe. [57]) schütteln, hin und her bewegen. Schm. 3, 417. [58]) brühen, halb sieden. Schm. 3. 380. [59]) schwingen, schleudern. Schm. 3, 453. Frisch 2, 197. [60]) schleimig. Schm. 3, 439. [61]) Kinderklapper. [62]) gefleckt, schott. spreckled. [63]) steif sein. Schm. 3, 651. [64]) zulegen, zuschießen. [65]) Wasser einsaugend. Schm. 451. [66]) die Schalen vom Obst. Schm. 355. [67]) flacher Korb von dünen Holzspänen oder auch von Weiden. Schm. 3, 518.

herrren und Siebner, auf die Stadt- und Rumorknechte, auf Salfaguarden und Steckenknechte, auf Peuntherren und Proviſoner, auf die Schau und das Loſungsſchwören, auf das Umgeld, auf die Einſpänninger, auf das Lochgefängniß und die eiſerne Jungfrau.

Es müßte ferner gedacht werden: der Geſchwornen und Waſſergeſchwornen, der Gernmeiſter und Handwerker-Laden, der Siechkobel und Sonderſiechen, der Pritſchenmeiſter und der Ruſſigen, der Marxbrüder und Federfechter, der Mittelwächter, der Thorſchützen und der Monatreiter.

Wir müßten erzählen vom: Schembartlaufen und Urbanreiter, vom Fiſcherſtechen und Chorläuten, von den Todtenmädchen und dem blutigen Mann, von der Klöpflesnacht und den Sternſingern, wir müßten erklären was ein Naſenbrücker iſt und das Studentenplätzlein und die Judenſpitz.

Aber meine Zeit iſt abgelaufen und über alle dieſe Dinge exiſtiren ſchon gediegenere Arbeiten als die meinige je werden könnte.

Vieles davon hat in ſehr ergötzlicher Weiſe erwähnt und beſchrieben unſer wackerer Dichter Wilhelm Marx in dem meiſterhaften Rückblick auf „Nürnbergs Vergangenheit“ den ich Jedermänniglich zum Nachleſen empfehle.

Indem ich nun Abſchied nehme von der verehrlichen Verſammlung und ihr für das freundliche Gehör danke, das ſie meinem Vortrag geſchenkt hat, bitte ich nur Eines zum Schluß: Mögen Sie geehrte Hörer und Hörerinnen wenigſtens zugeſtehen, daß ich meine Sache nicht ganz übel gemacht habe, mögen Sie mich nicht mit dem klaſſiſchen Vers von Grübel entlaſſen:

Es haut ſih halt ſchoh Mancher brennt,
Haut g'mahnt er kon's, haut's doch nit kennt.

Gedichte.

Wintermorgen.

Noch liegt der letzte Schlummer auf der Stadt,
Nur hin und wieder knarrt vom raschen Tritte
Des frühen Wanderers der eis'ge Pfad,
Der aus dem Thor zum Bahnhof lenkt die Schritte.

Sein freundlich Auge hat des Himmels Blau
Im Wintertode brechend längst geschlossen,
Und rings um in ein trübes dichtes Grau
Erscheint der bleiche Horizont zerflossen.

Ein weißer Nebel streift durch Busch und Strauch,
Still fällt das letzte Blatt, die Knospen beben
Vom Todeskusse, den mit frost'gem Hauch
Der kalte Nord dem letzten Keim gegeben.

Und in den kahlen Wipfeln rauscht es bang,
Die Silberthräne weint der nackte Flieder;
Wo einst sein Morgenlied der Zeisig sang,
Läßt futterspähend sich der Rabe nieder. —

Ein dumpfer Peitschenknall verscheuchet ihn,
Denn nach des Friedhofs blätterlosen Linden
Schleppt langsam sich ein Leichenwagen hin,
Das schmutz'ge Bahrtuch flatternd in den Winden;

Der Kutscher nickt zum neuen Schlafe ein,
Und gähnend schleicht die Leichenfrau zur Seite —
Wer macht den letzten Weg so ganz allein
Ohn' eines Freundes trauerndes Geleite?

Ein Fremdling iſt's, der fern vom Vaterhaus
Den bittern Leidenskelch verlaſſen leerte,
Zu Fremden fährt man ſchweigend ihn hinaus
Und keine Thräne netzt die fremde Erde.

Da gellt ein Pfiff, und keuchend braust im Flug
Der Bahnzug hin mit lichtem Wolkenſpiele,
Der Leichenwagen folgt im trägen Zug,
Doch Beide — Beide kommen ſie zum Ziele! —

Karl Ebersberger.

Die Glöcknerwohnung

auf dem Lorenzerthurm am 7. Januar, Morgens 8 Uhr.

Hinauf, hinauf! durch Trümmer, Schutt und Dampf
Zur Wahlſtatt, ſchwarz vom nächt'gen Todesgrauen,
Dir, Element, in deinem letzten Kampf
Noch einmal in dein brechend Aug zu ſchauen.

Es ſtirbt wie du der überwund'ne Feind,
Wenn ſeines Blutes letzte Tropfen fließen,
Doch ach! im Staub von Tauſenden beweint,
Wälzt eine Leiche ſich zu deinen Füßen.

Die Glocke iſt's, die ihr zerſchmettert Haupt
Wie ſuchend nach dem Manne ſcheint zu heben,
Der ſelber um des ſtillen Herds beraubt,
Mit treuer Hut bisher bewacht ihr Leben.

Noch ſtrömt geſchmolzen Erz in Silbergrau
Hernieder durch die leere Fenſterhöhle,
Gleich einer Rieſenthräne, die der Bau,
Der mächt'ge, weint um die geſtorb'ne Seele.

Doch horch! was trägt die Morgenluft daher?
Wie friedlich ſchallen rings die Glockenklänge,
Als wänden ſie recht wehmuthsvoll und ſchwer
Um ihrer Schweſter Sarg die Grabgeſänge.

Gottlob! vorüber iſt die heiße Nacht,
Ohnmächtig ruht der wilde Feuerregen,
Die letzte Wolke aus der Gluthen Schacht
Dampft einer milden Sonne ſchon entgegen.

Karl Ebersberger.

Zwei Blätter.

Ein Einzig Blatt am leeren Strauch,
So friſch und grün, wie lenzgeboren!
Ein zweites liegt, von Froſteshauch
Erſtarrt am Boden, ſturmverloren.

So halte feſt, du Menſchenbruſt,
An deiner Kindheit erſtem Glauben,
Und naht ein Sturm dir unbewußt,
Kann er die inn're Kraft nicht rauben.

O halte feſt, du Blatt, gehegt
Von deines Stammes erſten Rinden —
Vom Sturme wirſt du nur — bewegt,
Das losgeriſſ'ne folgt den Winden.

Karl Ebersberger.

Der Jahrestag.

Ich komme nicht mit goldnem Morgenſchein,
Kein Freudentag im lichten Feſtgewande, —
Ein trüb Gewölk ſchau ich in's Thal herein,
Ein finſt'rer Bote aus entferntem Lande.

Der blinde Spielmann naht ſich deinem Haus,
Und ſetzt ſich müde vor der Pforte nieder,
Sein blaſſes Kind packt ſtill die Harfe aus,
Und ſingt dazu begrab'ne Liebeslieder.

Sie ſingt ein Lied von treuer Minne Lohn,
Es brauſt der Sturm, an's Fenſter ſchlägt das Wetter,
Und als verklungen war der letzte Ton,
Hält zitternd ihre Hand die feuchten Blätter.

Und deiner Hand entsinkt die Münze kaum,
Als schon das Buch der Zeiten aufgeschlagen
Vor deiner Seele liegt, ein böser Traum
Hat zur Vergangenheit dich fortgetragen.

Es huscht ein Schatten durch des Zimmers Grund,
Ein zürnend Haupt, von bleichem Schmerz zerrissen,
Weht heißen Odem aus geliebtem Mund
Hin über deines Divans weiche Kissen.

Das Lied — der Ton — das liebe Angesicht
Fragt dich und deiner eig'nen Seele Pochen:
„Ist heute nicht der Tag — wars heute nicht,
Wo einst um dich ein liebend Herz gebrochen? —"

Ja wohl! ich bin's, der böse Jahrestag,
Die schwarze Stunde in der Horen Tücke,
In deinen Liedern eine flust're Sag',
Das gift'ge Blatt in deinem Lebenskranze. —

Doch sahst du heut zum letzten Mal dies Bild,
Denn seinem Auge ist der Haß genommen. —
Mein Angedenken sei dir friedensmild,
Und scheiden will ich nicht, wie ich gekommen.

Drum folge mir hinaus in's Freudenmeer,
Und lerne meine lichte Hälfte kennen,
Schon jagt ein sanfter West der Wolken Heer,
Und heißt sie vor dem ew'gen Blau sich trennen,

Sieh dort von meiner Sonne letztem Strahl
Vergoldet noch die schwarzen Fohren winken,
Der Reiher zieht mit frohem Ruf in's Thal,
Und der Versöhnung erste Sterne blinken.

Und hörst du im Hollunderstrauch das Lied,
Dem ihren Schmerz vertraued Philomele,
Und fühlst, wie aus den fernen Bergen zieht
Der Gruß der Nacht in deine bange Seele,

Dann kehre heim, und zweifle länger nicht:
„Wem die Natur mit tausendfachem Leben
Den Kranz der Liebe um die Schläfe flicht,
Dem hat ein Menschenherz auch längst vergeben.“

Karl Ebersberger.

Die Bildnisse der Freunde.

Vom kurzen Traum das Stückchen Leben,
Vom kleinen Raum das Stückchen Land —
Ihr habt mir's nicht umsonst gegeben,
Die Liebe hält es festgebannt.

Im Sturme zitternd ist verklungen
Der mitternächt'ge Glockenschlag,
Wie einer Menschenbrust entrungen
Das letzte müde Todesach.

Matt fließet draußen aller Orten
Der Lebensströmung dunkle Fluth,
Stumm ist der Tagesschmerz geworden,
Schlaflächelnd selbst die Freude ruht.

Da weihe ich, zum eignen Leben
Aus fremder Sorge spät erwacht,
Den Geistern, die mich still umschweben,
Des Glases Rest, den Rest der Nacht.

Sie kommen leis heraufgestiegen
Aus der Erinn'rung fernem Land,
Ich fühl ein Kosen, Flüstern, Schmiegen,
Zu leben scheint die starre Wand:

Aus hundert Augen blitzen Flammen,
Und hundert Lippen sprechen's aus:
„Nun schlag das Sorgenbuch zusammen,
Und ruh' in unsern Armen aus!“ —

So blicken in das Weltgetriebe
Zum Pilger durch das Wolkenmeer
Vom fernen Horizont der Liebe
Die Sterne freundlich grüßend her. —

Das Sorgenbuch — ich schlag's zusammen,
Die lichte Kerze in der Hand
Soll jedem Bild in's Antlitz flammen,
Es lebt und wogt die bunte Wand.

Doch ruhen nicht, nein wandern — wandern
Will ich zurück den Lebenspfad
Von einer Stelle zu der andern,
Wo Ihr einst freundlich mir genaht.

Ihr seid die Marken auf dem Wege,
Bei einer jeden mach' ich Halt,
Sei's eine Bank im Waldgehege,
Sei es ein Grabstein starr und kalt.

Karl Ebersberger.

Dante Alighieri.

Zu Ravenna hört man schallen
Nachts oft himmlischen Gesang;
Engel ziehen, Geister wallen
Dante's Gruftgemach entlang.

Mondhell leuchten ihre Schwingen
An den dunkeln Pfeilern hin,
Und so süß ist was sie singen,
Wenn sie dort ein Grab umzieh'n.

Hehre Geister, die nicht fliegen
Staubempor von Stern zu Stern,
Die ein Tod nie kannt' besiegen,
Weilen hier und sinnen gern.

Denn sie schauen Auferstehung
Wo wir nur Vernichtung sehn,
Wie hier wuchernd nach der Schmähung
Lorbeern eine Stirn umweh'n.

Doch voran den ewig Großen
Schwebt verklärt ein Erdenkind,
Wie der Schein von Maienrosen
Die zu Nacht entbronnen sind.

Beatrice, welches Leuchten!
Beatrice, welche Gluth!
Deiner Augen, ach der feuchten,
Stern auf seinem Grabe ruht!

In der Seligkeiten Mitten
Mahnt's dich noch an Erdenglück? —
Wo wir stritten, wo wir litten
Bleibt das halbe Herz zurück.

Wie der Stern dem Stern verwoben
Tief sich in den Fluthen zeigt,
Schwebst du hier zugleich und droben,
Erd' und Himmel zugeneigt.

Und es ist als woll'st du sagen:
Herrlich ist des Himmels Lohn,
Doch in meinen Jugendtagen
War ich liebend selig schon.

Solche Seelen, solche Engel
Ziehen diesem Ort vorbei;
Eine nahet still, voll Mängel,
Wenn die Luft von Engeln frei.

Eine schöne, eine bleiche
Kummervolle Traumgestalt,
Ach! aus jenem andern Reiche
Kommt Francesca hergewallt.

Schwebet auf so sel'gen Spuren
Weh und Wahn im heißen Blick;
Fernher klingt von Morgenfluren
Himmlischer Gesang zurück.

Solche Wundernächte weben
Um des Sängers einsam Grab;
Geister wallen, Engel schweben
Himmelan und himmelab.

Friedrich Hermann Frey.

An die Natur.

Die Brust so voll, das Herz so schwer,
Komm ich Natur zu dir,
Daheim ist ja die Welt so leer
Es fröstelt mich in ihr.

Getäuscht hat Glaub' und Liebe mich,
Kein Freund bot mir die Hand,
So steh' allein verlassen ich,
Kein Herz ist mir verwandt.

Nur du hast dich noch treu bewährt,
Alliebende Natur!
An deinem stillen trauten Heerd
Wohnt rein die Wahrheit nur.

Du täuschest nicht, wer nie die Lust
Gefühlt dein Kind zu sein,
O Mutter, der lebt unbewußt
In Leid' und Freud' allein.

Ihm blüht kein Lenz, kein Aehrenfeld,
Kein Blümlein nennt ihn Freund,
Verödet ist für ihn die Welt.
Sein Aug hat nie geweint.

D'rum habe Dank der Welten Herr
Laß mir dies Kleinod nur
Und geht's dem Kinde oft auch schwer,
Du Mutter hilfst — Natur!

David Hägerich.

Am Bach.

Ich saß am Bach und schaute
Still nach dem Wellenspiel,
Sein Murmeln mich erbaute,
Es weckte manch' Gefühl.

Sein Treiben und Zerstieben
Am Ufer ohne Rast,
Sein Kosen und sein Lieben
In wilder Jugendhast,

Das rief in mir die Zeiten
Der Jugend froh zurück,
Der Kindheit gold'ne Freuden,
Dies längst entschwund'ne Glück.

O Bächlein klar und helle,
Eil' nicht so hastig fort
Von deiner Jugendstelle,
Es wechselt bald der Ort,

Wo keine Blumen blühen,
Am Wege dir entlang,
Wo freudenleer du ziehen
Wirst deinen letzten Gang.

Abwärts nach jenem Ziele,
Wo alles Sehnen schweigt,
Wo du nach munt'rem Spiele,
Im Meer dein Grab erreicht.

Bist ja so gleich dem Herzen,
Das jung kein Leiden kennt,

Das ewig wähnt zu scherzen,
Vom Heil so oft sich trennt;

Das brausend in's Gedränge
Des Lebens stürzt hinein,
Wo ihm die Welt zu enge,
Sein Himmel oft zu klein.

Und was hat es errungen
Wenn es zur Ruhe geht,
Was von dem All' erzwungen
Wenn es einst stille steht? —

Nichts war's als eitles Drängen,
Ein Kampf mit Freud' und Leid,
Ein Schall von leeren Klängen,
Ein Traum der flücht'gen Zeit.

David Hägerich.

Das Wunderkraut.

Von blut'gem Sieg und Schlachten
Zog heim ein Krieger froh,
Zu suchen eine Hütte,
Gedeckt mit Schilf und Stroh.

Die Hütte, die er nimmer,
Vergaß im wilden Kampf,
Ob einsam er am Posten,
Ob tief im Pulverdampf.

Am Waldsaum vor dem Dörfchen,
Grüßt ihn ein Mütterlein,
Gebeugt von Sorg und Jahren
Was mag ihr Leid wohl sein?

„Was fehlet Euch," sprach tröstend
Der brave Reitersmann,
Was sucht ihr hier im Walde,
Was ficht so schwer euch an?

„Ich suche," sprach mit Thränen,
Das Weib „ein Kraut hier aus,
Von dem mir soll genesen
Mein Töchterlein zu Haus."

„Denn seit der Krieg zu Ende
Harrt sie des Liebsten bang,
Doch dieser kehrt wohl nimmer
Heim von dem blut'gen Gang".

Der Krieger reicht der Alten
Die Hand voll Schmerz und Lust:
„Komm Mutter meiner Liebsten.
Schau' die vernarbte Brust."

„In dieser treu verborgen,
Wahrt ich in Kampf und Strauß
Das Wunderkraut die Liebe,
Nun kommt mit mir nach Haus,"

Dort will ich es ihr legen
Auf's kranke treue Herz,
Das so viel Lieb' gehegt
In Wonne Lust und Schmerz;

Daß ihre Wangen färben,
Sich wieder rosenroth;
Ich glaub', daß wir gefunden
Das Kraut, das zwingt den Tod.

David Hägerich.

Der betrogene Teufel.

Zu Nürnberg die Kapelle
Im Kaiserschlosse d'rein,
Die hegt vier Marmorsäulen:
Drei, schlank, aus einem Stein,

Die vierte mit dem Ringe
War mitten einst entzwei,
Da fragt wohl billig jeder,
Wie das gekommen sei? —

Gebaut ist die Kapelle
Im stolzen Kaiserschloß,
Es feiert froh der Meister,
Froh der Gesellen Troß:
Es steigt vom Hofgelasse
Der Pater d'rum herbei,
Will seh'n, ob das Gebäude
Auch wohl gelungen sei.

Er schaut die kühne Wölbung,
Den schönen Hochaltar,
Die farbenpracht'gen Fenster
Mit Bildern wunderbar:
Doch will's ihm immer dünken,
Als fehle Eines doch,
Just kommt's ihm nun zu Sinne:
„Die Säulen fehlen noch!"

„O Meister, lieber Meister,
„Hier müssen Säulen rein,
„Von Marmor wohl am besten,
„Muß morgen fertig sein:
„Zwei Säulen hier, zwei dorten,
„Sieht sonst so kahl hier aus,
„Es liebt die Pracht der Kaiser
„Im neuen Gotteshaus."

Der Meister steht betroffen:
„Vielleicht habt Ihr da recht —
„Doch wie soll ich vier Säulen
„Bis morgen schaffen? sprecht!
„Mir wachsen solche Säulen
„Nicht aus der flachen Hand,
„Und Marmor, Hochehrwürden,
„Wo gibt's den hier zu Land?"

„Ach! ich hab' die Kapelle
„Schon morgen einzuweih'n,
„Daß jetzt die Säulen fehlen,
„Das kann ich nicht verzeih'n.
„Der ganze Hof will kommen,
„Kaiser und Kaiserin,
„Und jetzt ist die Kapelle
„Nicht nach des Kaisers Sinn!"

„Herr Pater", sagt der Meister,
„'s ist nicht zu helfen mehr,
„Der Teufel selber brächte
„Die Säulen nicht mehr her" —
„Ach gehet selbst zum Teufel",
Der Pfaffe ruft voll Wuth,
„Der Teufel, wett' ich, brächte
„Mir Säulen schön und gut!" —

Da zupft's ihm an dem Aermel:
Ein kleines Männlein steht,
Von feuerrothem Mantel
Bis zu der Sohl umweht, —
Steht neben ihm und grinset,
Und lacht ihn freundlich an:
„Ich bring Dir Deine Säulen,
„Ich bin der rechte Mann!"

Der Pfaffe starrt erschrocken,
Doch faßt er sich zur Stell:
„Was fordert Ihr, Geselle!
„Bringt ihr sie billig, schnell?"
„Domine," sagt der Böse,
„Ihr kennt wohl meinen Lohn,
„Und ob ich schnell sie bringe,
„Seht bald genug Ihr schon;"

„Eh' sich von Euch die Messe
„Zu Ende bringen läßt,
„Steh'n schon vier Marmorsäulen
„In der Kapelle fest!"

„Eh' ich die Messe lese?
„Gesell, Ihr seid nicht klug,
„'s ist kaum 'ne halbe Seite,
„Seht's hier in meinem Buch!"

„Wenn ich mein Wort nicht löse,
„Noch schneller als Ihr denkt,
„So sind Euch die vier Säulen
„Zusammt der Seel' geschenkt!
„Bring' ich's zu Stande aber,
„Seid Ihr des Lebens quitt,
„Und ich nehm' Eure Seele
„Gleich unter'm Mantel mit."

„Topp", ruft erfreut der Pfaffe,
„Die Wette geh' ich ein" —
Der Satan gibt den Handschlag,
Grinst voll Gewißheit d'rein;
Dann schlägt er um den Mantel
Verschwindet durch die Schaar,
Der Pfaff mit den Chorknaben
Eilt rasch zum Hochaltar.

Schnell macht er die drei Kreuze,
Schlägt auf das Buch sofort,
Spricht die drei ersten Worte —
Die erste steht am Ort:
Der Pfaff beginnt zu schwitzen,
Er plappert rasend schnell
Zu End' die zweite Zeile —
Die zweite ist zur Stell:

Und eh' noch mit der Messe
Der Pfaff zur Hälfte ist,
Steht schon die dritte Säule —
Es kommt die letzte Frist:
Und als d'rum mit der letzten
Satan sich niederläßt,
Der Pfaff in Todesängsten
Schreit: Ite! missa est! —

Nicht merkt der dumme Teufel
Des Pfaffen rasche List,
Daß um die halbe Messe
Er keck betrogen ist:
Er hört das „Ite! missa“,
Da wird's ihm wild zu Sinn,
Die Säulen sind verloren,
Die Seele ist dahin:

Schmettert die letzte Säule
Zu Boden, daß es klang,
Daß an den Altarstufen
Mitten entzwei sie sprang!
Dann fuhr er wild zur Hölle
Und's ward dem Pfaffen klar,
Wozu mit seinem Rauchfaß
Der Knabe nöthig war.

Doch lacht er still in's Fäustchen:
„Drei Säulen wären ganz,
„Die vierte kann man heilen
„Mit einen Eisenkranz,
„Dann sind die Marmorsäulen
„So schön, so billig auch —
„Dich ruf' ich, dummer Teufel,
„So oft ich etwas brauch'!“

Ephraim Harmlos.

Loblied auf einen gefiederten Sänger.

O seht den kleinen Sänger an,
Im gold'nen Federkleid,
Er leistet was er leisten kann
In steter Heiterkeit.

Sein Lied ist nicht im ernsten Styl,
Es ist nicht hoch studirt;
Er weiß auch von dem Takt nicht viel,
Den er gar nie goutirt.

Doch trillert er so weich und zart,
Fast wie die Jenny Lind;
Auf so verwegen süße Art,
Wie man es selten find't.

Stammt er auch nicht von Meyerbeer
Ist er doch ein Prophet:
Zu sagen wird's ihm gar nicht schwer,
Wie's mit dem Wetter steht.

Taucht er der Flügel gold'nen Saum
Oft in die klare Fluth,
So ist für Sturm und Regen Raum;
Das weiß er gar zu gut.

Doch trifft verwegen unser Ohr
Sein schmetternd kühnes Lied!
So tritt die Sonne bald hervor,
Die hinter Wolken glüht. —

Auch liebt der kleine Demokrat,
Der Freiheit süßes Glück!
Wenn er nur off'ne Pforten hat,
Kennt er kein Mißgeschick!

So find't in and'rer Sängerbrust
Der Kleine Sympathie;
Er fühlt dieselbe Freud' und Lust
In stiller Harmonie!

D'rum sing recht oft dein munt'res Lied,
Es gibt ja süßen Trost!
Du singst, wenn keine Blume blüht,
Du singst bei Winters Frost! —

* * *

Winter-Abschied.

Warum so lang, o kalter Schauer,
Hüllst du die strebende Natur
In's eis'ge Kleid, in Schnee und Trauer,
In Frost und Kälte, Wald und Flur!

Wann wird der Lüfte weiches Wehen,
Auflösen starren Winters Frost?
Und Gras und Blüthen auferstehen,
Als längst ersehnter Augentrost? —

Du hast so rauh, so hart gewaltet,
O Winter; zieh einmal nach Haus!
Du hast wie ein Tyrann geschaltet!
Nun sei's mit deinen Tücken aus!

Dein Eis soll bald in Strömen fließen,
Zerstören soll's ein warmer Hauch!
Soll sich in Bächen mild ergießen
Und neu beleben Baum und Strauch.

Und Primeln steigen aus der Erde,
Und Maienglocken läuten süß!
Es schafft das Schöpfungswort: es werde!
Das Eisgefild zum Paradies!

D'rum holder Lenz komm fortzujagen,
Den Winter, der uns lang gequält! —
In Wonnen wandeln sich die Klagen,
Wenn die Natur dein Hauch beseelt! —

* * *

Faust's Nachtgesang.

Schweige Erdensorg' und Plage,
Holde Schlummergöttin trage
Freundlich mich zum Friedenshafen;
Zu dem mohnumblühten Pfühle,
Des Vergessens Welle spüle
Fort Gefühle, —
Ich will schlafen.

Wilde Leidenschaft da drinnen,
Ruheloſen Geiſtes Sinnen,
Das den Körper macht zum Sklaven;
Der ihm nimmer ward beſchieden,
Gönnt ihm eine Stunde Frieden,
Eumeniden —
Laßt ihn ſchlafen.

Aber ihr, ihr Lichtgeſtalten,
Die mich liebend oft umwallten,
Wenn des Dämons Pfeile trafen:
Schwebet um mich her im Kreiſe,
Singt mir eine Schlummerweiſe
Leiſe, leiſe —
Ich will ſchlafen.

Ludw. v. Hörmann.

Nach Süden.

O zieh' mit mir, o zieh' mit mir
Du vielgeliebtes Kind,
Weit, weit aus dieſer Gegend fort
An einen andern lieben Ort,
Wo gute Menſchen ſind. —

Lau iſt die Nacht, der Windhauch trägt
Der Roſe Duft dir zu,
Leis rauſchet der Kaſtanienhain,
In ſeines Laubes Dämmerſchein
Träumt ſüße Himmelsruh.

Und dort, ſieh' dort, im Mondenlicht,
Da wandeln zwei für ſich
Die Arme traulich eng verſchränkt,
Und trunken Aug' in Aug' geſenkt
Und das ſind du und ich.

Ludw. v. Hörmann.

Nachts.

Du schläfst, du schläfst so ruhig,
Du träumst, du träumst so süß,
Du träumst von deinem Liebsten
Und bist im Paradies.

Ich geh' an dir vorüber
In mitternächt'ger Ruh'
Und send' auf Mondesstrahlen
Dir Gruß und Segen zu.

Ludw v. Hörmann.

Leben und Lieben.

Laßt uns küssen, laßt uns lieben,
Bis des Lebens Becher bricht,
Ewig ward's ja so getrieben
Und wir werdens ändern nicht.
So auch wollt's der Hergott haben;
Ruft nicht jeder schöne Trieb,
Jede seiner Himmelsgaben:
Menschen, habt einander lieb?

Holde Rosenglut der Wangen
Lippen, scheuer Sehnsucht Schooß,
Leiber, die sich wie die Schlangen
Aus den Armen winden los;
Sonnig heit'res Jugendleben,
Das von Wonne überfließt,
Bist du deshalb nur gegeben,
Daß mein Auge dich genießt?

Dich bedaur' ich, blöder Zecher,
Der von Freudendurst gehetzt,
An dem schäumend vollen Becher
Zagend bloß die Lippe letzt,
Frisch hinunter bis zur Neige! —
So nur labt der Göttertrank,
Aber aus dem Herzen steige
Dann empor der laut're Dank;

Jenem Geist, dem hohen, großen,
Der die Welt so schön gemacht,
Der die Blüte schuf der Rosen
Und der Liebe süße Macht!

Der im kleinsten Sterne droben
Schrieb die holde Mahnung hin,
Daß genießend wir ihn loben
Und erkennend lieben ihn.

Ludw. v. Hörmann.

An eine im Herbst blühende Kornblume.

Schöne Blume, die des Himmels Farbe
In dem Busen trägt, die grüne Flur
Wie des Landmann's ährenreiche Garbe
Festlich schmückt, du Zierde der Natur:
Warum weilst du? Nur auf öde Triften
Schweift das Auge, in den rauhen Lüften
Singt kein Vogel mehr, kaum daß im Wald
Noch ein klagender Accord erschallt.

Stöhnend schwankt der Baum, mit wildem Toben
Strich der Nordwind durch sein grünes Laub —
Und das schöne Kleid, vom Lenz gewoben
Liegt nun welk und traurig in dem Staub.
Ach, wo sind die lachenden Gefilde?
Wo die Sonnenstrahlen, deren Milde
Aus der Wiese jugendlichem Grün
Manches Blümlein lockte, um zu blüh'n?

Du nur, in dem schönen blauen Kleide
Prangend, auf dem öden Stoppelfeld,
Weckst noch manche tiefgefühlte Freude,
Deren Glanz den trüben Blick erhellt.
O welch' heit're Frühlingsbilder gehen
Mir vorüber, zauberisch durchwehen
Der Erinnrung holde Phantasie'n
Meinen Geist und alle Schatten flieh'n.

Schmücken sah' ich noch die gold'nen Bänder,
Früh, als kaum das Morgenroth erwacht,
Reich der Erde liebliche Gewänder —
O wie groß, wie reich war jene Pracht,
Die mir Flur und Wald entgegen strahlte!
Unvertilgbar in die Seele malte
Sich ihr Antlitz, diesen Engelsblick
Scheucht des Winters Drohen nicht zurück.

Frühling gibt's auch in der Menschen Leben,
Köstlich ist der Jugend Blüthenzeit!
Glück und Unschuld einen sich und weben
Kränze unschätzbarer Seligkeit.
Schön're Blumen beut kein Lenz hienieden
Als des Lebensmaies süßer Frieden,
Und erhabener ist kein Genuß
Als der Jugend liebevoller Kuß!

Aber schneller jagt auch von dem Bogen
Nicht der Pfeil, als dieser Frühling flieht;
Schneller ist kein Sonnenblick verflogen,
Den ein Wolkenschatten uns entzieht.
Erdenfrühling schwindet und kehrt wieder,
Neu ertönen alte Jubellieder,
Doch der Lebensjahre junges Grün
Ist auf immer, wenn es stirbt, dahin.

Winter naht, mit trüben, kalten Blicken
Schaut er den jetzt so Verlass'nen an
Wird er noch den letzten Keim zerknicken,
Der herausbricht aus der Lebensbahn?
Nein! an dieser letzten Knospe scheitert
Seine Kraft, zum schönen Kelch erweitert
Sich die Blüthe und — Beruhigung
Haucht die Blume der Erinnerung.

Julius Keller.

O, frage nicht!

O, frage nicht! Wenn Lipp' an Lippe hängt,
Wenn warm die Herzen an einander schlagen,
Im heißen Kuß sich Seel' in Seele drängt:
Was kann der Mund dann noch in Worten sagen?

„Ich liebe dich" — o welche Seligkeit!
Wer gab dem Herzen solche Zaubertöne,
Damit es banne alles Erdenleid,
Das Leben selbst mit höchster Wonne kröne?

„Ich liebe dich!" der Erde Nebel muß
In Freudenthränen nun hernieder thauen,
Da selbst der Himmel wie ein Frühlingsgruß
Herab sich senkte auf des Herzens Auen.

O, frage nicht! Wenn Lipp' an Lippe hängt,
Wenn warm die Herzen an einander schlagen,
Im heißen Kuß sich Seel' in Seele drängt:
Was kann der Mund dann noch in Worten sagen?

Julius Keller.

Vergänglichkeit.

Ein Blümchen sah ich blühen
Auf schöner grüner Au,
Ich sah es hold erglühen
Im frischen Morgenthau!

Am Mittag sah ich's bleichen
Im heißen Sonnenstrahl,
Ach, trübe sollt' es neigen
Sein Haupt zum letzten Mal.

Das Blümchen blickte nimmer
In's sanfte Abendroth,
Sah nicht der Sterne Schimmer; —
Ihm ward ein früher Tod.

Julius Keller.

Vier Sonette über Dante.

Jahrhunderte sind längst dahingeflossen,
Seitdem, erhab'ner Dichter, du gesungen;
Doch was dir damals meisterlich gelungen,
Noch heute siehst du blühen es und sprossen.

Was du geschrieben einstens den Genossen,
Das sprechen jetzt noch viele tausend Zungen,
Und was so tief in's Menschenherz gedrungen,
Steht ewig fest, als wär's aus Erz gegossen.

Wir folgen dir auf nie betret'ne Wege;
Gern lassen wir von deinem Rath uns leiten, —
Und sollten über einem schmalen Stege

Die schwachen Füße drohen auszugleiten,
So wird nicht Furcht, noch Zweifel in uns rege
Du weißt die Arme schützend auszubreiten.

Es lauscht das Ohr bewundernd deinem Sange,
Wenn du uns führest zu der Hölle Grunde
Und uns aus jenen Welten bringest Kunde,
Die uns ein tiefes Räthsel schienen lange.

Wir hören stets erwartungsvoll und bange
Dich Leiden schildern mit beredtem Munde,
Wenn wir dir folgen Stunde so um Stunde;
Und Mitleidsthränen netzen uns're Wange.

Wir sind erfüllt von nie geahnter Trauer,
Gerecht nur müssen wir die Strafen finden,
Und beugen uns in andachtsvollem Schauer.

Wohl übersteigt es irdisches Empfinden:
Es lassen Qualen sich von ew'ger Dauer
Mit Menschensinn nicht fassen noch verbinden.

Wie anders treten wir in jene Kreiſe,
Wo Geiſter gläubig auf Erlöſung hoffen,
Die, halb und halb ſchon fremd den ird'ſchen Stoffen,
Ertragen ihre Leiden fromm und leiſe!

Nicht ſchreckt bei ihrer mühevollen Reiſe
Sie jenes Unheil, das ſie ſchon betroffen;
Schon wiſſen ſie des Himmels Thor ſich offen —
Und Lieder tönen, Gott, dem Herrn, zum Preiſe.

Wie rührend, wenn Gebete laut erſchallen,
Und wenn, ſtatt Linderung ſich zu erbitten,
Um Menſchenleiden Seufzer widerhallen!

Gar wunderbar ergreift es uns inmitten.
Wir möchten gerne betend niederfallen
Und rufen: „Hätten ſie ſchon ausgelitten!“

Da tragen deine Schwingen uns nach oben;
Wir ſehen uns erſtaunt in höhern Sphären:
Hier drückt kein Leid, es fließen keine Zähren,
Und alle Erdenſorgen ſind zerſtoben.

Es mußte alles Irdiſche da droben
Sich wunderbar geſtalten und verklären. —
Zu Seligkeiten, welche ewig währen,
Haſt uns're Blicke du emporgehoben,

Haſt hingeführt uns, wo im Reigentanze
Sich Welten drehen, deren Licht entzücket,
Das fernhin leuchtet in erhab'nem Glanze.

So haſt du uns der Gegenwart entrücket; —
Was Wunder, wenn mit einem Lorbeerkranze
Noch jetzt die Nachwelt deine Schläfe ſchmücket?

E. K.

Sylvesterfantasie.

Auf dunkler Schwinge hat die Nacht
Das alte Jahr zur Ruh gebracht
Mit seinen Thaten und Gedanken —
Du siehst in langen Reih'n sie wanken
Behelmt, gerüstet, schwertbewehrt
Mit Kronen, Hermelin beschwert,
Hellleuchtend im Demantenschmucke,
Auch seufzend unterm Fesseldrucke
Im schlechten, staub'gen Pilgerkleid —
So zieh'n sie her von nah und weit,
Wer zählt die Farben, wer die Trachten,
Wer, was sie thaten, was sie dachten,
Wer ihren Keim, die Blüthen wer?
Und unaufhaltsam immer mehr
Erneut in flüchtigen Sekunden —
Kaum ist der Vortrab hingeschwunden,
So drängt ein neuer Zug sich her,
Wie Wog' um Wog' auf ew'gem Meer.
Sie alle, alle geh'n zur Ruh,
Mitleidig deckt die Nacht sie zu,
Berührt von ihrem Zauberstab
Legt jedes sein Geräthe ab,
So hehr, so nieder es gewesen —
Sie wallen durch das off'ne Thor
Des neuen Jahr's an's Licht hervor.

So zieht ein müder König heim
Umringt von Rittern und Vasallen,
Wie, laut der Chronik altem Reim,
Sie nach der Gruft der Ahnen wallen.
Da wandeln sie in stolzer Pracht
In Ordensschmuck und Fürstentracht
Mit ernsten, traurigen Geberden;
Der Gram umschattet die Gefährten.
Dann wird der Alte beigesetzt,
Ringsum die Banner ruhmzerfetzt,

Die kampferprobten blut'gen Klingen,
Des Löwen Kraft, des Adlers Schwingen,
Und unter ernſtem Leichenchor
Deckt Alles Nacht und ſchwarzer Flor.

Da — noch klingt Pſalter und Gebet,
Da tönt das Thor mit erz'nem Flügel,
Es naht die junge Majeſtät,
Sie lenkt ihr Roß mit mächt'gem Zügel,
Ringsum drängt Ritter ſich und Troß
Bei Pauckenſchall, Drommetenſtoß,
Dumpf wirbelt hin die Feldmuſik,
Im Frühroth glänzen Helm und Speere —
So ſtrömt heran, ſo fließt zurück
Hochwogend Fluth und Ebb' im Meere.

In dunkler Gruft, da ſchlummert tief
Ein Greis — ſie denken ſeiner wenig —
Ein und dieſelbe Stimme rief:
Der König todt! Es leb' der König!

Dieß war ein Bild! — Doch iſt es treu
Und Wahres künden die Phantome,
Wie? zieh'n uns nicht in einer Reih'
Gedanke, That zum Schlummerdome?
So Manches, was uns hoch entzückt,
So Vieles, was uns ſchwer bedrückt,
So mancher Hoffnung ſtolze Schwinge,
So manchen Geiſteskampfes Klinge,
So Manches, das uns eng umſchloß,
Geſpenſter, Alp und Betteltroß,
Hoffährtig Sinnen, niedrig Denken,
Neid, gleich Pelzpen an Gelenken,
Kleinmuth, im ſtaub'gen Lumpenkleide,
Der Lüge trügeriſch Geſchmeide, —
Auch guter Genien Ritterſchaar
Mit off'nem Helme ſilberklar
Und ſpiegelblank den ſtarken Schild
Mit ſcharfem Schwert, ein Heldenbild.

Sie Alle hat zuletzt die Nacht
Mitleidig, mild zur Ruh gebracht
Und häuft die Lüge, wie das Wahre
Dem müden König um die Bahre.

Kaum aber weckt der Glockenschall
Den ernsten, leisen Wiederhall,
Braust über die geborst'nen Schranken
Ein Heer von Thaten und Gedanken
Dem neuen Herrscher beigesellt
Das Saatkorn einer neuen Welt —
So zieh'n sie aus zu frischem Ringen,
Zu Hoffen, Wagen und Vollbringen.

Wir aber, dankbar mit den Blüthen
Des Jahres, das uns nun geschieden,
Bewahren treulich im Gedächtniß
Das hinterlassene Vermächtniß
Und öffnen den Kleinodienschrein
Beim ersten neuen Sternenschein:
Da seht! welch' Glänzen und welch' Leuchten
Wie Perlenschatz aus Meeresfeuchten,
Die Diamanten der Erfahrung,
Rubine süßer Offenbarung,
Erfüllter Hoffnungen Smaragden,
Das Gold des geistigen Erdachten,
Geschmeide treuerfüllter Pflicht
Im Kampf für Tugend, Recht und Licht;
So sind als Erben wir zuletzt
Des alten Jahres eingesetzt.

So laßt uns aus vergang'nen Tagen
Ihr Freunde! unsre kleine Welt
Den kommenden entgegentragen,
Getreu in Lust und Leid gesellt,
Vertrauend auf die mächt'ge Hand
Die Erd und Himmel hält umspannt.

Ihr hört der Glocken hehres Klingen?
Es hat auf ihren dunklen Schwingen
Die sternbekrönte ernste Nacht
Uns nun das neue Jahr gebracht!

Friedr. Knapp.

Graue Sage.

Normannenherzog Wilhelm zog aus zur luſt'gen Jagd
Mit reiſigem Gefolge in gold'ner Fürſtenpracht,
Beim lauten Horngeſchmetter da trabt er durch das Thal —
Aus nied'rer Hütte ſchreitet ein ſchlankes Mädchen allzumal.

Kühn blitzt ihr dunkles Auge, ſie wog den blanken Speer,
In zartgeformter Rechten, auch trug ſie gute Wehr,
Ein krummes Meſſer flammte die Hüfte keck hinab
Und auf des Herzogs Frage ſie trotzig raſche Antwort gab:

„Ein Kind bin ich der Wälder, mein Vormund iſt das Schwert,
„Mein Lehrer war der Keuler, der kämpfen mich gelehrt,
„Mein Prunkſaal iſt die Haide, mein Tempel die Natur,
„Geſpielinnen die Elfen, mein Feind der aufgejagte Ur."

— Sprich, wunderſames Mädchen, willſt Du ein gülden Schloß
— Dort prangen Purpurkleider, dort wiehert ſtolz das Roß,
— Dort beugen ſchöne Knaben vor Deinem Reiz ihr Knie,
— Für Dich ſauſt ihre Klinge, zu Deinem Ruhme ſingen ſie.

Sie aber ſpricht mit Höhnen: „Wer baute Euer Schloß,
„Wer zählte wohl die Thränen, den Schweiß, der niederfloß?
„Wer zählt die grimmen Flüche auf des Tyrannen Haupt,
„Der mit den Unterthanen, wie mit dem Wild zu ſpielen glaubt?

„An ſolcher Stätte, Herzog! da iſt kein ſich'rer Pfühl,
„Da geht ſo ſchwer der Athem, da drückt die Luft ſo ſchwül,
„Iſt Dir ſo wohl, ſo heimlich im öden Purpurſaal?
„Trauſt Du dem Beil des Koches, dem Gerſtenbrod, dem Wein beim Mahl?

„Vor Herzen meinesgleichen, da wahre, Herzog, Dich!
„Die Freiheit hat auch Flüche, ſie donnern fürchterlich;
„Erträgſt Du Wahrheit, Herzog, frei von des Trugs Gewand —
„Was willſt Du ſie nicht hören, wirfſt, wer ſie ſpricht, auf blut'gen Sand?"

Und wie Meduſa ſchreitet das Mädchen ihren Pfad —
Verſteinert ſteh'n die Schranzen, des Fürſten falſcher Rath,
Der laute Spott des Herzogs, er wird auf einmal ſtill,
Er ſpricht: „Bringt mir das Mädchen, ſein Wort ich ferner hören will!"

An hoher Linde ragend wie ein Heroenbild
Schlägt mit dem Schwert die Jungfrau den blanken Stahlesschild
Er tönt und hallt gewaltig. Um's weite Freimal her
Wälzt sich ein Volk in Waffen, die Sonne blitzt durch's Lanzenmeer.

Ein Freudestrahl bricht glänzend vom dunklen Augenpaar
Der Maid; sie bietet Stille: „Zum Herzog geh' ich dar,
„Was Eure Zunge wünschet, was Euer Busen klagt,
„Was Eure Rache fordert, der Priesterin des Volkes sagt!"

„Ich will ihm nichts verhehlen: den unterdrückten Fluch,
„Der Mutter Fleh'n, die Wunde, die Euch sein Söldner schlug,
„Um jede Hufe Landes, die Willkür Euch geraubt,
„Will ich den Herrscher mahnen, es ist in meiner Hand sein Haupt.

„Die Wahrheit soll er hören, wenn er sie ernstlich heischt,
„— Doch weh' ihm, wenn er fürder nur Recht und Satzung täuscht,
„Die Rache sei unendlich, die dann die Jungfrau nimmt,
„Dann breche aus der Aufruhr, der unter dünner Decke glimmt"

Und stillen Schwur's geloben die Mannen, wenn es gilt,
Von Höh' zu Höh' zu schlagen den blanken Heeresschild.
So zieht dahin das Mädchen, des Volkes Segen wallt
Mit ihm, bis vor der Veste entschwindet seine Huldgestalt. —

— — sie endet ihre Rede; der Herzog sinnt dem Laut;
Sie hatte ihm so eben ein furchtbar Wort vertraut.
Es wogt sein Heldenbusen, die Wahrheit traf ihn hart,
Den Untergang des Thrones und seines Land's er inne ward.

— Bei Gott, das wollt' ich nimmer, was Unrecht ward verübt.
— Doch wehe dem, der frevelnd der Krone Ruhm getrübt!
— Sei Du hinfort mein Kanzler, sei Du mein Castellan,
— Dem ich mich und die Ehre des Volkes anvertrauen kann!

Da leuchten ihre Blicke, sie sprach mit glüh'nder Hast:
„Zum heiligen Gelübde des Schwertes Knauf umfaßt!
„Hört mich vor jenen Andern; entlaßt der Schergen Heer,
„Des Volkes Lieb' und Achtung, das ist die allerstärkste Wehr!"

„Ward Eure Burg zum Fuchsbau, so jagt die Füchse weg,
„Geschmeidig allen Ränken, nur für's Gerechte träg;
„Hört Euer Volk! Die Wahrheit tauscht nicht durch dritte Hand;
„Ich bürg' für seine Treue, mein Leben sei Euch sich'res Pfand!"

Er schwört's und hat gehalten sein redlich Manneswort,
Er jagte Eul' und Geier und Fuchs und Habicht fort —
Er stieg nun selbst hinunter in seiner Saffen Ring,
Er sprach nun Mann zu Manne, er stund bei Rüge vor und Ting.

Und von derselben Stunde verschwand die holde Maid,
Des Volkes schöner Glaube errachtet sie gefeit,
Hieß sie die Abgesandte der Götter ihres Land's
Die Wahrerin der Ehre Wilhelms und seiner Tugend Glanz.

Das war vor langen Jahren! — Mich wundert Zweierlei:
Daß jenem Fürstenschwure geglaubt die hohe Fei
Und daß ihn der gehalten. — Doch steht es Jedem frei,
Zu glauben, daß dieß Alles nur eine schöne Sage sei.

Friedr. Knapp.

Westindisches Ständchen.

Ob ich's berge, ob ich's künde,
Was ich Holde! dir zu sagen,
Was dich meine Blicke fragen,
Daß es deine Gunst entzünde —
Dieses Schwanken, dieses Zagen
Ach! ist jetzt die größte Sünde.

Denn dahin die Stunden rollen,
Frühlingsabend ist verschwiegen,
Doch die Frucht des Strebens, Siegen
Reift allein in meinem Wollen.
Zwischen Höll' und Eden wiegen
Sollte mich dein schnödes Wollen?

Liebchen, nein! mit freiem Blicke
Will ich deine Augen fragen,
Will der Demuth mich entschlagen
Und vertrau'n dem kühnen Glücke,
Muth'gen Herzen ziemts zu wagen,
Niemals wird der Zage flügge.

Bin kein kranker Mondscheinritter
Liebessieche, fromm und blöde,
Nicht mit Damons Schäferflöte
Nah' ich Täubchen! deinem Gitter.
Doch dieß Einz'ge: sei nicht spröde
Und erhöre deinen Ritter!

Wolk' um Wolke ziehet ferne,
Durch die Palmen hör' ich's rauschen,
Wie Verliebte Zwiesprach tauschen;
Droben lehrt das Heer der Sterne:
„Lohn dem Harren, Trost dem Lauschen!"
O wie glaub' ich ihnen gerne.

Doch auf's Neue regt sich wieder
Zagheit, Zweifelsucht und Sehnen,
Aus dem Auge thauen Thränen
Und es beben Herz und Glieder,
Denn mein stolzes, sich'res Wähnen
Stürzt bei *ihrem* Nahen nieder.

Lieber jetzt ihr Gitter meiden
Flieh'n dem heißerregten Drange,
Der mir purpurn färbt die Wange,
Lieber in Cypressen kleiden
Meine Harfe und dem Sange
Anvertrauen meine Leiden.

Still, *sie naht*! Orangen wiegen
Säuselnd sich in bleichen Strahlen,
Milde lösen sich die Qualen,
Meine Pulse höher fliegen —
Doch nicht weiter will ich prahlen,
Glücklich ist nur, der verschwiegen!

Friedr. Knapp.

Träume.

Die Augen, Schlummer! rühre mir mit Deiner Flügel seid'nem Saum
Und senke in Vergessenheit mein Leben, und das Sein in Traum!
Die öde, fahle Wirklichkeit, der Werkeltage Einerlei,
Die schale Prosa scheuche mir aus meines Zeltes dunklem Raum,
Nebst nüchterner Beharrlichkeit, nebst klugem Denken, Vorbedacht —
Es bietet so dem Sehnen stets den kleinsten Tropfen Süsse kaum! —
Nun aber führ' den Renner vor, mit flinkem Huf und Flammenmuth
Dem schlanken Nacken füge Du, der edlen Stirn den Silberzaum,
Leicht trage, wie der Vogel eilt, der munt're Rappe mich empor,
Daß durch zerriß'nem Wolkenflor im Nebel schimm're Thal und Baum.
Hinweg nach unbekanntem Land, den Zaubergärten Salomo's
Mich führe, wo die Huri letzt das Auge mir und Frucht den Gaum,
Wo im Smaragd der Sherbet prangt und dunkler Wein im Goldpokal,
Wo angenehm sich's träumen läßt im duftigen Caskadenschaum!

Und wieder schweife durch die Nacht die Wüste hin im heißen Flug,
Dort sengt der Sonne glüh'nder Kuß den zag' entkeimten Blüthenflaum —
Sieh dort den Hengst, er fliegt dahin, am Bügel schleift er hin den Bey,
Vom Turban streift der lohe Sand die Perlen und des Kaftans Saum —
Da wird die Perle zum Rubin, vom Blut des Fürsten überthaut,
Und wird zur Lunte der Begier des Schakals, welcher folgt dem Schaum.
In weiten Kreisen jagt er nach, da bricht der Bügel aus dem Gurt
Und hingeschleudert von der Wucht erwacht der Mohr im öden Raum.
Jetzt stäubt heran im Wuthgeschrei gesträubten Haars mit scharfem Zahn
Der Wüste Tiger — ihn erschaut matt und betäubt der Moslim kaum;
Er greift zum Dolch, — doch Schwert und Dolch und Büchse fehlt zum Widerstand
Und fern an der Oase irrt der Hengst mit staub'gem Silberzaum;
Da hebt verzweiflungsvoll ein Kampf mit Faust und Zahn und Kralle an,
Schon fühlt die Kehle sich umschnürt und Röcheln tritt aus Hals und Gaum —
Ein Schlag! — und es erwacht der Bey geängstigt von des Fiebers Wahn —
Inmitten seiner Herrscherpracht im Schatten unter'm Palmenbaum
In des Pallastes Gartenhain — ein lieblich Wesen legt die Hand
Die weiche auf die heiße Stirn und küßt sie mit der Lippen Flaum —
Aufathmend lächelt er, es flieht der irrenden Gebilde Wahn
Und vor des Lebens holdem Reiz sinkt in sein Nichts der wilde Traum.

Friedr. Knapp.

Gloße.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit,
Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.
Paul Gerhardt.

Willst du den Namen „Christ" recht tragen,
So laß' das Zweifeln untergeh'n,
Dann wird dir auch in bösen Tagen
Dein Glauben unerschüttert steh'n.
Nie fühlst du dein Gemüth zerspalten,
Du bist ein Mann, d'rum wirke fort
Und der ist stark in That und Wort,
Wer nur den lieben Gott läßt walten!

Die Hände in den Schooß zu legen
Im Sturm, dieß ziemet nicht dem Christ,
Dem Blitze und den Donnerschlägen
Trotzt auch der träge Fatalist.
Doch wer da muthig zu begegnen
Dem Schicksal weiß, zum Kampf bereit,
Der wird das Wort des Vaters segnen
Und hoffet auf ihn alle Zeit.

Die Stirne freudig aufgerichtet
In seiner Mannheit stolzem Glanz,
Der jede Heuchelei vernichtet —
Und in dem Herzen Toleranz,
Vorbei die trügenden Gestalten,
So schreite kühnlich durch die Welt —
Wer sich zu Gottes Streitern zählt,
Den wird er wunderbar erhalten.

Mit einer höhern Priesterweihe,
Als Stol' und Inful es vermag
Entfaltet täglich sich auf's Neue
Ein Gottgeweihter Feiertag.

Da wird ein jeglich Herz zum Prieſter,
Das frommen Dankes Weihrauch ſtreut,
Die Hoffnung tritt aus Palmgeflüſter
In aller Noth und Traurigkeit.

Für's Edle glühend, in der Rechten
Des Geiſtes mächtiges Panier,
So laßt uns gegen Thorheit fechten,
In ſeinem Zeichen ſiegen wir.
„Seht das Jeruſalem der Freien!"
So ruft die Schaar der Streiter laut,
Und Niemand kann des Kleinmuths zeihen,
Wer Gott dem Allerhöchſten traut.

Die Zeiten rauſchen und veralten,
Doch ewig ſinnt des Menſchen Geiſt,
Der alles Herrliche entfalten
Und frei die Welt durchziehen heißt.
Wer ſtarken Muthes zugeſchworen
Vernunft, der Gotterwählten Braut,
Der hat das Paradies erkoren,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Friedr. Knapp.

'S Lied von Peter.

Was moa'ſt mei' lieber Peter,
Es kimb ma' für.
Mir wern alti Leder,
Mir ſan's ſcho' ſchier,
Was thäa ma' jetz', wie richt' ma's Gſchpiel,
Es g'fallt ma' weiter gar nit viel,
„Was thäa ma' jetz', mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und ſcheer'n uns koa Kreisl d'rum
Vontwegen den jung und alt."

Denk aber an die Zeit'n
Voll Streit und Strit,
A' junga mag's d'erleibn,
A'n alter nit,
Und schlechter werd's ja alli Tag
An Lumperei und Sorg' und Plag' —
„D'rum denk' i' ma', mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und scheer'n uns koa' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt."

O Peter, o du Schliffi,
Du leichter G'sell
Du kriegst scho' no' dein Riffi
Und kimmst in d' Höll,
Dees sag' dir i', drum thuar a' guat,
Es schneibt dir ja scho' unter'n Huat —
„Und i' sag', i' will trinka
Und lacha wie's ma' g'fallt,
Und scheer' mi' nit a' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt"

So hamm die g'sunga prächti'
Und frisch ei' g'schenkt,
Wer hat jetz' wohl des rechti,
Hon i mir denkt,
Und denk' und denk' mi'n größt'n Fleiß,
Z'letzt hat der Peter kriegt 'n Preis,
Und sing' mit ihm: „Mir trinka
Und lacha wie's uns g'fallt
Und scheern uns koa' Kreisl d'rum
Vontwegn den jung und alt."

Robell.

Der Becher.

„Die Kränk! mei Risling-Peter!
Beim Schoppe' wie sich's g'hört,
Un' alls die Nas' noch röther,
Wie geht's dann lieber Peter?"

„„Ja no'! mer ſächt's muß gut ſei
Gel' bis es beſſer werd,
's geht halt wie's allzeit ganga,
Könnt's ſchlechter nit verlanga.““

„Oho! wo werd's dann fehle'?“
„„Mei Gott, 's fehlt überall,
Wer ſo ſein'm Schickſal zuwidder
Wie ich, is e' trauriger Ritter.

„„Mich hot's verfolgt vun jeher
Un' malitiös tractirt
Un' krumm is alles gange'
Was ich hab' a'gefange'.

„„Sich! hab' ich Feuer g'ſchlage'
So hat ke' Zundl gebreunt
Un' hab' ich 'n Appl 'geße'
Gewiß is e' Worm drinn g'ſeße'.

„„Wie oft, ſo beim ſpatzire'
Hot mich e' Rege' erwiſcht
Un' war ich recht voll geregnt
So ſin' mer noch Säu' begegnt.

Un' war ich in Geſellſchaft witzig
So habe' die ann're g'ſagt,
Deß kann vun dir nit kumme'
Deß hoſcht de wo hergenumme'.

Kemm Schütze' hot beim Jage'
Wie mir die Flint' verſagt,
Un' hab', zum Pech gebore',
Zu jedem Spiel verlore'.

„„So geht's jetzt fort in eenem
Schun über ſechzig Jahr
Un' muſcht de mer doch ſage!
Daß deß nit zu ertrage.““

„Wahrhaftig, thät's mir g'ſchehe',"
Hot druff der Freund bemerkt,
„Ich könnt's ſo weit nit bringe'
Ich thät' in's Waſſer ſpringe'."

„„Hab's aach probirt mei' Lieber,
Hot jetz' der Peter gelacht
„„Bin aber nit nunner kumme',
Bin wie e' Stopſl g'ſchwumme'.

„So muſcht de kenn' Wei' mehr trinke',
Do weirſcht de am erſchte' hi'
Un' brauchſt dich nimmer zu gräme'
Was noch for Unglück käme!"

„„Nee Freund, deß Opfer bring' ich
Dem dumme' Schickſal nit,
Juſcht weil's mich ſo getroffe',
Zum Trutz werd fortgeſoffe'.

Ich will nu' do dra zeige',
Daß noch 'was an mer is,
Ganz loß' ich mich nit roppe',
He Kellner! noch e'n Schoppe'!""

Kobell.

Der Schiffskapitän. *)

Wenn oftmals ich beim Rheinwein in der Schenke
Mit meinem deutſchen Kapitäne ſitze,
Dann ſchlagen aus dem Becher hellere Blitze,
Daß ich an's Meer und ſprühende Waſſer denke.

*) Gegenwärtiges Gedicht erſchien bereits im „deutſchen Muſeum", (Nr. 42, 1865, herausgegeben von R. Prutz) ward aber daſelbſt von dem mir unbekannten Einſender ohne mein Wiſſen dermaßen verändert, daß ich mich veranlaßt ſehe, mein urſprüngliches Manuſkript durch das Organ des Nürnberger Albums wiederherzuſtellen.

Der Verfaſſer.

Es mag wohl was in meiner Seele liegen,
Das auf das Meer, auf Freiheit und auf Wogen
Hinweist: ich fühle gleich mich angezogen,
Seh' ich hinab zum Strand die Möve fliegen.

Und hier der Mann, der in dem meeresschwanken
Fahrzeuge stand inmitten grimmiger Stürme
Und, unerschrocken, dunkle Wogenthürme
Zerschlug mit seines Schiffes tapfern Flanken!

D'rum eben pflegt er auch das Haupt zu neigen
Und stumm zu sitzen, wenn die Andern toben:
Wer also laut die Stimme hat erhoben
Beim Sturm im Meer, darf anderwärts schon schweigen.

Schlicht ist sein Herz und schroff sein äuß'res Wesen.
Schon recht: am schroffen Fels im Meeresschwalle
Tief unten erst reift purpurn die Koralle,
Die sich zum Schmuck die Fürstin auserlesen!

Und wer versucht in seine Brust zu dringen,
Der mag sich nur mit einem Rednerhammer
Bewaffnen: pochen muß man, eh' die Klammer
Vor einer solchen Wölbung wird zerspringen.

Ein Engpaß erst, dann aber plötzlich Weite
Und Fernsicht, wie man wohl aus niedern Thoren
Vortritt und plötzlich dann, im Schaun verloren,
Erfährt, daß man in einem Dome schreite.

Ein Dom, darüber sich die heiße Zone
Als Kuppel wölbt! Dort sitzt, von Diamanten
Umfunkelt, die im reinsten Feuer brannten,
Die Mittagskönigin auf ihrem Throne.

Und Palmen, so die heißen Lüfte fächern,
Erheben sich. Aufblitzend mit der Feder,
Schwingt dort ein Vogel sich vom Stamm der Zeder
Zum Trunk aus goldumreiften Blumenbechern.

Welch' mächtige Natur! ihr magst du lauschen!
Bergschlünde dröhnen, große Ströme rollen,
Den alten Urwald hörst du in der vollen
Sturmfluth der Blätter aus der Ferne rauschen. —

Genug! seh' ich den Mann am Felsenriffe
Vorübersegeln in des Sturmes Tosen,
Sich und die Freunde aus dem uferlosen
Weltmeer errettend im bedrängten Schiffe:

So denk' ich an die unansehnlich graue
Meermuschel, die behutsam, seefahren,
Die Brandung flieht und jenen wunderbaren
Perlschimmer hegt in ihrem Schalenbaue.

Rudolf Kulemann.

Edelweiß.

Drei Wanderer stiegen von Bergeshöh'n
Hinunter in's tiefe Thal,
Es blühten um sie viel Blümlein schön
Im goldenen Sonnenstrahl.

Der erste nimmt sich die Glöcklein blau
Zum Strauß für die Liebste fein; —
„Die schimmern so lieblich im Morgenthau
Wie des Liebchens Aeugelein." —

Der zweite der Alpenrosen Pracht
Pflückt ab auf grünem Grund; —
„Die blühen so rosig, wie mir lacht
Daheim der Liebsten Mund," —

Der Dritte herab vom Felsgestein
Das Edelweiß sich bricht; —
„Das schimmert so bleich wie im Mondenschein
Der Liebsten Angesicht." —

Und als sie kamen in's Heimaththal,
Der erste sein Liebchen schaut,
Da muß er sie finden — o bittere Qual —
Als eines anderen Braut. —

Und als daheim der zweite fragt,
Wo ist die Liebste mein?
Verführt sie ging in die Welt, — man sagt —
Mit ihrem Buhlen fein. —

Und als der Dritte gezogen kam
Vor seines Mädchens Haus,
Da flimmerten Lichter wundersam
Zum Fensterlein heraus.

Und drinnen im engen Kämmerlein,
Um's Haar ein Myrthenreis,
Da lag gestorben die Liebste sein —
Ein bleiches Edelweiß. —

J. C. Maurer.

Todtenfrühling.

(Allerseelen.)

Als einst der Blumenengel
Im Herbste scheiden ging,
Da dacht er noch der Todten,
Die kühl die Erd' umfing.

Und ihre Gräber kränzen
Wollt' er mit Rosen neu;
Doch ach, die rothen Rosen
Sie blühen nur im Mai.

Da weckt er aus dem Schlummer
Der Georginen Pracht
Und Astern, Immortellen
Von wundersamer Pracht.

Die reiht er dann zu Kränzen
Mit zartem, frommen Sinn,
Und legt zum Scheidegruße
Sie auf die Gräber hin. —

Und zieht er nun von dannen,
So läßt er jedes Jahr
Zurück den Hingeschied'nen
Die Blumen immerdar.

Da grünt und blüht es wieder
Dann auf den Gräbern neu; —
Es ist der Lenz der Todten —
Im Herbst ein junger Mai. —

J. C. Maurer.

Vierzeilen.

Dir nur dank' ich's, Mädchen, daß ich wieder bin zum Kind geworden,
Daß die vordem rauhen Töne meiner Leier lind geworden;
Sehend ward ich! Glaube nicht den kalten Menschen, die da sagen
Voller Kurzsicht, daß mein klares Auge plötzlich blind geworden!

Als tausend Blitze flammend mich umwetterten
Und tausend Donner dröhnend mich umschmetterten,
Ganz ruhig stand ich, — klagend ob den Rosen nur,
Den allzufrüh von Sturmeswuth entblätterten!

So lange sich der Sonne Strahl auf grünen Blättern golden wiegt,
So lange sich von Früchten schwer ein reicher Ast zur Erde biegt,
So lange, Freund, und länger nicht, ertöne deiner Leier Klang;
Gar kläglich ziemt zu singen, wem des Glückes Saat darniederliegt.

Wär' ich mächtig auch wie Gunther, würb' ich dennoch keine Brunhild;
Denn ein wahres Weib vor allem glänze, wie der Abendstern mild
Nur von Sanftmuth und es brüste nicht im Panzerkleid sich mannstolz:
Sonst erscheint es zwar als schönes, doch als lebenloses Steinbild.

Vergiß des lichten Lenzes so bald entleertes Füllhorn
Und trinke solch' Vergessen aus hehrer Musen Quellborn,
In seinem Spiegel schaust du viel schön'rer Welten Glanzbild
Und leicht verachten lernst du sodann der Erde Sandkorn.

Der Wipfel strebt dem Winde nach, doch fesselt ihn der starke Stamm,
Die Woge sehnt sich nach der Flur, doch wehret ihr der feste Damm;
Zu lichten Sphären zu entflieh'n begehrt mein Geist im Adlerschwung,
Und ach! Mich bindet mein Geschick an dieser Erdenprosa Schlamm!

Ich eilte gern und freudig, wenn die Brust mir bang, zum Helicon!
Doch sauer ist, ich fühl' es wohl und steil der Gang zum Helicon.
Mein Musenroß ist flügge kaum und ungewohnt des Aetherflug's;
Was frommt es, daß mich mächtig zieht ein inn'rer Drang zum Helicon?!

Mir fehlt Beständigkeit vor Allen, ich weiß es wohl!
Daß Keinem will mein schwankes Thun gefallen, ich weiß es wohl!
So steh' ich rath- und rettungslos und bald wird:
„Du bist verloren!" rings erschallen, — ich weiß es wohl!

„Wohin dein Weg?" „Ich irre planlos;
Mein Wandeln wurde pfad- und bahnlos!
Mein Führerstern erblich: O bände
Für mich nur Charon bald den Kahn los!""

So trübe bin ich, daß mich fast erbos't
Der Schmetterling, der um die Rosen kost;
Für süßes Kosen starb der Sinn in mir:
Mich letzt allein nur, was da schäumt und tost.

Der klare Sommerhimmel als leuchtender Saphir strahlt;
Doch reiner, klarer, heller ein ander Licht aus dir strahlt.
Und wolkenloser dünket mich deiner Aeuglein Bläue
Und ob sie gleich, du Spröde, du Stolze, nimmer mir strahlt.

Lege doch bald, o Liebchen, den Schleier weg,
Müßte ja sonst wohl legen die Leier weg,
Laß dich erflehen, enthüllest, enthüllst du dich.
Strömen vom Herzen die Lieder mir freier weg!

Wir sind für einander geboren, vergiß es nicht!
Du hast mich zum Liebling erkoren, vergiß es nicht!
Und wie sich nun immer gestalte das Schicksal mein,
Wir haben uns Treue geschworen, vergiß es nicht!

Und ob sie mich verdammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran,
Vergeht dieß Lied in Flammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!
Und stürzt, erschüttert allerwärts, des wandelbaren Glückes Bau
Ob meinem Haupt zusammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!

J. Obrist.

Jugendlieder

von

H. Petzet.

Fahr' wohl du goldene Jugendzeit!

Fahr wohl, du goldene Jugendzeit,
Fahr wohl, du seliger Traum!
Bald liegst du von mir so weit, so weit,
Und genossen hab' ich dich kaum.
Schon welkt der blühende Rosenkranz,
Der Schmuck vom lockigen Haupt,
Wie hat ihm den Duft, wie hat ihm den Glanz
So rasch doch der Herbst schon geraubt!

Noch zieht mich das Herz von Liebe so voll
Zu der Brüder fröhlichem Schwarm,
Da reißt mich mit seinem gebiet'rischen Soll
Das Schicksal aus ihrem Arm.

Vergiß des lichten Lenzes so bald entleertes Füllh
Und trinke solch' Vergessen aus hehrer Musen
In seinem Spiegel schaust du viel schön'rer
Und leicht verachten lernst du sodann de

Der Wipfel strebt dem Winde nach, Gesang noch klingt,
Die Woge sehnt sich nach der Flu und hell,
Zu lichten Sphären zu entflieh' Brust des Felsens springt
Und ach! Mich bindet mein brausender Quell.

Ich eilte gern und weiter und weiter fort
Doch sauer ist, mich reißt des Lebens hinein,
Mein Muse Kampf ich am fernen, einsamen Ort,
Was fro weil' und Mühe und Noth zieht ein.

Vorbei ist die Jugend! Das Alter naht,
Wie wird mir um's Herz so bang!
Verblüht sind die Rosen, bestreut ist der Pfad
Mit Dornen, o trauriger Gang!
D'rum willst du, o Himmel, mir gnädig sein,
So sei dein Segen mit mir
Und es bleib' ein jugendlich Herz stets mein,
Oder nimm du mich bald zu dir!

Abschied.

Ade, mein trautes Kind,
Es muß geschieden sein!
Durch Wetter, Nacht und Wind
Zieh' fort ich ganz allein.

Dein Vater hat's gesagt,
Daß ich dich lassen muß,
Und ich, Gott sei's geklagt,
Scheid' ohne Gruß und Kuß.

Zum letzten Male geh'
Vorüber ich dein Haus,
Fort muß ich, fort, ade,
Weit in die Welt hinaus!

Bleib' du mir treu und gut,
Bis einst ich kehr' zurück,
Hoffe mit festem Muth,
Der Treue blüht das Glück!

Sternengruß.

Schaust du empor, mein Lieb so hold,
Zum Himmel in der Nacht,
Wo tausend Sterne hell wie Gold
Erglüh'n in stiller Pracht:
So werd' er dir zur blüh'nden Au
Im sanften Frühlingslicht,
Und jeder Stern im Himmelsblau
Werd' zum Vergißmeinnicht!

Den Freunden in der Heimath.

Festgebannt im fremden Lande an dem fernen Weichselstrand
Denk' ich euer heut' ihr Lieben, in dem theuern Vaterland.
Denk' an euch und an die Tage, die ich froh mit euch durchschwärmt,
Als mich noch die traute Heimath treu an ihrer Brust gewärmt.

Hei! wie klangen unsre Becher vollgefüllt bis zu dem Rand,
Hei! wie schwangen wir den Schläger in der jugendkräft'gen Hand!
Wie ein Sturm aus Nordlands Wäldern brauste unser Freiheitssang,
Und das Herz schlug hoch und mächtig schwellend kühn im Thatendrang.

Doch die Tage sind verschwunden, wo mit euch ich glücklich war,
Das Geschick hat fortgerissen mich aus eu'rer frohen Schaar,
Wie ein Traum der Kinderjahre schwand dahin die schöne Zeit
Und die kalte Fremde kümmert nichts sich um mein stummes Leid.

Darum schließt sich um so fester jetzt mein treues Herz an euch,
Weder Zeit noch Raum begränzen ja der Lieb' und Freundschaft Reich,
Und ich ruf' aus weiter Ferne über Berg und Thal und Fluß
Euch aus treuem Bruderherzen zu jetzt meinen besten Gruß.

Füllt die Becher bis zum Rande wie ich sonst mit euch gethan,
Singt von Jugendlust begeistert, klingt auf alles Schöne an!
Und ob ich bei euch bin, ob ich in die Fremde bin gebannt
Bleibt mein A und O doch stets: Ein Hoch dem deutschen Vaterland!

Heimweh.

So schön und stolz wie bezaubernde Fee'n
Umschwebten mich holde Gestalten,
Es zog mich hinein in das Tanzen und Dreh'n,
Als wollt' ich sie fassen und halten.
Gehoben von Wellen der süßen Musik
Dreht Alles sich fröhlich im Kreise,
Und mancher verstohlene Liebesblick
Sucht Bahn sich zum Herzen ganz leise.

Die Freude, sie lächelt auf jedem Gesicht
An diesem festlichen Tage,
Und welchen die Frauen verlockten nicht,
Der schwelgt bei Sang und Gelage.
's ist gar so schön an des Freundes Brust,
Umschlungen von seinem Arme,
Rasch einzuschlürfen in trunkener Lust
Das wonnige Leben, das warme.

Und dennoch — wird mir das Herz auch weich,
Will mich die Freude nicht fassen:
Ihr Andern, ihr fühlt nicht wie ihr so reich
Und wie ich allein so verlassen.
So wie der Jüngling sich sehnet bang
Nach Gruß und Blick seiner Schönen,
O Muttersprache, du Heimathsklang
So lausch' ich nach deinen Tönen!

O dreimal seliges schönes Loos,
Wer bei den Seinen darf weilen,
Wer sich wiegen darf in der Heimath Schoos,
Nicht ruhlos die Welt muß durcheilen.

Er pflanzt in der Jugend den Rosenstrauch,
Wird manche Blüthe dann pflücken,
Und wenn er längst geschlossen das Aug',
Die Rosen sein Grab noch schmücken.

Liebesglück.

Umhüllt von blühenden Ranken,
So sitz' ich in stiller Ruh',
Ich hab' nur noch einen Gedanken
Und dieser Gedanke bist Du!

Du liegst ja in meinen Armen
Und schmiegst dich so zärtlich an,
Daß des Herzens Schläge, die warmen,
Ich fühlen und hören kann.

Ich schau' dir in's freundliche Auge,
Das dünkt mir ein tiefer See,
Darinnen ich niedertauche,
Vergessend Kummer und Weh.

Die lieblichsten Bilder umgaukeln
Mein wonnezitterndes Herz,
Als säh' auf den Wellen ich schaukeln
Sich liebende Elfen zum Scherz.

Rings wiegt sich Alles im Traume,
Kein Lüftchen erregt das Gefild,
Schon senkt sich zum Himmelssaume
Der Mond so klar und so mild.

Die Elfen hinuntertauchen
Tief, tief in die schweigende Fluth:
O könnten das Leben verhauchen
Wir so in der Küsse Gluth!

Gute Nacht.

Es blickt der Mond zu dir durch's Fensterlein, nun gute Nacht!
Wie blinkt sein Glanz so klar und mild so rein, nun gute Nacht!
Du liegst bereits in süßem Schlaf und merkst von ihm nichts mehr,
Doch klingt es leis in deinen Traum hinein, nun gute Nacht!
Laß fahren allen Kummer, alle Sorgen hin du jetzt,
Dein Lächeln soll durch nichts verkümmert sein, nun gute Nacht!
All' deine Blumen senken ihre Häupter schlafesmüd
Und flüstern leis: Schließt euch, ihr Aeugelein, nun gute Nacht!
Wenn wieder sie erwacht, haucht süßen Duft entgegen ihr
Und frohen Morgengruß im Sonnenschein, nun gute Nacht!
Ich selbst von ferne stehend rufe mit der Nachtigall:
Ein guter Engel mag dir Schutzwacht sein, nun gute Nacht!

Meine Liebe.

Was hebst du den Blick, mein süßes Lieb,
Zum fernen Gebirg empor,
Das hoch in den Wolken sich birgt so trüb,
Umwallt von der Dämmerung Flor?
Und blickst du auch staunend zum Himmelszelt,
Zur hocherhabenen Sternenwelt,
Glaub', höher als Berg und Himmelssaal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Tief ist der Schacht in der Erde Schoos,
Wo die goldene Ader blinkt,
Wo der Knappe, vergessend sein ärmlich Loos,
Zum Liede den Hammer schwingt:
Tief ist das dunkle, purpurne Meer
Mit seiner Schätze zahllosem Heer,
Doch tiefer als Meer und Schacht in dem Thal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Wohl hängt an der Mutter Erde Herz
Der Felsen gar innig und treu,
Wohl rühmt sich manches funkelnde Erz,
Daß unvergänglich es sei;

Wohl wird vom glänzenden Diamant
Die Festigkeit rühmend und preisend genannt,
Doch fester als Erz und als Stein zumal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Und flammt auch das Feuer noch so heiß,
Daß Stein und daß Erz zergeh'n,
Vor meiner Liebe Glühen, ich weiß,
Kann's nimmer und nimmer besteh'n.
Ja, selber die Sonne mit ihrer Gluth,
Süßliebchen, weiß es nur gar zu gut,
Daß heißer als Feuer und Sonnenstrahl
Ist meine Liebe viel tausendmal.

O darum, mein liebes, mein süßes Kind,
Laß ab in die Ferne zu späh'n,
In's Herz, dir so hold und so treu gesinnt,
Magst du mir durch's Auge seh'n.
Komm, laß dich umschlingen von meinem Arm,
Laß mich in der Mainacht, lind und warm,
Besiegeln durch Küsse sonder Zahl
Dir meine Liebe viel tausendmal!

Hymne.

Die Sonne sinkt, es ruht das Land
In Schönheit, während purpurne Gluth
Aufglänzt, auslischt und wieder lohend flammt.
Hoch von Berg zu Berg entschwebt Gewölk
Gleich dem Geläut' des Abends im Thal.

Wie der Stein, den leichten Tritts
Des Schäfers Fuß berührt im Gebirg:
Er rollt, er stürzt, er fliegt im Riesenschwung
Bis den Stürmer hemmt das weiche Thal,
Seh ich entflieh'n die Tage o Freund!

Schweigend ſchwebt heran die Nacht und langſam!
Laß ſie nahen, ob ſie auch bald vielleicht
Auf immer ruhen heißt die ſchaffende Hand.
Nicht ohne Arbeit floh der Tag mir, das genügt
Wenn Menſchen nicht, ewigen Göttern doch!

Adolph Pichler.

Bei Meran.

Ruhend unter'm Rebendache
Blick' ich auf zur vollen Traube,
Heiter ſinnend, ward der Zeit auch
Meine Jugend längſt zum Raube.

Von dem Stock, der mich beſchattet,
Ward gekeltert mir der Becher,
Lieg ich lang ſchon tief im Grabe,
Schlürft den Wein ein and'rer Zecher.

Mög' er fröhlich mein gedenken,
Denk' auch derer, die geſchieden,
Und ſo mögen viele raſten
Sinnend, trinkend hier im Frieden.

Adolph Pichler.

Im Frühling.

Laß den Gram und juble laut
Finſt'rer trüber Mann,
Hat der Lenz doch ſeine Braut
Schon befreit vom Bann.

Wieder ſtäubt der Waſſerfall
Und die Lerche fliegt,
Blüthen duften überall
In das Laub geſchmiegt.

Neuen Lebens Fülle fließt
Auf des Winters Grab,
Senk' auch du, was dich verdrießt,
Froh gefaßt hinab.

Adolph Pichler.

Ein kluger Narr.

Zu Neuhaus war's, in Böhmen,
Da ließ der Bürger Schaar
Sich Gottes Wort nicht nehmen
Trotz Drängen und Gefahr,
Rings wütheten die Flammen,
Rings lauerte der Tod —
Sie hielten fest zusammen
In ihrer Glaubensnoth.

Des Städtleins Herr entflammte
Darob in Haß und Wuth:
O daß sie Gott verdammte
Die schnöde Ketzerbrut!
Es war der vielgenannte,
Bis auf den heut'gen Tag
Vom Fensterſturz bekannte
Herr Slawata von Prag.

Er stand im wilden Grimme
Vor dem geschloss'nen Thor,
Weithin scholl seine Stimme,
Die blut'ge Rache schwor.
Die Bürger lachten seiner
Und riefen laut vom Wall:
Herr, über Gott ist Keiner,
Er schützt uns vor dem Fall! —

Doch anders war's beschlossen
In Gottes weisem Rath:
Die Halme, die entsprossen
Der frommen Glaubenssaat
Ließ in den Staub er treten
Am weißen Berg zu Prag,
Kein Singen und kein Beten
Half gegen diesen Schlag.

Vergiß des lichten Lenzes so bald entleertes Füllhorn
Und trinke solch' Vergessen aus hehrer Musen Quellborn,
In seinem Spiegel schaust du viel schön'rer Welten Glanzbild
Und leicht verachten lernst du sodann der Erde Sandkorn.

Der Wipfel strebt dem Winde nach, doch fesselt ihn der starke Stamm,
Die Woge sehnt sich nach der Flur, doch wehret ihr der feste Damm;
Zu lichten Sphären zu entflieh'n begehrt mein Geist im Adlerschwung,
Und ach! Mich bindet mein Geschick an dieser Erdenprosa Schlamm!

Ich eilte gern und freudig, wenn die Brust mir bang, zum Helicon!
Doch sauer ist, ich fühl' es wohl und steil der Gang zum Helicon.
Mein Musenroß ist flügge kaum und ungewohnt des Aetherflug's;
Was frommt es, daß mich mächtig zieht ein inn'rer Drang zum Helicon?!

Mir fehlt Beständigkeit vor Allen, ich weiß es wohl!
Daß Keinem will mein schwankes Thun gefallen, ich weiß es wohl!
So steh' ich rath- und rettungslos und bald wird:
„Du bist verloren!" rings erschallen, — ich weiß es wohl!

„Wohin dein Weg?" „„Ich irre planlos;
Mein Wandeln wurde pfad- und bahnlos!
Mein Führerstern erblich: O bände
Für mich nur Charon bald den Kahn los!""

So trübe bin ich, daß mich fast erbos't
Der Schmetterling, der um die Rosen kost;
Für süßes Kosen starb der Sinn in mir:
Mich letzt allein nur, was da schäumt und tost.

Der klare Sommerhimmel als leuchtender Saphir strahlt;
Doch reiner, klarer, heller ein ander Licht aus dir strahlt.
Und wolkenloser dünket mich deiner Aeuglein Bläue
Und ob sie gleich, du Spröde, du Stolze, nimmer mir strahlt.

Lege doch bald, o Liebchen, den Schleier weg,
Müßte ja sonst wohl legen die Leier weg,
Laß dich erflehen, enthüllest, enthüllst du dich.
Strömen vom Herzen die Lieder mir freier weg!

Wir sind für einander geboren, vergiß es nicht!
Du hast mich zum Liebling erkoren, vergiß es nicht!
Und wie sich nun immer gestalte das Schicksal mein,
Wir haben uns Treue geschworen, vergiß es nicht!

Und ob sie mich verdammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran,
Vergeht dieß Lied in Flammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!
Und stürzt, erschüttert allerwärts, des wandelbaren Glückes Bau
Ob meinem Haupt zusammen auch, o Liebchen kehr' dich nicht daran!

J. Obrist.

Jugendlieder

von

H. Petzet.

Fahr' wohl du goldene Jugendzeit!

Fahr wohl, du goldene Jugendzeit,
Fahr wohl, du seliger Traum!
Bald liegst du von mir so weit, so weit,
Und genossen hab' ich dich kaum.
Schon welkt der blühende Rosenkranz,
Der Schmuck vom lockigen Haupt,
Wie hat ihm den Duft, wie hat ihm den Glanz
So rasch doch der Herbst schon geraubt!

Noch zieht mich das Herz von Liebe so voll
Zu der Brüder fröhlichem Schwarm,
Da reißt mich mit seinem gebiet'rischen Soll
Das Schicksal aus ihrem Arm.

Und muß es denn ſein, lebt wohl, lebt wohl,
Zum letzten Mal Gruß und Kuß!
Wie tönet die Klage ſo dumpf und hohl,
Weil ſcheiden auf immer ich muß.

Um's Ohr mir der Brüder Geſang noch klingt,
Wie tönt er ſo friſch und hell,
Wie wenn aus der Bruſt des Felſens ſpringt
Ein rauſchender, brauſender Quell.
Doch es reißt mich weiter und weiter fort
In den Kampf des Lebens hinein,
Bald weil' ich am fernen, einſamen Ort,
Und Mühe und Noth zieht ein.

Vorbei iſt die Jugend! Das Alter naht,
Wie wird mir um's Herz ſo bang!
Verblüht ſind die Roſen, beſtreut iſt der Pfad
Mit Dornen, o trauriger Gang!
D'rum willſt du, o Himmel, mir gnädig ſein,
So ſei dein Segen mit mir
Und es bleib' ein jugendlich Herz ſtets mein,
Oder nimm du mich bald zu dir!

Abſchied.

Ade, mein trautes Kind,
Es muß geſchieden ſein!
Durch Wetter, Nacht und Wind
Zieh' fort ich ganz allein.

Dein Vater hat's geſagt,
Daß ich dich laſſen muß,
Und ich, Gott ſei's geklagt,
Scheid' ohne Gruß und Kuß.

Zum letzten Male geh'
Vorüber ich dein Haus,
Fort muß ich, fort, ade,
Weit in die Welt hinaus!

Bleib' du mir treu und gut,
Bis einſt ich kehr' zurück,
Hoffe mit feſtem Muth,
Der Treue blüht das Glück!

Sternengruß.

Schauſt du empor, mein Lieb ſo hold,
Zum Himmel in der Nacht,
Wo tauſend Sterne hell wie Gold
Erglüh'n in ſtiller Pracht:
So werd' er dir zur blüh'nden Au
Im ſanften Frühlingslicht,
Und jeder Stern im Himmelsblau
Werd' zum Vergißmeinnicht!

Den Freunden in der Heimath.

Feſtgebannt im fremden Lande an dem fernen Weichſelſtrand
Denk' ich euer heut' ihr Lieben, in dem theuern Vaterland.
Denk' an euch und an die Tage, die ich froh mit euch durchſchwärmt,
Als mich noch die traute Heimath treu an ihrer Bruſt gewärmt.

Hei! wie klangen unſ're Becher vollgefüllt bis zu dem Rand,
Hei! wie ſchwangen wir den Schläger in der jugendkräft'gen Hand!
Wie ein Sturm aus Nordlands Wäldern brauſte unſer Freiheitsſang,
Und das Herz ſchlug hoch und mächtig ſchwellend kühn im Thatendrang.

Doch die Tage ſind verſchwunden, wo mit euch ich glücklich war,
Das Geſchick hat fortgeriſſen mich aus eu'rer frohen Schaar,
Wie ein Traum der Kinderjahre ſchwand dahin die ſchöne Zeit
Und die kalte Fremde kümmert nichts ſich um mein ſtummes Leid.

Darum ſchließt ſich um ſo feſter jetzt mein treues Herz an euch,
Weder Zeit noch Raum begränzen ja der Lieb' und Freundſchaft Reich,
Und ich ruf' aus weiter Ferne über Berg und Thal und Fluß
Euch aus treuem Bruderherzen zu jetzt meinen beſten Gruß.

Füllt die Becher bis zum Rande wie ich ſonſt mit euch gethan,
Singt von Jugendluſt begeiſtert, klingt auf alles Schöne an!
Und ob ich bei euch bin, ob ich in die Fremde bin gebannt
Bleibt mein A und O doch ſtets: Ein Hoch dem deutſchen Vaterland!

Heimweh.

So ſchön und ſtolz wie bezaubernde Fee'n
Umſchwebten mich holde Geſtalten,
Es zog mich hinein in das Tanzen und Dreh'n,
Als wollt' ich ſie faſſen und halten.
Gehoben von Wellen der ſüßen Muſik
Dreht Alles ſich fröhlich im Kreiſe,
Und mancher verſtohlene Liebesblick
Sucht Bahn ſich zum Herzen ganz leiſe.

Die Freude, ſie lächelt auf jedem Geſicht
An dieſem feſtlichen Tage,
Und welchen die Frauen verlockten nicht,
Der ſchwelgt bei Sang und Gelage.
's iſt gar ſo ſchön an des Freundes Bruſt,
Umſchlungen von ſeinem Arme,
Raſch einzuſchlürfen in trunkener Luſt
Das wonnige Leben, das warme.

Und dennoch — wird mir das Herz auch weich,
Will mich die Freude nicht faſſen:
Ihr Andern, ihr fühlt nicht wie ihr ſo reich
Und wie ich allein ſo verlaſſen.
So wie der Jüngling ſich ſehnet bang
Nach Gruß und Blick ſeiner Schönen,
O Mutterſprache, du Heimathsklang
So lauſch' ich nach deinen Tönen!

O dreimal ſeliges ſchönes Loos,
Wer bei den Seinen darf weilen,
Wer ſich wiegen darf in der Heimath Schoos,
Nicht ruhlos die Welt muß durcheilen.

Er pflanzt in der Jugend den Rosenstrauch,
Wird manche Blüthe dann pflücken,
Und wenn er längst geschlossen das Aug',
Die Rosen sein Grab noch schmücken.

Liebesglück.

Umhüllt von blühenden Ranken,
So sitz' ich in stiller Ruh',
Ich hab' nur noch einen Gedanken
Und dieser Gedanke bist Du!

Du liegst ja in meinen Armen
Und schmiegst dich so zärtlich an,
Daß des Herzens Schläge, die warmen,
Ich fühlen und hören kann.

Ich schau' dir in's freundliche Auge,
Das dünkt mir ein tiefer See,
Darinnen ich niedertauche,
Vergessend Kummer und Weh.

Die lieblichsten Bilder umgaukeln
Mein wonnezitterndes Herz,
Als säh' auf den Wellen ich schaukeln
Sich liebende Elfen zum Scherz.

Rings wiegt sich Alles im Traume,
Kein Lüftchen erregt das Gefild,
Schon senkt sich zum Himmelssaume
Der Mond so klar und so mild.

Die Elfen hinuntertauchen
Tief, tief in die schweigende Fluth:
O könnten das Leben verhauchen
Wir so in der Küsse Gluth!

Gute Nacht.

Es blickt der Mond zu dir durch's Fensterlein, nun gute Nacht!
Wie blinkt sein Glanz so klar und mild so rein, nun gute Nacht!
Du liegst bereits in süßem Schlaf und merkst von ihm nichts mehr,
Doch klingt es leis in deinen Traum hinein, nun gute Nacht!
Laß fahren allen Kummer, alle Sorgen hin du jetzt,
Dein Lächeln soll durch nichts verkümmert sein, nun gute Nacht!
All' deine Blumen senken ihre Häupter schlafesmüd
Und flüstern leis: Schließt euch, ihr Aeugelein, nun gute Nacht!
Wenn wieder sie erwacht, hauch süßen Duft entgegen ihr
Und frohen Morgengruß im Sonnenschein, nun gute Nacht!
Ich selbst von ferne stehend rufe mit der Nachtigall:
Ein guter Engel mag dir Schutzwacht sein, nun gute Nacht!

Meine Liebe.

Was hebst du den Blick, mein süßes Lieb,
Zum fernen Gebirg empor,
Das hoch in den Wolken sich birgt so trüb,
Umwallt von der Dämmerung Flor?
Und blickst du auch staunend zum Himmelszelt,
Zur hocherhabenen Sternenwelt,
Glaub', höher als Berg und Himmelssaal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Tief ist der Schacht in der Erde Schoos,
Wo die goldene Ader blinkt,
Wo der Knappe, vergessend sein ärmlich Loos,
Zum Liede den Hammer schwingt:
Tief ist das dunkle, purpurne Meer
Mit seiner Schätze zahllosem Heer,
Doch tiefer als Meer und Schacht in dem Thal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Wohl hängt an der Mutter Erde Herz
Der Felsen gar innig und treu,
Wohl rühmt sich manches funkelnde Erz,
Daß unvergänglich es sei;

Wohl wird vom glänzenden Diamant
Die Festigkeit rühmend und preisend genannt,
Doch fester als Erz und als Stein zumal
Ist meine Liebe viel tausendmal.

Und flammt auch das Feuer noch so heiß,
Daß Stein und daß Erz zergeh'n,
Vor meiner Liebe Glühen, ich weiß,
Kann's nimmer und nimmer besteh'n.
Ja, selber die Sonne mit ihrer Gluth,
Süßliebchen, weiß es nur gar zu gut,
Daß heißer als Feuer und Sonnenstrahl
Ist meine Liebe viel tausendmal.

O darum, mein liebes, mein süßes Kind,
Laß ab in die Ferne zu späh'n,
In's Herz, dir so hold und so treu gesinnt,
Magst du mir durch's Auge seh'n.
Komm, laß dich umschlingen von meinem Arm,
Laß mich in der Mainacht, lind und warm,
Besiegeln durch Küsse sonder Zahl
Dir meine Liebe viel tausendmal!

Hymne.

Die Sonne sinkt, es ruht das Land
In Schönheit, während purpurne Gluth
Aufglänzt, auslischt und wieder lohend flammt.
Hoch von Berg zu Berg entschwebt Gewölk
Gleich dem Geläut' des Abends im Thal.

Wie der Stein, den leichten Tritts
Des Schäfers Fuß berührt im Gebirg:
Er rollt, er stürzt, er fliegt im Riesenschwung
Bis den Stürmer hemmt das weiche Thal,
Seh ich entflieh'n die Tage o Freund!

Schweigend ſchwebt heran die Nacht und langſam!
Laß ſie nahen, ob ſie auch bald vielleicht
Auf immer ruhen heißt die ſchaffende Hand.
Nicht ohne Arbeit floh der Tag mir, das genügt
Wenn Menſchen nicht, ewigen Göttern doch!

Adolph Pichler.

Bei Meran.

Ruhend unter'm Rebendache
Blick' ich auf zur vollen Traube,
Heiter ſinnend, ward der Zeit auch
Meine Jugend längſt zum Raube.

Von dem Stock, der mich beſchattet,
Ward gekeltert mir der Becher,
Lieg ich lang ſchon tief im Grabe,
Schlürft den Wein ein and'rer Zecher.

Mög' er fröhlich mein gedenken,
Denk' auch derer, die geſchieden,
Und ſo mögen viele raſten
Sinnend, trinkend hier im Frieden.

Adolph Pichler.

Im Frühling.

Laß den Gram und juble laut
Finſt'rer trüber Mann,
Hat der Lenz doch ſeine Braut
Schon befreit vom Bann.

Wieder ſtäubt der Waſſerfall
Und die Lerche fliegt,
Blüthen duften überall
In das Laub geſchmiegt.

Neuen Lebens Fülle fließt
Auf des Winters Grab,
Senk' auch du, was dich verdrießt,
Froh gefaßt hinab.

Adolph Pichler.

Ein kluger Narr.

Zu Neuhaus war's, in Böhmen,
Da ließ der Bürger Schaar
Sich Gottes Wort nicht nehmen
Trotz Drängen und Gefahr,
Rings wütheten die Flammen,
Rings lauerte der Tod —
Sie hielten feſt zuſammen
In ihrer Glaubensnoth.

Des Städtleins Herr entflammte
Darob in Haß und Wuth:
O daß ſie Gott verdammte
Die ſchnöde Ketzerbrut!
Es war der vielgenannte,
Bis auf den heut'gen Tag
Vom Fenſterſturz bekannte
Herr Slawata von Prag.

Er ſtand im wilden Grimme
Vor dem geſchloſſ'nen Thor,
Weithin ſcholl ſeine Stimme,
Die blut'ge Rache ſchwor.
Die Bürger lachten ſeiner
Und riefen laut vom Wall:
Herr, über Gott iſt Keiner,
Er ſchützt uns vor dem Fall! —

Doch anders war's beſchloſſen
In Gottes weiſem Rath:
Die Halme, die entſproßen
Der frommen Glaubensſaat
Ließ in den Staub er treten
Am weißen Berg zu Prag,
Kein Singen und kein Beten
Half gegen dieſen Schlag.

Da öffneten die Pforten
Des armen Städtleins sich
Den wüthenden Cohorten
Und Muth und Hoffnung wich
Ist über mir jetzt Einer —
Heilloser Ketzerschwarm,
Höhnt Slawata, der deiner
Sich gegen mich erbarm?! —

Im Blut sollst du ersticken,
In Flammen untergeh'n,
Nicht mehr vor meinen Blicken
Will deinen Gräu'l ich seh'n.
Legt Brand an ihre Häuser!
Durch Feuer sei bekehrt —
Gott will es und der Kaiser —
Wer nicht die Messe hört!

Da plötzlich hört ein Klingen
In sonderbarer Weis,
Der Graf zum Ohre dringen
Wie Glöcklein zart und leis;
Er fühlt, daß man ihm raubte
Den Hut vom kahlen Sitz —
Und zieht von seinem Haupte
Eine bunte Narrenmütz. —

Und bei ihm stand Hans Grimmel,
Sein Narr und lust'ger Rath,
Der selbst in's Kampfgetümmel
Gefolgt des Herren Pfad.
Freund, sprach der Narr, die Mütze
Gehört dir besser zu,
Aus ist's mit meinem Witze,
Der gröss're Narr bist du!

Wer Gold für Todtenbeine
Und Silber tauscht um Blut,
Für Städte Leichensteine,
Soll für den Grafenhut

Die Narrenmütze nehmen,
Sie wird ihm beſſer ſteh'n,
Dieweil im Lande Böhmen
Kein größ'rer Narr zu ſeh'n!

Der Graf warf auf die Erde
Die Schellenkappe hin
Mit wüthender Geberde, —
Doch ändert er den Sinn;
Wie ſehr er zürnt und grollet
Lockt doch des Spruches Gold:
Mögt glauben was ihr wollet
Nur zahlet was ihr ſollt! —

J. Priem.

Ein Meiſterſtück.

In Regensburg da ſaßen der armen Sünder drei,
Das Urtheil war geſprochen, der Stab war ſchon entzwei, —
Drei Henker harrten ſehnend ſchon auf den Augenblick
An jenen heut' zu machen ihr blut'ges Meiſterſtück. —

Der erſte zog mit Kohle flugs einen ſchwarzen Ring
Am Hals des armen Sünders und rief: „Ein leichtes Ding!
Hier ſchlag' ich durch und fehle nicht um ein dünnes Haar!"
Und als der Kopf gefallen, da war es ſo — fürwahr!

Der and're ſchlang zwei Fäden, wie Spinnenwebe fein
Dem Opfer um die Kehle, und ſprach: „So muß es ſein:
„Ein Faden liegt am andern und keiner ſei verletzt
Wenn ich dazwiſchen ſchlage mit ſcharfem Schwerte jetzt."

Er rief's, und als er hurtig ſein blut'ges Werk gethan
Da drängte ſich zu ſchauen das Volk in Maſſen an:
Und meiſterhaft gelungen war ihm der ſcharfe Streich,
Und Alles ſchrie vor Staunen: „das thut ihm Keiner gleich!"

Da ſchrie der dritte Henker, ein Rieſe von Geſtalt:
„Auf welche Weiſe mach' ich nun meinen Sünder kalt?"
Das wollte Jeder ſehen und reckt den Hals empor
Die Henker auf der Bühne, die ſtreckten weit ihn vor.

Doch der schlang keine Fäden und malte keinen Strich,
Das Schwert in beiden Händen schwang dreimal er um sich;
Es blitzte und es zischte — ein Streich — da war's vorbei:
Der Sünder und zwei Henker, das sind der Köpfe drei! —

Die Regensburger Herren, die dachten: ohne Kopf
Ist auch der beste Henker, wie jeder Mensch, ein Tropf,
Und also ward er Meister, und hat mit Meisterschaft
Geköpft bis an sein Ende in ungeschwächter Kraft.

J. Priem.

Das schönste Band.

Manch schnödes Band siehst in der Welt du weben
Und drückend schlingen sich um manche Brust;
Doch nicht vor jeder Fessel darfst du beben:
Ich kenn' ein Band, umstrahlt von Glück und Lust,
Und wen es nie umschlungen hat im Leben,
Der ist sich keines Erdenglück's bewußt
Und einsam spinnet seines Lebens Faden
Sich fort auf öden, freudelosen Pfaden.

Wie heißt dies Band? Ist's Freundschaft? — Oft erklungen
Ist ihr ein Lied in reinster Harmonie;
Denn wer des Lebens Freudenkranz besungen
Vergaß der Freundschaft edle Blume nie.
Ja, glücklich ist, wer einen Freund errungen,
Dem Gott der Treue selt'ne Gabe lieh.
Jedoch der schönste aller schönen Triebe,
Es ist und bleibt — das heil'ge Band der Liebe.

Mag mir das Schicksal jede Lust verbittern:
Wenn nur dein Hauch, o Liebe mich umweht,
Dann bin ich reich, mag alles Glück zersplittern; —
Sei du mein Fels, der treu und sicher steht,
So fürcht' ich Nichts, und werde niemals zittern
Ob auch die Welt aus ihren Fugen geht.
Im Sturme grüß' ich noch des Himmels Bläue:
Schlägt mir ein Herz — ein Herz voll Lieb' und Treue.

H. Schilffarth.

Wolken.

Redet, geflügelte dunkle Gestalten
Hoch in des Aethers riesigem Bau.
Wolken, o sprecht, was verdeckt ihr die Sonne,
Trübt mir der Lüfte heiteres Blau?

Neidet ihr mich denn, dieweil ich geschwelget
Kaum in des Glückes rosigem Glanz?
Und, es zu rächen, beschwört ihr die Stürme,
Einet euch drohend zu schrecklichem Tanz?

Hu! mich erfaßt ein unendliches Beben.
Ahnendes Weh durchschauert die Brust.
Zürnende Mächte, o schont! habt Erbarmen!
Laßt mich nicht büßen die göttliche Lust.

„Still! was klagst du, wenn die Sonne
„Auf Minuten dir entrückt?
„Dauernd hat ja keine Wonne
„Ohne Wechsel je beglückt.

„Strahlte ohne Wolkenhülle
„Ewig rein der Sterne Licht:
„Auch in ihrer schönsten Fülle
„Schätztest du so hoch sie nicht.

„D'rum Geduld! — Ob wir verdüstern
„Deines Glückes holden Stern, —
„Auch im Sturme hörst du flüstern:
„Harre still! er ist nicht fern.

„Und, wenn nach der Stürme Tänzen
„Der verjüngte Aether lacht,
„Prangt in frischen Strahlenkränzen
„Deiner Sonne ew'ge Pracht." —

Seht, es entweichen die Heere der Wolken.
Schon ist dahin der Stürme Gewalt;
Schon sind erloschen die zuckenden Blitze,
Schon ist des Donners Stimme verhallt.

Hebe dich, Schleier! entfliehe! es ſchimmert
Unter der Hülle ſo lieblich, ſo mild.
Seht — er zerreißt: O herrliche Sonne
Sei mir gegrüßt, du göttliches Bild!

H. Schilffahrt.

Erinnerung.

Was quälſt du mich mit längſt entſchwund'nen Träumen
Erinn'rung? ach, nicht ruf' ſie mir zurück!
Laß ſie entflieh'n zu dunkeln, fernen Räumen;
O ſtöre nicht, o trübe nicht mein Glück!

Entwich'ner Stern! wer hieß es dir, zu tauchen
Aus der Vergeſſenheit verborg'nem Schacht?
Zurück! nicht blende mir die ſchwachen Augen.
O kehr' zurück in deines Grabes Nacht!

Du kommſt zu ſpät. Hinweg! ich muß dich meiden:
Entflieh auf immer und vergeſſe mich.
Leb' wohl! es iſt umſonſt: wir müſſen ſcheiden;
Leb' wohl! mein Himmel iſt nicht mehr für dich.

H. Schilffahrt.

Volkslied aus Vonsberg in Tyrol.

Ueberſetzt von Ch. Schneller.

Ein Mägdlein that voll Liebesgram
Vom Heirathen reden und ſagen;
Der König von Frankreich vorüber kam
Und ließ um das Mägdlein fragen.

Die Mutter ſprach: „Mein Töchterlein,
Laß Du die Heirath ſtehen!"
Doch ihre Brüder, die ſprachen d'rein:
„Ach Mutter, laß ſie gehen!"

Bei diesen Worten das Mägdlein war
Schon auf das Pferd gestiegen.
„Zieh' hin, mein Kind, bald wirst Du fürwahr
Ertrunken im Meere liegen."

Das Pferd ward scheu und bäumte sich,
Als mitten im Meer sie waren:
„O halte fest, Vielliebste, Dich
Und laß die Zügel nicht fahren!"

„Wohl halt' ich mich am Zügel hier,
Doch länger vermag ich's nimmer!
Des Meeres Wasser wird bleichen mir
Der blonden Haare Schimmer.

„Und trinken wird mein rothes Blut
Das Meer, wo die Wogen springen;
Der Wallfisch wird in der tiefen Fluth
Mein zartes Fleisch verschlingen.

„O wär' ich gefolgt der Mutter Rath!
Sie hat mir nicht gelogen;
Das süße Wort der Brüder hat
Um's Leben mich betrogen.

„Ach, Mutter, Du weinst Dir die Augen aus
Im Schmerz des einsamen Lebens!
Ihr Fiedler, ach, in des Königs Haus
Ihr wartet mein vergebens!

Der Feiertag.

Die Liebe kommt dem Menschenherzen
Gleichwie der Welt ein Feiertag;
Das Frühroth löscht der Nacht die Kerzen
Eh' Jemand es gewahren mag.
Da weckt kein Ruf gemeiner Mühe,
Ringsum ist Alles still und rein, —
Nur läuten die geweihte Frühe
Die Glocken des Gebetes ein.

Es schmücket mit dem Feiertkleide
Die Seele sich und folgt dem Klang;
Sie pflückt die Blumen ihrer Freude
Zu ihrer Andacht Kirchengang.
Sie denkt nicht an der Woche Treiben,
Ihr ist in der Betrachtung wohl:
Sie fühlt nur, daß es also bleiben
Und nimmer anders werden soll.

Und wie nach gläubigem Versenken
In ihr verheiß'nes Heil und Glück
Nach Aussen sie will Blicke lenken,
Wie schön strahlt ihr die Welt zurück!
Sie wandelt fern vom lauten Schwalle
Und hat für Jeden milden Gruß, —
Der Pflicht gedenk', daß sie nun Alle
In einem Namen lieben muß.

Bald heimisch in dem süßen Frieden,
Wie scherzt sie harmlos als ein Kind,
Das Lust und Lachen ohn' Ermüden
Aus unbeschwertem Herzen spinnt!
Zu frühe sinkt die Nacht ihr nieder,
Die sie mit Träumen füllen mag;
Die Tage geh'n und kommen wieder, —
Auf Sieben nur ein Feiertag.

Karl Walpurg.

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1867.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.
In Kommission bei Bauer und Raspe.
1867.

Es ſchmücket mit dem Feierkleide
Die Seele ſich und folgt dem Klang;
Sie pflückt die Blumen ihrer Freude
Zu ihrer Andacht Kirchengang.
Sie denkt nicht an der Woche Treiben,
Ihr iſt in der Betrachtung wohl:
Sie fühlt nur, daß es alſo bleiben
Und nimmer anders werden ſoll.

Und wie nach gläubigem Verſenken
In ihr verheiß'nes Heil und Glück
Nach Auſſen ſie will Blicke lenken,
Wie ſchön ſtrahlt ihr die Welt zurück!
Sie wandelt fern vom lauten Schwalle
Und hat für Jeden milden Gruß, —
Der Pflicht gedenk', daß ſie nun Alle
In einem Namen lieben muß.

Bald heimiſch in dem ſüßen Frieden,
Wie ſcherzt ſie harmlos als ein Kind,
Das Luſt und Lachen ohn' Ermüden
Aus unbeſchwertem Herzen ſpinnt!
Zu frühe ſinkt die Nacht ihr nieder,
Die ſie mit Träumen füllen mag;
Die Tage geh'n und kommen wieder, —
Auf Sieben nur ein Feiertag.

Karl Walpurg.

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1867.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.
In Kommission bei Bauer und Raspe.
1867.

Druck von Pieling (Dietz.)

Vorwort.

In diesem vier und zwanzigsten Jahrgang unseres Albums galt es vor Allem die schmerzliche Pflicht zu erfüllen unserm unvergeßlichen Freunde Hoffmann und seiner Gattin ein Traueropfer der Liebe zu bringen. Wir glaubten dieß in keiner würdigeren Weise thun zu können, als durch die Mittheilung sämmtlicher, bei der Gedächtnißfeier für die theuern Dahingeschiedenen gehaltenen Vorträge.

Die Feier fand am 5. Januar 1866 im Saale des goldenen Adlers, dem gewöhnlichen Versammlungslokale des Vereins, unter Theilnahme seiner sämmtlichen Mitglieder statt. Die Vorstände des pegnesischen Blumenordens und viele eingeladene Freunde und Kollegen Hoffmanns wohnten als Ehrengäste der Feier bei, deren kurze Schilderung wir unsern auswärtigen Freunden schuldig sind. An der Vorderseite des Katheders war das lebensgroße, mit Lorbeerzweigen und Trauerflor geschmückte Bild Hoffmanns angebracht. Davor stand der, den Verstorbenen zu dem im Oktober v. J. fällig gewesenen 25jährigen Jubiläum der Gesellschaft als Festgabe zugedachte, kunstvoll gearbeitete silberne Pokal auf silbernem Teller, mit der Figur der Lorelei auf dem Deckel.

In der Ordnung, wie sie im Album folgen, reihten sich die Vorträge an einander, die, wie sie jedem der Verfasser, die sämmtlich durch die innigsten Freundesbande an die Verblichenen gefesselt waren, aus dem innersten Herzen kamen, so auch zu den Herzen aller Theilnehmer an der Feier sprachen. Prof. Klingenfeld,

der II. Vorstand des Vereins, recitirte nach dem Eröffnungschor das Gedicht „den Dahingeschwundenen“ von Karl Bartsch. Nach der Rede theilte der I. Vorstand, Kaufmann Lorsch, das Gedicht „die Lorelei“ von Karl Ebersberger mit, und leitete den Vortrag desselben durch einige Worte über die Beziehungen des Gedichtes zu dem schon erwähnten Pokal ein, dessen Inschriften, von Prof. Theod. Krafft nach eingetroffener Trauerkunde verfaßt, ebenfalls mitgetheilt wurden. Sie lauten: Auf der Vorderseite im Mittelschilde: Seinem Vorstande J. L. Hoffmann der literarische Verein zu Nürnberg. In den Seitenschildern rechts und links: 25jähriges Stiftungsfest — 23. October 1865. Auf der Rückseite im Mittelschilde: J. L. Hoffmann † 31. August 1865; Louise Hoffmann † 27. August 1865 zu Albacete in Spanien. Vorn am Rande:

Drang nach Wissen hat Dich in südliche Lande gezogen,
Dort mit der Gattin zugleich ward'st Du ein Opfer des Drangs.

Auf der Rückseite am Rande:

Dir war nimmer vergönnt, dieß Zeichen der Liebe zu schauen;
Sei es uns immer darum heiliges Erbe von Dir!

Der Pokal wird als nunmehriges Eigenthum des Vereins, bei allen festlichen Gelegenheiten zum Gedächtnisse der Dahingeschiedenen gebraucht. Den Schluß des Trauerfestes bildete der von G. Emmerling komponirte Trauerchor von Fr. Knapp, welcher von Mitgliedern des Singvereins ausgeführt wurde.

Der Aufsatz: „Christoph von Grimmelshausen“ ist eine nachgelassene Arbeit Hoffmanns, die zu vollenden ihm nicht gestattet sein sollte. Somit ist der Hauptheil unseres dießjährigen Albums seinem Andenken gewidmet, das in den Herzen Aller, die ihn kannten, nie erlöschen, und dessen Erneuerung auch denen willkommen sein wird, die ihn nur aus seinen Arbeiten für dieses Album kennen gelernt, und zweifelsohne auch liebgewonnen haben.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorträge bei der Trauerfeier am 5. Januar 1866:

Klage und Trost. Von Fr. Knapp. Comp. von G. Emmerling 1
Den Dahingeschiedenen. Gedicht von Karl Bartsch 2
Gedächtnißrede von J. Priem 5
Die Lorelei. Gedicht von Karl Ebersberger 24
Sonett. Von Fennimore 27
Mahnruf. Von Fr. Knapp. Comp. von G. Emmerling 28

Christoph von Grimmelshausen, Von J. L. Hoffmann 30
Das deutsche Schauspiel und Jacob Ayrer. Von Karl Lützelberger 110
Uxmal, eine tultekische Ruinenstadt. Von Fr Knapp 156

Gedichte.

Von Hans Barth:
Kriegers Tod 171
Die Alte von Husum 172
Von Karl Ebersberger:
Die Rose von Glücksburg 174
Fischerlied 174
Das dunkle Faß 175
Von Fr. Knapp:
Jungfrau und Schwan 177
Unter den Palmen 178
Mac Allen 181
An Bord 183
Lenzlied 184
Feldpredigt 184
Der Scheikh von Medina 187

Seite

Von Heinrich Petzet:

Der Verbannte 189

Drei Rosen 190

Der letzte Toast des Verbannten 191

Heimkehr 192

Zu einem Hochzeitsgeschenke 193

Von J. Priem:

„Das Wort sie sollen lassen stahn" 195

Von A. S.:

Des Freundes Zimmer 197

In stiller Nacht 198

Von Karl Walpurg:

Die junge Schulmeisin 199

Klage und Troſt.

Gedicht von **Fr. Knapp.** Für Chor componirt von **Georg Emmerling.**

Freundesklage, ernſte Weiſe
Trüben, wehmuthvollen Klangs
Hebe ſich in unſerm Kreiſe
Auf den Schwingen des Geſangs.
Peinvoll bittrer Trennungsſchmerz
Ueberſchattet Aug und Herz.

Ach, daß ſie dem Loos verfallen,
Das die Beſten nicht verſchont,
Hinter deſſen Nebelwallen
Ungelöstes Schweigen thront.
Blüthenpracht und Früchtegold
Liegt im Staube hingerollt.

Jubel ſollte ſie empfangen
Bei der frohen Wiederkehr,
Lieder flattern, Bänder prangen;
Denn wir liebten ſie ſo ſehr.
Aber, was ſo ſchön erdacht,
Ach! verſank in Schattennacht.

Doch getroſt! ihr Bild ſoll leben,
Wenn auch Irdiſches zerſtäubt,
Ihr ſo edles Geiſtesſtreben
Als Palladium uns bleibt.
Weiht in der Verklärung Glanz
Ihnen unſern reichſten Kranz!

Den Dahingeschiedenen.

Gedicht von Karl Bartsch.

Wohl ist es herb, den treuen Freund zu missen,
Der liebe Jahr' an unsrer Seite ging,
Herb, wenn der Tod ein schönes Band zerrissen,
An dem das Herz mit allen Trieben hing;
Doch dreifach herb, in fremdem Land zu wissen
Den theuern Leib, den dunkle Gruft umfing,
Wenn das Geschick selbst Das nicht will vergönnen,
Daß an dem Grab die Freunde weinen können.

Du zogst hinaus, wie schon seit manchen Jahren,
Der Menschen Städt' und Länder zu erschau'n,
Nachdem Du ganz Europa fast durchfahren,
Diesmal nach Spaniens romant'schen Au'n.
Wie Gatt' und Gattin nie geschieden waren,
So zog mit Dir die treueste der Frau'n,
Und Keinem bangte, daß den muthigen Seelen
An froher Wiederkehr es könne fehlen.

Wie harrte schon ein Jeder der Berichte,
Was Ihr im wunderreichen Lande saht;
Stets war ja manch' ergötzliche Geschichte,
Zwar manches Ungemach auch Euch genaht:
Doch es erschien in froher Laune Lichte
Auch jedes Ungemach auf Eurem Pfad,
Und herzlich Lachen scholl im frohen Kreise,
Erzähltest Du die Fata Eurer Reise.

Doch anders kam's! des Todes finstrer Bote,
Den Afrika's gluthheiße Zon' entsandt,
Schlich tückisch hinter Euch; Verderben drohte
Dem kühnen Paare Spaniens schönes Land.
Nicht achtend, daß er Todte häuft' auf Todte,
Zogt ihr dahin, südwärts den Blick gewandt,
Und in des Südens sonnigen Thalen haben,
Rastlose Wanderer, sie Euch begraben.

Nun ruht das Herz, das männlich stets gestritten,
Das mit dem harten Leben frühe rang,
Das, mit dem Freunde froh, mit ihm gelitten,
Wenn an ihn trat des Lebens Noth und Drang,
Das ungebeugt und nie verzagt inmitten
Des Sturms des Lichtes Banner siegend schwang,
Das unermüdlich bildungsreichem Streben
Geweiht ein thatenvolles Menschenleben.

Wir fühlen's wohl, wie viel der Tod genommen
Dem Kreis, für den Du wirktest alle Zeit;
Doch was du uns geschaffen hast zum Frommen,
Wir führen's fort voll Muth und Thätigkeit.
Nur kurze Frist, da war der Tag gekommen,
Wo wir den Zoll des Dankes Dir geweiht.
Du sahst ihn nicht: so möge noch im Grabe
Dich ehren unserer Liebe fromme Gabe.

Und sie, die feurig für das Edl' und Schöne
Im weiten Reich des Geist's mit ihm geglüht,
Die in des Liedes holde Form und Töne
Ergossen oft ihr sinniges Gemüth,
Begabt, wie nur der Erde beste Söhne,
Des Geistes Funken blitzend ausgesprüht,
Auch dieses reiche Herz hat ausgeschlagen,
Und ach! wir können nichts als um sie klagen.

Ruht denn, ihr Wandrer, in der fernen Zone,
Wo aus der Hand den Stab der Tod euch brach!
Auf eurem Grab im dunklen Schatten wohne
Die Nachtigall und sing' euch Lieder nach.
Die stille Stätte, rauher Sturm, verschone,
Sanft küß', o Frühling, dort die Blumen wach!
In unsrem Herzen ist, ihr todten Lieben,
Ein unvergänglich Denkmal Euch geblieben.

Gedächtnißrede

von

J. Priem

An der Schwelle der Tage, die der allgemeinen Luft und dem rauſchenden Vergnügen gewidmet ſind, iſt es dem literariſchen Verein aufgegeben, eine Todtenfeier zu begehen. Eine Todtenfeier in des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, denn ſie gilt einem Manne, der noch vor Kurzem unter uns lebte und wirkte, an dem wir Alle mit herzlicher Liebe und Freundſchaft hingen und der durch dreiundzwanzig Jahre in aufopferndſter Weiſe ſeine Thätigkeit unſerem Vereine widmete, bis ihn mitten heraus aus dem Kreiſe ſeines Berufes, ſeiner Freunde, aus dem vollen Behagen des Lebens das tückiſche Schickſal riß, zugleich mit der Gattin, die unſere innigſte Zuneigung mit ihm theilte. In des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, ſage ich, denn es war uns nicht einmal vergönnt, den Theuren, deren Todesſtunde nur durch wenige Tage getrennt wurde, zu ihrer Ruheſtätte zu folgen, weil ſie Hunderte von Meilen fern im Süden liegt, wohin ſie pilgerten in heitrer Reiſeluſt, arglos, wie ſo oft ſchon, nach flüchtigem Abſchied voll fröhlichen Gedenkens der fröhlichen Wiederkehr.

Ja, eine fröhliche Wiederkehr, mit einem Tagebuch voll intereſſanter Aufzeichnungen für unſere Vereinsabende, wir hofften ſie Alle. Jene tückiſche Geißel der Menſchen hatte das Paar veranlaßt, ſeinen anfänglichen Reiſeplan, der ſie an die Grenzen des Orients führen ſollte, aufzugeben und dafür nach Spanien zu pilgern. Es hatte darin dem Rathe ſeiner Freunde gefolgt und von der pyrenäiſchen

Halbinsel war bis zu jener Zeit noch keine Kunde zu uns gekommen, daß auch sie bereits ihre Grenzen der verheerendsten aller Krankheiten öffnen mußte.

Es war am 8. August des vorigen Jahres, als ich in später Abendstunde dem Paare, welches am andern Morgen seine Reise antreten wollte, noch einen Abschiedsbesuch machte. Ein Feind aller Convenienz, hatte mir Hoffmann am Tage zuvor durch seine Gattin wissen lassen, daß er alle Vereinsangelegenheiten, bis zur Stunde seiner Wiederkehr treulich besorgt habe, — eine kaum zu mißkennende Verwahrung vor einem möglichen Abschiedsbesuche. Ein unwiderstehlicher Drang, den Freund noch einmal zu sehen und zu sprechen, ehe er auf eine Reihe von Wochen von uns schied, trieb mich trotzdem zu ihm. Mit der freundlichen Miene, die seinem Antlitz als treuer Stempel seiner Seele aufgedrückt war, empfing er mich. Wir besprachen einige, das im Oktober zu feiernde Jubiläumsfest des Vereins betreffende Anordnungen. „Meine Sache ist in Ordnung", sprach Hoffmann, wenn auch du fertig bist, so können wir nach meiner Rückkehr Alles rasch abmachen. Am ersten Oktober bin ich wieder da. „Lebe wohl und grüße die Freunde".

Es waren seine letzten Worte für mich in diesem Leben, es war der letzte Druck, den meine Hand von der seinen empfing, der letzte Blick meines Auges in sein heiteres von der Reiselust strahlendes Antlitz.

Am andern Morgen führte der brausende Bahnzug die Gatten ihrem Verhängniß entgegen.

Sommerlust und Festfreude erfüllte noch unsere Herzen, als sie Beide nicht mehr waren, — vielleicht in dem Augenblicke dachten wir im heiteren Gespräche ihrer, als die Schrecken des Todes über sie hereinbrachen.

Die Vorbereitungen zum Feste nahmen ihren Fortgang, soweit sie in unsere Hände gelegt waren, die Unterhaltung in unseren kleinen Versammlungen drehte sich oft um das Fest und um die Reise und bald zu hoffende Rückkehr des Vorstandes. Niemand ahnte die Wolke des Unheils, die bereits drohend über dem Vereine schwebte.

So kamen die letzten Tage des Septembers heran, und die Unruhe, welche sich bereits in den verwandtschaftlichen Kreisen des Hoffmann'schen Paares über das Ausbleiben aller weiteren Nachrichten von ihm zeigte, nachdem erst ein einziger aus Valencia vom 20. August datirter Brief eingetroffen war, fing nach und nach an, in Aller Herzen sich kund zu geben, die den Theuren in irgend einer Beziehung nahe standen, ja sie erfüllte die ganze Stadt, als endlich die letzte Frist verstrichen war, innerhalb der man ihre Rückkehr zu erwarten hatte, ein ehrender Beweis für den hohen Grad der Achtung, in welchem Beide durch ihr geistiges Wirken und ihre gesellige Liebenswürdigkeit in allen Schichten der Bevölkerung standen. Den gerechtesten Grund zu dieser Unruhe und Besorgniß gaben die inzwischen eingelaufenen Nachrichten von dem Ausbruch und den wüthenden Verheerungen der Cholera in Spanien, und zwar gerade in den Städten, welche auf der Reiseroute Hoffmanns lagen.

Es ist eine peinliche Pflicht, die mir gebietet, schmerzlich von uns Allen Erlebtes zu schildern, nur mit wenigen Strichen sei es, der Vollständigkeit des Bildes wegen, mir erlaubt, die Lage zu schildern, in welcher der Verein, als dessen Seele Hoffmann so oft und mit dem glänzendsten Rechte bezeichnet wurde, in jenen Tagen des seelenmarternden Kampfes zwischen Zweifeln und Hoffen sich befand.

Die wachsende Besorgniß um das Schicksal Hoffmanns führte unsern kleinen Versammlungen des 6. und 13. Oktobers einen so zahlreichen Besuch zu, wie er selbst unseren Generalversammlungen bisher nicht zu Theil wurde. Jeder hoffte etwas zu erfahren — Vermuthungen der abentheuerlichsten Art wechselten mit den Aeußerungen gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Die Briefe des Gastfreundes, Kaufmanns Krause in Valencia, auf dessen Landsitz in der Nähe der Stadt das vermißte Paar mehrere Tage wohnte, gaben anfänglich wenig Licht. Sie meldeten nur, daß es nach Alicante abgereist sei, über die weitere Richtung der Reise verlautete nichts Gewisses. Von Seite der Verwandten sowohl als mehrerer Freunde wurden alle Schritte gethan, die vom Platze aus zur Aufklärung des düstern

Schicksals der Verschollenen führen konnten. Die Staatsregierung hatte in Folge derselben die nöthigen Weisungen in diesem Betreff an das bayerische Konsulat in Madrid ergehen lassen, und ein hiesiger Kaufmann, Ernst Müller, dem als Mitglied des Vereins und Freund der Verschollenen ihr Schicksal warm am Herzen lag, berichtete über den Fall an Geschäftsfreunde in Madrid, die zunächst wie in der Folge ihre innige Theilnahme bethätigten, ohne daß anfänglich ein anderes Resultat erzielt wurde, als daß man erfuhr, die Reisenden wären weder nach Malaga noch nach Toledo gekommen, ein Umstand, der wenig geeignet war, die Hoffnung auf eine glückliche Lösung des Räthsels zu steigern.

Inzwischen hatte sich bereits die Presse mit dem verhängnißvollen Ereignisse beschäftigt, und die Kunde davon drang durch ganz Deutschland. So schlug sie auch an das Ohr eines jungen, feurigen Mannes, der mit Hoffmann seit längerer Zeit befreundet war und als auswärtiges Mitglied unserem Vereine angehörte. Der kgl. bayerische Artillerielieutenant, Hermann Frey, brachte Hoffmann im Jahre 1863 Briefe aus London von Freiligrath und andern literarischen Freunden mit und machte dadurch seine Bekanntschaft, die bald zur achtungsvollen Freundschaft wurde. Ueberdies führte ihn seine poetische Wirksamkeit unserem Vereine zu, dessen Album bereits manch tiefgefühltes Gedicht von ihm brachte, ehe wir ihn persönlich kennen lernten. Die Gelegenheit dazu führte das mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte Schicksal Hoffmanns und seiner Gattin herbei.

In der jugendfeurigen Seele Frey's weckte die Nachricht von des befreundeten Paares spurlosem Verschwinden den Entschluß, nach Spanien zu reisen und persönlich Nachforschungen über die Vermißten anzustellen. Dem Entschluß folgte rasch die That. Wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefes, in welchem er den Verwandten und Freunden sein Vorhaben meldete, befand er sich bereits zur Reise gerüstet in unserer Mitte und trat am 23. Oktober, begleitet von unseren heißesten Wünschen und im Besitz gewichtiger Empfehlungen, dieselbe an, die ihn zunächst über Genf nach Madrid führte.

Die Entscheidung erfolgte rascher, als zu erwarten war. Ein

glücklicher Zufall führte Herrn Frey nach kurzer Irrfahrt auf die Spur der theuren Vermißten, aber damit auch an die Stätte ihres Todes, an ihre Gräber! —

Es war am 5. November, als auf telegraphischem Wege die Nachricht von Herrn Frey eintraf, daß Luise Hoffmann am 27. Aug. an der Cholera zu Albacete verschieden und ihr Gatte schon am 30. ihr in ein anderes Leben gefolgt sei. Spätere detaillirte Berichte gaben als die Zeit des letzteren Todesfalls den 31. Aug. an.

So war denn der gefürchtete Schlag erfolgt. Der letzte Funken der Hoffnung, der schüchtern noch in manchem Herzen glomm, war für immer erloschen, die rauhe nackte Wirklichkeit verjagte die luftigen Bilder der Phantasie, die noch Manchen umgaukelten — Hoffmann war todt — der Freund, der Leiter unseres Vereins für dieses Leben uns verloren, — Luise, die treue Gefährtin seines Lebens, die hochverehrte Freundin, die Sappho unseres literarischen Kreises, mit ihm dahin! Verwaist und trostlos standen wir, gebeugt von der Wucht des Verlustes, die nun in ihrer ganzen vernichtenden Schwere auf uns lastete. Und dennoch war es, als ob eine schirmende Hand die Last uns tragen helfe, wir athmeten freier unter dem Drucke des Schmerzes als unter der Pein der rathlosen Ungewißheit:

Vor einem Räthsel sinnend stehen,
Das keine frohe Lösung beut,
In wetterschwangre Wolken sehen
Ist mehr als das gewisse Leid!

Es schwand uns bald, der Gottgebor'nen,
Der heil'gen Hoffnung Zauberblick —
Und die Ersehnten, die Verlor'nen
Gab uns kein Flehen mehr zurück!

Den Manen unseres Freundes, der Oeffentlichkeit, der sich sein Wirken nicht entzog, und vor Allem uns selbst sind wir es schuldig, ein Bild des Mannes zu geben, dessen Verlust so tief in unsre Herzen greifen mußte. Mit ihm verwebt sich von selbst das seiner Gattin. War sie ja doch so treu in seinem Geleite, so unzertrenn-

Seite

Von Heinrich Petzet:

Der Verbannte 189

Drei Rosen 190

Der letzte Toast des Verbannten 191

Heimkehr 192

Zu einem Hochzeitsgeschenke 193

Von J. Priem:

„Das Wort sie sollen lassen stahn!" 195

Von A. S.:

Des Freundes Zimmer 197

In stiller Nacht 198

Von Karl Walpurg:

Die junge Schnitterin 199

Klage und Trost.

Gedicht von **Fr. Knapp.** Für Chor componirt von **Georg Emmerling.**

Freundesklage, ernste Weise
Trüben, wehmuthvollen Klangs
Hebe sich in unserm Kreise
Auf den Schwingen des Gesangs.
Peinvoll bittrer Trennungsschmerz
Ueberschattet Aug und Herz.

Ach, daß sie dem Loos verfallen,
Das die Besten nicht verschont,
Hinter dessen Nebelwallen
Ungelöstes Schweigen thront.
Blüthenpracht und Früchtegold
Liegt im Staube hingerollt.

Jubel sollte sie empfangen
Bei der frohen Wiederkehr,
Lieder flattern, Bänder prangen;
Denn wir liebten sie so sehr.
Aber, was so schön erdacht,
Ach! versank in Schattennacht.

Doch getrost! ihr Bild soll leben,
Wenn auch Irdisches zerstäubt,
Ihr so edles Geistesstreben
Als Palladium uns bleibt.
Weiht in der Verklärung Glanz
Ihnen unsern reichsten Kranz!

Den Dahingeschiedenen.

Gedicht von Karl Bartsch.

Wohl ist es herb, den treuen Freund zu missen,
Der liebe Jahr' an unsrer Seite ging,
Herb, wenn der Tod ein schönes Band zerrissen,
An dem das Herz mit allen Trieben hing;
Doch dreifach herb, in fremdem Land zu wissen
Den theuern Leib, den dunkle Gruft umfing,
Wenn das Geschick selbst Das nicht will vergönnen,
Daß an dem Grab die Freunde weinen können.

Du zogst hinaus, wie schon seit manchen Jahren,
Der Menschen Städt' und Länder zu erschau'n,
Nachdem Du ganz Europa fast durchfahren,
Diesmal nach Spaniens romant'schen Au'n.
Wie Gatt' und Gattin nie geschieden waren,
So zog mit Dir die treueste der Frau'n,
Und Keinem bangte, daß den muthigen Seelen
An froher Wiederkehr es könne fehlen.

Wie harrte schon ein Jeder der Berichte,
Was Ihr im wunderreichen Lande saht;
Stets war ja manch' ergötzliche Geschichte,
Zwar manches Ungemach auch Euch genaht:
Doch es erschien in froher Laune Lichte
Auch jedes Ungemach auf Eurem Pfad,
Und herzlich Lachen scholl im frohen Kreise,
Erzähltest Du die Fata Eurer Reise.

Doch anders kam's! des Todes finſtrer Bote,
Den Afrika's gluthheiße Zon' entſandt,
Schlich tückiſch hinter Euch; Verderben drohte
Dem kühnen Paare Spaniens ſchönes Land.
Nicht achtend, daß er Todte häuft' auf Todte,
Zogt ihr dahin, ſüdwärts den Blick gewandt,
Und in des Südens ſonnigen Thalen haben,
Raſtloſe Wanderer, ſie Euch begraben.

Nun ruht das Herz, das männlich ſtets geſtritten,
Das mit dem harten Leben frühe rang,
Das, mit dem Freunde froh, mit ihm gelitten,
Wenn an ihn trat des Lebens Noth und Drang,
Das ungebeugt und nie verzagt inmitten
Des Sturms des Lichtes Banner ſiegend ſchwang,
Das unermüdlich bildungsreichem Streben
Geweiht ein thatenvolles Menſchenleben.

Wir fühlen's wohl, wie viel der Tod genommen
Dem Kreis, für den Du wirkteſt alle Zeit;
Doch was du uns geſchaffen haſt zum Frommen,
Wir führen's fort voll Muth und Thätigkeit.
Nur kurze Friſt, da war der Tag gekommen,
Wo wir den Zoll des Dankes Dir geweiht.
Du ſahſt ihn nicht: ſo möge noch im Grabe
Dich ehren unſerer Liebe fromme Gabe.

Und ſie, die feurig für das Edl' und Schöne
Im weiten Reich des Geiſt's mit ihm geglüht,
Die in des Liedes holde Form und Töne
Ergoſſen oft ihr ſinniges Gemüth,
Begabt, wie nur der Erde beſte Söhne,
Des Geiſtes Funken blitzend ausgeſprüht,
Auch dieſes reiche Herz hat ausgeſchlagen,
Und ach! wir können nichts als um ſie klagen.

Ruht denn, ihr Wandrer, in der fernen Zone,
Wo aus der Hand den Stab der Tod euch brach!
Auf eurem Grab im dunklen Schatten wohne
Die Nachtigall und sing' euch Lieder nach.
Die stille Stätte, rauher Sturm, verschone,
Sanft küß', o Frühling, dort die Blumen wach!
In unsrem Herzen ist, ihr todten Lieben,
Ein unvergänglich Denkmal Euch geblieben.

Gedächtnißrede

von

J. Priem

An der Schwelle der Tage, die der allgemeinen Luft und dem rauſchenden Vergnügen gewidmet ſind, iſt es dem literariſchen Verein aufgegeben, eine Todtenfeier zu begehen. Eine Todtenfeier in des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, denn ſie gilt einem Manne, der noch vor Kurzem unter uns lebte und wirkte, an dem wir Alle mit herzlicher Liebe und Freundſchaft hingen und der durch dreiundzwanzig Jahre in aufopferndſter Weiſe ſeine Thätigkeit unſerem Vereine widmete, bis ihn mitten heraus aus dem Kreiſe ſeines Berufes, ſeiner Freunde, aus dem vollen Behagen des Lebens das tückiſche Schickſal riß, zugleich mit der Gattin, die unſere innigſte Zuneigung mit ihm theilte. In des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, ſage ich, denn es war uns nicht einmal vergönnt, den Theuren, deren Todesſtunde nur durch wenige Tage getrennt wurde, zu ihrer Ruheſtätte zu folgen, weil ſie Hunderte von Meilen fern im Süden liegt, wohin ſie pilgerten in heitrer Reiſeluſt, arglos, wie ſo oft ſchon, nach flüchtigem Abſchied voll fröhlichen Gedenkens der fröhlichen Wiederkehr.

Ja, eine fröhliche Wiederkehr, mit einem Tagebuch voll intereſſanter Aufzeichnungen für unſere Vereinsabende, wir hofften ſie Alle. Jene tückiſche Geißel der Menſchen hatte das Paar veranlaßt, ſeinen anfänglichen Reiſeplan, der ſie an die Grenzen des Orients führen ſollte, aufzugeben und dafür nach Spanien zu pilgern. Es hatte darin dem Rathe ſeiner Freunde gefolgt und von der pyrenäiſchen

Halbinsel war bis zu jener Zeit noch keine Kunde zu uns gekommen, daß auch sie bereits ihre Grenzen der verheerendsten aller Krankheiten öffnen mußte.

Es war am 8. August des vorigen Jahres, als ich in später Abendstunde dem Paare, welches am andern Morgen seine Reise antreten wollte, noch einen Abschiedsbesuch machte. Ein Feind aller Convenienz, hatte mir Hoffmann am Tage zuvor durch seine Gattin wissen lassen, daß er alle Vereinsangelegenheiten, bis zur Stunde seiner Wiederkehr treulich besorgt habe, — eine kaum zu mißkennende Verwahrung vor einem möglichen Abschiedsbesuche. Ein unwiderstehlicher Drang, den Freund noch einmal zu sehen und zu sprechen, ehe er auf eine Reihe von Wochen von uns schied, trieb mich trotzdem zu ihm. Mit der freundlichen Miene, die seinem Antlitz als treuer Stempel seiner Seele aufgedrückt war, empfing er mich. Wir besprachen einige, das im Oktober zu feiernde Jubiläumsfest des Vereins betreffende Anordnungen. „Meine Sache ist in Ordnung", sprach Hoffmann, wenn auch du fertig bist, so können wir nach meiner Rückkehr Alles rasch abmachen. Am ersten Oktober bin ich wieder da. „Lebe wohl und grüße die Freunde".

Es waren seine letzten Worte für mich in diesem Leben, es war der letzte Druck, den meine Hand von der seinen empfing, der letzte Blick meines Auges in sein heiteres von der Reiselust strahlendes Antlitz.

Am andern Morgen führte der brausende Bahnzug die Gatten ihrem Verhängniß entgegen.

Sommerlust und Festfreude erfüllte noch unsere Herzen, als sie Beide nicht mehr waren, — vielleicht in dem Augenblicke dachten wir im heiteren Gespräche ihrer, als die Schrecken des Todes über sie hereinbrachen.

Die Vorbereitungen zum Feste nahmen ihren Fortgang, soweit sie in unsere Hände gelegt waren, die Unterhaltung in unseren kleinen Versammlungen drehte sich oft um das Fest und um die Reise und bald zu hoffende Rückkehr des Vorstandes. Niemand ahnte die Wolke des Unheils, die bereits drohend über dem Vereine schwebte.

So kamen die letzten Tage des Septembers heran, und die Unruhe, welche sich bereits in den verwandtschaftlichen Kreisen des Hoffmann'schen Paares über das Ausbleiben aller weiteren Nachrichten von ihm zeigte, nachdem erst ein einziger aus Valencia vom 20. August datirter Brief eingetroffen war, fing nach und nach an, in Aller Herzen sich kund zu geben, die den Theuren in irgend einer Beziehung nahe standen, ja sie erfüllte die ganze Stadt, als endlich die letzte Frist verstrichen war, innerhalb der man ihre Rückkehr zu erwarten hatte, ein ehrender Beweis für den hohen Grad der Achtung, in welchem Beide durch ihr geistiges Wirken und ihre gesellige Liebenswürdigkeit in allen Schichten der Bevölkerung standen. Den gerechtesten Grund zu dieser Unruhe und Besorgniß gaben die inzwischen eingelaufenen Nachrichten von dem Ausbruch und den wüthenden Verheerungen der Cholera in Spanien, und zwar gerade in den Städten, welche auf der Reiseroute Hoffmanns lagen.

Es ist eine peinliche Pflicht, die mir gebietet, schmerzlich von uns Allen Erlebtes zu schildern, nur mit wenigen Strichen sei es, der Vollständigkeit des Bildes wegen, mir erlaubt, die Lage zu schildern, in welcher der Verein, als dessen Seele Hoffmann so oft und mit dem glänzendsten Rechte bezeichnet wurde, in jenen Tagen des seelenmarternden Kampfes zwischen Zweifeln und Hoffen sich befand.

Die wachsende Besorgniß um das Schicksal Hoffmanns führte unsern kleinen Versammlungen des 6. und 13. Oktobers einen so zahlreichen Besuch zu, wie er selbst unseren Generalversammlungen bisher nicht zu Theil wurde. Jeder hoffte etwas zu erfahren — Vermuthungen der abentheuerlichsten Art wechselten mit den Aeußerungen gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Die Briefe des Gastfreundes, Kaufmanns Krause in Valencia, auf dessen Landsitz in der Nähe der Stadt das vermißte Paar mehrere Tage wohnte, gaben anfänglich wenig Licht. Sie meldeten nur, daß es nach Alicante abgereist sei, über die weitere Richtung der Reise verlautete nichts Gewisses. Von Seite der Verwandten sowohl als mehrerer Freunde wurden alle Schritte gethan, die vom Platze aus zur Aufklärung des düstern

Schicksals der Verschollenen führen konnten. Die Staatsregierung hatte in Folge derselben die nöthigen Weisungen in diesem Betreff an das bayerische Konsulat in Madrid ergehen lassen, und ein hiesiger Kaufmann, Ernst Müller, dem als Mitglied des Vereins und Freund der Verschollenen ihr Schicksal warm am Herzen lag, berichtete über den Fall an Geschäftsfreunde in Madrid, die zunächst wie in der Folge ihre innige Theilnahme bethätigten, ohne daß anfänglich ein anderes Resultat erzielt wurde, als daß man erfuhr, die Reisenden wären weder nach Malaga noch nach Toledo gekommen, ein Umstand, der wenig geeignet war, die Hoffnung auf eine glückliche Lösung des Räthsels zu steigern.

Inzwischen hatte sich bereits die Presse mit dem verhängnißvollen Ereignisse beschäftigt, und die Kunde davon drang durch ganz Deutschland. So schlug sie auch an das Ohr eines jungen, feurigen Mannes, der mit Hoffmann seit längerer Zeit befreundet war und als auswärtiges Mitglied unserem Vereine angehörte. Der kgl. bayerische Artillerielieutenant, Hermann Frey, brachte Hoffmann im Jahre 1863 Briefe aus London von Freiligrath und andern literarischen Freunden mit und machte dadurch seine Bekanntschaft, die bald zur achtungsvollen Freundschaft wurde. Ueberdies führte ihn seine poetische Wirksamkeit unserem Vereine zu, dessen Album bereits manch tiefgefühltes Gedicht von ihm brachte, ehe wir ihn persönlich kennen lernten. Die Gelegenheit dazu führte das mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte Schicksal Hoffmanns und seiner Gattin herbei.

In der jugendfeurigen Seele Frey's weckte die Nachricht von des befreundeten Paares spurlosem Verschwinden den Entschluß, nach Spanien zu reisen und persönlich Nachforschungen über die Vermißten anzustellen. Dem Entschluß folgte rasch die That. Wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefes, in welchem er den Verwandten und Freunden sein Vorhaben meldete, befand er sich bereits zur Reise gerüstet in unserer Mitte und trat am 23. Oktober, begleitet von unseren heißesten Wünschen und im Besitz gewichtiger Empfehlungen, dieselbe an, die ihn zunächst über Genf nach Madrid führte.

Die Entscheidung erfolgte rascher, als zu erwarten war. Ein

glücklicher Zufall führte Herrn Frey nach kurzer Irrfahrt auf die Spur der theuren Vermißten, aber damit auch an die Stätte ihres Todes, an ihre Gräber! —

Es war am 5. November, als auf telegraphischem Wege die Nachricht von Herrn Frey eintraf, daß Luise Hoffmann am 27. Aug. an der Cholera zu Albacete verschieden und ihr Gatte schon am 30. ihr in ein anderes Leben gefolgt sei. Spätere detaillirte Berichte gaben als die Zeit des letzteren Todesfalls den 31. Aug. an.

So war denn der gefürchtete Schlag erfolgt. Der letzte Funken der Hoffnung, der schüchtern noch in manchem Herzen glomm, war für immer erloschen, die rauhe nackte Wirklichkeit verjagte die luftigen Bilder der Phantasie, die noch Manchen umgaukelten — Hoffmann war todt — der Freund, der Leiter unseres Vereins für dieses Leben uns verloren, — Luise, die treue Gefährtin seines Lebens, die hochverehrte Freundin, die Sappho unseres literarischen Kreises, mit ihm dahin! Verwaist und trostlos standen wir, gebeugt von der Wucht des Verlustes, die nun in ihrer ganzen vernichtenden Schwere auf uns lastete. Und dennoch war es, als ob eine schirmende Hand die Last uns tragen helfe, wir athmeten freier unter dem Drucke des Schmerzes als unter der Pein der rathlosen Ungewißheit:

Vor einem Räthsel sinnend stehen,
Das keine frohe Lösung beut,
In wetterschwangre Wolken sehen
Ist mehr als das gewisse Leid!

Es schwand uns bald, der Gottgebor'nen,
Der heil'gen Hoffnung Zauberblick —
Und die Ersehnten, die Verlor'nen
Gab uns kein Flehen mehr zurück!

Den Manen unseres Freundes, der Oeffentlichkeit, der sich sein Wirken nicht entzog, und vor Allem uns selbst sind wir es schuldig, ein Bild des Mannes zu geben, dessen Verlust so tief in unsre Herzen greifen mußte. Mit ihm verwebt sich von selbst das seiner Gattin. War sie ja doch so treu in seinem Geleite, so unzertrenn-

Seite

Von Heinrich Petzet:
Der Verbannte 189
Drei Rosen 190
Der letzte Toast des Verbannten 191
Heimkehr 192
Zu einem Hochzeitsgeschenke 193
Von J. Priem:
„Das Wort sie sollen lassen stahn" 195
Von A. S.:
Des Freundes Zimmer 197
In stiller Nacht 198
Von Karl Walpurg:
Die junge Schulmeisin 199

Klage und Troſt.

Gedicht von Fr. Knapp. Für Chor componirt von Georg Emmerling.

Freundesklage, ernſte Weiſe
Trüben, wehmuthvollen Klangs
Hebe ſich in unſerm Kreiſe
Auf den Schwingen des Geſangs.
Peinvoll bittrer Trennungsſchmerz
Ueberſchattet Aug und Herz.

Ach, daß ſie dem Loos verfallen,
Das die Beſten nicht verſchont,
Hinter deſſen Nebelwallen
Ungelöstes Schweigen thront.
Blüthenpracht und Früchtegold
Liegt im Staube hingerollt.

Jubel ſollte ſie empfangen
Bei der frohen Wiederkehr,
Lieder flattern, Bänder prangen;
Denn wir liebten ſie ſo ſehr.
Aber, was ſo ſchön erdacht,
Ach! verſank in Schattennacht.

Doch getroſt! ihr Bild ſoll leben,
Wenn auch Irdiſches zerſtäubt,
Ihr ſo edles Geiſtesſtreben
Als Palladium uns bleibt.
Weiht in der Verklärung Glanz
Ihnen unſern reichſten Kranz!

Den Dahingeschiedenen.

Gedicht von Karl Bartsch.

Wohl ist es herb, den treuen Freund zu missen,
Der liebe Jahr' an unsrer Seite ging,
Herb, wenn der Tod ein schönes Band zerrissen,
An dem das Herz mit allen Trieben hing;
Doch dreifach herb, in fremdem Land zu wissen
Den theuern Leib, den dunkle Gruft umfing,
Wenn das Geschick selbst Das nicht will vergönnen,
Daß an dem Grab die Freunde weinen können.

Du zogst hinaus, wie schon seit manchen Jahren,
Der Menschen Städt' und Länder zu erschau'n,
Nachdem Du ganz Europa fast durchfahren,
Diesmal nach Spaniens romant'schen Au'n.
Wie Gatt' und Gattin nie geschieden waren,
So zog mit Dir die treueste der Frau'n,
Und Keinem bangte, daß den muthigen Seelen
An froher Wiederkehr es könne fehlen.

Wie harrte schon ein Jeder der Berichte,
Was Ihr im wunderreichen Lande saht;
Stets war ja manch' ergötzliche Geschichte,
Zwar manches Ungemach auch Euch genaht:
Doch es erschien in froher Laune Lichte
Auch jedes Ungemach auf Eurem Pfad,
Und herzlich Lachen scholl im frohen Kreise,
Erzähltest Du die Fata Eurer Reise.

Doch anders kam's! des Todes finstrer Bote,
Den Afrika's gluthheiße Zon' entsandt,
Schlich tückisch hinter Euch; Verderben drohte
Dem kühnen Paare Spaniens schönes Land.
Nicht achtend, daß er Todte häuft' auf Todte,
Zogt ihr dahin, südwärts den Blick gewandt,
Und in des Südens sonnigen Thalen haben,
Rastlose Wanderer, sie Euch begraben.

Nun ruht das Herz, das männlich stets gestritten,
Das mit dem harten Leben frühe rang,
Das, mit dem Freunde froh, mit ihm gelitten,
Wenn an ihn trat des Lebens Noth und Drang,
Das ungebeugt und nie verzagt inmitten
Des Sturms des Lichtes Banner siegend schwang,
Das unermüdlich bildungsreichem Streben
Geweiht ein thatenvolles Menschenleben.

Wir fühlen's wohl, wie viel der Tod genommen
Dem Kreis, für den Du wirktest alle Zeit;
Doch was du uns geschaffen hast zum Frommen,
Wir führen's fort voll Muth und Thätigkeit.
Nur kurze Frist, da war der Tag gekommen,
Wo wir den Zoll des Dankes Dir geweiht.
Du sahst ihn nicht: so möge noch im Grabe
Dich ehren unserer Liebe fromme Gabe.

Und sie, die feurig für das Edl' und Schöne
Im weiten Reich des Geist's mit ihm geglüht,
Die in des Liedes holde Form und Töne
Ergossen oft ihr sinniges Gemüth,
Begabt, wie nur der Erde beste Söhne,
Des Geistes Funken blitzend ausgesprüht,
Auch dieses reiche Herz hat ausgeschlagen,
Und ach! wir können nichts als um sie klagen.

Ruht denn, ihr Wandrer, in der fernen Zone,
Wo aus der Hand den Stab der Tod euch brach!
Auf eurem Grab im dunklen Schatten wohne
Die Nachtigall und sing' euch Lieder nach.
Die stille Stätte, rauher Sturm, verschone,
Sanft küß', o Frühling, dort die Blumen wach!
In unsrem Herzen ist, ihr todten Lieben,
Ein unvergänglich Denkmal Euch geblieben.

Gedächtnißrede

von

J. Priem

An der Schwelle der Tage, die der allgemeinen Luft und dem rauſchenden Vergnügen gewidmet ſind, iſt es dem literariſchen Verein aufgegeben, eine Todtenfeier zu begehen. Eine Todtenfeier in des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, denn ſie gilt einem Manne, der noch vor Kurzem unter uns lebte und wirkte, an dem wir Alle mit herzlicher Liebe und Freundſchaft hingen und der durch dreiundzwanzig Jahre in aufopferndſter Weiſe ſeine Thätigkeit unſerem Vereine widmete, bis ihn mitten heraus aus dem Kreiſe ſeines Berufes, ſeiner Freunde, aus dem vollen Behagen des Lebens das tückiſche Schickſal riß, zugleich mit der Gattin, die unſere innigſte Zuneigung mit ihm theilte. In des Wortes ſchmerzlichſter Bedeutung, ſage ich, denn es war uns nicht einmal vergönnt, den Theuren, deren Todesſtunde nur durch wenige Tage getrennt wurde, zu ihrer Ruheſtätte zu folgen, weil ſie Hunderte von Meilen fern im Süden liegt, wohin ſie pilgerten in heitrer Reiſeluſt, arglos, wie ſo oft ſchon, nach flüchtigem Abſchied voll fröhlichen Gedenkens der fröhlichen Wiederkehr.

Ja, eine fröhliche Wiederkehr, mit einem Tagebuch voll intereſſanter Aufzeichnungen für unſere Vereinsabende, wir hofften ſie Alle. Jene tückiſche Geißel der Menſchen hatte das Paar veranlaßt, ſeinen anfänglichen Reiſeplan, der ſie an die Grenzen des Orients führen ſollte, aufzugeben und dafür nach Spanien zu pilgern. Es hatte darin dem Rathe ſeiner Freunde gefolgt und von der pyrenäiſchen

Halbinsel war bis zu jener Zeit noch keine Kunde zu uns gekommen, daß auch sie bereits ihre Grenzen der verheerendsten aller Krankheiten öffnen mußte.

Es war am 8. August des vorigen Jahres, als ich in später Abendstunde dem Paare, welches am andern Morgen seine Reise antreten wollte, noch einen Abschiedsbesuch machte. Ein Feind aller Convenienz, hatte mir Hoffmann am Tage zuvor durch seine Gattin wissen lassen, daß er alle Vereinsangelegenheiten, bis zur Stunde seiner Wiederkehr treulich besorgt habe, — eine kaum zu mißkennende Verwahrung vor einem möglichen Abschiedsbesuche. Ein unwiderstehlicher Drang, den Freund noch einmal zu sehen und zu sprechen, ehe er auf eine Reihe von Wochen von uns schied, trieb mich trotzdem zu ihm. Mit der freundlichen Miene, die seinem Antlitz als treuer Stempel seiner Seele aufgedrückt war, empfing er mich. Wir besprachen einige, das im Oktober zu feiernde Jubiläumsfest des Vereins betreffende Anordnungen. „Meine Sache ist in Ordnung", sprach Hoffmann, wenn auch du fertig bist, so können wir nach meiner Rückkehr Alles rasch abmachen. Am ersten Oktober bin ich wieder da. „Lebe wohl und grüße die Freunde".

Es waren seine letzten Worte für mich in diesem Leben, es war der letzte Druck, den meine Hand von der seinen empfing, der letzte Blick meines Auges in sein heiteres von der Reiselust strahlendes Antlitz.

Am andern Morgen führte der brausende Bahnzug die Gatten ihrem Verhängniß entgegen.

Sommerlust und Festfreude erfüllte noch unsere Herzen, als sie Beide nicht mehr waren, — vielleicht in dem Augenblicke dachten wir im heiteren Gespräche ihrer, als die Schrecken des Todes über sie hereinbrachen.

Die Vorbereitungen zum Feste nahmen ihren Fortgang, soweit sie in unsere Hände gelegt waren, die Unterhaltung in unseren kleinen Versammlungen drehte sich oft um das Fest und um die Reise und bald zu hoffende Rückkehr des Vorstandes. Niemand ahnte die Wolke des Unheils, die bereits drohend über dem Vereine schwebte.

So kamen die letzten Tage des Septembers heran, und die Unruhe, welche sich bereits in den verwandtschaftlichen Kreisen des Hoffmann'schen Paares über das Ausbleiben aller weiteren Nachrichten von ihm zeigte, nachdem erst ein einziger aus Valencia vom 20. August datirter Brief eingetroffen war, fing nach und nach an, in Aller Herzen sich kund zu geben, die den Theuren in irgend einer Beziehung nahe standen, ja sie erfüllte die ganze Stadt, als endlich die letzte Frist verstrichen war, innerhalb der man ihre Rückkehr zu erwarten hatte, ein ehrender Beweis für den hohen Grad der Achtung, in welchem Beide durch ihr geistiges Wirken und ihre gesellige Liebenswürdigkeit in allen Schichten der Bevölkerung standen. Den gerechtesten Grund zu dieser Unruhe und Besorgniß gaben die inzwischen eingelaufenen Nachrichten von dem Ausbruch und den wüthenden Verheerungen der Cholera in Spanien, und zwar gerade in den Städten, welche auf der Reiseroute Hoffmanns lagen.

Es ist eine peinliche Pflicht, die mir gebietet, schmerzlich von uns Allen Erlebtes zu schildern, nur mit wenigen Strichen sei es, der Vollständigkeit des Bildes wegen, mir erlaubt, die Lage zu schildern, in welcher der Verein, als dessen Seele Hoffmann so oft und mit dem glänzendsten Rechte bezeichnet wurde, in jenen Tagen des seelenmarternden Kampfes zwischen Zweifeln und Hoffen sich befand.

Die wachsende Besorgniß um das Schicksal Hoffmanns führte unsern kleinen Versammlungen des 6. und 13. Oktobers einen so zahlreichen Besuch zu, wie er selbst unseren Generalversammlungen bisher nicht zu Theil wurde. Jeder hoffte etwas zu erfahren — Vermuthungen der abentheuerlichsten Art wechselten mit den Aeußerungen gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Die Briefe des Gastfreundes, Kaufmanns Krause in Valencia, auf dessen Landsitz in der Nähe der Stadt das vermißte Paar mehrere Tage wohnte, gaben anfänglich wenig Licht. Sie meldeten nur, daß es nach Alicante abgereist sei, über die weitere Richtung der Reise verlautete nichts Gewisses. Von Seite der Verwandten sowohl als mehrerer Freunde wurden alle Schritte gethan, die vom Platze aus zur Aufklärung des düstern

Schicksals der Verschollenen führen konnten. Die Staatsregierung hatte in Folge derselben die nöthigen Weisungen in diesem Betreff an das bayerische Konsulat in Madrid ergehen lassen, und ein hiesiger Kaufmann, Ernst Müller, dem als Mitglied des Vereins und Freund der Verschollenen ihr Schicksal warm am Herzen lag, berichtete über den Fall an Geschäftsfreunde in Madrid, die zunächst wie in der Folge ihre innige Theilnahme bethätigten, ohne daß anfänglich ein anderes Resultat erzielt wurde, als daß man erfuhr, die Reisenden wären weder nach Malaga noch nach Toledo gekommen, ein Umstand, der wenig geeignet war, die Hoffnung auf eine glückliche Lösung des Räthsels zu steigern.

Inzwischen hatte sich bereits die Presse mit dem verhängnißvollen Ereignisse beschäftigt, und die Kunde davon drang durch ganz Deutschland. So schlug sie auch an das Ohr eines jungen, feurigen Mannes, der mit Hoffmann seit längerer Zeit befreundet war und als auswärtiges Mitglied unserem Vereine angehörte. Der kgl. bayerische Artillerielieutenant, Hermann Frey, brachte Hoffmann im Jahre 1863 Briefe aus London von Freiligrath und andern literarischen Freunden mit und machte dadurch seine Bekanntschaft, die bald zur achtungsvollen Freundschaft wurde. Ueberdies führte ihn seine poetische Wirksamkeit unserem Vereine zu, dessen Album bereits manch tiefgefühltes Gedicht von ihm brachte, ehe wir ihn persönlich kennen lernten. Die Gelegenheit dazu führte das mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte Schicksal Hoffmanns und seiner Gattin herbei.

In der jugendfeurigen Seele Frey's weckte die Nachricht von des befreundeten Paares spurlosem Verschwinden den Entschluß, nach Spanien zu reisen und persönlich Nachforschungen über die Vermißten anzustellen. Dem Entschluß folgte rasch die That. Wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefes, in welchem er den Verwandten und Freunden sein Vorhaben meldete, befand er sich bereits zur Reise gerüstet in unserer Mitte und trat am 23. Oktober, begleitet von unseren heißesten Wünschen und im Besitz gewichtiger Empfehlungen, dieselbe an, die ihn zunächst über Genf nach Madrid führte.

Die Entscheidung erfolgte rascher, als zu erwarten war. Ein

glücklicher Zufall führte Herrn Frey nach kurzer Irrfahrt auf die Spur der theuren Vermißten, aber damit auch an die Stätte ihres Todes, an ihre Gräber! —

Es war am 5. November, als auf telegraphischem Wege die Nachricht von Herrn Frey eintraf, daß Luise Hoffmann am 27. Aug. an der Cholera zu Albacete verschieden und ihr Gatte schon am 30. ihr in ein anderes Leben gefolgt sei. Spätere detaillirte Berichte gaben als die Zeit des letzteren Todesfalls den 31. Aug. an.

So war denn der gefürchtete Schlag erfolgt. Der letzte Funken der Hoffnung, der schüchtern noch in manchem Herzen glomm, war für immer erloschen, die rauhe nackte Wirklichkeit verjagte die luftigen Bilder der Phantasie, die noch Manchen umgaukelten — Hoffmann war todt — der Freund, der Leiter unseres Vereins für dieses Leben uns verloren, — Luise, die treue Gefährtin seines Lebens, die hochverehrte Freundin, die Sappho unseres literarischen Kreises, mit ihm dahin! Verwaist und trostlos standen wir, gebeugt von der Wucht des Verlustes, die nun in ihrer ganzen vernichtenden Schwere auf uns lastete. Und dennoch war es, als ob eine schirmende Hand die Last uns tragen helfe, wir athmeten freier unter dem Drucke des Schmerzes als unter der Pein der rathlosen Ungewißheit:

Vor einem Räthsel sinnend stehen,
Das keine frohe Lösung beut,
In wetterschwangre Wolken sehen
Ist mehr als das gewisse Leid!

Es schwand uns bald, der Gottgebor'nen,
Der heil'gen Hoffnung Zauberblick —
Und die Ersehnten, die Verlor'nen
Gab uns kein Flehen mehr zurück!

Den Manen unseres Freundes, der Oeffentlichkeit, der sich sein Wirken nicht entzog, und vor Allem uns selbst sind wir es schuldig, ein Bild des Mannes zu geben, dessen Verlust so tief in unsre Herzen greifen mußte. Mit ihm verwebt sich von selbst das seiner Gattin. War sie ja doch so treu in seinem Geleite, so unzertrenn-

bar von ihm auf der Bahn seines Lebens, daß eine Darstellung desselben, selbst in wenigen Zügen, zugleich das ihrige abspiegeln wird.

Als der Sohn eines Bürgers und Schuhmachermeisters ist Johann Leonhard Hoffmann am 30. Januar 1813 zu Ansbach geboren. Seine Elementarbildung erhielt er in der Volksschule, die er im neunten Jahre mit dem Gymnasium seiner Vaterstadt vertauschte. Obgleich anfänglich zur protestantischen Gottesgelehrtheit bestimmt, bezog er doch nach glänzend bestandenem Abiturienten-Examen, bei dem er sich besonders durch seine Kenntnisse in der hebräischen Sprache auszeichnete, in seinem 18. Jahre die Universität Würzburg, wo er zunächst Philosophie studirte. Als Student in seine Heimath zurückgekehrt, predigte er sogar dreimal in dem benachbarten Dorfe Schalkhausen. Trotzdem scheint seine Neigung zur Theologie nicht tiefe Wurzeln geschlagen zu haben, da er sich auf der Universität Leipzig, welche er vom nächsten Semester an vier Jahre lang besuchte, ausschließlich dem Studium der Philologie hingab. Von Hause aus nicht mit Glücksgütern gesegnet, mußte er während dieser Zeit mit einem kargen Stipendium durch Unterrichtgeben und Korrekturlesen dem Leben die unentbehrlichsten Bedürfnisse abringen; aber unter keinem Drucke der Verhältnisse beugte sich die heitre Laune und der frohe Lebensmuth, die ein günstiges Geschick ihm in die Wiege gelegt hatten. Nach bestandenem Staatsexamen in München kehrte er nach Ansbach zurück und erhielt die Stelle eines Assistenten und Lehrers der hebräischen Sprache am Gymnasium daselbst, die es ihm möglich machte, einen lang genährten Wunsch des Herzens zur Erfüllung zu bringen und dem Ideale seiner Jugendliebe Fräulein Jergius seine Hand am Altare zu reichen. Aber schon nach einem Jahre löste der Tod das schöne Band, und zum Erstenmale trat der Schmerz in seiner rauhesten Gestalt in den Lebenspfad des jugendheitern Mannes. Im Jahre 1841 erhielt Hoffmann eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Nürnberg. Kurz vor seinem Abgange dahin knüpfte er ein zweites Eheband mit Luise, der Tochter des Kaufmanns Bub in Ansbach, zu welcher ihn die innigste Seelenverwandtschaft derselben mit der ersten Gattin und eine daraus entstandene innige Liebe führte,

die eben so herzlich erwiedert wurde. Unter dem gegenseitig beseligenden Eindrucke dieses schönen und edlen Verhältnisses kam Hoffmann im Herbste des Jahres 1841 nach Nürnberg, worauf er am 1. Mai 1842 Luisen die Hand zum Bunde für das Leben reichte.

Wie lebhaft steht noch der schöne Oktobersonntag vor meiner Seele, an dem ich zum Erstenmal mit Hoffmann und seiner Gattin zusammentraf! — Ein engerer Kreis des literarischen Vereins, zumeist aus dessen Gründern bestehend, fand sich allsonntäglich zusammen, eine Sitte, die sich unter den älteren Mitgliedern desselben bis zum heutigen Tage erhalten und viel zu seiner Festigung und Fortbildung beitgetragen hat. Damals war es das Gasthaus zu St. Leonhard mit seinem schattigen Garten, das wir häufig zum Zielpunkt unserer Spaziergänge machten. Ein freundlicher, auf den ersten Anblick für sich einnehmender, noch junger Mann und seine Gattin, die diese Eigenschaften mit ihm theilte, bildeten den Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft. Es waren Hoffmann und Luise. Dieser einzige Nachmittag genügte, um Beiden alle Herzen unseres Kreises zu gewinnen.

Am 14. November wohnte Hoffmann zum Erstenmale einer Versammlung des Vereins im Saale des rothen Hahns bei, deren Programm viel Anziehendes für den Eingeladenen hatte. Besonders war es eine Abhandlung Mönnichs über die Wechselwirkung zwischen Literatur und Leben, die ihn ungewöhnlich fesselte. Es war, als ob er es ahnte, daß er berufen sei, der Nachfolger Mönnichs auf dem literarisch-historischen Felde in unserm Kreise zu werden, einer Aufgabe, der er sich durch dreiundzwanzig Jahre mit der innigsten Hingebung, mit dem staunenswerthesten Fleiße unterzog. Wenige Wochen darauf fand seine Aufnahme in den Verein statt, und schon in der nächsten Versammlung am 3. März 1842 hielt er einen Vortrag „Ueber die Unterschiede der altgriechischen und der modernen Tragödie".

Das Protocoll über eine Ausschußsitzung vom 6. Febr. 1843 trägt bereits seine Unterschrift als Sekretär des Vereins, zu welcher Stelle er nach Abgang des Dr. Moriz Maximilian Meyer, der sie

früher bekleidete, gewählt worden war. Von diesem Augenblick datirt sein rastloses Zusammenwirken mit dem Gründer und Vorstand des Vereins, Buchhändler Julius Merz, an den ihn die innigsten Bande der Freundschaft fesselten, welche sich in kurzer Zeit auch auf die meisten der älteren Mitglieder ausdehnten und ihn zum Brennpunkt eines Kreises machten, der sich durch mehr als zwanzig Jahre fast ohne Unterbrechung um ihn schaarte.

Der Gründer des Vereins sah in Folge des thätigen Eingreifens Hoffmanns seine kühnsten Erwartungen überflügelt. Längst war es eine Lieblingsidee des für die Hebung des Vereins eifrig bemühten Buchhändlers Merz, eine Auslese der Vorträge in den größern Versammlungen in einem jährlich erscheinenden Buche der Oeffentlichkeit zu übergeben; er ergriff die Initiative hiezu durch die Ausgabe einer Art von Programm, das wenige Bogen zählte; aber erst durch Hoffmanns Thätigkeit wurde es möglich, im Jahre 1844 mit einem umfangreichern Buche aufzutreten, das unter dem Namen „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" zum Erstenmal dem größeren deutschen Publikum die Bestrebungen desselben in ihren Früchten zeigte. Wir begegnen in ihm der ersten größeren Arbeit Hoffmanns für den Verein: „Ueber die Antigone des Sophokles", zu der ihm das damalige Bestreben, um nicht zu sagen die Manie, die antike Tragödie in den Rahmen unserer Bühnenverhältnisse zu zwängen, zunächst die Veranlassung gegeben haben mochte.

Es kann nicht in meiner Aufgabe liegen, auf Hoffmann's sich von nun an immer mehr steigernde Produktivität für den Verein speziell einzugehen. Müßte ich auch nicht die kritische Analyse seiner Arbeiten einer tüchtigeren Feder überlassen als der meinen, so würde es schon der Zeitraum verbieten, der meinem Vortrage zugemessen ist. Nur so viel, daß die Weise seiner Auffassung des Gegenstandes, den er behandelte, stets die glücklichste war, daß er es verstand wie selten Einer, ohne Schwung und Prunk der Rede, in dem lebhaften Vortrag, der ihm eigen war, stets ein lebensfrisches, farbenreiches Bild vor das Seelenauge seiner Zuhörer zu stellen.

In jedem der dreiundzwanzig Jahrgänge unseres Albums

ist sein Name stets, ja mehrfach doppelt und dreifach mit größeren, umfangreichen literar-historischen Aufsätzen vertreten, während der seiner Gattin Luise häufig in den Reihen der Dichtungen erscheint und in letzter Zeit auch auf dem Felde des Humors, das sie mit sichtlicher Liebe bebaute und pflegte. — Die Wahl der Stoffe Hoffmann's wurde zum großen Theil durch die Richtung seiner Studien auf dem klassischen Boden beeinflußt, wohl aber auch durch die Strömungen der Zeit, denen er nicht minder Rechnung trug.

Aufsätze über die Dichter des Alterthums, die Heroen Roms und Griechenlands und die Schilderung ihrer Zeit und ihrer Sitten wechselten mit Abhandlungen über die verschiedenen Literaturepochen Deutschlands vom Nibelungenliede und den Minnesängern an bis zu den Dichtern des Mittelalters, der neuern Zeit und der Gegenwart. Des geistreichen Aristophanes witzige Komödien ließ er in einzelnen Scenen an uns vorübergehen, die Lieder der Minnesänger lehrte er uns in ihren Schönheiten würdigen und machte uns mit der satyrischen und komischen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts durch Sebastian Brandt's „Narrenschiff" und Fischart's „Gargantua" bekannt. Der Betrachtung unserer Volkslieder und Volkssagen widmete er eine Reihe von Abenden. Drei Vorträge über unsern heimischen Dichter Hans Sachs, die er im Jahre 1845 hielt, fanden keine Aufnahme in das Album, weil sie zu einem Bändchen vereinigt im Buchhandel erschienen. Dagegen ist eine an Umfang fast ebenso bedeutende höchst schätzenswerthe Arbeit Hoffmanns über den griechischen Satyriker Lucian eine Zierde unseres Albums von 1857 und nur als Separatabdruck ausgegeben worden. Aus der klassischen Periode der deutschen Dichtkunst waren es Wieland, Klopstock, Bürger, Jean Paul, Göthe und Schiller, bei den letzteren aus Veranlassung ihrer Jubiläumsfeste 1849 und 1859, welche in eingehenden Aufsätzen über ihr Leben und ihre Wirksamkeit von Hoffmann behandelt wurden. Doch hatte er schon am 16. Dezember 1842 über Göthe's „Iphigenie" einen Vortrag gehalten. Was er sonst noch über Göthe vortrug, erschien 1849 unter dem Titel: „Göthes Dichterwerth", Nürnberg bei Bauer und Raspe. Platen und Ludwig Tieck, und von den

Dichtern der Gegenwart Alfred Meißner, Gottfried Kinkel, Karl Simrock und Gutzkow fanden eine würdige kritische Beleuchtung ihrer Werke durch seine fleißige Feder; insbesondere waren es des Letzteren Romane, „die Ritter vom Geiste" und „der Zauberer von Rom", welche er einer höchst geistreichen, von tiefem Studium des Dichters zeugenden Besprechung unterwarf. In dem Programm der Versammlung vom 5. Dezember 1851 begegnen wir zum Erstenmale einem Vortrag Hoffmanns über eine Ferienreise, der durch seine lebendige Darstellung und humoristische Färbung so ansprach, daß unser Freund sich versucht fühlte, die Begegnisse und Erfahrungen auf seinen alljährlichen Ferienreisen, die er immer weiter ausdehnte, fast ununterbrochen seit dieser Zeit in den größeren Versammlungen mitzutheilen. Sie fanden seit 1854 auch einen Platz im Album und wurden, da sie stets für die Veröffentlichung noch besonders umgearbeitet wurden, gewiß auch in weiteren Kreisen mit Interesse gelesen. Wer konnte es ahnen, daß sich an den mächtigen Drang der Reiselust, die diese harmlosen, und in ihrer behaglichen Beschauung doch auch so anziehenden und belehrenden Bilder fast aus allen Ländern Europa's hervorrief, eine Katastrophe knüpfen würde, die uns zu einem so ernsten Akt, wie der heutige, versammeln sollte! —

Einen in Bezug auf die äußere Gestaltung des Vereins und sein gesellschaftliches Leben besonders hervorragenden Theil der Thätigkeit Hoffmanns für denselben bildeten seine Maskenspiele für die Faschingsbälle.

Hier ist der Punkt, in welchem seine Wirksamkeit für unsern Kreis mit der seiner Gattin zusammentrifft. Nur die beiden ersten derselben: „der Garten der Poesie" und „die Weltalter", im Carneval 1853 und 1854 aufgeführt, tragen im Album den Namen Luise Hoffmann als Verfasserin, aber es ist ein öffentliches Geheimniß, welches Hoffmann selbst entschleierte, daß ihre Mitwirkung bei allen folgenden, selbst denen, die seine volle Namensschiffre am Titel tragen, besonders was den poetischen Theil betrifft, stets eine sehr wesentliche war. Wer gedächte nicht mit wehmüthiger Erinnerung der fröhlichen Stunden, welche uns diese, meist allegorischen Spiele ge-

währten, bei deren Darstellung Hoffmann sowohl als Luise selbst mitwirkten, ersterer noch im vorigen Jahre in dem in Beziehung auf seine Reiselust fast ominösen Faschingsscherz: „Die Jubelfeier auf der Rosenau", in welchem er mit dem ihm eigenen grotesken Humor den Literarius spielte. Unter die hervorragendsten dieser Maskenspiele gehört unstreitig das durch Schillers hundertjähriges Geburtstagsjubiläum hervorgerufene, gleichsam als Vorfeier derselben am 13. Februar 1859 aufgeführte Festspiel: „Dichters Sendung", zu dessen sehr gelungener Aufführung es nicht weniger als 82 Personen bedurfte.

Wer die Schwierigkeiten kennt, mit welchen die Vorbereitungen zu derlei Darstellungen in Dilettantenkreisen verbunden sind, den Aerger, ja selbst die Demüthigungen, die dem Dichter und Arrangeur daraus erwachsen, der wird es begreifen können, welche Aufgabe Hoffmann, der diese Eigenschaften in sich vereinigte, stets zu lösen hatte. Rastlos eilte er wochenlang durch die Straßen in Wettersturm und Wintergraus und bot seine Rollen an in jedem Hause, wo er ein darstellungsfähiges Mitglied wußte oder auch nur ahnte. Keine Treppe war ihm zu steil, keine Ausrede zu fein, ihm war nicht zu widerstehen! Selbst wo er zwei und dreimal mit aller Bestimmtheit abgewiesen wurde, wußte er ein viertes Mal doch seinen Zweck zu erreichen. Welche Kämpfe hatte er mit den Bedenklichkeiten ängstlicher Eltern und Vormünder zu bestehen — wohl klagte er oft, aber er ermüdete nicht, galt es ja doch die Ehre des Vereins, sie war sein Leitstern, das Hauptziel, nach dem er strebte und das er stets zu erringen verstand!

Von Spiel und Tanz muß ich sprechen in einer Rede, die eine so betrübende Veranlassung hat! Aber es ist meine Aufgabe, den Mann, den wir bedauern, zu schildern, wie er war, in seinen Leistungen ernster wie heit'rer Art. Sein Geist wird nicht zürnen darob, daß ein Tropfen süßer Erinnerung in den bitteren Wermuthskelch fällt, den uns das Schicksal darbot; sein Bild würde eines wesentlichen Charakterzuges entbehren, wollte ich nicht auch seiner fröhlichen Theilnahme an den Vergnügungen unserer sommerlichen Ausflüge gedenken, denen er stets durch sinnige Arrangements neuen Reiz

zu geben wußte. Bei diesen Ausflügen war es seine Gattin Luise, die durch ihr reiches poetisches Talent und ihre humoristischen Bilder aus dem Leben, die üblichen Vorträge wesentlich würzte. Und noch erübrigt mir, der schönen Feste zu Schiller's, Göthe's, Jean Paul's und Shakespeare's Jubiläen zu erwähnen, zu denen er hauptsächlich die Veranlassung gab, die er zur Ausführung brachte und leitete, und die dem Vereine, wie dieser mit Stolz und mit Dank für den Dahingegangenen sagen kann, wohl zur Ehre gereichten. Die erstgenannte Feier war es, durch deren Ausführung unter Mitwirkung unserer Sängervereine der Fonds für die hiesige Zweig-Schillerstiftung beschafft wurde, deren Gedeihen dem Verewigten, als ihrem Vorstande bis zu seinem Ende, so warm am Herzen lag.

Nach Außen hat Hoffmann dem Verein unendlich genützt durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, durch seine Anknüpfung von Verbindungen mit auswärtigen Dichtern und Schriftstellern, kurz wohin wir das Auge wenden, treffen wir auf eine weite Lücke, die sein Tod in unsere Wirksamkeit gerissen, und deren Ausfüllung vorderhand nicht abzusehen ist. Fassen wir das Wirken Hoffmanns für unsern Verein zusammen mit seiner pflichttreuen gewissenhaften Berufsthätigkeit, die ihm die Achtung seiner Vorgesetzten und Kollegen und die durch alle Verhältnisse fortdauernde Liebe seiner Schüler erwarb, gedenken wir noch seiner übrigen Arbeiten, unter denen seine in mehreren Auflagen erschienenen „Uebungsstücke" besonders zu nennen sind, so müssen wir staunen über seine Arbeitskraft und die Elastizität seines Geistes. Für unseren Verein fand sich in seiner Hinterlassenschaft auch noch eine umfangreiche Abhandlung über den „Simplicissimus" und eine Denkschrift zu dem Jubiläum des Vereins, welche bei der nachzuholenden Feier desselben uns aufs Neue darthun wird, mit welcher rühmenden Liebe und Anhänglichkeit er demselben zugethan war. Es ist erklärlich, daß ein Mann von so energischer Willenskraft auch zuweilen auf Widerstand in seinen Anschauungen stoßen mußte. Aber er fürchtete ihn nicht, stets ging er gerade aus, und wenn ihm die Meinung Anderer störend in den Weg trat, pflegte er gerne bei aller Bescheidenheit die Summe Dessen in die Wagschale zu

werfen, was er für den Verein gethan. Wollen wir ihn deßhalb tadeln? Er war sich bewußt, stets das Beste zu wollen, und die Resultate seiner Bestrebungen rechtfertigten in der Regel seine Schritte. Seine Nachsicht gegen die produktiven Schwächen Anderer ging Hand in Hand mit seinem Eifer in der Aufmunterung anstrebender Talente. Welche reiche Quelle der Anregung war nicht sein Beispiel den Kräften unseres Kreises? Hier ist die Stelle, verblichener theurer Freund, an der es mir vergönnt sein wird, öffentlich Zeugniß dafür abzulegen, was Du durch Wort und Beispiel, durch liebevolle Beweise wahrer Freundschaft für mich gethan und wofür ich Deinen Manen den heißesten Dank an dieser Stätte weihe! —

Dieser Dank aber lebt in uns Allen Von den ersten Jahren Deiner Wirksamkeit bis zu dieser Stunde hat sein Gefühl uns durchdrungen, und über dem fernen Grabe, in dem Du schlummerst an der Seite der geliebten Gattin, wird er schweben fort und fort in unseren Gedanken, so oft Dein Name uns entgegentritt aus dem Geräusche des Tages. Ein äußeres Zeichen dafür wollten wir dem Lebenden weihen, dessen Rückkehr wir ersehnten, zu den Tagen des Festes, das wir zu feiern gedachten. Es sollte anders werden! Wohl ruht unser Auge auf dem glänzenden Becher, aber Du sollst ihn uns nicht reichen zum festlichen Willkomm mit heit'rem Trinkspruch, wie Du es so oft gethan mit dem Glase perlenden Weins in manch' fröhlicher Stunde. Aber dennoch bleibt er Dir! Zu Deinem Gedächtniß soll er forterben von Geschlecht zu Geschlecht, und der erste fröhliche Trunk daraus gelte Deinem Geiste, der unter uns weilt und fortleben wird in Deinen Werken!

Als unsere heutige Versammlung bereits festgesetzt und diese Worte niedergeschrieben waren, wurde uns durch das Eintreffen des Herrn Lieutenant Frey mündlicher Bericht über die Resultate seiner Forschungen nach unserer Theuren Schicksal in ihren letzten Tagen. Es war eine schwere Aufgabe, die sich Herr Frey gestellt und deren glückliche Lösung zunächst dem Schutze der Vorsehung, die ihn mitten im Lager der noch immer wüthenden Krankheit bewahrte, dann sei-

nem Muthe und seiner Thatkraft, gegenüber der nicht abzuläugnenden Lauheit der spanischen Behörden und auch, was ebenfalls in Anschlag gebracht werden muß — dem Glücke zu verdanken ist. Denn Glück oder Zufall, wie wir es nennen wollen, war es, daß seine Begleiter eines in Albacete verstorbenen angeblich französischen Ehepaares erwähnten und er auf den Gedanken kam, es möchte dieß das Hoffmann'sche sein, da man in Spanien alle Fremden mit dem Namen „Franzosen" bezeichnet. Er verfolgte die schwankende Spur und fand seine Ahnung bestätigt.

Das Bewußtsein einer männlichen That wird ihn als der höchste Lohn, neben dem Danke aller Verwandten und Freunde des Verblichenen fortan durchs Leben geleiten.

Unter der Hinterlassenschaft unserer unvergeßlichen Freunde in Albacete, welche Herrn Frey eingehändigt wurde, befindet sich auch das Tagebuch Hoffmanns, welches seine täglichen Reisenotizen vom 9. bis 24. August enthält, demnach bis drei Tage vor der über das Paar hereingebrochenen Katastrophe reicht und mit der Abreise von Valencia schließt. Zugleich liegt uns das Ausgabenbuch vor, welches bis zum 26. August fortgeführt ist und auf der Reise von Jativa nach Alicante die letzte Rechnung in Engina mit 4 Realen und 8 q. bezeichnet.

Somit hätten wir die letzten Aufzeichnungen bis zum Tage vor Luisens Tode vor uns.

Sie beginnen mit der Abreise von Nürnberg am 9. Aug. 1865, Morgens 1 Uhr 29 Min., und schildern in kurzen Skizzen die Erlebnisse auf der Fahrt über Augsburg, Kempten, Lindau, über den Bodensee nach Romanshorn, Winterthur, Zürich, Luzern, Hergiswyl. Sodann eine Besteigung des Pilatusberges und des Tomlishorns und die Rückfahrt nach Luzern. Am 12. Weiterreise nach Genf, am 13. über Beauregard und Culoz nach Aix, Chambery und Grenoble. Von hier am 14. über Valence nach Avignon, wo sie mit Dr. Eisele von München zusammentrafen, der über Perpignan nach Spanien reiste, und endlich 10½ Uhr Abends nach Marseille.

Hier erfahren unsere Freunde, daß in Barcellona die Cholera

ausgebrochen ist. Trotzdem fahren sie am 15. weiter nach Nimes und Montpellier, kommen am 16. nach Narbonne, 17. nach Perpignan und Tags darauf nach Barcellona. Die Nachrichten über die Cholera machten weniger Eindruck auf Hoffmann als auf seine Gattin. Am 19. setzen sie die Reise „durch eine prächtige Landschaft" nach Tarragona fort, wo sie in der fonda zur Stadt Paris wohnen. Hoffmann schildert die herrliche Kathedrale, den Kreuzgang, die Aussicht auf das Meer. Die Aufzeichnungen für diesen Tag enden noch mit den humoristischen Worten: „Wir bekommen zu viel zu essen und fürchten etwas schlimm daran zu sein." Den ganzen 20., einen Sonntag, bringen sie in Tarragona zu. „Es ist auch gar zu heiß", schreibt Hoffmann. „Mittags trinken wir Wein. Wir sitzen auf einem Stein und schlafen. Dann am Abend finden wir eine „casa di comida", wo wir mit einem französisch redenden Mann uns unterhalten und gute Fische essen." —

Am 21. setzen sie die Reise nach Tortosa fort. Hier scheint Hoffmann den Plan, nach Granada zu gehen, noch nicht aufgegeben zu haben, wenigstens läßt er sich von einem Handlungsreisenden Auskunft über den Weg dahin ertheilen.

In Aldacogna treffen die Reisenden abermals mit Dr. Eisele zusammen, der aber in Murviedro den Zug wieder verläßt. Am Morgen des 22. treffen sie in Valencia ein, wo sie den Kaufmann Krause aufsuchen und, nachdem sie ihn gefunden, mit dessen ganzer Familie und Haushalt nach „Grau und Cavagnal", wahrscheinlich Dörfer, fahren, wo jetzt, wie es wörtlich heißt „30,000 Menschen leben, welche vor der Cholera flüchteten." Am 23. fuhren sie in die Stadt, um deren Merkwürdigkeiten zu sehen, und kehrten Nachmittags wieder aufs Land zurück.

Die letzten Aufzeichnungen vom 24. August lauten wörtlich: „Morgenbad. In der Stadt von dem Alten mit dem bösen Bein herumgeführt. In den Stierplatz darf man nicht. Mit Herrn Krause noch in eine bayerische Brauerei. Der Zug ging erst um 5 Uhr 30 Min. Gespräch mit dem Geistlichen: Eisleben, Wittenberg. Um 8 Uhr (Abends) in Jativa. Ein Mensch vor dem sich Luise fürchtet, bringt uns in ein Wirthshaus. Eier. Uebrigens reinlich."

Aus den Berichten des Herrn Lieutenant Frey in öffentlichen Blättern wissen wir, daß unsere Reisenden am 26. August Abends in Albacete eingetroffen und in der „Fonda del reloj“ (Gasthaus zur Uhr) abgestiegen sind. Da Albacete auf der Route nach Toledo und Madrid liegt, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Hoffmann den anfänglichen Plan, nach Malaga, Granada und Sevilla zu gehen, gänzlich aufgegeben und die kürzeste Strecke nach Madrid eingeschlagen hat. Albacete kommt in allen seinen Aufzeichnungen nicht vor, und es ist nicht denkbar, daß er es um seiner Schönheit und Merkwürdigkeit willen besonders aufgesucht hätte. Es ist ohne Zweifel der geehrten Versammlung nicht uninteressant, eine Schilderung des Ortes, den unser theures Paar zuletzt betrat, aus der Feder eines anerkannten Schriftstellers, den auch Hoffmann vor dem Antritt seiner Reise zu Rathe zog, zu vernehmen. Es ist Hackländer, der in seinem interessanten Buche: „Ein Winter in Spanien“ von diesem bedeutendsten Orte der Provinz Mancha sagt: „Bis jetzt ist mir in Spanien kein elenderes, erbärmliches Nest erschienen. Es liegt auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuser schienen aus Lehm gebaut, und fast kein einziges hatte ein ordentliches Fenster.“ Das bereits genannte Gasthaus fonda del reloj ist das einzige des Ortes. Hackländer gibt folgendes Bild von ihm: „Es hatte wenigstens ein paar ordentliche vergitterte Fenster nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer oft heimlich und angenehm war. An einem steinernen Brunnen in der Mitte schlang sich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden, den Hof mit einem Netze von Zweigen umspann, rings um diesen letzteren herum liefen Galerien, von denen aus man in die verschiedenen Zimmer kam. Leider war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die stärkeren Aeste waren zum Theil mit Schnee bedeckt, und ebenso die Steinplatten des Bodens ganz weiß — in Spanien gewiß ein untröstlicher Anblick. Der Speisesaal schien ebenfalls für den Sommer berechnet zu seyn, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin“. — Die Physiognomie der Stadt selbst schildert Hack-

länder ebenfalls nicht mit den glänzendsten Farben; wenn wir auch annehmen wollen, daß der Winter nicht wohl gecigenschaftet ist, ein treues Bild einer südlichen Stadt zu geben, so ist die Treue seiner Schilderung doch im Allgemeinen durch die Berichte des Herrn Frey bestätigt. „Albacete besteht zum größten Theil aus kleinen, von Lehm gebauten Häusern oder Hütten. Nur eine einzige Straße war da mit ziemlich anständigen Häusern, in denen sich einige Läden befanden —, Magazine mit buntfarbigen Mantos, groben, baumwollnen Hemden, rothen Kopftüchern, Binsen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatze sahen wir runde Strohschirme, an zeltförmigen Stangen befestigt, unter denen frierende Obstweiber saßen, auf dem Schnee hatten sie ihre Körbe gestellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen sich in der schmutzigen und frostigen Umgebung recht traurig aus. Uebrigens war der Marktplatz und auch die Straße, trotz des für hier sehr kalten Winterwetters, ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hause nun einmal nicht aushalten, wenn er Geld hat, geht er in's Café, und wenn nicht, so stellt er sich mit seinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern". Von den Zimmern, den besten des Hauses, zu denen aller Wahrscheinlichkeit nach auch das gehörte, welches Hoffmann und seine Gattin bewohnten, sagt Hackländer: „Die vortrefflichen Zimmer, mit den sehr guten Betten", wie sich die Kellnerin ausdrückte, hatten erstere keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden, die letzteren bestanden aus schwankenden Schragen und waren mit einer dünnen Wollenmatraze bedeckt."

In diesen Räumen müssen wir uns unsere Freunde in ihres Lebens letzten Stunden denken. Hier hat Luise ihren letzten Seufzer ausgehaucht und ihr Gatte mit den Qualen der Verzweiflung über ihren Verlust gerungen. Beide scheinen den Keim des schrecklichen Uebels, den sie in sich trugen, bis zu ihrer Ankunft in Albacete nicht geahnt und gefühlt zu haben. Um so entsetzlicher war die Katastrophe, deren detaillirte Schilderung Sie mir um so mehr erlassen werden, als mir die Presse längst darin zuvorgekommen ist. Hoffmann, nach dem Tode seiner Gattin in das Hospital gebracht, gab Zeichen der

Besserung zu erkennen und sprach bereits von seiner Weiterreise nach Madrid. Aber am 31. August verschied auch er — kurz nach seinem schmerzlichen Ausrufe: „Wo sind meine Freunde, meine Landsleute!“ Welche Bilder mögen ihm in seinen letzten Augenblicken vorgeschwebt haben, dem lebendigen Geiste, der sich losrang von den Fesseln des Körpers und in die Heimath schweifte — zu seinen Lieben, seinen Freunden, indeß die kalte vernichtende Hand des ewigen Lebensfeindes auf seinem Herzen lastete, bis es stille stand unter ihrer eisigen Berührung!

Welche Ursachen dieser Rückfall gehabt: ob die schmerzlichen Seelenkämpfe, die der Tod der Gattin herbeiführte, das Uebel erst in ihm zum Ausbruch brachte, ob eine, mindestens ungeeignete Behandlung seinen Tod verschuldete — wird für dieses Leben wohl eine ungelöste Frage bleiben.

Vereint mit der Gattin ruht unser Freund in fremder Erde. Zwei hölzerne Kreuze mit ihren Namen und Sterbetagen, in der Sprache der Heimath, bezeichnen durch die Vorsorge Frey's für das entschlafene Freundespaar vorläufig seine Ruhestätte.

Ein ewiges Denkmal haben Beide sich selbst gesetzt in unseren Herzen, denn wer sie kannte und liebte, wird ihr Andenken vererben auf seine Nachkommen.

Lassen Sie mich, verehrte Anwesende, mit den Worten schließen, die ich in jenen Tagen an Sie richtete, welche uns die erschütternde Todesnachricht brachten: Die größte Ehrung des Andenkens der Dahingeschiedenen liegt in dem treuen Festhalten an einem Werke, zu dessen fester Begründung und würdigem Aufbau unser Freund mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet, und zu dem seine Gattin so viel der köstlichen Steine aus dem unerschöpflichen Schacht der Poesie geliefert hat. Ja — kein schöneres und edleres Todtenopfer vermögen wir Beide zu bringen, als wenn wir uns nicht beugen lassen von dem harten Schlage, der uns betroffen, sondern in *ihrem Sinne, nach ihrem Vorbild* muthig das dornige Feld der Gegenwart durchschreiten und rastlos nach dem edlen Ziele

weiter streben, das unser theurer Hoffmann und seine Gattin stets vor Augen hatten.

Ehre, unvergängliche Ehre dem Andenken Beider! Eben darum aber auch Treue unserem Vereine, und unverbrüchliches Festhalten an ihm und seinem Zwecke!

Wird Lösung einst der ewigen Frage
Ob jene Hoffnung sich erfüllt,
Die seit dem Anfang aller Tage
Das Leid des Menschenherzens stillt, —
Wird je der Dichtung Wort zur Wahrheit
Von eines ew'gen Tages Glüh'n,
Von einer ew'gen Sonne Klarheit
Und eines Gartens ew'gem Blüh'n —
Der Willkommsgruß, der uns auf Erden
Versagt blieb — dort soll er Euch werden! —

Die Lorelei.

Gedicht

von

Karl Ebersberger.

Bei Uebergabe des Lorelei-Pokals an den Verein.

Streift unser Blick durch jene weite Stätte,
Wo Gräber schimmern in der Abendgluth,
Und weilt das Auge auf dem stillen Bette,
Wo uns ein theures Herz im Schlummer ruht,
Dem nach der Friedenspalme letztem Neigen
Die großen und die kleinen Sorgen schweigen —,
Wie schmieget dann die Brust, von Gram durchwimmert,
An's kalte Denkmal sich mit ihrer Pein,
Und wär' es nur ein Kreuz aus Holz gezimmert,
Und wär' es nur ein halbversunkner Stein,
Den, wie der unverwelkliche Gedanke,
Umzieht des Epheu's immergrüne Ranke; —
Es ist ein Trost, und bleibt es auch der letzte,
Wenn an das schwarze Gitter faßt die Hand;
Und Wonne ist's, wenn eine Thräne nezte
Die welken Kränze an des Hügels Rand, —
Ja zu dem Todten steigt die Seele nieder,
Und lebt mit ihm sein theures Leben wieder! —

Doch fragen Wir nach unsrer Freunde Särgen —
Wie läßt die Antwort Herz und Auge leer:
Denn jener Trost liegt hinter fernen Bergen,
Und zwischen jener Wonne liegt das Meer;

Zum Gitter mußte das Gebirge werden
Um einen Hügel in der fremden Erden!

Soll wirklich nur zu grauen Nebelräumen
Sich nach dem todten Freund im weiten Land
Vergeblich strecken, wie in nächt'gen Träumen,
Die um den Willkommsgruß betrog'ne Hand?
Und wäre wirklich für so heißes Lieben
Ein sichtbar Denkmal nimmer uns geblieben?
O doch! — ein Denkmal, das er selbst gegründet,
Wohl nie von seinem treuen Aug' erschaut,
Um das sich Lieb' in vollen Ranken windet,
Hat ihm die Hand der Freundschaft aufgebaut,
Einst zur Erinn'rung froh erfüllter Tage —
Geworden jetzt zum ernsten Sarkophage.

Hold strahlt sein Erz mit jenem lichten Glanze,
Wie einst des Freundes lächelnd Angesicht;
Doch auf dem Fels, hoch überm Wellentanze,
Da steht ein Weib! im milden Abendlicht
Lauscht sie der Woge leisem Fall und Heben,
Und um die Lippe scheint Gesang zu schweben.

O! wem hienieden hat sie nicht gesungen
Ihr Zauberlied, die mächt'ge Lorelei?
Wem hat in bangen Nächten nicht geklungen
Die wundervoll gewalt'ge Melodei?
Wen hob' nicht aus der Alltagswelt, der kalten,
Empor zum Lichte ihr geheimes Walten?
Den lockt der fernen Berge blaue Kette,
Den eines Jagdhorns morgenfrüher Ton,
Den reizt der kühne Ruf der Schlachttrompete
Den neuer Welten ungewisser Lohn.

Ja! eine Lorelei hört Jeder singen,
Die fort ihn zieht auf unsichtbaren Schwingen.

Auch er empfand, den heute wir beklagen,
In tiefster Seele oft den dunklen Drang,
Wenn ihm nach bangen, mühevollen Tagen
Aus weiter Fern ihr Lied entgegenklang;
Wenn dunkelblau der weite Himmelsbogen
Ihn grüßte und der Schmeichelklang der Wogen.
Doch sicher durch die trügerische Weite
Lenkt er den Kahn mit fahrtgewohnter Hand,
Bis, einen treuen Schutzgeist an der Seite,
Er wieder naht dem heimathlichen Strand,
Wie froh hat dann, was ihm die Fee gesungen,
Aus seinem Mund an unser Ohr geklungen! —

Solch liebe Kunde kehrt uns nimmer wieder,
Am fernen Riff zerschellt, versank der Kahn,
Es neigt die Fee sich auf die Fluth hernieder,
Und blickt entsetzt auf Das, was sie gethan.
Sie selber singt das Lied zur Todtenfeier,
Und stimmt zur Klage die umflorte Leier.

So laßt dies Bild aus alten Märchenzeiten
Bewahren uns als seines Geist's Altar,
Des Angedenkens Schmerzen dran zu weiden,
Bis sie entsteigen, die er oft gebar,
Balsam zu streuen auf die tiefen Wunden:
Dem blanken Sarg die Geister froher Stunden.

Sonett.

Dem Andenken Hoffmanns und seiner Gattin gewidmet
von Pennimore.

Ihr zoget aus, vergnügt und froh nach Süden,
Wo die Granat' in höchster Blüthe steht;
Wo Rosen stets im Purpurscheine glühten,
Und weiche Luft von hohen Bergen weht!

Doch dieses Glück, nicht lang ward's Euch beschieden;
Des Todes Arm hat Euch hinweg gemäht!
Im Grabe ruht Ihr nun in stillem Frieden,
Das ach so ferne von der Heimath steht! —

Ein Schrei des Weh's durchzuckt' der Freunde Herzen,
Als Kunde kam, von Eurem herben Loos! —
Ihr ward geliebt! — das zeigen uns're Schmerzen,

Die Trauer ist um Euch, Ihr Theuren groß! —
Nicht können wir zu Eurem Grabe wallen!
Doch dem, der's that — dem sei gedankt von Allen.

Mahnruf.

Gedicht von Fr. Knapp. Compon. v. G. Emmerling.

(Schlußgesang.)

Auf, auf, Ihr Freunde und seid stark!
Der schwere Schlag geschah —
Der Blitz traf uns in's inn're Mark,
Wir steh'n erschüttert da.
Weiht dem geliebten Todten noch
Den letzten Trauerzoll,
Und dann bedenkt als Männer doch,
Was aus uns werden soll.

Nun gilt das ernste Aufgebot
Euch Allen, den Verein
Zu schirmen in so schwerer Noth,
Setzt alle Kräfte ein!
Ein Jeder steure, was er kann
Zum Allgemeinen bei,
Und zeige als ein wack'rer Mann
Sich eifrig, stark und treu!

Von unsern Theuren treten wir
Die geist'ge Erbschaft an —
O, zeigt Euch solcher würdig, Ihr,
Die einst sein Herz gewann!
In ihrem Sinne handelt Ihr,
Erhaltet Ihr den Bund,
Deß' stärkster Schutz und schönste Zier
Geschlossen Aug' und Mund.

An ihrem Werke bauet fort,
Damit es nicht zerfällt,
Sein Name sei das Losungswort,
Der es zusammenhält.
Gelobet ehrlich wir und frei,
Was Er, ein einz'ger Mann
Für den Verein gethan, es sei
Von Allen jetzt gethan.

Christoph von Grimmelshausen.

Eine Schilderung seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit

von

J. L. Hoffmann.

Noch niemals ist in unserem Vereine von einem deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts ausführlicher gesprochen worden. Unterblieb das aus Zufall, oder ist jene Literatur meist nicht der Rede werth? und kann man von jenen Schriften mit Fug behaupten, sie seien als Produkte eines verkommenen, armseligen, in Rohheit, Aberglauben und Geistesdürre sich hinschleppenden Zeitalters in ihrer staubigen, schweinsledernen Verborgenheit zu belassen? Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts litt Anfangs unter der Spannung religiöser Parteien und dann unter den namenlosen Qualen des heillosesten Krieges, der je auf deutschem Boden geführt ward; die zweite hatte kaum Zeit, sich von den grimmigen Brandwunden zu erholen, als westlich die Franzosen, östlich die Türken aufs Neue gegen uns losbrachen. Wie konnte, fragt man billig, in einem Jahrhunderte, welches unser Vaterland aufs schwerste heimsuchte, Bildung, Gelehrsamkeit, Literatur überhaupt noch Gedeihen finden? Gleichwohl sehen wir jene geistigen Güter mitten unter dem Kriegsjammer fortwuchern, freilich verkrüppelt und verkümmert, fahle, geruchlose Blumen, elendes, knorriges Niederholz, die Bildung äffisch der Franzosen Weise zur

Grimasse verzerrend, die Gelehrsamkeit schwerfällig Stoffe auf Stoffe häufend, die Literatur ans Ausland angelehnt, ohne Erfindsamkeit und Geschmack, dabei redselig, selbstgefällig und in Dilettantenart der eigenen Mängel bewußt.

Was soll man Stroh dreschen? Es fallen doch keine Körner heraus. Ja, wenn man lieber ehrlich als ruhmredig sein will, so bleibt man nicht beim 17. Jahrhundert stehen, sondern erklärt frischweg: die 500 Jahre, welche zwischen Friedrich II. von Hohenstaufen und Friedrich II. von Preußen liegen, haben uns Deutschen überhaupt keinen nationalen Dichter gebracht, welcher den besten Söhnen dieser oder jener fremden Nation ebenbürtig zur Seite stünde. Warum will ich aber dennoch so einen alten Schläfer aus seiner langen Ruhe scheuchen? Noch dazu einen Schriftsteller, den der größte Theil meines Publikums kaum dem Namen nach kennt? Weil er der bedeutendste war, nicht bloß unter seinen Zeitgenossen, sondern weithin vorwärts und rückwärts, erstlich als getreuer, drastischer Maler der Sitten, zweitens als wohlmeinender, einsichtsvoller Patriot, der den Kopf hoch hielt im Elend, drittens als frommer Mensch, der bei Fortunas übermüthigem Gaukelspiel ein Christ blieb, endlich als witziger Kopf derbkörnig im Ausdruck, spruch- und anekdotenreich, ein Meister des Stils, der das rechte Wort zur Hand hat am rechten Ort, und nur selten der geschmacklosen Mode etwa durch eine lang gesponnene Allegorie oder eine ungeschickte Häufung von Citaten ein kleines Opfer bringt, sonst allzeit gediegen und fest, wo es gilt mehr Grobschmied als Goldschmied, die Sprache nach löblichen Grundsätzen meisternd und beherrschend wie wenige.

Aber wie kommt es, höre ich fragen, daß der Name Grimmelshausen bis zu dem Grade verschollen ist? Wir haben doch von Opitz und Flemming, von Hoffmannswaldau und Lohenstein vernommen und aus ihren Büchern, die uns etwa der Zufall einmal zu Händen brachte, freilich nicht sonderliche Erbauung geschöpft. Die Hauptursache mag die sein, daß er mit seinem wirklichen Namen hinter anagrammatischen Umbildungen nach der vielbeliebten damaligen Unsitte Versteckens spielte. Nur drei Schriften, und zwar solche, die

gerade am wenigsten in unserem Geschmacke sind, tragen seinen unveränderten Namen; er durfte sich hier nicht maskiren, weil er sie hohen Gönnern und Freundinnen widmete, und brauchte es auch nicht, weil der ernste Charakter dieser Werkchen seine bürgerliche Stellung in keiner Weise compromittirte; alles andere aber, was er außer den beiden Romanen, „Dietwald und Amelinde" und „Proximus und Lympida" und der Abhandlung „Ratio status" geschrieben, trägt einen erdichteten Verfasser an der Stirn. Nun konnten allerdings schon die Nürnberger in der Felßecker'schen Buchhandlung erschienenen Gesammtausgaben und namentlich in diesen zwei Lobgedichte Grimmelshausens, so wie noch manches andere, was ich hier unerörtert lassen muß, den wahren Schriftsteller errathen lassen; aber wer gab sich die Mühe alle Andeutungen zusammenzusuchen, die Anagramme aufzulösen, kurzum ernstlich nach einem Autor zu spähen, dessen Wichtigkeit und Vielseitigkeit man noch nicht ahnte? Mit einem Worte, die Entdeckung von Hermann Kurz, Echtermeyer und Passow war das Ei des Columbus.

Trotz allen Bemühungen, namentlich des letztgenannten Gelehrten, ist es aber gleichwol nicht gelungen über Grimmelshausens Person mehr als einige abgerissene Notizen zu erkunden. Seinen vollständigen Namen führt er selbst an: Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen aus Gelnhausen*), im übrigen ist er äußerst zurückhaltend mit seinen Privatverhältnissen, und einiges von dem, was Neuere darüber berichten, beruht auf schlechter Grundlage. Er sei ohne Erziehung aufgewachsen, soll er in der Vorrede zu seinem „satyrischen Pilgram" erzählen; allein die echte Ausgabe hat gar keine Vorrede; er sei von seinem 10. Jahre an Musketier gewesen, soll er da weiter sagen, eine reine Unmöglichkeit, von der ich nicht begreife, wie ein Gervinus sie nachschreiben mag. Ein zehnjähriger Knabe taugte höchstens zum Reiterjungen, zum Offizierspagen, etwa noch zum Trommelschläger; aber er konnte keine schwere Muskete handhaben, wäre auch zum wirklichen Soldatendienste nicht zugelassen worden. Jene Vorrede der Ausgabe von 1697 stammt von fremder Hand. Nun glaubte

*) Titelblatt und Ende der Widmung des Ratio status.

man, der Verfasser habe in seinem Hauptheldeu, dem Simplicissimus, seine eigne Lebensgeschichte geschrieben; dieser aber war allerdings ohne Erziehung aufgewachsen; also behauptete man frischweg ein Gleiches von dem Schriftsteller.

Zwei Anhaltspunkte, um seine Geburtszeit ungefähr zu bestimmen, gibt uns Grimmelshausen in seinem „ewigwährenden Kalender". Anno 1635, heißt es dort, sei er knabenweis von den Hessen gefangen worden, und an einer andern Stelle, Anno 1643 sei er noch ein junger Soldat gewesen. Jene erste Jahreszahl stimmt auch mit der Zeit so ziemlich überein, in welcher er den Simplicissimus aus seiner ländlichen Einöde im Spessart von einem Reiterschwarm aufscheuchen läßt, als nach der Schlacht bei Nördlingen (6. und 7. Sept. 1634) die zersprengten Schweden und ihre Verbündeten das mittlere Deutschland überflutheten. Von da macht man dann den Rückschluß auf sein Geburtsjahr und setzt dafür die runde Zahl 1625.

Daß er selbst Soldat gewesen, versichert er auch noch an ein paar andern Stellen. In dem Capitel des „satyrischen Pilgram", welches vom Kriege handelt, sagt er von sich selbst: „Ohne Ruhm zu melden, ich bin ehemalen auch darbei gewesen, da man einander das Weiße in den Augen beschaute." (S. 145 der Nürnberger Ausgabe von 1684, dritter Theil.)

Im „Beschluß" hinter dem 6. Buch des Simplicissimus aber (Ausg. v. Keller II. S. 1001) gibt er die Versicherung, Samuel Greifenson vom Hirschfeld, d. i. er selbst, habe seinen Simplicissimus in seiner Jugend zum Theil geschrieben, als er noch Musketirer gewesen, woran ich nicht im mindesten zweifle. Denn das Kriegerleben konnte ja wohl nur von einem diesem Stande Angehörigen und mitten heraus aus der Fülle der Thatsachen so frisch und anschaulich geschildert werden. Bis wie weit man aber aus den Darstellungen des Simplicius Autobiographisches herauszulesen berechtigt ist, muß unentschieden bleiben. Jedenfalls theilte er mit ihm die Freude am Lesen und Schriftstellern, die den Mann von seinen blühenden Jahren an beseelt zu haben scheint. Denn Grimmelshausen war ein Gelehr-

ter von umfangreichem encyklopädischem Wissen in Sprachen und Mathematik sammt deren anverwandten Wissenschaften, er, der einerseits über unsere hochgepriesene Heldensprache seine Studien machte, andererseits aber auch „manchmal die griechischen Bücher vor der Nase hatte, wenn ihm bei unserer deutschen Sprache wollte übel werden" (Mondwelt S. 783), der in fremden neuern Sprachen bekannt war und unsere Dialecte zu gebrauchen verstand, der sich mit Astrologie und Nativitätstellen wie mit Geometrie beschäftigte und sich in Naturkunde wie Historie einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt hatte.

Wann und wie er Stadtschultheiß zu Renchen bei Straßburg geworden, wissen wir nicht; jedenfalls vor 1667 *); daß er als solcher dort gelebt, mit einer Katharina Henninger verheirathet war, und als Vater mehrerer Kinder den 17. August 1676 gestorben ist, erweist das Renchener Kirchenbuch. **)

---

*) Denn aus diesem Jahre stammt seine Renchener Mühlenordnung.

**) Sein von Passow, Blätter f. lit. Unterhaltung 1847. Bd. 1. S. 1091 beigebrachter Todtenschein enthält eine dunkle Stelle, nämlich diese: et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt. Passow meint, es sei dadurch ein bestimmtes Zeugniß gewonnen, daß er in der That Kriegsdienste gethan habe. Ein solches bedurfte es nicht mehr nach den oben beigebrachten Stellen. Aber wie? Kann denn sein eigener Kriegsdienst, der hier erwähnt wird, nach dem Zusammenhang unserer Stelle noch auf die Zeit des 30jährigen Krieges bezogen werden? Unmöglich! Zwischen dem westfälischen Frieden und dem Tode Grimmelshausens liegen 28 Jahre, und was wollte das quamvis besagen? Die Stelle kann meines Erachtens nur so verstanden werden: Grimmelshausen war als Stadtschultheiß wegen der Kriegsunruhen, die der Franzosenkrieg unter Türenne, dem Verheerer der Pfalz, mit sich brachte, wieder Soldat geworden. Seine Kinder, sei es als erwachsen, oder weil er sie etwa nach dem Tode seiner Frau dahin und dorthin in die Kost gegeben, waren in verschiedene Orte zerstreut. Durch Zufall kamen Vater und Kinder in Renchen zusammen, als ersterer starb. In wie fern sein Geburtsjahr vor 1625 angenommen werden muß, wenn jene pueri Gr.'s eigene Söhne gewesen, begreife ich nicht. Als Mann von 49 Jahren konnte er doch erwachsene Kinder haben. — Aus den Worten des Todtenscheines

Wir vermögen aus diesen und einigen andern aphoristischen Thatsachen auf den Bildungsgang und Charakter unseres Schrift-

---

sacramento Eucharistiae pie munitus obiit allein geht auch nicht hervor, daß er katholisch gewesen, indem der letzten Oelung keine Erwähnung geschieht. Ein anderes Moment ist es, wenn in dem Bisthum Straßburg alle herrschaftlichen Amtsschultheißen der katholischen Religion angehören mußten. Daß der Geist, der seine Schriften durchwehe, ein vorherrschend protestantischer sei, möchte ich Keller (Bd. 4, S. 908) selbst auf Jacob Grimms Autorität hin nicht nachschreiben. Im „satyrischen Pilgram" citirt er Bibelstellen häufig nach der Vulgata, redet er vom Gehen zur Beicht, nämlich zur Ohrenbeicht, von der Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer, von dem Banne, den die Priester haben, vom Gebrauche des Pulvers beim te Deum laudamus und den Prozessionen. Wenn die Bibelcitate im Ratio status nach der lutherischen Uebersetzung sind, so bedenke man, daß er diese Schrift dem lutherischen Herrn von Crailsheim gewidmet hat. Die Stelle von gewissenlosen Dorfpfarrern in der „verkehrten Welt" ist ganz katholisch. Häufig nimmt er eine unparteiische Haltung zwischen den streitenden Confessionen, skeptisch wie in der Disputation des Simplicissimus mit dem calvinischen Pfarrer zu Wittstock, billig denkend, heiter, wie in der Schenke im Vogelnest, wo Protestanten und Katholiken einander mit spöttlichen Anekdoten bewerfen, doch also, daß das katholische Prinzip durch die wohlapplicirte Ohrfeige den Sieg erhält. Am liebsten möchte er die Confessionen ausgleichen und ein Christenthum herstellen wie der künftige Held seines Jupiter. War er Convertit gleich seinem Simplicissimus, so muß er es geworden sein vor seinem schriftstellerischen Auftreten. Der Priesterstand ist bei ihm trotz einzelner Ausfälle doch im Ganzen geschont und genießt die Vorrechte göttlicher Weihe. Eine wichtige Stelle über sein Bekenntniß findet sich in der „Reiß-Beschreibung nach der obern und neuen Monds-Welt" S. 783, wo er auf die Frage eines Mondsgeistlichen, welcher Religion er wäre, sich also erklärt: Dem antwortet ich und bat gar sehr, er wollte mir verzeihen, wenn ich die Wahrheit sagte, denn es wäre meine Natur also, daß ich jemanden zu Gefallen nicht hinterm Zaun halten könnte: ich wäre der alten Religion, nicht zwar römisch, auch nicht jüdisch; denn bei jenen sei kein Licht mehr als die Kerzen in den Kirchen u. s. w. Seine weitere Polemik gegen die Unrömischen mit ihrer neuen spitzfindigen Weisheit und diese Stelle zusammengehalten machen den Eindruck, als wollte er sagen: „Wohl bin ich Katholik, aber kein Papist; und bei den Protestanten der Neuzeit ist auch nicht alles, wie es sein soll; Spitzfindigkeit ist an die Stelle des einfachen Glaubens getreten, und die christliche Liebe ver-

stellers keine Schlüsse zu ziehen und so soll es denn bei diesen kurzen Bemerkungen sein Bewenden haben.

Da sich seine herausgegebenen Schriften fast alle auf einen Zeitraum von 6 Jahren zwischen 1666 und 72 zusammendrängen und auch aus der Schreibart eine wesentliche Veränderung in Bildung und Geistesrichtung unseres Schriftstellers sich nicht abnehmen läßt *), so wäre es unzweckmäßig in unserer Darstellung einen chronologischen Gang einzuhalten. Theilen wir lieber seine Werke und Werkchen in einzelne Klassen, deren sich ungesucht folgende ergeben:

1) Abhandlungen und Betrachtungen,
2) Didaktische Erzählungen,
3) Romane im Geschmack der höhern Stände,
4) Volksromane.

In dieser letzten Gattung liegt Grimmelshausens Hauptbedeutung.

I.

Beginnen wir, um gleichsam spielend seiner Denk- und Darstellungsart nahe zu kommen, mit einer Sammlung kleiner Aufsätze,

---

misse ich." Daß der Verfasser tiefe und nachhaltige religiöse Bedürfnisse überhaupt wohl nicht gekannt habe, wird durch seine „Verkehrte Welt", durch seine ernsten Romane, durch die einsiedlerische Richtung des Simplicissimus, durch die religiöse Wendung in beiden Theilen seines Vogelnestes widerlegt. Selbst Springinsfeld, der alte Freigeist, muß, bevor er aus dieser Welt scheidet noch bekehrt werden.

*) Doch müssen wir annehmen, daß er manches schon im Pulte hatte, zu dessen unmittelbarer Veröffentlichung ihn die günstige Aufnahme des Simplicissimus vermochte. Der bereits angeführte „Beschluß" hinter dem 6. Buch des Simplicissimus vom 22. April 1668 sagt, daß Greifenson „noch mehr seine satyrische Gedichte hinterlassen" habe, welche, wenn dies Werk beliebt werde, wohl auch durch den Druck an Tag gegeben werden könnten. Die Annahme Kellers (II, 1135), als habe er an diesem Tage bereits das sechste Buch beschlossen, oder es sei 1668 ein Druckfehler, ist nicht nothwendig, Er konnte ja den Beschluß bereits nach Beendigung des fünften geschrieben haben und erst nach dem sechsten veröffentlichen. Jene satyrischen Gedichte aber, die schon fertig waren, sind die Courage, der Springinsfeld, vielleicht auch der erste Theil des Vogelnests.

die auch der Zeit nach unter seine frühesten Sachen gehören mag und den Titel hat: Der satyrische Pilgram. Es sind 20 kurze Abhandlungen, gleichmäßig in 2 Bücher vertheilt; jede einzelne zerfällt in drei Abschnitte: Satz, Gegensatz und Nachklang. Der Satz enthält des Gegenstandes Lob, der Gegensatz seinen Tadel, der Nachklang versucht zwischen Lob und Tadel eine Vermittlung zu stiften und zum Besten des Lesers eine Nutzanwendung zu machen. Jedes Ding läßt sich von zwei Seiten betrachten, und Wahrheit und Recht liegen theoretisch angesehen und praktisch behandelt, meistentheils in der Mitte. Diese Dreitheiligkeit hat ihre Anlehnung an die alte Satzung der Minne- und Meistersänger, wie an die Weise der griechischen Chöre. Nur bei Gott und bei den Priestern läßt er sich auf keinen Tadel ein, bei jenem nicht wegen der Unmöglichkeit, bei diesen nicht wegen der Mißlichkeit. Denn Gott hat den Priesterstand eingesetzt, und wenn nun gleich einer oder mehrere Priester aus den Schranken ihres Berufes schreiten würden, so will er sich doch an ihren Personen nicht reiben. Wir sollen ihren Worten und nicht ihren Werken folgen; und ob auch einige abfielen, so sind noch genugsam getreue übrig. Die Apostel sollen Judä Abfall nicht entgelten. Zudem haben die Priester neben ihrer heilsamen Absolution den erschrecklichen Donnerstrahl des Bannes in Händen, mit welchem sie einen urplötzlich bis in die Hölle hinunterschlagen können; darum verbleibe er, bis Gott aus ihm mache, was er wolle, seinen Priestern gegenüber zwischen Furcht und Hoffnung in beständiger Devotion. Wir sehen aus dieser Stelle, was manche geläugnet: Grimmelshausen war Katholik; seine Duldsamkeit in confessionellen Fragen wird im Verlauf unserer Darstellung genugsam hervorleuchten.

Ich hebe aus den 20 kleinen Disputationen nur die interessantesten Punkte heraus. Dem Bauernstande sagt er im Punkte der Unreinlichkeit, der Falschheit und Betrügerei viel Böses nach, Schilderungen, bei denen uns die freudige Wahrnehmung in die Hand geht, wie denn doch in geselliger und sittlicher Hinsicht auch dieser damals völlig jammervolle Stand seitdem sich mächtig gehoben hat. Am Herrenstande mißkennt er bei dessen vielfachen Annehmlichkeiten doch

keineswegs die großen Sorgen. Bettler pflegt nicht die Armuth, sondern die Faulheit und Schamlosigkeit zu machen. Die Erzbettler schätzen ihren freien Stand für den allerglückseligsten unter der Sonne. Die Nachtheile des Krieges hat im verwichenen deutschen Kriege jeder genugsam erfahren, und doch ist seit dem Friedensschluß so ein Haufen junger „Schnauzhahnen" aufgewachsen, die nur deswegen gern einen Krieg sähen, weil sie nicht wissen, was Krieg ist. Durchaus kein Zelot und Feind geselliger Freuden, zeigt er sich doch auch bereits hier, wie nachher in seinem Simplicissimus als einen Gegner des Tanzes und führt mit großem Eifer aus, daß derselbe eine Erfindung des Teufels sei. Von Wein, Weibern und Liebe wiederholt er viel, was schon Philander von Sittewald vorgebracht, den er auch mehrfach anführt. Nur auf zwei Kapitel will ich noch aufmerksam machen. Von der Poeterei und vom Tabak. Ueber die Dichtkunst hat er eine würdige Ansicht, daß sie der Ausfluß sei einer besondern göttlichen Kraft und Erleuchtung der Seele. Hier stellt er auch, was in diesem Zeitalter zu verwundern, unsern „altfränkischen Teutschen Hans Sachsen" bereits in die Reihe hochbegnadeter Poeten. Im allgemeinen seien die Poeten aller Ehre werth, vornehmlich aber unsere deutschen Poeten, welche ihre Muttersprache, die beinahe alle Ausländer für hart und unartig gehalten und ausgeschrien, durch ihre sinnreichen Köpfe dermaßen auspolirt hätten, daß sie keiner fremden im geringsten nichts nachgebe. Höchst interessant aber erscheint uns das Kapitel vom Tabak. Das Rauchen, Schnupfen und Kauen des Tabaks war im 30jährigen Kriege aufgekommen und das erstere zumal hatte sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Schon Philander spricht von einem besondern Tabakteufel, der die Indianer an den Spaniern gerächt habe, und Grimmelshausen versichert, es sei kein Bauernhaus in Deutschland, darin sich nicht eine Pfeife finde. Der Tabak wurde unter die vornehmsten Arzeneikräuter gerechnet, und man schrieb ihm eine Menge heilsamer Wirkungen zu; man hieß ihn das heilige Kraut; für Tabakrauchen sagte man Tabaktrinken, oder wer die neue Sitte verwarf, sagte Tabak saufen; Tabak kauen hieß Tabak essen. Unser Schriftsteller sagt in seiner Lobrede: „Es

scheint gleichsam, als wenn aus sonderer Vorsehung Gottes in diesen letzten Zeiten dem schwachen menschlichen Geschlecht, welches allem Ansehen nach auf die Neige geht, zum Besten der edle Tabak offenbart worden wäre, dessen hinfällige matte Kräfte damit zu stärken und den zufälligen widerwärtigen neuen Krankheiten damit zu begegnen, dahero etliche Fürsten, die ihn ihren Unterthanen bei hoher Strafe verboten, bishero noch wenig ausrichten mögen; wird auch schwerlich wiederum aus Teutschland gebannt werden können." Um so entschiedener und kräftiger aber läßt er nach solchem Preis den Tadel spielen. Die Menschen könnten schier keine ärgere Thorheit erdenken als die, sich den Teufeln in der Hölle ähnlicher zu zeigen. „Man sehe mir doch um Gotteswillen nur so einen Kerl an, wie er dort steht mit dem Feuer in der Hand und der Tabakpfeife im Maul, wie er begierig den stinkenden Rauch an sich zeucht und wie schnell er ihn wieder von sich bläst, wie er die Luft mit Gestank erfüllt und die Erde mit Unflat beschmeißt. Nichts auf der Welt lernt einer dem andern so gern als das Tabaksaufen und die Lehrjungen begreifen auch nichts behender als eben diese Thorheit. Solch ein Phantast kann dessen die Tage seines Lebens nimmermehr müssig stehen, und sollte er statt des Tabaks dürre Hutzeln oder faules Heu einfüllen; davon stinken sie dann immerhin so abscheulich aus dem Maule heraus, wie ein abgebranntes Dorf u. s. w." Genug, man sieht, dem Verfasser ist es mit seiner Strafpredigt mehr Ernst als mit seinem vorausgehenden Lobspruch.

Im satyrischen Pilgram, ein Titel, welcher davon entnommen zu sein scheint, daß der Verfasser die verschiedensten Lebensverhältnisse wie ein Pilgrim durchwandert, liegen schon alle Grundanschauungen Grimmelshausens, die er in Erzählungen und Abhandlungen dargestellt und weiter ausgeführt hat. Die einzelnen Abschnitte sind gedankenreich, die Behandlung wohlgeordnet und durch die schroffen Gegensätze pikant und unterhaltend. Nicht das Gleiche läßt sich dem Schriftchen nachrühmen, welches überschrieben ist: Satyrische Gesicht und Traumgeschicht von Dir und Mir, d. h. wohl satyrische Betrachtungen, die sich dem Verfasser

beim Anschauen seiner selbst und anderer ungesucht ergeben haben. Träumen ist phantastisch und ordnungslos; literarische Träume gleichen den Phantasien der Musiker. In dieser Form der Welt Sünden und Thorheiten zu strafen war nach dem Vorgang der Spanier unter uns seit Moscherosch oder Philander von Sittewald Mode geworden, dessen wunderliche und wahrhafte in den Jahren 1639—43 verfaßte Gesichte allgemeinen Beifall und vielseitige Nachahmung fanden. Träumend zu tadeln ist vorsichtig; wenn einer seinen Traum erzählt, kann ihm Niemand etwas anhaben; hat er doch nicht in böser Absicht geträumt; Träume zu beschreiben, ist zugleich bequem für einen Dichter, weil er die wildschweifende Phantasie nicht einzufangen braucht; darum hat auch Jean Paul so gern geträumt. Wozu mache ich diese Anmerkungen? lediglich um die eben genannte Traumschrift Grimmelshausens zu charakterisiren, und neben ihr einige verwandte, von denen ich nachher sprechen will. Die Gedanken fliegen hier aufs bunteste durcheinander, immer sinnreich, aber durch Regellosigkeit ermüdend wie das Geplauder eines Schwätzers, der von einem auf alles kommt. Wenn es nicht allzuverwegen ist, aus innern Gründen einen Schluß zu machen, so nenne ich diese Schrift eine Jugendarbeit des Verfassers, hervorgerufen durch die Lektüre der ersten Abtheilung der Gesichte Philanders, eine Lektüre, bei der man sich auch umsonst nach Gedankenordnung und Ruhepunkten sehnt.

Sie machte auf mich den Eindruck des Burschikosen, volksmäßig Possenreißerischen, durch allzudichte Häufung von Witzen, Wortspielen, sprichwörtlichen Redensarten Gezwungenen, so etwa wie wenn ein Narr bei Shakspeare eine längere Rede hält. Probeweise will ich aus ihrem „Traums-verantwortlichen Anhang" eine artige Stelle mittheilen. Indem er von den Neuadeligen redet, spricht er sich (S. 766) über ihre Namen also aus: „Dann es mir, die Wahrheit zu bekennen, ungesalzen vorkommt, wenn Christmann sich von Christmann, Wagner von Wagner, Müller von Müller und so fortan nennen thut. Besser laut es, wenn man sagt von Christmannsau, von Wagenburg, von Mühlenteich. Ich will niemand vorschreiben, doch möchte sich etwan ein Geistlicher von Heilgenstadt oder Pfäf-

lingen, ein Rechtsgelehrter von Rechtenberg, ein Medicus von Helffenrath, ein Philosophus von Scharffenwitz, ein Rath von Lehenwart, ein Amtsverweser von Gleichsam, ein Schreiber von Schwarzdünkendorf, ein Viehhändler von Ochsenfurt, Schweinfurt oder Hammelburg, ein Trompeter von Lermenschall, ein Metzger von Würgersheim, ein Schneider von Hohenstuhlingen, ein Schwertfeger von Klingenberg, ein Schmidt von Eisenach und ein Poet von Reinereim nennen. Dergleichen Titel noch mehr könnten an die Hand gegeben werden, bin aber bereits zu weit von der Hauptsach abgangen, und wolle itzt allein wohlmeinend erinnern, daß alle die, welche im Frieden oder Krieg hervorkommen, wann sie auf Ehrenburg reisen, zuvor ihren Weg auf Saltzburg nehmen und das Stoltzenbergerthal weit auf der linken Hand liegen lassen."

Man könnte diese Schrift, die ich unter die Betrachtungen gestellt, auch den didaktischen Erzählungen einreihen; doch sind die Reflexionen in einem Grade vorherrschend, daß man darüber die Erzählung zu vergessen pflegt. Die Abhandlung: „Zweiköpfiger Ratio status" d. h. Entgegengesetzte Politik, will ich nur kurz berühren. Auch unter den Fortsetzungen der Gesichte Philanders von Sittewald befand sich bereits ein Ratio status (Leidener Ausg. 1646 Thl. 3 S. 7); der Ausdruck wechselte ab mit dem französischen raison d'état. War auch Selbstsucht von jeher häufiger als Gottesfurcht die Triebfeder der Herrschenden, und bedurfte es keinen Machiavelli, um die Fürsten Grundsätze zu lehren, welche der Despotismus von selbst befolgt, so gaben doch die Richelieu und Mazarin mit ihrer verschlagenen Politik ehrlichgesinnten Männern noch mehr Anlaß, über rechtliche und gottlose Regierungsmaximen nachzudenken. Aber Grimmelshausens politischer Traktat ist äußerst langweilig, weil er die verwerfliche und gottwohlgefällige Politik des breitesten an den Beispielen Sauls und Davids, Jonathans und Joabs nachweist. Auch abgesehen von der Weitläufigkeit der Erörterungen vermögen wir seinen Sätzen nimmer zu folgen, weil wir über Saul und David jetzt ganz andere Urtheile fällen und dem herrschsüchtigen Priester Samuel und seinem Prätendenten die Zustimmung versagen.

Dagegen hat der Traktat mit dem Titel: Des weltberufenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel, jedermänniglichen, wanns sein kan, ohne Lachen erlaubt zu lesen von Signeur Meßmahl (Anagramm von Grimmelshausen), so viele eigenthümliche und hervorstechende Vorzüge, daß ich mir verstatten muß, etwas länger dabei zu weilen. Der Ausdruck „deutscher Michel" war schon vorher in Gebrauch. Philander in dem wichtigen Traumgesicht „à la Mode Kehraus" sagt: „Ich wäre ein geborner teutscher Michel, könte kein andere Sprach als dieselbe." Das Eindringen des Lateinischen und Französischen in die deutsche Sprache hatte seit lange den Unwillen der Vaterlandsfreunde erregt. Man fürchtete nicht mit Unrecht von dem Versinken der deutschen Heldensprache, wie man zu sagen liebte, eine Gefahr für die deutsche Freiheit. Daher die Entstehung der bekannten Gesellschaften für die Reinheit unserer Sprache, daher der Kampfeseifer der Epigrammatisten und Satyriker wie Logau, Lauremberg, Moscherosch u. A. gegen das Verwelschen. In dem eben genannten Gesicht geht der letztere den Modehelden in Sprache wie Sitte mit gewaltigem Ernst zu Leibe. Ich will daraus nur eine merkwürdige Stelle anführen, eine Prophezeiung des Erzvaters und Königs Tuitscho: „Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das teutsche Reich soll zu Grunde gehen, so werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten und sich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Muttersprach verachten und der Welschen Gewäsch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen, und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekützelt haben; wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wieder ihr Maß setze, sie durch gelehrte Leut aufbringe und die welschlende Stimpler nach Verdienst abstrafe. O Gott, welchen Helden hast du dir hiezu erwählt? Treibe ihn, auf daß dies Werk einen seligen Fortgang habe!" Der Held sollte noch lange fehlen, Sprache und Reich miteinander immer mehr versumpfen, Brüder mit Brüdern noch oftmals

kämpfen. Aber traf die Weissagung nicht dennoch ein? Haben die Welschgesinnten nicht das Reich zur Beute gelassen den Franzosen und ging die nachmalige Befreiung nicht von den Freunden des deutschen Wortes aus?

In diesem patriotischen Sinn hat auch Grimmelshausen seine Abhandlung über unsere Sprache geschrieben; das Lachen war ihm, ungeachtet er hin und wieder Komisches einmischte, gar sehr Nebensache; es steht nur der Spekulation wegen auf dem Titel — denn Autoren und Buchhändler machten es damals wie die Marktschreier. — So löblich es ist, meint er, viele Sprachen zu verstehen, so nimmt doch ihr Erlernen der Erwerbung positiver Kenntnisse viele Zeit weg. Auch vermögen die fremden zusammengeflickten Sprachen unserer vollkommenen, in, an und für sich selbst bestehenden teutschen Heldensprache weder an Güte noch Alterthum das Wasser nicht zu bieten. Mancher lateinische Handwerkskerl dünkt sich was rechtes, wenn er Latein einmischen kann; das ahmen dann die Unverständigen nach, wie es in einem schon bei Philander angeführten Liede hieß (Grimmelshausen Keller II. S. 1090. Philander Straßbg. 1643. II. S. 123):

Fast jeder Schneider will jetzund keyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Wälsch und Französisch, halb Japonesisch,
Wan er ist doll und voll der grobe Knoll.
Der Knecht Matthies spricht bona dies,
Wan er gut morgen sagt und grüst die Magd;
Die wend den Kragen, thut ihm danck sagen,
Spricht deo gratias, Herr Hippocras.
Ihr böse Teutschen, man solt euch peutschen,
Daß ihr der Mutterspracb nicht kommet nach.
Ihr thut alls mischen mit faulen Fischen
Und macht ein misch gemäsch ein wülste wäsch
Ich muß es sagen, mit unmuth klagen,
Ein fauler Hauffen käß, ein seltzams gfräß.
Wir hans verstanden mit spott und schanden,
Wie man die Sprach verkehrt und ganz zerstört.

ter von umfangreichem encyklopädischem Wissen in Sprachen und Mathematik sammt deren anverwandten Wissenschaften, er, der einerseits über unsere hochgepriesene Heldensprache seine Studien machte, andererseits aber auch „manchmal die griechischen Bücher vor der Nase hatte, wenn ihm bei unserer deutschen Sprache wollte übel werden" (Mondwelt S. 783), der in fremden neuern Sprachen bekannt war und unsere Dialecte zu gebrauchen verstand, der sich mit Astrologie und Nativitätstellen wie mit Geometrie beschäftigte und sich in Naturkunde wie Historie einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt hatte.

Wann und wie er Stadtschultheiß zu Renchen bei Straßburg geworden, wissen wir nicht; jedenfalls vor 1667 *); daß er als solcher dort gelebt, mit einer Katharina Henninger verheirathet war, und als Vater mehrerer Kinder den 17. August 1676 gestorben ist, erweist das Renchener Kirchenbuch. **)

---

*) Denn aus diesem Jahre stammt seine Renchener Mühlenordnung.

**) Sein von Passow, Blätter f. lit. Unterhaltung 1847. Bd. 1. S. 1091 beigebrachter Todtenschein enthält eine dunkle Stelle, nämlich diese: et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt. Passow meint, es sei dadurch ein bestimmtes Zeugniß gewonnen, daß er in der That Kriegsdienste gethan habe. Ein solches bedurfte es nicht mehr nach den oben beigebrachten Stellen. Aber wie? Kann denn sein eigener Kriegsdienst, der hier erwähnt wird, nach dem Zusammenhang unserer Stelle noch auf die Zeit des 30jährigen Krieges bezogen werden? Unmöglich! Zwischen dem westfälischen Frieden und dem Tode Grimmelshausens liegen 28 Jahre, und was wollte das quamvis besagen? Die Stelle kann meines Erachtens nur so verstanden werden: Grimmelshausen war als Stadtschultheiß wegen der Kriegsunruhen, die der Franzosenkrieg unter Türenne, dem Verheerer der Pfalz, mit sich brachte, wieder Soldat geworden. Seine Kinder, sei es als erwachsen, oder weil er sie etwa nach dem Tode seiner Frau dahin und dorthin in die Kost gegeben, waren in verschiedene Orte zerstreut. Durch Zufall kamen Vater und Kinder in Renchen zusammen, als ersterer starb. In wie fern sein Geburtsjahr vor 1625 angenommen werden muß, wenn jene pueri Gr.'s eigene Söhne gewesen, begreife ich nicht. Als Mann von 49 Jahren konnte er doch erwachsene Kinder haben. — Aus den Worten des Todtenscheines

Wir vermögen aus diesen und einigen andern aphoristischen Thatsachen auf den Bildungsgang und Charakter unseres Schrift-

---

sacramento Eucharistiae pie munitus obiit allein geht auch nicht hervor, daß er katholisch gewesen, indem der letzten Oelung keine Erwähnung geschieht. Ein anderes Moment ist es, wenn in dem Bisthum Straßburg alle herrschaftlichen Amtsschultheißen der katholischen Religion angehören mußten. Daß der Geist, der seine Schriften durchwehe, ein vorherrschend protestantischer sei, möchte ich Keller (Bd. 4, S. 908) selbst auf Jacob Grimms Autorität hin nicht nachschreiben. Im „satyrischen Pilgram" citirt er Bibelstellen häufig nach der Vulgata, redet er vom Gehen zur Beicht, nämlich zur Ohrenbeicht, von der Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer, von dem Banne, den die Priester haben, vom Gebrauche des Pulvers beim te Deum laudamus und den Prozessionen. Wenn die Bibelcitate im Ratio status nach der lutherischen Uebersetzung sind, so bedenke man, daß er diese Schrift dem lutherischen Herrn von Crailsheim gewidmet hat. Die Stelle von gewissenlosen Dorfpfarrern in der „verkehrten Welt" ist ganz katholisch. Häufig nimmt er eine unparteiische Haltung zwischen den streitenden Confessionen, skeptisch wie in der Disputation des Simplicissimus mit dem calvinischen Pfarrer zu Wittstock, billig denkend, heiter, wie in der Schenke im Vogelnest, wo Protestanten und Katholiken einander mit spöttlichen Anekdoten bewerfen, doch also, daß das katholische Prinzip durch die wohlapplicirte Ohrfeige den Sieg erhält. Am liebsten möchte er die Confessionen ausgleichen und ein Christenthum herstellen wie der künftige Held seines Jupiter. War er Convertit gleich seinem Simplicissimus, so muß er es geworden sein vor seinem schriftstellerischen Auftreten. Der Priesterstand ist bei ihm trotz einzelner Ausfälle doch im Ganzen geschont und genießt die Vorrechte göttlicher Weihe. Eine wichtige Stelle über sein Bekenntniß findet sich in der „Reiß-Beschreibung nach der obern und neuen Monds-Welt" S. 783, wo er auf die Frage eines Mondsgeistlichen, welcher Religion er wäre, sich also erklärt: Dem antwortet ich und bat gar sehr, er wollte mir verzeihen, wenn ich die Wahrheit sagte, denn es wäre meine Natur also, daß ich jemanden zu Gefallen nicht hinterm Zaun halten könnte: ich wäre der alten Religion, nicht zwar römisch, auch nicht jüdisch; denn bei jenen sei kein Licht mehr als die Kerzen in den Kirchen u. s. w. Seine weitere Polemik gegen die Unrömischen mit ihrer neuen spitzfindigen Weisheit und diese Stelle zusammengehalten machen den Eindruck, als wollte er sagen: „Wohl bin ich Katholik, aber kein Papist; und bei den Protestanten der Neuzeit ist auch nicht alles, wie es sein soll; Spitzfindigkeit ist an die Stelle des einfachen Glaubens getreten, und die christliche Liebe ver-

stellers keine Schlüsse zu ziehen und so soll es denn bei diesen kurzen Bemerkungen sein Bewenden haben.

Da sich seine herausgegebenen Schriften fast alle auf einen Zeitraum von 6 Jahren zwischen 1666 und 72 zusammendrängen und auch aus der Schreibart eine wesentliche Veränderung in Bildung und Geistesrichtung unseres Schriftstellers sich nicht abnehmen läßt*), so wäre es unzweckmäßig in unserer Darstellung einen chronologischen Gang einzuhalten. Theilen wir lieber seine Werke und Werkchen in einzelne Klassen, deren sich ungesucht folgende ergeben:

1) Abhandlungen und Betrachtungen,
2) Didaktische Erzählungen,
3) Romane im Geschmack der höhern Stände,
4) Volksromane.

In dieser letzten Gattung liegt Grimmelshausens Hauptbedeutung.

I.

Beginnen wir, um gleichsam spielend seiner Denk- und Darstellungsart nahe zu kommen, mit einer Sammlung kleiner Aufsätze,

---

misse ich." Daß der Verfasser tiefe und nachhaltige religiöse Bedürfnisse überhaupt wohl nicht gekannt habe, wird durch seine „Verkehrte Welt", durch seine ernsten Romane, durch die einsiedlerische Richtung des Simplicissimus, durch die religiöse Wendung in beiden Theilen seines Vogelnestes widerlegt. Selbst Springinsfeld, der alte Freigeist, muß, bevor er aus dieser Welt scheidet noch bekehrt werden.

*) Doch müssen wir annehmen, daß er manches schon im Pulte hatte, zu dessen unmittelbarer Veröffentlichung ihn die günstige Aufnahme des Simplicissimus vermochte. Der bereits angeführte „Beschluß" hinter dem 6. Buch des Simplicissimus vom 22. April 1668 sagt, daß Greifenson „noch mehr seine satyrische Gedichte hinterlassen" habe, welche, wenn dies Werk beliebt werde, wohl auch durch den Druck an Tag gegeben werden könnten. Die Annahme Kellers (II, 1135), als habe er an diesem Tage bereits das sechste Buch beschlossen, oder es sei 1668 ein Druckfehler, ist nicht nothwendig, Er konnte ja den Beschluß bereits nach Beendigung des fünften geschrieben haben und erst nach dem sechsten veröffentlichen. Jene satyrischen Gedichte aber, die schon fertig waren, sind die Courage, der Springinsfeld, vielleicht auch der erste Theil des Vogelnests.

die auch der Zeit nach unter seine frühesten Sachen gehören mag und den Titel hat: Der satyrische Pilgram. Es sind 20 kurze Abhandlungen, gleichmäßig in 2 Bücher vertheilt; jede einzelne zerfällt in drei Abschnitte: Satz, Gegensatz und Nachklang. Der Satz enthält des Gegenstandes Lob, der Gegensatz seinen Tadel, der Nachklang versucht zwischen Lob und Tadel eine Vermittlung zu stiften und zum Besten des Lesers eine Nutzanwendung zu machen. Jedes Ding läßt sich von zwei Seiten betrachten, und Wahrheit und Recht liegen theoretisch angesehen und praktisch behandelt, meistentheils in der Mitte. Diese Dreitheiligkeit hat ihre Anlehnung an die alte Satzung der Minne- und Meistersänger, wie an die Weise der griechischen Chöre. Nur bei Gott und bei den Priestern läßt er sich auf keinen Tadel ein, bei jenem nicht wegen der Unmöglichkeit, bei diesen nicht wegen der Mißlichkeit. Denn Gott hat den Priesterstand eingesetzt, und wenn nun gleich einer oder mehrere Priester aus den Schranken ihres Berufes schreiten würden, so will er sich doch an ihren Personen nicht reiben. Wir sollen ihren Worten und nicht ihren Werken folgen; und ob auch einige abfielen, so sind noch genugsam getreue übrig. Die Apostel sollen Judä Abfall nicht entgelten. Zudem haben die Priester neben ihrer heilsamen Absolution den erschrecklichen Donnerstrahl des Bannes in Händen, mit welchem sie einen urplötzlich bis in die Hölle hinunterschlagen können; darum verbleibe er, bis Gott aus ihm mache, was er wolle, seinen Priestern gegenüber zwischen Furcht und Hoffnung in beständiger Devotion. Wir sehen aus dieser Stelle, was manche geläugnet: Grimmelshausen war Katholik; seine Duldsamkeit in confessionellen Fragen wird im Verlauf unserer Darstellung genugsam hervorleuchten.

Ich hebe aus den 20 kleinen Disputationen nur die interessantesten Punkte heraus. Dem Bauernstande sagt er im Punkte der Unreinlichkeit, der Falschheit und Betrügerei viel Böses nach, Schilderungen, bei denen uns die freudige Wahrnehmung in die Hand geht, wie denn doch in geselliger und sittlicher Hinsicht auch dieser damals völlig jammervolle Stand seitdem sich mächtig gehoben hat. Am Herrenstande mißkennt er bei dessen vielfachen Annehmlichkeiten doch

keineswegs die großen Sorgen. Bettler pflegt nicht die Armuth, sondern die Faulheit und Schamlosigkeit zu machen. Die Erzbettler aber schätzen ihren freien Stand für den allerglückseligsten unter der Sonne. Die Nachtheile des Krieges hat im verwichenen deutschen Kriege jeder genugsam erfahren, und doch ist seit dem Friedensschluß so ein Haufen junger „Schnauzhahnen" aufgewachsen, die nur deswegen gern einen Krieg sähen, weil sie nicht wissen, was Krieg ist. Durchaus kein Zelot und Feind geselliger Freuden, zeigt er sich doch auch bereits hier, wie nachher in seinem Simplicissimus als einen Gegner des Tanzes und führt mit großem Eifer aus, daß derselbe eine Erfindung des Teufels sei. Von Wein, Weibern und Liebe wiederholt er viel, was schon Philander von Sittewald vorgebracht, den er auch mehrfach anführt. Nur auf zwei Kapitel will ich noch aufmerksam machen. Von der Poeterei und vom Tabak. Ueber die Dichtkunst hat er eine würdige Ansicht, daß sie der Ausfluß sei einer besondern göttlichen Kraft und Erleuchtung der Seele. Hier stellt er auch, was in diesem Zeitalter zu verwundern, unsern „altfränkischen Teutschen Hans Sachsen" bereits in die Reihe hochbegnadeter Poeten. Im allgemeinen seien die Poeten aller Ehre werth, vornehmlich aber unsere deutschen Poeten, welche ihre Muttersprache, die beinahe alle Ausländer für hart und unartig gehalten und ausgeschrien, durch ihre sinnreichen Köpfe dermaßen auspolirt hätten, daß sie keiner fremden im geringsten nichts nachgebe. Höchst interessant aber erscheint uns das Kapitel vom Tabak. Das Rauchen, Schnupfen und Kauen des Tabaks war im 30jährigen Kriege aufgekommen und das erstere zumal hatte sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Schon Philander spricht von einem besondern Tabakteufel, der die Indianer an den Spaniern gerächt habe, und Grimmelshausen versichert, es sei kein Bauernhaus in Deutschland, darin sich nicht eine Pfeife finde. Der Tabak wurde unter die vornehmsten Arzeneikräuter gerechnet, und man schrieb ihm eine Menge heilsamer Wirkungen zu; man hieß ihn das heilige Kraut; für Tabakrauchen sagte man Tabaktrinken, oder wer die neue Sitte verwarf, sagte Tabak saufen; Tabak kauen hieß Tabak essen. Unser Schriftsteller sagt in seiner Lobrede: „Es

scheint gleichsam, als wenn aus sonderer Versehung Gottes in diesen letzten Zeiten dem schwachen menschlichen Geschlecht, welches allem Ansehen nach auf die Neige geht, zum Besten der edle Tabak offenbart worden wäre, dessen hinfällige matte Kräfte damit zu stärken und den zufälligen widerwärtigen neuen Krankheiten damit zu begegnen, dahero etliche Fürsten, die ihn ihren Unterthanen bei hoher Strafe verboten, bishero noch wenig ausrichten mögen; wird auch schwerlich wiederum aus Teutschland gebannt werden können." Um so entschiedener und kräftiger aber läßt er nach solchem Preis den Tadel spielen. Die Menschen könnten schier keine ärgere Thorheit erdenken als die, sich den Teufeln in der Hölle ähnlicher zu zeigen. „Man sehe mir doch um Gotteswillen nur so einen Kerl an, wie er dort steht mit dem Feuer in der Hand und der Tabakpfeife im Maul, wie er begierig den stinkenden Rauch an sich zeucht und wie schnell er ihn wieder von sich bläst, wie er die Luft mit Gestank erfüllt und die Erde mit Unflat beschmeißt. Nichts auf der Welt lernt einer dem andern so gern als das Tabaksaufen und die Lehrjungen begreifen auch nichts behender als eben diese Thorheit. Solch ein Phantast kann dessen die Tage seines Lebens nimmermehr müssig stehen, und sollte er statt des Tabaks dürre Hutzeln oder faules Heu einfüllen; davon stinken sie dann immerhin so abscheulich aus dem Maule heraus, wie ein abgebranntes Dorf u. s. w." Genug, man sieht, dem Verfasser ist es mit seiner Strafpredigt mehr Ernst als mit seinem vorausgehenden Lobspruch.

Im satyrischen Pilgram, ein Titel, welcher davon entnommen zu sein scheint, daß der Verfasser die verschiedensten Lebensverhältnisse wie ein Pilgrim durchwandert, liegen schon alle Grundanschauungen Grimmelshausens, die er in Erzählungen und Abhandlungen dargestellt und weiter ausgeführt hat. Die einzelnen Abschnitte sind gedankenreich, die Behandlung wohlgeordnet und durch die schroffen Gegensätze pikant und unterhaltend. Nicht das Gleiche läßt sich dem Schriftchen nachrühmen, welches überschrieben ist: Satyrische Gesicht und Traumgeschicht von Dir und Mir, d. h. wohl satyrische Betrachtungen, die sich dem Verfasser

beim Anschauen seiner selbst und anderer ungesucht ergeben haben. Träumen ist phantastisch und ordnungslos; literarische Träume gleichen den Phantasien der Musiker. In dieser Form der Welt Sünden und Thorheiten zu strafen war nach dem Vorgang der Spanier unter uns seit Moscherosch oder Philander von Sittewald Mode geworden, dessen wunderliche und wahrhafte in den Jahren 1639—43 verfaßte Gesichte allgemeinen Beifall und vielseitige Nachahmung fanden. Träumend zu tadeln ist vorsichtig; wenn einer seinen Traum erzählt, kann ihm Niemand etwas anhaben; hat er doch nicht in böser Absicht geträumt; Träume zu beschreiben, ist zugleich bequem für einen Dichter, weil er die wildschweifende Phantasie nicht einzufangen braucht; darum hat auch Jean Paul so gern geträumt. Wozu mache ich diese Anmerkungen? lediglich um die eben genannte Traumschrift Grimmelshausens zu charakterisiren, und neben ihr einige verwandte, von denen ich nachher sprechen will. Die Gedanken fliegen hier aufs bunteste durcheinander, immer sinnreich, aber durch Regellosigkeit ermüdend wie das Geplauder eines Schwätzers, der von einem auf alles kommt. Wenn es nicht allzuverwegen ist, aus innern Gründen einen Schluß zu machen, so nenne ich diese Schrift eine Jugendarbeit des Verfassers, hervorgerufen durch die Lektüre der ersten Abtheilung der Gesichte Philanders, eine Lektüre, bei der man sich auch umsonst nach Gedankenordnung und Ruhepunkten sehnt.

Sie machte auf mich den Eindruck des Burschikosen, volksmäßig Possenreißerischen, durch allzudichte Häufung von Witzen, Wortspielen, sprichwörtlichen Redensarten Gezwungenen, so etwa wie wenn ein Narr bei Shakspeare eine längere Rede hält. Probeweise will ich aus ihrem „Traums-verantwortlichen Anhang" eine artige Stelle mittheilen. Indem er von den Neuadeligen redet, spricht er sich (S. 766) über ihre Namen also aus: „Dann es mir, die Wahrheit zu bekennen, ungesalzen vorkommt, wenn Christmann sich von Christmann, Wagner von Wagner, Müller von Müller und so fortan nennen thut. Besser laut es, wenn man sagt von Christmannsau, von Wagenburg, von Mühlenteich. Ich will niemand vorschreiben, doch möchte sich etwan ein Geistlicher von Heilgenstadt oder Pfäf-

lingen, ein Rechtsgelehrter von Rechtenberg, ein Medicus von Helffenrath, ein Philosophus von Scharffenwitz, ein Rath von Lehenwart, ein Amtsverweser von Gleichsam, ein Schreiber von Schwarzdünkendorf, ein Viehhändler von Ochsenfurt, Schweinfurt oder Hammelburg, ein Trompeter von Lermenschall, ein Metzger von Würgersheim, ein Schneider von Hohenstuhlingen, ein Schwertfeger von Klingenberg, ein Schmidt von Eisenach und ein Poet von Reinereim nennen. Dergleichen Titel noch mehr könnten an die Hand gegeben werden, bin aber bereits zu weit von der Hauptsach abgangen, und wolle itzt allein wohlmeinend erinnern, daß alle die, welche im Frieden oder Krieg hervorkommen, wann sie auf Ehrenburg reisen, zuvor ihren Weg auf Saltzburg nehmen und das Stoltzenbergerthal weit auf der linken Hand liegen lassen."

Man könnte diese Schrift, die ich unter die Betrachtungen gestellt, auch den didaktischen Erzählungen einreihen; doch sind die Reflexionen in einem Grade vorherrschend, daß man darüber die Erzählung zu vergessen pflegt. Die Abhandlung: „Zweiköpfiger Ratio status" d. h. Entgegengesetzte Politik, will ich nur kurz berühren. Auch unter den Fortsetzungen der Gesichte Philanders von Sittewald befand sich bereits ein Ratio status (Leidener Ausg. 1646 Thl. 3 S. 7); der Ausdruck wechselte ab mit dem französischen raison d'état. War auch Selbstsucht von jeher häufiger als Gottesfurcht die Triebfeder der Herrschenden, und bedurfte es keinen Machiavelli, um die Fürsten Grundsätze zu lehren, welche der Despotismus von selbst befolgt, so gaben doch die Richelieu und Mazarin mit ihrer verschlagenen Politik ehrlichgesinnten Männern noch mehr Anlaß, über rechtliche und gottlose Regierungsmaximen nachzudenken. Aber Grimmelshausens politischer Traktat ist äußerst langweilig, weil er die verwerfliche und gottwohlgefällige Politik des breitesten an den Beispielen Sauls und Davids, Jonathans und Joabs nachweist. Auch abgesehen von der Weitläufigkeit der Erörterungen vermögen wir seinen Sätzen nimmer zu folgen, weil wir über Saul und David jetzt ganz andere Urtheile fällen und dem herrschsüchtigen Priester Samuel und seinem Prätendenten die Zustimmung versagen.

Dagegen hat der Traktat mit dem Titel: Des wellberufenen Simpliciſſimi Pralerey und Gepräng in ſeinem Teutſchen Michel, jedermänniglichen, wanns ſein kan, ohne Lachen erlaubt zu leſen von Signeur Meßmahl (Anagramm von Grimmelshauſen), ſo viele eigenthümliche und hervorſtechende Vorzüge, daß ich mir verſtatten muß, etwas länger dabei zu weilen. Der Ausdruck „deutſcher Michel" war ſchon vorher in Gebrauch. Philander in dem wichtigen Traumgeſicht „à la Mode Kehraus" ſagt: „Ich wäre ein geborner teutſcher Michel, könte kein andere Sprach als dieſelbe." Das Eindringen des Lateiniſchen und Franzöſiſchen in die deutſche Sprache hatte ſeit lange den Unwillen der Vaterlandsfreunde erregt. Man fürchtete nicht mit Unrecht von dem Verſinken der deutſchen Heldenſprache, wie man zu ſagen liebte, eine Gefahr für die deutſche Freiheit. Daher die Entſtehung der bekannten Geſellſchaften für die Reinheit unſerer Sprache, daher der Kampfeseifer der Epigrammatiſten und Satyriker wie Logau, Lauremberg, Moſcheroſch u. A. gegen das Verwelſchen. In dem eben genannten Geſicht geht der letztere den Modehelden in Sprache wie Sitte mit gewaltigem Ernſt zu Leibe. Ich will daraus nur eine merkwürdige Stelle anführen, eine Prophezeiung des Erzvaters und Königs Tuitſcho: „Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wann das teutſche Reich ſoll zu Grunde gehen, ſo werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprach verachten und der Welſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen, und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprach ſie ſich ſo gekützelt haben; wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wieder ihr Maß ſetze, ſie durch gelehrte Leut aufbringe und die welſchlende Stimpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir hiezu erwählt! Treibe ihn, auf daß dies Werk einen ſeligen Fortgang habe!" Der Held ſollte noch lange fehlen, Sprache und Reich miteinander immer mehr verſumpfen, Brüder mit Brüdern noch oftmals

kämpfen. Aber traf die Weissagung nicht dennoch ein? Haben die Welschgesinnten nicht das Reich zur Beute gelassen den Franzosen und ging die nachmalige Befreiung nicht von den Freunden des deutschen Wortes aus?

In diesem patriotischen Sinn hat auch Grimmelshausen seine Abhandlung über unsere Sprache geschrieben; das Lachen war ihm, ungeachtet er hin und wieder Komisches einmischte, gar sehr Nebensache; es steht nur der Spekulation wegen auf dem Titel — denn Autoren und Buchhändler machten es damals wie die Marktschreier. — So löblich es ist, meint er, viele Sprachen zu verstehen, so nimmt doch ihr Erlernen der Erwerbung positiver Kenntnisse viele Zeit weg. Auch vermögen die fremden zusammengeflickten Sprachen unserer vollkommenen, in, an und für sich selbst bestehenden teutschen Heldensprache weder an Güte noch Alterthum das Wasser nicht zu bieten. Mancher lateinische Handwerkskerl dünkt sich was rechtes, wenn er Latein einmischen kann; das ahmen dann die Unverständigen nach, wie es in einem schon bei Philander angeführten Liede hieß (Grimmelshausen Keller II. S. 1090. Philander Straßbg. 1643. II. S. 123):

Fast jeder Schneider will jetzund heyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Wälsch und Französisch, halb Japonesisch,
Wan er ist doll und voll der grobe Knoll.
Der Knecht Matthies spricht bona dies,
Wan er gut morgen sagt und grüst die Magd;
Die wend den Kragen, thut ihm danck sagen,
Spricht deo gratias, Herr Hippocras.
Ihr böse Teutschen, man solt euch peutschen,
Daß ihr der Mutterspracht nicht kommet nach.
Ihr thut alls mischen mit faulen Fischen
Und macht ein misch gemäsch ein wüste wäsch
Ich muß es sagen, mit unmuth klagen,
Ein fauler Hauffen käß, ein seltzams gfräß.
Wir hans verstanden mit spott und schanden,
Wie man die Sprach verkehrt und ganz zerstört.

ter von umfangreichem encyklopädischem Wissen in Sprachen und Mathematik sammt deren anverwandten Wissenschaften, er, der einerseits über unsere hochgepriesene Heldensprache seine Studien machte, andererseits aber auch „manchmal die griechischen Bücher vor der Nase hatte, wenn ihm bei unserer deutschen Sprache wollte übel werden" (Mondwelt S. 783), der in fremden neuern Sprachen bekannt war und unsere Dialecte zu gebrauchen verstand, der sich mit Astrologie und Nativitätstellen wie mit Geometrie beschäftigte und sich in Naturkunde wie Historie einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt hatte.

Wann und wie er Stadtschultheiß zu Renchen bei Straßburg geworden, wissen wir nicht; jedenfalls vor 1667 *); daß er als solcher dort gelebt, mit einer Katharina Henninger verheirathet war, und als Vater mehrerer Kinder den 17. August 1676 gestorben ist, erweist das Renchener Kirchenbuch. **)

---

*) Denn aus diesem Jahre stammt seine Renchener Mühlenordnung.

**) Sein von Passow, Blätter f. lit. Unterhaltung 1847. Bd. 1. S. 1091 beigebrachter Todtenschein enthält eine dunkle Stelle, nämlich diese: et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt. Passow meint, es sei dadurch ein bestimmtes Zeugniß gewonnen, daß er in der That Kriegsdienste gethan habe. Ein solches bedurfte es nicht mehr nach den oben beigebrachten Stellen. Aber wie? Kann denn sein eigener Kriegsdienst, der hier erwähnt wird, nach dem Zusammenhang unserer Stelle noch auf die Zeit des 30jährigen Krieges bezogen werden? Unmöglich! Zwischen dem westfälischen Frieden und dem Tode Grimmelshausens liegen 28 Jahre, und was wollte das quamvis besagen? Die Stelle kann meines Erachtens nur so verstanden werden: Grimmelshausen war als Stadtschultheiß wegen der Kriegsunruhen, die der Franzosenkrieg unter Türenne, dem Verheerer der Pfalz, mit sich brachte, wieder Soldat geworden. Seine Kinder, sei es als erwachsen, oder weil er sie etwa nach dem Tode seiner Frau dahin und dorthin in die Kost gegeben, waren in verschiedene Orte zerstreut. Durch Zufall kamen Vater und Kinder in Renchen zusammen, als ersterer starb. In wie fern sein Geburtsjahr vor 1625 angenommen werden muß, wenn jene pueri Gr.'s eigene Söhne gewesen, begreife ich nicht. Als Mann von 49 Jahren konnte er doch erwachsene Kinder haben. — Aus den Worten des Todtenscheines

Wir vermögen aus diesen und einigen andern aphoristischen Thatsachen auf den Bildungsgang und Charakter unseres Schrift-

---

sacramento Eucharistiae pie munitus obiit allein geht auch nicht hervor, daß er katholisch gewesen, indem der letzten Oelung keine Erwähnung geschieht. Ein anderes Moment ist es, wenn in dem Bisthum Straßburg alle herrschaftlichen Amtsschultheißen der katholischen Religion angehören mußten. Daß der Geist, der seine Schriften durchwehe, ein vorherrschend protestantischer sei, möchte ich Keller (Bd. 4, S. 908) selbst auf Jacob Grimms Autorität hin nicht nachschreiben. Im „satyrischen Pilgram" citirt er Bibelstellen häufig nach der Vulgata, redet er vom Gehen zur Beicht, nämlich zur Ohrenbeicht, von der Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer, von dem Banne, den die Priester haben, vom Gebrauche des Pulvers beim te Deum laudamus und den Prozessionen. Wenn die Bibelcitate im Ratio status nach der lutherischen Uebersetzung sind, so bedenke man, daß er diese Schrift dem lutherischen Herrn von Crailsheim gewidmet hat. Die Stelle von gewissenlosen Dorfpfarrern in der „verkehrten Welt" ist ganz katholisch. Häufig nimmt er eine unparteiische Haltung zwischen den streitenden Confessionen, skeptisch wie in der Disputation des Simplicissimus mit dem calvinischen Pfarrer zu Wittstock, billig denkend, heiter, wie in der Schenke im Vogelnest, wo Protestanten und Katholiken einander mit spöttlichen Anekdoten bewerfen, doch also, daß das katholische Prinzip durch die wohlapplicirte Ohrfeige den Sieg erhält. Am liebsten möchte er die Confessionen ausgleichen und ein Christenthum herstellen wie der künftige Held seines Jupiter. War er Convertit gleich seinem Simplicissimus, so muß er es geworden sein vor seinem schriftstellerischen Auftreten. Der Priesterstand ist bei ihm trotz einzelner Ausfälle doch im Ganzen geschont und genießt die Vorrechte göttlicher Weihe. Eine wichtige Stelle über sein Bekenntniß findet sich in der „Reiß-Beschreibung nach der obern und neuen Monds-Welt" S. 783, wo er auf die Frage eines Mondsgeistlichen, welcher Religion er wäre, sich also erklärt: Dem antwortet ich und bat gar sehr, er wollte mir verzeihen, wenn ich die Wahrheit sagte, denn es wäre meine Natur also, daß ich jemanden zu Gefallen nicht hinterm Zaun halten könnte: ich wäre der alten Religion, nicht zwar römisch, auch nicht jüdisch; denn bei jenen sei kein Licht mehr als die Kerzen in den Kirchen u. s. w. Seine weitere Polemik gegen die Unrömischen mit ihrer neuen spitzfindigen Weisheit und diese Stelle zusammengehalten machen den Eindruck, als wollte er sagen: „Wohl bin ich Katholik, aber kein Papist; und bei den Protestanten der Neuzeit ist auch nicht alles, wie es sein soll; Spitzfindigkeit ist an die Stelle des einfachen Glaubens getreten, und die christliche Liebe ver-

stellers keine Schlüsse zu ziehen und so soll es denn bei diesen kurzen Bemerkungen sein Bewenden haben.

Da sich seine herausgegebenen Schriften fast alle auf einen Zeitraum von 6 Jahren zwischen 1666 und 72 zusammendrängen und auch aus der Schreibart eine wesentliche Veränderung in Bildung und Geistesrichtung unseres Schriftstellers sich nicht abnehmen läßt*), so wäre es unzweckmäßig in unserer Darstellung einen chronologischen Gang einzuhalten. Theilen wir lieber seine Werke und Werkchen in einzelne Klassen, deren sich ungesucht folgende ergeben:

1) Abhandlungen und Betrachtungen,
2) Didaktische Erzählungen,
3) Romane im Geschmack der höhern Stände,
4) Volksromane.

In dieser letzten Gattung liegt Grimmelshausens Hauptbedeutung.

I.

Beginnen wir, um gleichsam spielend seiner Denk- und Darstellungsart nahe zu kommen, mit einer Sammlung kleiner Aufsätze,

---

misse ich." Daß der Verfasser tiefe und nachhaltige religiöse Bedürfnisse überhaupt wohl nicht gekannt habe, wird durch seine „Verkehrte Welt", durch seine ernsten Romane, durch die einsiedlerische Richtung des Simplicissimus, durch die religiöse Wendung in beiden Theilen seines Vogelnestes widerlegt. Selbst Springinsfeld, der alte Freigeist, muß, bevor er aus dieser Welt scheidet noch bekehrt werden.

*) Doch müssen wir annehmen, daß er manches schon im Pulte hatte, zu dessen unmittelbarer Veröffentlichung ihn die günstige Aufnahme des Simplicissimus vermochte. Der bereits angeführte „Beschluß" hinter dem 6. Buch des Simplicissimus vom 22. April 1668 sagt, daß Greifenson „noch mehr seine satyrische Gedichte hinterlassen" habe, welche, wenn dies Werk beliebt werde, wohl auch durch den Druck an Tag gegeben werden könnten. Die Annahme Kellers (II, 1135), als habe er an diesem Tage bereits das sechste Buch beschlossen, oder es sei 1668 ein Druckfehler, ist nicht nothwendig. Er konnte ja den Beschluß bereits nach Beendigung des fünften geschrieben haben und erst nach dem sechsten veröffentlichen. Jene satyrischen Gedichte aber, die schon fertig waren, sind die Courage, der Springinsfeld, vielleicht auch der erste Theil des Vogelnests.

die auch der Zeit nach unter seine frühesten Sachen gehören mag und den Titel hat: Der satyrische Pilgram. Es sind 20 kurze Abhandlungen, gleichmäßig in 2 Bücher vertheilt; jede einzelne zerfällt in drei Abschnitte: Satz, Gegensatz und Nachklang. Der Satz enthält des Gegenstandes Lob, der Gegensatz seinen Tadel, der Nachklang versucht zwischen Lob und Tadel eine Vermittlung zu stiften und zum Besten des Lesers eine Nutzanwendung zu machen. Jedes Ding läßt sich von zwei Seiten betrachten, und Wahrheit und Recht liegen theoretisch angesehen und praktisch behandelt, meistentheils in der Mitte. Diese Dreitheiligkeit hat ihre Anlehnung an die alte Satzung der Minne- und Meistersänger, wie an die Weise der griechischen Chöre. Nur bei Gott und bei den Priestern läßt er sich auf keinen Tadel ein, bei jenem nicht wegen der Unmöglichkeit, bei diesen nicht wegen der Mißlichkeit. Denn Gott hat den Priesterstand eingesetzt, und wenn nun gleich einer oder mehrere Priester aus den Schranken ihres Berufes schreiten würden, so will er sich doch an ihren Personen nicht reiben. Wir sollen ihren Worten und nicht ihren Werken folgen; und ob auch einige abfielen, so sind noch genugsam getreue übrig. Die Apostel sollen Judä Abfall nicht entgelten. Zudem haben die Priester neben ihrer heilsamen Absolution den erschrecklichen Donnerstrahl des Bannes in Händen, mit welchem sie einen urplötzlich bis in die Hölle hinunterschlagen können; darum verbleibe er, bis Gott aus ihm mache, was er wolle, seinen Priestern gegenüber zwischen Furcht und Hoffnung in beständiger Devotion. Wir sehen aus dieser Stelle, was manche geläugnet: Grimmelshausen war Katholik; seine Duldsamkeit in confessionellen Fragen wird im Verlauf unserer Darstellung genugsam hervorleuchten.

Ich hebe aus den 20 kleinen Disputationen nur die interessantesten Punkte heraus. Dem Bauernstande sagt er im Punkte der Unreinlichkeit, der Falschheit und Betrügerei viel Böses nach, Schilderungen, bei denen uns die freudige Wahrnehmung in die Hand geht, wie denn doch in geselliger und sittlicher Hinsicht auch dieser damals völlig jammervolle Stand seitdem sich mächtig gehoben hat. Am Herrenstande mißkennt er bei dessen vielfachen Annehmlichkeiten doch

keineswegs die großen Sorgen. Bettler pflegt nicht die Armuth, sondern die Faulheit und Schamlosigkeit zu machen. Die Erzbettler schätzen ihren freien Stand für den allerglückseligsten unter der Sonne. Die Nachtheile des Krieges hat im verwichenen deutschen Kriege jeder genugsam erfahren, und doch ist seit dem Friedensschluß so ein Haufen junger „Schnauzhahnen" aufgewachsen, die nur deswegen gern einen Krieg sähen, weil sie nicht wissen, was Krieg ist. Durchaus kein Zelot und Feind geselliger Freuden, zeigt er sich doch auch bereits hier, wie nachher in seinem Simplicissimus als einen Gegner des Tanzes und führt mit großem Eifer aus, daß derselbe eine Erfindung des Teufels sei. Von Wein, Weibern und Liebe wiederholt er viel, was schon Philander von Sittewald vorgebracht, den er auch mehrfach anführt. Nur auf zwei Kapitel will ich noch aufmerksam machen. Von der Poeterei und vom Tabak. Ueber die Dichtkunst hat er eine würdige Ansicht, daß sie der Ausfluß sei einer besondern göttlichen Kraft und Erleuchtung der Seele. Hier stellt er auch, was in diesem Zeitalter zu verwundern, unsern „altfränkischen Teutschen Hans Sachsen" bereits in die Reihe hochbegnadeter Poeten. Im allgemeinen seien die Poeten aller Ehre werth, vornehmlich aber unsere deutschen Poeten, welche ihre Muttersprache, die beinahe alle Ausländer für hart und unartig gehalten und ausgeschrien, durch ihre sinnreichen Köpfe dermaßen auspolirt hätten, daß sie keiner fremden im geringsten nichts nachgebe. Höchst interessant aber erscheint uns das Kapitel vom Tabak. Das Rauchen, Schnupfen und Kauen des Tabaks war im 30jährigen Kriege aufgekommen und das erstere zumal hatte sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Schon Philander spricht von einem besondern Tabakteufel, der die Indianer an den Spaniern gerächt habe, und Grimmelshausen versichert, es sei kein Bauernhaus in Deutschland, darin sich nicht eine Pfeife finde. Der Tabak wurde unter die vornehmsten Arzeneikräuter gerechnet, und man schrieb ihm eine Menge heilsamer Wirkungen zu; man hieß ihn das heilige Kraut; für Tabakrauchen sagte man Tabaktrinken, oder wer die neue Sitte verwarf, sagte Tabak saufen; Tabak kauen hieß Tabak essen. Unser Schriftsteller sagt in seiner Lobrede: „Es

scheint gleichsam, als wenn aus sonderer Vorsehung Gottes in diesen letzten Zeiten dem schwachen menschlichen Geschlecht, welches allem Ansehen nach auf die Neige geht, zum Besten der edle Tabak offenbart worden wäre, dessen hinfällige matte Kräfte damit zu stärken und den zufälligen widerwärtigen neuen Krankheiten damit zu begegnen, dahero etliche Fürsten, die ihn ihren Unterthanen bei hoher Strafe verboten, bishero noch wenig ausrichten mögen; wird auch schwerlich wiederum aus Teutschland gebannt werden können." Um so entschiedener und kräftiger aber läßt er nach solchem Preis den Tadel spielen. Die Menschen könnten schier keine ärgere Thorheit erdenken als die, sich den Teufeln in der Hölle ähnlicher zu zeigen. „Man sehe mir doch um Gotteswillen nur so einen Kerl an, wie er dort steht mit dem Feuer in der Hand und der Tabakpfeife im Maul, wie er begierig den stinkenden Rauch an sich zeucht und wie schnell er ihn wieder von sich bläst, wie er die Luft mit Gestank erfüllt und die Erde mit Unflat beschmeißt. Nichts auf der Welt lernt einer dem andern so gern als das Tabaksaufen und die Lehrjungen begreifen auch nichts behender als eben diese Thorheit. Solch ein Phantast kann dessen die Tage seines Lebens nimmermehr müssig stehen, und sollte er statt des Tabaks dürre Hutzeln oder faules Heu einfüllen; davon stinken sie dann immerhin so abscheulich aus dem Maule heraus, wie ein abgebranntes Dorf u. s. w." Genug, man sieht, dem Verfasser ist es mit seiner Strafpredigt mehr Ernst als mit seinem vorausgehenden Lobspruch.

Im satyrischen Pilgram, ein Titel, welcher davon entnommen zu sein scheint, daß der Verfasser die verschiedensten Lebensverhältnisse wie ein Pilgrim durchwandert, liegen schon alle Grundanschauungen Grimmelshausens, die er in Erzählungen und Abhandlungen dargestellt und weiter ausgeführt hat. Die einzelnen Abschnitte sind gedankenreich, die Behandlung wohlgeordnet und durch die schroffen Gegensätze pikant und unterhaltend. Nicht das Gleiche läßt sich dem Schriftchen nachrühmen, welches überschrieben ist: Satyrische Gesicht und Traumgeschicht von Dir und Mir, d. h. wohl satyrische Betrachtungen, die sich dem Verfasser

beim Anschauen seiner selbst und anderer ungesucht ergeben haben. Träumen ist phantastisch und ordnungslos; literarische Träume gleichen den Phantasien der Musiker. In dieser Form der Welt Sünden und Thorheiten zu strafen war nach dem Vorgang der Spanier unter uns seit Moscherosch oder Philander von Sittewald Mode geworden, dessen wunderliche und wahrhafte in den Jahren 1639—43 verfaßte Gesichte allgemeinen Beifall und vielseitige Nachahmung fanden. Träumend zu tadeln ist vorsichtig; wenn einer seinen Traum erzählt, kann ihm Niemand etwas anhaben; hat er doch nicht in böser Absicht geträumt; Träume zu beschreiben, ist zugleich bequem für einen Dichter, weil er die wildschweifende Phantasie nicht einzufangen braucht; darum hat auch Jean Paul so gern geträumt. Wozu mache ich diese Anmerkungen? lediglich um die eben genannte Traumschrift Grimmelshausens zu charakterisiren, und neben ihr einige verwandte, von denen ich nachher sprechen will. Die Gedanken fliegen hier aufs bunteste durcheinander, immer sinnreich, aber durch Regellosigkeit ermüdend wie das Geplauder eines Schwätzers, der von einem auf alles kommt. Wenn es nicht allzuverwegen ist, aus innern Gründen einen Schluß zu machen, so nenne ich diese Schrift eine Jugendarbeit des Verfassers, hervorgerufen durch die Lektüre der ersten Abtheilung der Gesichte Philanders, eine Lektüre, bei der man sich auch umsonst nach Gedankenordnung und Ruhepunkten sehnt.

Sie machte auf mich den Eindruck des Burschikosen, volksmäßig Possenreißerischen, durch allzudichte Häufung von Witzen, Wortspielen, sprichwörtlichen Redensarten Gezwungenen, so etwa wie wenn ein Narr bei Shakspeare eine längere Rede hält. Probeweise will ich aus ihrem „Traums-verantwortlichen Anhang" eine artige Stelle mittheilen. Indem er von den Neuadeligen redet, spricht er sich (S. 766) über ihre Namen also aus: „Dann es mir, die Wahrheit zu bekennen, ungesalzen vorkommt, wenn Christmann sich von Christmann, Wagner von Wagner, Müller von Müller und so fortan nennen thut. Besser laut es, wenn man sagt von Christmannsau, von Wagenburg, von Mühlenteich. Ich will niemand vorschreiben, doch möchte sich etwan ein Geistlicher von Heilgenstadt oder Pfäf-

lingen, ein Rechtsgelehrter von Rechtenberg, ein Medicus von Helffenrath, ein Philosophus von Scharffenwitz, ein Rath von Lehenwart, ein Amtsverweser von Gleichsam, ein Schreiber von Schwarzdünkendorf, ein Viehhändler von Ochsenfurt, Schweinfurt oder Hammelburg, ein Trompeter von Lermenschall, ein Metzger von Würgersheim, ein Schneider von Hohenstuhlingen, ein Schwertfeger von Klingenberg, ein Schmidt von Eisenach und ein Poet von Reinereim nennen. Dergleichen Titel noch mehr könnten an die Hand gegeben werden, bin aber bereits zu weit von der Hauptsach abgangen, und wolle itzt allein wohlmeinend erinnern, daß alle die, welche im Frieden oder Krieg hervorkommen, wann sie auf Ehrenburg reisen, zuvor ihren Weg auf Saltzburg nehmen und das Stoltzenbergerthal weit auf der linken Hand liegen lassen."

Man könnte diese Schrift, die ich unter die Betrachtungen gestellt, auch den didaktischen Erzählungen einreihen; doch sind die Reflexionen in einem Grade vorherrschend, daß man darüber die Erzählung zu vergessen pflegt. Die Abhandlung: „Zweiköpfiger Ratio status" d. h. Entgegengesetzte Politik, will ich nur kurz berühren. Auch unter den Fortsetzungen der Gesichte Philanders von Sittewald befand sich bereits ein Ratio status (Leidener Ausg. 1646 Thl. 3 S. 7); der Ausdruck wechselte ab mit dem französischen raison d'éstat. War auch Selbstsucht von jeher häufiger als Gottesfurcht die Triebfeder der Herrschenden, und bedurfte es keinen Machiavelli, um die Fürsten Grundsätze zu lehren, welche der Despotismus von selbst befolgt, so gaben doch die Richelieu und Mazarin mit ihrer verschlagenen Politik ehrlichgesinnten Männern noch mehr Anlaß, über rechtliche und gottlose Regierungsmaximen nachzudenken. Aber Grimmelshausens politischer Traktat ist äußerst langweilig, weil er die verwerfliche und gottwohlgefällige Politik des breitesten an den Beispielen Sauls und Davids, Jonathans und Joabs nachweist. Auch abgesehen von der Weitläufigkeit der Erörterungen vermögen wir seinen Sätzen nimmer zu folgen, weil wir über Saul und David jetzt ganz andere Urtheile fällen und dem herrschsüchtigen Priester Samuel und seinem Prätendenten die Zustimmung versagen.

Dagegen hat der Traktat mit dem Titel: Des weltberufenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel, jedermänniglichen, wanns sein kan, ohne Lachen erlaubt zu lesen von Signeur Meßmahl (Anagramm von Grimmelshausen), so viele eigenthümliche und hervorstechende Vorzüge, daß ich mir verstatten muß, etwas länger dabei zu weilen. Der Ausdruck „deutscher Michel" war schon vorher in Gebrauch. Philander in dem wichtigen Traumgesicht „à la Mode Kehraus" sagt: „Ich wäre ein geborner teutscher Michel, könte kein andere Sprach als dieselbe." Das Eindringen des Lateinischen und Französischen in die deutsche Sprache hatte seit lange den Unwillen der Vaterlandsfreunde erregt. Man fürchtete nicht mit Unrecht von dem Versinken der deutschen Heldensprache, wie man zu sagen liebte, eine Gefahr für die deutsche Freiheit. Daher die Entstehung der bekannten Gesellschaften für die Reinheit unserer Sprache, daher der Kampfeseifer der Epigrammatisten und Satyriker wie Logau, Lauremberg, Moscherosch u. A. gegen das Verwelschen. In dem eben genannten Gesicht geht der letztere den Modehelden in Sprache wie Sitte mit gewaltigem Ernst zu Leibe. Ich will daraus nur eine merkwürdige Stelle anführen, eine Prophezeiung des Erzvaters und Königs Tuitscho: „Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das teutsche Reich soll zu Grunde gehen, so werden Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten und sich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprach verachten und der Welschen Gewäsch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen, und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekützelt haben; wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wieder ihr Maß setze, sie durch gelehrte Leut aufbringe und die welschlende Stimpler nach Verdienst abstrafe. O Gott, welchen Helden hast du dir hiezu [redacted] Treibe ihn, auf daß dies Werk einen seligen Fortgang [redacted] Der Held sollte noch lange fehlen, Sprache und Reich miteinander immer mehr versumpfen, Brüder mit Brüdern noch oftmals

kämpfen. Aber traf die Weissagung nicht dennoch ein? Haben die Welschgesinnten nicht das Reich zur Beute gelassen den Franzosen und ging die nachmalige Befreiung nicht von den Freunden des deutschen Wortes aus?

In diesem patriotischen Sinn hat auch Grimmelshausen seine Abhandlung über unsere Sprache geschrieben; das Lachen war ihm, ungeachtet er hin und wieder Komisches einmischte, gar sehr Nebensache; es steht nur der Spekulation wegen auf dem Titel — denn Autoren und Buchhändler machten es damals wie die Marktschreier. — So löblich es ist, meint er, viele Sprachen zu verstehen, so nimmt doch ihr Erlernen der Erwerbung positiver Kenntnisse viele Zeit weg. Auch vermögen die fremden zusammengeflickten Sprachen unserer vollkommenen, in, an und für sich selbst bestehenden teutschen Heldensprache weder an Güte noch Alterthum das Wasser nicht zu bieten. Mancher lateinische Handwerkskerl dünkt sich was rechtes, wenn er Latein einmischen kann; das ahmen dann die Unverständigen nach, wie es in einem schon bei Philander angeführten Liede hieß (Grimmelshausen Keller II. S. 1090. Philander Straßbg. 1643. II. S. 123):

Fast jeder Schneider will jetzund heyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Wälsch und Französisch, halb Japonesisch,
Wan er ist doll und voll der grobe Knoll.
Der Knecht Matthies spricht bona dies,
Wan er gut morgen sagt und grüst die Magd;
Die wend den Kragen, thut ihm danck sagen,
Spricht deo gratias, Herr Hippocras.
Ihr böse Teutschen, man solt euch peutschen,
Daß ihr der Mutterspracht nicht kommet nach.
Ihr thut alls mischen mit faulen Fischen
Und macht ein misch gemäsch ein wüste wäsch
Ich muß es sagen, mit unmuth klagen,
Ein fauler Hauffen käß, ein seltzams gräß.
Wir hans verstanden mit spott und schanden,
Wie man die Sprach verkehrt und ganz zerstört.

Ihr böse Teutschen man sollt euch peutschen
In eurem Vaterland pfuy dich der Schand. *)

Doch soll man auch nicht also verfahren, wie die Alles-deutsch-geber, die aus einem Fenster einen Tagleuchter machten. Manche glauben fein zu reden, wenn sie in gezwungener Weise alles recht gravitätisch aussprechen, wie neulich einer mit diesen Worten einer Jungfer eines zubrachte: Ich wollete von Hertzenn gern meiner viel-geliebtenn Jungenfrauenn dieses kaleine Kaläseleinn mit Weine zu-bringenn; indeß andere, die von gelehrten, gereisten und sonst sprach-kundigen Leuten fremde Wörter mit ihren Eselsohren erschnappt haben, dieselben halb, verkehrt und an unrechter Stelle anbringen, wie einmal einer sagte: statt ihm wäre ein Fluß auf die Lunge ge-fallen, ihm wäre ein Catalogus auf die plumpones deciterirt. Weiter gibt es eine Gattung einfacher Leute, die nur ihre Muttersprache ken-nen, aber gerade ihren Dialect für den schönsten halten und deshalb von andern gefoppt werden, wie die Schweizer mit ihrem Kilcha gho, weil es tönt, als wenn sie es noch mitten im Hals auf Hebräisch gebähren müßten. — Aber in welcher Gegend wird das beste Deutsch gesprochen? Den Ruhm, sagt er, hat lange Zeit Mainz ge-habt; er möchte jedoch gegenwärtig vielmehr der Stadt Speier und ihrem nächsten Bezirke bis oberhalb Durlach und Baden hinauf ge-bühren, welches das dort befindliche kaiserliche Kammergericht, die Nähe mancher Höfe, der Aufenthalt so vieler Gelehrten veranlaßt. (Wie sich das seitdem alles geändert hat!) Also nicht die Sachsen stellt er voran, die sich später auf ihr schönes Deutsch so viel ein-bildeten; im Gegentheil sagt er von den Meißnern und ihren Nach-barn, sie gebrauchten zu viel überflüssige Wörter und Buchstaben. Die Bayern und Oestreicher, damit ich doch noch einiges Charakteristische anführe, ziehen etliche Wörter länger als der Schuster das Leder und etliche stutzen sie so kurz ab, wie die Franzosen die Schwänz an ihren Pferden; die Niederländer und was gut altsächsisch, deutsch oder westphälisch redet, (also Braunschweiger, Hannoveraner, die man

*) So kann vielleicht aus beiden Texten der richtige zusammengestellt werden.

heutzutage zu rühmen pflegt) verfertigen ihre Wörter gleichsam vorn im Mund zwischen den Lefzen und vordern Zähnen. Als einen großen Vorzug unserer Sprache hebt er hervor die Einsilbigkeit ihrer Stämme und die Menge ihrer Synonyma; dagegen rügt er mit Recht den verschwenderischen Gebrauch, den man von dem e zu machen pflegt; hier könnte eine verbesserte Orthographie etwas wirken, deren sich manche in verkehrter Weise mit Ausmusterung des c, y, v und q zur Unzeit befleißen. Nachdem er noch allerlei andere Nebenbemerkungen gemacht und diese mit vielen scherzhaften Beispielen ausstaffirt hat, betont er zum Schluß, diejenigen seien die ärgsten und schädlichsten Deutschverderber, deren Sinn, Sitten, Geberden und Kleidungen ganz ausländisch seien. Wie würden wir aber bestehen, wenn uns ein Volk bekriegen und unter sich zwingen wollte, dessen Sprache wir schon reden, dessen Lebensart uns wohlgefällt, dessen Kleidung wir bereits tragen, dessen Thun und Wandel wir lieben und dem wir in allem nachäffen?

Wir haben also, wie sich aus diesen und andern Sätzen der trefflichen Schrift, welchen ich der Weitläufigkeit wegen nicht näher nachgehen will, an Grimmelshausen einen edlen Patrioten vor uns, dem deutsches Wesen ans Herz gewachsen und die verführerische Art der Franzosen nur in sofern beachtungswerth ist, daß er seine Landsleute davor warnen zu müssen glaubt. Hätte der Wackere gewußt, daß 5 Jahre nach seinem Tode eben die Stadt, von deren Bischof er sein Amt hatte, ohne Anlaß und Recht in die Gewalt des schlauen Feindes kommen und von da ab auf immer vom Reiche getrennt bleiben würde, das theure Straßburg, welches für unsere Literatur von so hoher Wichtigkeit war, als irgend eine andere Stadt, wie würde er erst gescholten haben!

Unser edler Vaterlandsfreund war, wie ich bereits vorhin angedeutet, der alten Religion zugethan, deren Lehrsätze er in einer besondern kleinen Schrift wider die Vorwürfe ihrer Gegner zu rechtfertigen sucht. Simplicii angeregte Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne, von Bonamico in einem Gespräch widerlegt. Mit musterhafter Einfachheit, Klarheit und

Kürze weiß er hier den hauptsächlichsten Einwürfen der Protestanten gegen den Katholicismus zu begegnen, ein wahres Muster populärer Apologetik; und sein Bonamicus treibt den guten Simplicissimus mit populären Beweisen dergestalt in die Enge, daß sich derselbe zuletzt der katholischen Kirche gefangen gibt. Aus diesem Gespräche namentlich hat man geschlossen, daß Grimmelshausen allenfalls früher Protestant gewesen. Vielleicht mit Unrecht, indem sich aus seinen Schriften dafür nirgends ein weiterer Anhaltspunkt ergibt. Der Schluß von dem Lieblingshelden auf den Verfasser ist voreilig *); woher man aber behaupten will, derselbe habe überhaupt tiefe und nachhaltige religiöse Bedürfnisse wohl nicht gekannt und den Uebertritt aus dem angestammten Bekenntniß zu einem von äußeren Umgebungen und Vortheilen empfohlenen neuen so schwer nicht genommen (Keller), vermag ich bei der religiösen und vielfach ascetischen Richtung seiner meisten Tractate und Geschichten durchaus nicht zu sagen. Nachdem Bonamicus alle Vorwürfe zurückgeschlagen, sagt Simplicius nach der gewöhnlichen Art der Trägen und Lässigen (S. 889): „Solchergestalt mag der katholische Glaube wohl recht sein. Aber ich bin nunmehr zu alt dazu, ich will nur bleiben, wie ich gezogen und geboren bin, ich werde wohl auch selig werden. Bonamicus: „Bist du zu alt den katholischen Glauben anzunehmen, so bist du auch zu alt selig zu werden und mußt wohl ein rechter alter Narr sein, der du deines Alters wegen die ewige Seligkeit verscherzen willst."

Eine kleine mit biblischer und profaner Gelehrsamkeit ausgestattete Abhandlung hat er endlich auch der Vertheidigung der rothen und gülbenen (d. i. blonden) Bärte gewidmet, aus welcher hervorgeht, daß er selbst einen rothen Bart gehabt und solchen abgestutzt getragen hat.

---

*) Auch mit der Confession des Simplicissimus schwankt der Verfasser: Im 5. Buch (Kap. 2) des Simpl. bekennt sich dieser, der bisher noch keiner Religion beigethan gewesen, öffentlich zur katholischen Kirche; im ewigwährenden Kalender dagegen (Keller 4, S. 908) geht aus einer seiner Aeußerungen hervor, daß er evangelisch ist; und dennoch ist der Kalender ein Jahr nach dem Simpl. erschienen.

2.

Gehen wir weiter zu denjenigen seiner kleinen Schriften, in welchen die Erzählung in den Vordergrund tritt, wenn sie gleich ebenfalls lehrhaften und satirischen Zwecken dient, so stoßen wir zunächst auf zwei Mondreisen. Die eine heißt: Der fliegende Wandersmann nach dem Monde, die andere: Kurze und kurzweilige Reisebeschreibung nach der obern neuen Mondswelt. Jene gibt sich als Uebersetzung aus dem Französischen zu erkennen und verräth in Stil und Wortstellung eben sowohl als durch eine gewisse Saftlosigkeit ihren fremdländischen Ursprung; der Reisende ist ein Spanier, Dominico Gonsales aus Sevilla, welcher wilde Schwäne abgerichtet und an ein Fluggerüst gespannt hat und vom Pic von Teneriffa in 12 Tagen gerade aus nach dem Monde geflogen ist. Er bemüht sich die Art und Möglichkeit dieses Fluges anschaulich und glaublich zu machen, beschreibt dann weiter das Aussehen der Erde vom Mond aus, erzählt von den Mondbewohnern, ihrer Größe und langen Lebensdauer, von seinem Umgang mit des Mondes Unter- und Oberkönig und wie er dann in China wieder heruntergekommen sei u. s. w., eine Reihe von Phantasien ohne Salz und Kraft. — Der Uebersetzer mag dies auch gefühlt haben, und so machte er sich durch die Originalarbeit der andern Mondreise selbst Concurrenz *). Auf die Wahrscheinlichkeit einer solchen Reise mit Absicht verzichtend, will er gar nicht sagen, wie er gereist; genug daß er dortgewesen; am Schluß erklärt er das Ganze noch überdies für einen Traum; so hat niemand das Recht, dagegen einen Einwurf zu machen. Hier geht es nun ziemlich bunt her, als in einem Traume; der Reisende kommt auf dem Monde mit Leuten aus allerlei Ständen bis hinauf zum Landesfürsten plaudernd zusammen und der Beschreiber dieser Unterredungen hat nirgends den Pfeffer gespart. Ich hebe heraus ein Gespräch zweier Buchhändler, welches er in einem Wirthshaus belauscht. Mancher, sagten sie, berede sie, ein Buch zu verlegen,

*) Dieses Schriftchen ist nach Richard Cromwells Entsagung, (25. Mai 1659) aber noch vor dem Regierungsantritt Karls II. (8. Mai 1660) geschrieben, wie aus S. 790 hervorgeht.

und rühme, wie es so ein stattliches und abgängiges Werk sei; die ganze Welt würde es kaufen und die Finger darnach lecken, wie nach einem Muß weißer Rüben über Hammelfleisch oder einem gefüllten Krauthaupt, das in der Butterbrühe schwimmt. Wann's darnach gedruckt sei und es die Leute ein wenig besehen, lassen sie es liegen, wie ein Hund ein Stück Brot, der des Fleisches gewohnt ist. Heutiges Tags seien schier die Bücher am besten zu vertreiben, welche etwas kurzweilig, lächerlich oder auch närrisch und ungeschickt seien. Dieses Gespräch fand der Mondreisende der Wahrheit gemäß und wollte wetten, wenn seine Reise einmal gedruckt würde, sie würde besser abgehen, als die Apricosen auf dem Obstmarkt zu Paris. Kein Wunder, wenn das Publikum damals von ernsten Schriften sich abwandte; sie waren gar zu pedantisch, trocken, weitläufig und mit überflüssigen Anführungen von gelehrtem Wissen vollgestopft und ermüdeten die Geduld bis zum Unerträglichen. Daher auch der Umschlag der geistreicheren unter den Schriftstellern und ihre Rückkehr zur alten Volksmanier. Horazens Spruch, der vielcitirte, „mit Lachen die Wahrheit sagen," kam zu Ehren wie in den Tagen der Brandt und Murner und statt zu predigen schlug man nach rechts und links mit der Pritsche.

Im Monde traf er auch eine ziemliche Anzahl Ausländer, darunter manche deutsche, die sich hatten bereden lassen, man könne die beste Maß Wein dort um einen Straßburger Pfennig kaufen. Auch viele Lappländer seien da, aber nicht solche, die mit Renthieren Schlitten fahren, sondern man nennt sie bald Lappen, bald Lappländer, bald Lappenhäuser und Lappenmäuler, fast lauter jung Volk, das aber hier in einem besondern Lande wohnt; wenn sie alt und witzig werden, läßt man sie gehen, wohin sie wollen; muß aber mancher lange darinnen bleiben, weil er lange mit den läppischen Sitten zu kämpfen hat. Da gehen sie dann müßig: die Arbeit ist ihr Scheusal, etwas Lernen ihr Kreuz, Gehorsam ihr Joch, Gottesfurcht ihr Gelächter, Essen ihr Geschäft, Trinken ihre Kurzweil, Buhlen ihr Paradies, Spaziren ihre Wanderschaft, Plaudern ihre Wohlredenheit, Muthwill ihre Uebung, zum Weibsvolk ihre Rennbahn,

auf den Gassen ihre Wachsamkeit, lang im Bett ihre Erquickung. Unter ihnen fanden sich junge Bürgerssöhnlein, verzärtelte Mutterkinder, verdorbene Schüler, halbzeitige Studentlein, angehende Scribenten, hoffärtige Kramjungen, halbgebackene Lehrbuben, unnütze Lakeien, frühverliebte Hofpagen oder Edelknaben. Einem derselben setzt er auf sein Bitten einen Liebesbrief auf, den ich wenigstens zur Hälfte mittheilen will: „Meine freundlichste Freundlichkeit, meine holdseligste Holdseligkeit, meine liebste Lieblichkeit, meine zärtlichste Zärtlichkeit, mein süßester Honigfladen, mein wertheftes Zuckerwürzlein, mein edelstes Balsambüchslein, meine Blum', meine Rose, mein Jasmin, mein alles! Mein alleiniges Verlangen ist Euch zu sehen. Ich wache oder schlafe, so kommt mir Eure unvergleichliche Gestalt vor. Eure Stirn ist wie ein Portal von Alabaster an einer königlichen Wohnung, Eurer braunen Aeuglein Strahlen zündet mein Gemüth an als wie ein Feuerspiegel, der von weitem ein Loch brennet in einen barchetenen Mutzen eines Schultheißen auf dem Geu; Eure Wangen sind gleich einem paar rothen Holzäpfeln in dem Westrich; Euer Mündlein ist wie ein geschmeidiges Löchlein an einer Sparbüchsen u. s. w."

Ist in der Mondreise der spaßige Ton vorherrschend, so treffen wir dagegen in der verkehrten Welt nichts als schauerliche, grause Bilder an, die den Leser zermartern und durch ihre abschreckenden Gestalten von seinem Sündenleben zurückbringen wollen. Das Büchlein hält nicht, was es dem Titelbeschauer verspricht. Nicht die bekannte verkehrte Welt schildert der Verfasser, wo der Ochs den Metzger schlägt, sondern die andere Welt der Vergeltung, in welcher die Loose umgekehrt fallen und der reiche Mann in der Qual und Verdammniß liegt. Es ist mit einem Wort eine phantasiereiche Beschreibung der Hölle. Die milde Religion der Griechen ließ nur wenige ausgesuchte Frevler und Gottesverächter nach dem Tode peinigen, und deren Qualen sind gelind gegenüber den Martern, welche die christliche Nächstenliebe ausgesonnen hat. Wie mußten aber auch die Teufel die Verdammten plagen, wenn schon die Menschen Folterwerkzeuge von raffinirter Grausamkeit an ihre Mitchristen legten; wie mußten die höllischen Flammen grauslich um die Gottverdammten spielen, wenn schon die von

Menschen verurtheilten Schuldopfer auf Tausenden von Holzstößen brannten! Seit Dante war die Erfindung mit den Schilderungen infernalen Greuels geschäftig; Maler wie der Höllenbreughel wetteiferten mit Dichtern; dem Philander wandeln sich nach seinem spanischen Vorbilde die meisten Visionen des ersten Theils in Teufelsfratzen; dessen „Todtenheer", „Höllenkinder" und „letztes Gericht" können als Muster gelten, nach denen Grimmelshausen seine verkehrte Welt, jedoch mit mehr Anschaulichkeit und plastischem Geschick gearbeitet hat. Gewöhnlich steht die Strafe der Verdammten in Verwandtschaft zu ihren Hauptsünden auf Erden; nur daß die letzteren unsern laxen Urtheilen nach zu winziger Kleinheit zusammenschwinden im Vergleich mit der ewigen Pein, der Ausgeburt eines kranken, wollüstig grausamen, menschlichen Gehirnes und nicht der Strafe eines gerechten Gottes. Mit eben so wenig Umständen, als er hinauf in den Mond gekommen, sinkt unser Schriftsteller hinab zur Hölle. Schutz gegen den Regen zu suchen, war er in einen hohlen Baum geschlüpft; da ging demselben sein mürber, mülbichter Boden aus, also daß er anfing hinunterzurumpeln und nicht wieder aufhörte, bis er gar in die Hölle kam. Er fällt durch die glühenden Flammen, in und mit denen die Seelen der Heiden, Muhammedaner und Juden Schneeflocken oder Funken gleich umherstoben, endlich hernieder auf den Grund, wo Julian der Abtrünnige haust mit seinen ehemaligen Hofschmeichlern; denn das war der ärgste Sünder und duldete auch von seinem eigenen Gesinde die grimmigsten Schmerzen. Doch fragt er ihn nach dem Stand der Oberwelt, und der Fremdling, ermuthigt durch den Zuspruch seines Genius, gibt ihm über das Hofleben und die Sitten der menschlichen Gesellschaft Aufklärungen, welche eine directe Ironie gegen die Wahrheit sind. *) Von da wandert er weiter durch die einzelnen Distrikte und Abtheilungen der unermeßlichen Strafanstalt. Da sieht er die Hoffärtigen von bösen Geistern aufblasen und zerplatzen, die Geizigen und ungerechten Richter unter glühender Presse pressen, die Neidischen und Hasser sich unter einander

*) Gerade so antwortet Simplicissimus dem Sylphenkönig im Mummelsee.

beißen und zerreißen. In einer eiskalten Höhle — so kalt, daß ein stählerner glühender Amboß darin in einem Augenblick vor Kälte zerbersten müßte — sind diejenigen eingeschlossen, deren kaltes Herz sich ehedem nichts um ihre Seligkeit bekümmert hat. Die ehrsüchtigen Ketzer der Vorzeit und diejenigen überhaupt, die sich einen Namen machen wollten, sind in einem großen Palast, und einer spinnt aus des andern glühendem Hirne Garn auf die Spindel. Die Landfahrer und Quacksalber, die Lügner und Trüger am dummen Bauernvolk preisen an Tischen ihre schlechten Waaren an, müssen dann das glühende Geld, das sie eingenommen, selbst verschlucken und werden zuletzt sammt ihren Waaren in einen Kessel geworfen und fortgeschafft. Nur ein Männlein aus ihrer Mitte bleibt zurück und gibt dem Besucher, der auch sonst überall irgend eine Ansprache zu finden weiß, Gelegenheit zu einem kurzen Gespräche: er sei Soldat gewesen und habe dann mit Wurmküchlein gehandelt und manchen Bauern beschwätzt. Weil nun diese seine Sünde leidlich gewesen, so ergehe es ihm hier unter den Marktschreiern leichter; aber er müsse jetzt fort, um an einem andern Platze mit den Verschwendern Strafe zu leiden.

Mit Uebergehung anderer Sünder und Sünderinnen erwähne ich weiter die Nachdrucker, welche wie bei Philander (Höllenkinder S. 374) an ihren nachgedruckten Schriften worgen und selbige unter großen Beschwerden wieder von sich geben; die Kipper und Wipper, die selbst glühend mit glühenden Instrumenten die glühenden Münzen in ähnlicher Weise bearbeiteten, wie sie sie 1622 (auch 1621, Philander pag. 176) verschlechtert hatten, die Wirthe und Müller, welche in einem weiten Gewölbe von grausamen Badeknechten jämmerlich gezwagt und geschrepft werden, wie sie auf Erden andern gethan. Alle bereuen natürlich unter Wehklagen ihre frühern Sünden; nur ein Müller, mit dem er sich bespricht, ist ein Schalk; der findet seine Strafe viel zu hart; denn was habe ein Müller auf Erden in seinem Geschäfte für Sorge und Noth auszustehen, bis er den kleinen Gewinn mache! dazu sei das Mehl eine so anklebige Materia, daß es sich einem überall in die Kleidungen, in Bart und Haar, ins Angesicht ansetze; warum solle denn einer so hart zu strafen sein, wenn

es einem auch an den Händen hängen bleibe! Nach vielfachen Wanderungen kommt der Beschauer in einen langen Gang und steigt von da eine Wendeltreppe mühselig empor, die zuletzt in der Baumannshöhle ausmündet. Die bekannte Tropfsteingrotte im Harz wurde 1672 entdeckt; ihre Nennung gibt somit einen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Abfassungszeit unserer Erzählung.

Die „verkehrte Welt" hat einen religiös-sittlichen, der stolze Melcher, eine Erzählung etwa aus derselben Zeit *), einen patriotischen Zweck. Als er an einem heißen Tag unter dem Schatten eines Wäldchens im Grase lag, kommen des Weges drei Bursche daher, ein Savoyarde, der das Deutsche gebrochen redet, ein Handwerksgesell aus dem Gebirge, das die Schweiz von Italien scheidet, und der stolze Melcher, eines reichen Bauern aus einem nahen Dorfe ungerathener Sohn, der als Reiter in dem Franzosenheer wider Holland gezogen und mit einem Stecken, zerlumpt und siech wieder heimkommt. Er schickt den Handwerksburschen hinein, seine Rückkehr heimlich der Mutter zu melden; denn er schämt sich in diesem Aufzug ins Dorf zu gehen. Bald kommt sie auch mit dem Boten und ihrer Tochter, bringt die Kleider und unter heftigen Schelten ist sie schon daran, ihm in die Haare zu fallen und etliche Ohrfeigen mitzutheilen, wenn sie nicht von der Tochter und dem Handwerkskerl zurückgehalten worden wäre; auch stimmte sie des Burschen jammervolles Aussehen zum Mitleiden. Minder weich läßt sich der Vater finden, welcher ihm das Haus verweist. Ich bin in meinem Leben, sagt er, keinem Krieger hold gewesen, und du Schelm hast dich trotz meiner getreulichen Warnung unter die Diebszunft begeben und, was das ärgste ist, unter die Welschen, dein eigen deutsches Vaterland bekriegen, seine friedliche

*) Passow, Blätter f. lit. U. 1843. Nr. 260. S. 1044 und mit ihm Keller II. S. 1135 setzen den „stolzen Melcher" ins Jahr 1667 (jener fügt hinzu, oder 1668), auf welches geschichtliche Beziehungen wiesen. Allein der französisch-holländische Krieg fällt in die Jahre 1672 und 1673. Zu ersterem Jahre stimmt auch die ungewöhnlich große Hitze, von welcher im Eingang gesprochen wird; man konnte vor Trockenheit an drei Stellen über den Rhein waten.

Ruhe zerstören, seine Freiheit unterdrücken, seine Inwohner ruiniren, seine Städte umkehren, die Dörfer verbrennen, die Bauern plündern und in Summa Summarum, so viel an dir ist, alles Unheil anstellen und das ganze deutsche Geblüt mit sammt seiner prostitirarum in ewige servigut stürzen zu helfen." Vergebens schlägt sich der Handwerksbursch ins Mittel, der unter den Schweizern, auch in der französischen Armee, gedient hatte; er wird von dem Alten mit ähnlichen Scheltworten bedient. Erst dem Pfarrer und Gutsherrn, die auf das Geschrei herzueilen, gelingt es nach und nach Versöhnung zu stiften.

Einige Aeußerungen aus dem Verlauf des Gesprächs, die sich durch die Erfahrung späterer Zeiten leider noch öfters bewährt haben, will ich besonders hervorheben. „Man muß wissen," sagt der Savoyer (S. 862), „daß die Deutschen zugleich den Franzosen für Vorfechter, für Schanzkörbe und lebendige Faschinen dienen müssen, sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erste Hitze des Feinds auszustehen und denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen." Der Junker aber erklärt kurz darauf: „So ist's gewiß, daß sich nicht finden wird, daß jemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können."

Die Geschichte vom „*ersten Bärenhäuter*" würde ich als unbedeutend ganz übergehen, wenn sie mir nicht Anlaß gäbe, Grimmelshausens Denkart von einer neuen Seite zu zeigen, welche für ein aufgeklärtes Zeitalter etwas Ueberraschendes hat. Der erste Bärenhäuter war ein deutscher Landsknecht, der, aus der Schlacht in den Wald entronnen, mit einem Geist einen Vertrag eingeht, nach welchem dieser ihn mit allen Lebensgütern bereichern will, wenn er sieben Jahre lang auf eine bestimmt vorgeschriebene Weise als Unflat herumzieht; der Pakt wird beiderseits gehalten, und der Landsknecht führt zuletzt als stattlicher Cavalier die schönste Jungfrau heim. Diese Erzählung wird nicht als bloße Sage, sondern mit dem Anspruch auf Wahrheit vorgetragen, wie denn auch sonst Grimmelshausen noch tief in dem Aberglauben seiner Zeit steckt. Sterne, Steine und

Wurzeln üben ihre magischen Wirkungen und bestimmen der Menschen Schicksale, und der Teufel wandelt in allen Gestalten umher, die Christen vom Dienste Gottes abwendig zu machen, Hexen und Zauberer bethören und schädigen mit unheimlichen Künsten die Gesellschaft; bald ist es ein Spiritus familiaris bald ein Galgenmännlein oder Alräunchen, was die Habe mehrt, bald ein unruhiger Geist, der dem Auserwählten vergrabene Schätze zeigt; da reitet ein unschuldiger Mensch wider Willen mit den Hexen zu ihrem Tanz durchs Fenster hinaus, dort versinkt eben dieser zu den Sylphen in den Mummelsee; hier verleiht irgend ein unbekanntes Kleinod die Gabe der Unsichtbarkeit, dort gibt die Passauer Kunst Festigkeit gegen Kugeln und eine andere das Geschick, die Festigkeit eines beliebigen Fremden aufzuheben. Ein Soldat kann durch Teufelsblendwerk eine Schaar Reiter ins Feld stellen, ein anderer das Gewehr bannen, Blutkugeln gießen, welche sicher treffen, wieder jemand ist im Besitz eines Diebsbaumens, der dem Geschäfte Gedeihen bringt, mit einem Worte, die ganze Welt stak damals voll Spukwerk. Der Teufel ist der rechte König und Herrscher auf Erden, der mit seinen Gaukelkünsten die Vernunft auch der Klugen umnebelt hält. Ich werde bei der Besprechung der Hauptwerke Grimmelshausens noch öfter auf diesen Punkt zurückkommen. Hier, wo ich von seinen kleinen Schriften handle, will ich bei dieser Gelegenheit sein „Galgenmännlein“ erwähnen. Das Werkchen besteht aus einer Anzahl von Briefen, in welchen der alt Simplicissimus seinen Sohn vor solchen Zauberwurzeln, als vor Teufelswerk warnt, und aus angehängten längeren Erörterungen des Verfassers. Die Alraunwurzel hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt; krämerischer Betrug vervollständigte künstlich das Fehlende und der Aberglauben fügte den Schauer dazu. Das Galgenmännlein wächst unter dem Galgen eines Diebes, muß von einem schwarzen Hund herausgezogen werden; aber beim Herausziehen erhebt es ein herzzerreißendes Geschrei, von welchem der Hund stirbt. Nun legt man es in ein Bettlein in eine sargähnliche kleine Lade und badet es alle Freitage in Wein; dann bringt es Glück. Man legt ihm täglich ein Stück Geld hin,

so ist am andern Morgen ein gleiches daneben; doch darf man es nicht überladen, sonst wird es kraftlos. *)

Das Schriftchen warnt aufs ernstlichste vor dem Gebrauch der Alräunchen, nicht als vor etwas Abgeschmacktem, sondern weil sich deren Besitzer mit der Hölle verbinde. Uebrigens bringe Teufelsgeld auch kein Gedeihen; der Teufel selbst könne kein Geld erschaffen, er müsse es stehlen, vermöge also nicht einmal so viel zu geben, als jeder wolle. Gewöhnlich sei auch außer dem Verluste der Seligkeit noch irgend eine sonderbare Bedingung an den Besitz von Teufelsgeld geknüpft, wie bei dem vorhin genannten Bärenhäuter, oder bei einem Corporal, den Grimmelshausen selbst gekannt haben will. Dieser hatte vom Teufel täglich 7 Gulden zu verzehren; aber er mußte jedesmal damit fertig werden, auch durfte von seiner Kleidung kein Stück neu sein.

Zu verwundern bleibt es, daß bei aller Angst vor Zaubere und Teufelskunst doch die Taschenspieler ihr harmloses Geschäft ohne Anfechtung treiben konnten. Simplicissimus hat u. A. eine „Gaukeltasche", deren Einrichtung er beschreibt, ein Büchlein, welches der Taschenspieler dem Zuschauerkreise zum Hineinblasen herumreicht, um abwechselnd jetzt weiße Blätter, jetzt verschiedene Bilder vorzuzeigen, welche der Neigung und Lebensrichtung des Blasenden entsprechen.

Die meisten Bündnisse mit Lucifers dienender und verführender Schar werden um des Geldes willen eingegangen. Gold, das Sinnbild der Sonne, ist das herrschende Metall auf Erden; denn sein Besitz sichert die Befriedigung aller andern Neigungen, zumal in einer wüsten Zeit, wo die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft unterwühlt sind. Einem wohlmeinenden Mann, dem es um das Seelenheil seiner Mitchristen ernst war, lag der Gedanke nahe, für sie andere Wege zu Hab und Gut aufzuspüren. Grimmelshausen schrieb ein Büchlein: Das Rathstübel Plutonis oder die Kunst reich

*) Vgl. Gräße, Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters S. 45 ff.

zu werden, ein reizendes Werkchen, dessen Lieblichkeit und volles Verständniß sich jedoch nur dem Kenner seiner Volksromane erschließt, weil es die Bekanntschaft mit deren Hauptpersonen voraussetzt. Darum wollen wir die Besprechung des Rathstübels lieber auf das Ende dieser Vorträge versparen.

3.

Bei Grimmelshausens ernsten Romanen im vornehmen Stile seiner Zeit brauchen wir nur kurz zu verweilen; denn sie haben den geringsten Anspruch auf unser besonderes Interesse. Es sind nur 4: der keusche Joseph, Musai, Dietwald und Amelinde, Proximus und Lympida. Ihr Hauptvorzug besteht in ihrer Kürze und Prunklosigkeit, zwei Eigenschaften, welche der Kenner des damaligen gelehrten und breiten Romanstils nicht hoch genug anschlagen kann; die Stoffe selbst aber, welche so weit ablagen vom Selbsterlebten, machten eine frische, lebhafte Darstellung unmöglich. Er habe, sagt der Verfasser in der Vorrede zum Joseph, von vielen sowohl hohen als niedern Standespersonen, die gern in der Bibel lesen, wünschen hören, sie wollten, daß Josephs Historia etwas weitläufiger beschrieben wäre. Weil nun der jüdische Geschichtschreiber Josephus und andere Hebräer neben den Muhammedanern, auch die griechischen und armenischen Christen viel seltsame Sachen von Josephs Leben hätten, die sich nicht in der Bibel befinden, so habe er aus denselben, was der heiligen Schrift nicht zuwider laufe, zusammengetragen und nur das Allzufabelhafte ausgelassen. O kindliche Begnügsamkeit jener Lesewelt! Naive Gläubigkeit jenes Zeitalters! Josephs allbekannte Lebensgeschichte wollte man weitläufiger erzählt haben. Wie sich die „tiefgefühlten Bedürfnisse" des Publikums ändern!

Doch liest sich diese Geschichte Josephs nicht so langweilig als mancher denken mag, besonders von da an, wo die sinnliche Liebe Selichas, der Frau Potiphars, zur Anschauung kommt, und die tugendhafte ihrer Muhme Assaneth ihr gegenübertritt. Artig ist des Verfassers Selbstrecension im Simplicissimus. Er gibt sich nämlich den Anschein (I. S. 486), als habe dieser Simplicissimus den

Joseph geschrieben, und läßt den Pfarrer von Wittstock schelten, daß er sich so lang in der Selicha Liebeshändeln hätte aufgehalten. Wessen das Herz voll sei, gehe der Mund über; wenn der Herr nicht selbst wüßte, wie einem Buhler ums Herz sei, so hätte er dieses Weibs passiones nicht so wohl ausführen und vor Augen stellen können. *)

Grimmelshausen verspricht weiter in der Vorrede, wenn dies Werklein beliebt werde, so solle das Leben des abenteuerlichen Musai nachfolgen, der in Egypten Josephs Schaffner gewesen. Kurz darauf erschien es; so wird demnach der Joseph die Lesewelt angesprochen haben. — Aus dem Musai nur einige Gedanken. Durch Josephs Unterweisung hat er und Josephs geliebte Gattin Assaneth den wahren Gott kennen gelernt; daher verwenden beide die Zeit des lustigen Festes der Isis nicht auf die Feier dieser Naturgöttin, sondern Musai erzählt der Herrin seine Lebensgeschichte. Nachher kommt Joseph dazu und theilt Pharaos Beobachtung mit, daß das Volk an dem heitern Feste nicht wie sonst fröhlich sei. Natürlich, bemerkt Musai mit vollem Rechte, weil Pharao es ganz abgezapft und alles Geld in seine Kämmereikasse gebracht hat. Man muß ein Mittel finden, Pharaos Reichthum wieder unter die Leute zu bringen. Aber auf welche Weise, da sein Luxus kaum mehr zu steigern ist? Joseph stellt Musai dem Pharao als berühmten Baumeister vor, welcher nunmehr den König beredet zum Bau der Pyramiden.

Dietwald und Amelinde wie Proximus und Lympida sind erbauliche Erzählungen, in Prosa aufgelöste Legenden. Dietwald, der Sohn des Burgundenkönigs, und Amelinde, Ludwigs, des großen Frankenkönigs, d. h. Clodwigs natürliche Tochter, verlieben und heirathen sich. Als Graf und Lehensmann von Frankreich, Burgund und den Ostgothen über die Provinz der Allobroger, d. i. Savoyen, gesetzt, überhebt er sich ruhmredig wie Polykrates seines Glückes

*) Auch im Vogelnest (S. 445 ff.) hält er an dieser Autorschaft fest und ereifert sich über die Angriffe von (Zesens) Assenat (1670). Er wirft deren Verfasser Mißgunst vor, indem er ihn seinen Zoilus nennt, und heißt ihn auch die Krähe, die ihm seine Federn ausgezogen habe.

und wird von Gott zur Abbüßung seiner Hoffart auf 10 Jahre ins Elend gestoßen. In Bettlergestalt tritt ein Engel vor ihn, erst eine Gabe heischend und dann des Höchsten Rathschluß verkündend. Arm und entstellt gehen beide Gatten nach Marseille; der Fürst verdingt sich einem Bauern, das Vieh zu hüten, die Fürstin steuert ihren Erwerb mit Nähen, Waschen und andern niedrigen weiblichen Handarbeiten zum Unterhalt bei. Das Unglück zu steigern, wird die Holdselige noch von Seeleuten geraubt und ihre eheliche Treue auch Drohungen gegenüber auf die Probe gestellt. Zuletzt, wie sich von selbst versteht, lösen sich alle Verwirrungen und Bedrängnisse und neubeglückt und wieder zusammengegeben kehren beide Gatten in ihr Land zurück.

Proximus und Lympida, eine recht gottselige Geschichte, spielt in der Zeit zwischen 570 und 650 in Constantinopel. Myrologus, der ruhmgekrönte byzantinische Feldherr, hatte eine Tochter Lympida, ein Muster von christlicher Frömmigkeit. Modestus, ein Freund des früheren Kaisers Mauritius, ein tugendhafter Herr, mit großen Reichthümern gesegnet, die er zum Wohlthun verwandte, zog sich, unter Phokas nicht sicher, in die Verborgenheit zu einem Töpfer, seinem ehemaligen Schützling, zurück. Des Töpfers Sohn und Proximus, der Sohn des Modestus, der Kindheit Gespielen, wachsen miteinander heran in herzlicher Freundschaft. Unter Kaiser Heraclius aus ihrem Versteck hervorgetreten, vollbringt der Sohn gegen die Ungläubigen Thaten eines Helden, der Vater aber erkrankt nach wiederhergestelltem Frieden und vermacht sein großes Vermögen mit des Proximus Zustimmung, damit dessen Seligkeit durch die Verlockungen des Reichthums nicht gefährdet werde, bis auf weniges den Armen. Der Sohn des Töpfers erhält ein Rittergut, Proximus ein zweites, um welches ihn nach des Vaters Tode die falschen Anforderungen eines Verwandten bringen. Solchergestalt fast zum Bettler erniedrigt und vom Jugendfreund erhalten, verbringt der Jüngling mit dem Freunde die meiste Zeit in Uebungen der Andacht. Inzwischen verzehrte sich aber die fromme Lympida in stillen Liebesflammen und quälte sich dabei mit der Selbstanklage, daß die Liebe zu Gott, der sie sonst ungetheilt ihr Herz geweiht hatte, durch welt-

liche Liebe beeinträchtigt würde. Kaltsinnig gegen ihre zahlreichen Bewerber, welkt die edle Blume hin zur Sorge der bekümmerten Eltern. Endlich willigt sie ein, sich demjenigen zu vermählen, den sie früh Morgens zuerst in der Kirche sähen, falls er ihnen gefiele — und siehe es war Proximus, ein willkommner Schwiegersohn dem Vater, dem er einst das Leben gerettet, der Mutter anfangs zu arm; doch auch diese Schwierigkeit löst sich: Proximus wird durch das Testament einer Base Fürst von Thessalien und demnach baldiger Gatte der Lympida. Später überließ er Thessalien einem kaiserlichen Prinzen und zog mit seiner Gemahlin nach Venedig, zu dessen erstem Aufblühen er ein wesentliches beitrug.

Mit solchen zarten Geschichten mochte er das andächtige Herz manches adelichen Fräuleins erquicken; der Ruhm eines großen Schriftstellers erblühte und reifte ihm auf einem andern Acker.

4.

Der Name „Simplicissimus" ist keinem unbekannt, der selbst nur das Oberflächlichste von deutscher Literaturgeschichte gehört hat. Dieser Roman tritt hell hervor aus der damaligen Büchermasse und hat nicht nur einen Schweif von Nachahmungen hinter sich hergezogen, sondern auch des Verfassers sonstige Schriften bis zu dem Grade verdunkelt, daß auch viele belesene Leute, die vom Simplicissimus wissen, nie etwas von des Autors übrigen Arbeiten vernommen haben. Koberstein (Grundriß S. 698) nennt den Simplicissimus den besten aller Romane, die während des 17. Jahrhunderts in deutscher Sprache geschrieben worden sind, und überhaupt die innerlich gesundeste von allen größeren Dichtungen dieses Zeitraums; Heinrich Kurz sieht ihn unbedingt für einen der besten deutschen Romane an, der sich den besten Erzeugnissen der Spanier und Franzosen und selbst der Engländer an die Seite stellen dürfe (Gesch. d. deutsch. Lit. II. S. 423); nur Gervinus behauptet zu meinem Verwundern, er sei eines der vielen deutschen Volksbücher, die erstaunlich viel Anlage und wenig Werth der Ausführung haben (Gesch. d. deutsch. Dichtung III. S. 373).

Wo fehlt die Ausführung? muß man da fragen, und was wird zur Anlage gerechnet? Wir haben einen Helden, der, aus guter Familie entsprossen, doch von erster Kindheit an in Mangel jeglicher Kultur aufwächst; in dessen noch unbeschriebene Seele dann mit den festesten Zügen die Gottesfurcht gegraben wird; der ein Fremdling ins Leben gestoßen mit gelehrigem Verstand vielerlei Wissenschaft aufnimmt, aber der Menschen Wandel mit seinen in der Abgeschiedenheit gewonnenen übertriebenen Vorstellungen von Pflicht und Frömmigkeit unverträglich findet, ein Narr vor der Welt, in dem sich die angeborene witzige Natur bald Bahn bricht, so daß die gewöhnlichen Menschen bald an seiner Klugheit, bald an seiner Thorheit zweifeln. Der Zufall wirft den schlank aufgeschossenen schönen Jüngling in die Bahn des Soldatenstandes; Ehrgeiz zieht ihn rasch empor aus der Menge, der gewöhnliche Reitersmann wird durch seine Persönlichkeit auf engem Gebiet ein gefürchteter und geneideter Parteigänger; der Jugend Lüste nehmen Besitz vom unbewachten in seiner Vollkraft übermüthigen Herzen; in mancherlei Netzen verstrickt sich der leichtsinnig gewordene bildschöne Mann. Da naht der Umschlag; von Krankheit entstellt, seiner Habe beraubt wird er in allerlei Schicksalen herumgeworfen; kommt wieder zu Geld, verliert es nach und nach bis auf wenigen Besitz, der in seinem Bauerngute steckt, und den er nach Entdeckung seiner Abkunft seinen zufällig aufgefundenen Pflegeeltern zur Verwaltung überläßt. Er selbst widmet seine Zeit den geliebten Wissenschaften und als ihn auch diese nicht befriedigen, kehrt er zu dem Einsiedlerstand zurück, aus welchem er als Knabe hervorgetreten war, ein echter Sohn seines Vaters, der ebenfalls den Ekel an der Welt in des Waldes Einsamkeit zu vergessen gesucht hatte.

Müssen wir nun diesen tiefdurchdachten Lebensgang als die Anlage des Buches bezeichnen, so bliebe für die Ausführung das Entwickeln seiner einzelnen Lebensphasen, das Darstellen besonderer charakteristischer Ereignisse, das Zusammenführen mit fertigen Menschen, an denen der werdende Held sich bildet und rundet, das Einfügen desselben in größere Verhältnisse, ferner das Einstreuen fruchtbarer Gedanken, die dem Ganzen Plan und Ziel oder dem Einzelnen seine

Stellung geben; endlich die Art der Darstellung selbst, die Sprache und Schreibweise. Bei näherer Erwägung aller dieser Punkte nun finde ich den Simplicissimus auch in der Ausführung vorzüglich gerathen.

Denn um gleich bei dem Stile zu beginnen, so ist die Schreibart kurz und einfach, natürlich bis zur Rohheit, volksmäßig, durch Sprichwörter und bildliche Redensarten reich belebt, witzig und humoristisch, dem Tone des gewöhnlichen Verkehrs angepaßt, aber auch nach Gestalt der Sachen tiefgemüthlich, innig und bis zum Erhabenen sich steigernd. Ich will aus den tausenderlei populären Redensarten beispielshalber nur einige hervorheben: Ich wußte mich in die Sache zu schicken wie ein Esel ins Schachspiel; (sonst sagt man auch: wie ein Esel zum Lauten schlagen); mit einem schmutzigen Maul zum Fenster hinaus sehen, d. i. sein eigner Herr, ein angesessener Bürger sein, der sich um niemand zu bekümmern hat; lerne mich keinen Karpfen kennen, denn mein Vater ist ein Fischer gewesen, d. i. lerne mich die Welt nicht kennen, denn die kenne ich längst; die Liebesbücher lehrten ihn mit der Leimstange laufen, d. i. sich in Liebeshändeln versuchen; hüte dich vor dem Thiere, das Zöpfe trägt, d. i. vor den Weibern; was mit Trommeln gewonnen wird, geht mit Pfeifen wieder dahin, d. i. wie gewonnen, so zerronnen; er mästete uns auf schwäbisch, d. i. er ließ uns Hunger leiden. Auf den alten Kaiser hinein leben, d. i. ins Gelage hinein leben, ohne sich die Sorgen anfechten zu lassen. Eier in die Pfanne! so werden keine Junge daraus, sagt Olivier, als er im Begriff ist, die Kinder der Majorin zu morden. Hieher rechne ich auch burleske Umdeutungen einzelner Worte, die dem Volkswitz entnommen sind, wie Maulhenkolisch für melancholisch, was sich schon bei Philander findet. Solche spruchartigen Wendungen, die auf jeder Seite des Simplicissimus zu finden sind, machen die Darstellung anschaulich und geben dem Ausdruck Sinnlichkeit und Heiterkeit.

Diese Wirkung liegt auch in der Absicht des Simplicissimus; nicht als erzähle er nur darum seinen Lebenslauf, um dem einen oder andern die Zeit zu kürzen oder wie die Schalksnarren und Possenreißer

die Leute zum Lachen zu bewegen; sondern es geschehe dies der Zärtlinge halber, die keine heilsamen Pillen verschlucken könnten, sie seien denn zuvor verzuckert und übergoldet; aber auch gravitätische Männer legten lauter ernste Schriften eher weg als andere, die ihnen bisweilen ein kleines Lächeln abnöthigten (Anfang des 6. Buches). Und was ist denn nun der ernste Gedanke, den er dem Leser in scherzendem Gewande zu Gemüthe führen will? Die alte Erfahrung von der Wandelbarkeit der irdischen Güter und das daraus abgeleitete Verlangen nach dem Ewigen. Beides trat wohl nie schreiender und gebieterischer an den Tag als in den grauenvollen Jahren des 30jährigen Krieges, der Leben und Habe ein Menschenalter lang bedrohte und ein wildes Geschlecht auferzog, welches keine Schonung kannte und selbst, um mich der vorhin angeführten Redensart zu bedienen, auf den alten Kaiser hineinlebte.

1) Diese Kriegszeit nun gab dem Verfasser und dem Helden seines Hauptromans miteinander das Leben. Wir treffen den Simplicissimus, wo er seine Autobiographie beginnt, als Knaben im ärmlichen strohgedeckten Lehmhause seines Knan oder vermeintlichen Vaters im Spessart. Er kannte weder Gott noch Menschen und wußte weder Gutes noch Böses zu unterscheiden, gleich den ersten Eltern im Paradiese. Sein Knan betraute ihn mit der herrlichsten Dignität, dem Hirtenamte, und überließ ihm erstlich seine Säue, zweitens seine Ziegen und zuletzt seine ganze Heerde Schafe*), wobei er ihm die Weisung gibt, fleißig auf der Sackpfeife zu spielen und die Thiere nicht auseinander laufen zu lassen, daß der Wolf nicht komme und Schaden thue, der Schelm und Dieb, der Menschen und Vieh frißt. Freilich weiß der tölpische Knabe nicht, wie ein Wolf aussieht, erhält auch von seinem Knan auf sein Verlangen keine Belehrung darüber, doch spielt er beim Viehhüten und singt auch, damit das Remedium wider den Wolf desto kräftiger wäre, weil seine Mutter oft

*) Ueber den Werth des Hirtenstandes macht hier S. 33 Simplicius eine Abschweifung, die man der Neigung seiner Zeit mit Gelehrsamkeit zu prunken zu Gute halten muß. Er thut es im Vergleiche mit andern nicht häufig.

gesagt, sie besorge, daß die Hühner einmal von seinem Gesang sterben würden. Ein Trupp Küraſſire, die er in seiner gänzlichen Unwissenheit für Wölfe hält, nimmt ihn mit sich in seines Vaters Hof, plündert und zerstört und mißhandelt auf's unsäglichste Männer und Weiber. Der Knabe flieht auf Anrathen der Magd und die Flucht gelingt ihm.

2) Als er in der zweiten Nacht seine Lagerstatt in einem faulen Baume genommen hat, hörte er in seiner Nähe die Stimme eines Mannes, der inbrünstig zu Gott flehte, eine Sprache, die er damals in seinem thierischen Unverstande noch gar nicht begriff, und sah, als er sich von Hunger getrieben hervorwagte, weil jener von Stillung des Hungers und Durstes gesprochen, einen großen Mann in langen schwarzgrauen Haaren, die ihm ganz verworren auf der Achsel herumlagen. Er hatte einen wilden Bart, fast formirt wie ein Schweizerkäs; sein Angesicht war zwar bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich und sein langer Rock mit mehr als tausend Stücken von allerhand Tuch überflickt; um Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gewunden, kurz er war ein Einsiedel, vor dessen Anblick der arme, von der ausgestandenen Noth entkräftete Knabe ohnmächtig niederfiel. Wieder zu sich gekommen folgt er demselben mit Angst und Beben in seine Hütte und schläft darin bis an den hohen Morgen.

Weil es rein unmöglich ist, von der wunderbaren Gabe anschaulicher Schilderung, welche Grimmelshausen hat, durch bloßes Referiren einen Begriff zu geben, so will ich das Examen, welches der Einsiedel mit dem unwissenden Knaben anstellt, ausführlich mittheilen. Als derselbe nicht einmal weiß, was Leute, Menschen oder Dorf für Dinger sind, so tritt jener ihm näher mit der Frage: Wie heißest du?

S. Ich heiße Bub.

E. Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist; wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen?

S. Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt.

E. Wer hat dir denn das Hemd geben?

S. Ei mein Meuder.

E. Wie heißet dich dann dein Meuder?

S. Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel.

E. Wer ist dann deiner Meuder Mann gewest?

S. Niemand.

E. Bei wem hat denn dein Meuder des Nachts geschlafen?

S. Bei meinem Knan.

E. Wie hat dich denn dein Knan geheißen?

S. Er hat mich auch Bub genennet.

E. Wie hieß aber dein Knan?

S. Er heißt Knan.

E. Wie hat ihm aber dein Meuder gerufen?

S. Knan oder auch Meister.

E. Hat sie ihn niemals anders genennet?

S. Ja sie hat.

E. Wie dann?

S. Rülp, grober Bengel, volle Sau, und auch wohl anders, wann sie haderte.

E. Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht weißt.

S. Eia, weißt du's doch auch nicht.

E. Kannst du auch beten?

S. Nein, unser Ann und mein Meuder haben als das Bett gemacht

E. Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vatter unser kannst.

S. Ja ich.

E. Nun so sprich es dan!

S. Unser lieber Vatter, der du bist Himel, heiliget werde nam, zukomes d Reich, dein Wille schen Himel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein böß versucha, sondern erlös uns von dem Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Ama!

E. Bist du nie in die Kirchen gangen?

S. Ja ich kann wacker steigen und hab als ein ganzen Busem voll Kirschen gebrochen.

E. Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen.

S. Haha, Kriechen, gelt es seind so kleine Pfläumlein? gelt du?

E. Ach daß Gott walte! Weißt du nichts von unserm Herr Gott?

S. Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden auf dem Helgen; mein Meuder hat ihn von der Kürbe mitgebracht und hingekleibt.

E. Ach gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was vor eine große Gnad und Wohlthat es ist, wenn du deine Erkenntnus mittheilest, und wie gar nichts ein Mensch seie, dem du solche nicht gibst! Ach Herr verleihe mir deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnad so eifrig zu danken, als freigebig du gewest, mir solche zu verleihen! Höre du, Simplici, denn anders kann ich dich nicht nennen; wann du das Vatter unser betest, so mußt du also sprechen: Vatter unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Nahm, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brod gib uns heut, und...

S. Gelt du, auch Käß darzu?

E. Ach liebes Kind schweige und lerne! Solches ist dir viel nöthiger als Käs, du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; solchen Buben, wie du bist, stehet nicht an, einem alten Mann in die Red zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen; wüßte ich nur, wo deine Eltern wohneten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten.

S. Ich weiß nicht, wo ich hin soll; unser Haus ist verbrennet und mein Meuder hinweg geloffen und wieder kommen mit dem Ursela, und mein Knan auch, und unser Magd ist krank gewest und ist im Stall gelegen.

E. Wer hat dan das Haus verbrennt?

S. Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die seind auf so Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselbe

Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen und da bin ich auch weggeloffen und ist darnach das Haus verbrennt gewest.

E. Wo war dann dein Knan?

S. Ha die eiserne Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Gaiß die Fuß geleckt, da hat mein Knan lachen müssen und hat denselben eisernen Mannen viel Weißpfenning geben, große und kleine, auch hübsche gelbe und sonst schöne klitzerechte Dinger und hübsche Schnür voll weiße Kügelein.

E. Wann ist diß geschehen?

S. Ei wie ich der Schaf hab hüten sollen; sie haben mir auch meine Sackpfeif wollen nehmen.

E. Wann hast du der Schafe sollen hüten?

S. Ei hörst du's nicht? Da die eiserne Männer kommen sind; und darnach hat unser Ann gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen; sie hat aber die eiserne Männer gemeinet, und da sein ich weggeloffen und sein hieher kommen.

E. Wohinaus willst du aber jetzt?

S. Ich weiß weger nit; ich will bei dir bleiben.

E. Dich hier zu behalten ist weder mein noch dein Gelegenheit; esse, alsdann will ich Dich wieder zu Leuten führen.

S. Ei so sag mir dann auch, was Leut für Dinger seind.

E. Leut seind Menschen wie ich und du; dein Knan, dein Meuder und euer Ann seind Menschen, und wann deren viel beieinander seind, so werden sie Leut genannt.

S. Haha!

E. Nun gehe und esse!

Der Einsiedel behält ihn dennoch auf sein inständiges Flehen bei sich und unterrichtet ihn im Christenthum wie im Lesen und Schreiben, der Knabe half ihm tüchtig in seinem einfachen Hauswesen, im Gartenbau, Fisch- und Vogelfang. An Sonn- und Feiertagen gingen sie schon um Mitternacht weg, um zur rechten Zeit in die etwa drei Meilen entfernte Kirche zu kommen, deren Pfarrer den Einsiedel auch mit Salz versah. Als Simplicius den Pfarrherrn das

erſte Mal auf die Kanzel ſteigen ſah, fragte er ſeinen Einſiedel, was er doch in demſelben großen Zubar machen wolle.

Nachdem der Knabe etwa zwei Jahre in dem eremitiſchen Leben zugebracht, nahm ſein beſter Freund auf Erden ſeine Haue, gab ihm die Schaufel und führte ihn in den Garten, wo ſie ihr tägliches Gebet zu verrichten pflegten. Hier ſprach er von Scheiden und gab ihm drei Stücke auf: ſich ſelbſt zu erkennen, böſe Geſellſchaft zu meiden und beſtändig zu bleiben, und fing dann unter dem namenloſen Jammer des Knaben an, ſein Grab zu graben. Jener hingegen konnte nichts anderes als klagen und heulen, hing ſich an ſeine Ketten und vermeinte ihn damit zu halten, daß er ihm nicht entgehen ſollte. Da ſprach der Einſiedel: Mein Sohn, laſſe mich, daß ich ſehe, ob mir das Grab lang genug ſei, legte ſich hinein, und ſchloß die Augen, ohne ſich weiter zu regen. Der Knabe verharrte einige Stunden im Gebet, weil er jenen öfters ſo in Verzückung geſehen; als derſelbe aber ſich nicht mehr aufrichten wollte, ſtieg er zu ihm in's Grab hinunter und fing an zu ſchütteln, zu küſſen und zu liebeln; er begoß den entſeelten Körper mit ſeinen Zähren und nachdem er lange mit jämmerlichem Geſchrei hin und her gelaufen, fing er an, ihn mit ausgeworfener Erde zuzuſcharren, wie er ihm befohlen, und wann er kaum ſein Angeſicht bedeckt hatte, ſtieg er hinunter und entblößte es wieder, damit er es noch einmal ſehen und küſſen möchte.

Hin und herſchwankend zwiſchen dem Triebe die Welt zu ſehen und dem Verlangen Gott zu dienen, bleibt er noch ein halbes Jahr in der Wildniß, weil die Greuel der Verheerung, die er draußen mitanſah, es ihm als wünſchenswerth erſcheinen ließen, der Menſchen zu entrathen. Ein eingeſchalteter ausführlicher Traum über den Unterſchied der Stände und deren größere oder geringere Berechtigung unterbricht die Geſchichte. Er iſt zwar zu künſtlich entworfen und zu hoch ausgedacht für den ungebildeten Bauernjungen, enthält aber eine Reihe trefflicher Bemerkungen des Dichters. Unter der Allegorie eines Baumes, auf deſſen Aeſten bis zum Gipfel hinauf die Cavaliere ſitzen und zu denen von unten aus ein mühevolles Hinanklimmen ſichtbar iſt, indeß die Bauern und andere unanſehnliche Leute um die

Wurzeln sich ausbreiten, werden die Stufen der Gesellschaft dargestellt und das Ringen um Gold und Ehre. Besonders interessant ist das Gespräch zwischen Adelhold und Feldwaibel über die höhern militärischen Stellen, die damals fast nur dem Adel, selten einzelnen Soldaten von fortune, wie man zu sagen pflegte, zu Theil wurden. Man setzte den Adel, wenn er nur aus der Schale gekrochen, gleich an solche Orte, zu denen sich der gewöhnliche Soldat keine Hoffnung machen konnte, und unwillig ruft Feldwaibel aus: Der Teufel hole einen solchen Krieg, wo es gleich gilt, ob sich einer wohl hält oder nicht! So gewahren wir schon damals im Militär jenen Gegensatz zwischen Bürger- und Junkerthum scharf ausgeprägt, der bis in die neueste Zeit herein sich geltend macht. Inzwischen hatte auch der gemeine Kriegsmann gegen unsere Soldaten gehalten bedeutende Freiheiten: er konnte sich, wie wir später am Beispiel unseres Simplicissimus sehen, je nach seinen Mitteln auf's stattlichste kleiden; von Uniformirung war keine Rede, und mancher einfache Reiter hielt sich wieder ein paar Knechte oder hatte wenigstens einen Jungen zu seiner Verfügung. Ohnehin stand jedem Soldaten auch das Heiraten frei, und eine Legion Weiber von gutem und schlechtem Rufe begleitete die schwerfällige Armada.

3) Als er eines Tages seine Hütte völlig ausgeraubt trifft, geht Simplicius auf gut Glück weiter und kommt über Gelnhausen, wo er keine lebende Seele und auf den Gassen nichts als Todte zerstreut findet, nach Hanau. In seinem wunderlichen Aufzuge — denn er hatte die Kleidung seines Einsiedels an — und weil er gar keine Auskunft über seine Person und sein Reiseziel zu geben wußte, erregte der ausgehungerte junge Mensch den Verdacht eines Spions, und nur der Pfarrer, des Einsiedels Freund, welcher dort als Gefangener war, rettete den Schuldlosen durch sein Zeugniß von der Folter. Nun aber nimmt sich der Gouverneur seiner an; er läßt ihn erst in seiner alten Tracht abmalen, dann säubern, kleiden, speisen und in ein Bett legen. Man hatte ihm die Kleider alle zu weit gemacht, in der Hoffnung, daß er bald zulegen werde. Sein Waldkleid sammt der Kutte

und allem Zubehör wurde in die Kunstkammer gethan und sein Bildniß daneben gestellt.

Der Pfarrer hatte nämlich dem Gubernator über den Einsiedel, der den jungen Menschen bei sich behalten, einen Bericht abgestattet, aus welchem er sicher abnahm, daß jener sein verlorener Schwager gewesen, wie er denn schon vorher den Ring seines Schwagers, den der Pfarrer aus Noth verkauft, als dessen Eigenthum erkannt hatte. Nach der verlorenen Schlacht bei Höchst*) war einst ein Offizier, ein Mann vom herrlichsten Aussehen, also daß er ihn für den Mansfelder selbst hielt, vor des Pfarrers Wohnung geritten und hatte um Aufnahme gebeten. Von diesem eingelassen beklagte er den Verlust der Schlacht und seiner Gattin und daß er nicht das Glück gehabt, für das Evangelium sein Leben zu lassen, und beharrte, müde der Welt, auf dem Entschluß, ein Einsiedler zu werden, so sehr ihm der Pfarrer zu Gemüthe führte, daß solch ein Vorhaben nach dem Papstthum schmecke. Er schenkte dem Pfarrer sein prächtiges Roß sammt Geld und allerlei Kleinodien und nahm von diesem den nöthigsten Hausrath an, die Wagenkette, um sie zu tragen, die wollene Decke, darunter er bei ihm geschlafen, zu einem Gewande; auch nachher während seines Einsiedlerlebens versah der Pfarrer ihn fortwährend mit Salz und mit Büchern, aus denen auch Simplicissimus sich ein ausgebreitetes Wissen erwarb, mit welchem sein völliger Mangel an Weltkenntniß in den wunderlichsten Widerspruch trat. Denn als er nun dem Gouverneur, der ihm schon wegen der Aehnlichkeit mit seiner verlorenen Schwester wohlwollte, als Page diente und mit seiner christlichen Einfalt die Weltlust und Rohheit der höhern Stände betrachtete und vor den Lastern erschrak, ehe er sie nur recht kannte, und hinwiederum eingedenk des Bibelspruches, der uns zu richten verbietet, sein eigenes hartes Urtheil verdammte, da kamen ihm bald

*) Die Schlacht bei Höchst war am 20. Juni 1622; dies ist also des Simplicius Geburtsjahr. Die Schlacht bei Nördlingen den 6. und 7. September 1634. Mit 12½ Jahren etwa kommt er also zum Einsiedler. Er bleibt im Walde 2½ Jahre, ist demnach bei seiner Ankunft in Hanau gegen 15 Jahre alt.

solche Gedanken, daß er seines Einsiedlers dürftiges und elendes Leben für glückselig schätzte und sich wieder in seinen vorigen Stand wünschte. Die empfindliche reine Kinderseele, die bisher hingebend den göttlichen Geboten gelauscht, war mit einem Male hineingeworfen in den Schlamm des vornehmen Sündenlebens; all das Reden und Thun seiner Umgebung schien ihm ein Auflehnen wider des Höchsten Gebote. Vollends die groben Excesse, wie das übermäßige Saufen, gegen welches längst alle Sittenprediger umsonst ihre Stimme erhoben, und das Tanzen erschien ihm wie Wahnsinn. Eine Reihe drastischer Schilderungen übergehe ich, weil sie gegen unsere Begriffe von Anstand verstoßen, so gut sie auch die Konflicte einer unverdorbenen Natur mit den Sitten einer lasterhaften Welt malen. Die grandiose Naivetät des Burschen neben seinem angeborenen Witz und seinem erworbenen Reichthum an Kenntnissen setzt selbst die Klugen in Verlegenheit, ob sie ihn für einen Betrüger oder für einen Narren halten sollen; jedenfalls meinten sie, da ihnen seine Unterhaltung so viel Anlaß zum Lachen gab, er würde zum allerbesten Tischrath oder Hofnarren taugen. Nachdem der Gouverneur seinen vom Einsiedel erhaltenen Namen Simplicius noch durch den Zunamen Simplicissimus erweitert hatte, indem er ihn bei Gelegenheit einer schwedischen Festungsinspection mit diesen beiden Namen fälschlich in das Soldatenregister als Trommler schrieb, versucht er sogar auf seinen menschlichen Verstand einen Anschlag, der ihn zum Narren perfectioniren soll.

Der gute Pfarrer aber, welcher darum weiß, setzt den Jungen von allem in Kenntniß, daß er nicht etwa durch Ueberraschung Schaden nimmt, und gibt ihm ein Pulver und Balsam zur Stärkung seines Hirns und Gedächtnisses. Er muß Hölle, Fegfeuer und Himmel durchmachen und findet sich zuletzt, von einem Schlaftrunk erwacht, mit einem Kalbfell angethan in einem Gänsestall. Weil er aber weiß, daß man ihn zu einem Narren haben will, so wendet er seine natürliche Schlauheit gegen seine Feinde und hat sie zu Narren. Er rennt mit Kälbergeschrei unter die Kühe, will beim Essen und Schlafen nur als Kalb behandelt sein, und wenn er blökend nach Hause läuft, so sind mehr als hundert Buben hinter ihm her, welche alle wie Kälber

schreien. Während er so den Thoren spielt, ist er im Innern voll Schalkheit und hat sich vorgesetzt, alle Thorheiten der andern zu bereden und alle Eitelkeiten zu strafen, wobei er so viel Kenntnisse und angeborenen Verstand entwickelt, daß des Gouverneurs Zweifel an seiner Ehrlichkeit nur durch die Versicherung des Pfarrers, daß er ehedem alle seine Bücher gelesen, beschwichtigt wird. Sein sinnreiches Ingenium gewann sein Herr lieb; er läßt ihm Unterricht auf der Laute geben, und der Pfarrer beredet ihn wieder, daß er ihn durch eine andere Komödie in einen Menschen zurück wandle. Während so eine günstige Wendung seines Schicksals sich zu nahen schien, wurde er, als er außen vor der Stadt sich mit andern Knaben auf dem Eise tummelte, von streifenden Kroaten gestohlen.

4) Diese flinken Reiter durchstrichen das Land bei Tag und Nacht mit Rauben und Plündern; als sie aber im Stift Hirschfeld, wo das Hauptquartier war, die Beute vertheilten, wurde Simplicius ein Eigenthum des Obersten Corpes. Da gab es statt der Hanauischen Schleckerbißlein grobes Brot und mageres Rindfleisch oder, wenn's hoch kam, ein Stück gestohlenen Speckes; Wein und Bier war zu Wasser worden, auch mußte er statt des Bettes bei den Pferden auf der Streu vorlieb nehmen, Pferde striegeln und ihnen ausmisten. Sein Herr hatte kein Weib, — wie denn diese Art Krieger keine Weiber mitführte — keinen Pagen, keinen Kammerdiener, keinen Koch, schlief auf Stroh und der bloßen Erde und bedeckte sich mit seinem Pelzrock; sie waren niemals ruhig, sondern bald hier bald dort und thaten den Hessen Abbruch.

Da Simplicius an diesem harten Leben kein Behagen fand, entwischte er in einen Wald. Zwei Schnapphähne, die ihn des Nachts anpacken, ängstigt er damit, daß er den Teufel spielt, so daß sie entfliehen und in der Verwirrung ein Gewehr, einen Ranzen und 300 und etliche 60 Ducaten zurück lassen. Indem er nun Nachts in die Dörfer schleicht, sich Nahrung zu stehlen, kommt er zu Ende Mai auch in ein Bauernhaus. Da hatten sich die Weibsleute, die er durch eine Spalte belauscht, statt schlafen zu gehen, erst angezogen und statt

des Lichts eine schwefelichte blaue Flamme*) auf der Bank stehen, bei welcher sie Stecken, Besen, Gabeln, Stühle und Bänke schmierten, womit sie nach einander zum Fenster hinaus flogen. Als er sich nachher gleichfalls unbedachtsam auf eine Bank setzte, fuhr er mit dieser auch zum Fenster hinaus und kam im Nu zu einer großen Schar Volks, die einen wunderlichen Tanz tanzte. Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und viele Ringe in einander gemacht, mit zusammengekehrten Rücken; der eine Kreis bewegte sich nach rechts, der andere nach links, in regelmäßiger Abwechslung. Und gleichwie der Tanz seltsam war, also auch ihre Musik: etliche Musiker pfiffen auf Rattern, Vipern und Blindschleichen lustig daher, andere gichen auf Roßköpfen, wieder andere schlugen die Harfe auf einem Kühgerippe; darunter trompeteten die Teufel durch die Nase, daß es im ganzen Wald erschallte, und wie dieser Tanz bald aus war, fieng die ganze höllische Gesellschaft an zu rasen, zu rufen, zu rauschen, zu brausen, zu heulen, zu wüthen und zu toben, als ob sie alle toll gewesen wären. Als Simplicius nachher laut zu Gott rief, verschwand das ganze Heer.

Grimmelshausen erzählt diese Episode in vollem Ernst und führt eine Menge von Zaubergeschichten an, den Satz zu bekräftigen, daß die Zauberinnen und Hexenmeister zu Zeiten leibhaftig auf ihre Versammlungen fahren. Wenn er sie von jemand anderem in der dritten Person berichtete, so würde sie uns ungläubigen Leuten weniger anstößig sein; aber weil nun Simplicissimus mit der eignen Erfahrung selbst eintritt, haben wir dieselbe Empfindung, wie wenn uns jemand geflissentlich anlügt, und weil wir nicht gern den Schimpf auf uns sitzen lassen, meinen wir, der ganze Bericht müsse Ironie sein. Als hätten jene Jahrhunderte, in welchen die ernsthaftesten und gelehrtesten Männer lange Criminalprocesse gegen die Hexen führten und viele tausend Opfer des Wahnes auf Folter und Scheiterhaufen

*) Auch im Vogelneste haben die zwei Diebe eine solche Zauberflamme angezündet, die die Wirkung hat, daß niemand im Hause des Kaufmanns aus dem Schlaf erwacht.

brachten, mit diesem Glauben nur Spaß getrieben. Und was wollen wir mit den andern magischen Künsten machen, die da und dort in Grimmelshausens Werken überreich zerstreut sind? Nein, Simplicius fährt wirklich zum Herentanz, taucht wirklich hinab in den Mummelsee, läßt sich von wirklichen ruhelosen Geistern zum verborgenen Schatze führen. Unser Schriftsteller ist ein altgläubiger Mann, der Stein und Bein auf den Teufel schwört; und wo der Teufel einmal los ist, wer will ihn wieder einfangen?

5) Simplicissimus entschläft, als der Hexenlärm verschwunden war. Da erwecken ihn Morgens gegen 9 Uhr etliche Fouragirer und bringen ihn in das Lager vor Magdeburg. Unter den dortigen Völkern erkennt ihn einer sofort als das Kalb des Commandanten zu Hanau. Als der Obrist seine Fertigkeit auf der Laute erprobt hat, macht er ihn zu seinem „Hofjunker" und die Damen zieren seine Kappe, Aermel und abgestutzten Eselsohren — in die weggeschnittenen Stücke hatte er seine Ducaten verborgen — mit seidenen Bändern. Der Oberst gab ihm einen Hofmeister, dem er gehorchen solle, einen ältern verständigen Mann; er war eines vornehmen Fürsten Rath und sehr reich gewesen, von den Schweden aber ruinirt worden, und ließ sich beim Oberst als Stallmeister gebrauchen; sein Sohn diente, da er wegen Armuth nicht hatte ausstudiren können, bei der kursächsischen Armee als Musterschreiber. Dieser kluge Mann merkte es dem Burschen bald ab, daß er kein Narr sei, wollte ihm aber vor der Hand noch nicht aus der Narrenkleidung helfen, weil er mittels der Chiromantie wußte, daß ihm nach deren Ablegung Gefängniß und Lebensgefahr drohe. Mit dem Sohne, der, wie sein Vater, Ulrich Herzbruder hieß, und bei dem Obersten in so hoher Gunst stand, daß er ihn zum Regimentssecretär machen wollte, schloß Simplicius ewige Bruderschaft, kraft deren sie einander in Glück und Unglück, in Lieb und Leid nimmermehr verlassen wollten. Allein des Obersten Schreiber, Olivier, ein gottloser Mensch, welcher selbst nach der Stelle trachtete, stiftet den Provosen an, einen alten Schelm, der sich auf Zauberei verstand, und dieser bringt es durch seine hölli-

sche Kunst dahin, daß der junge Herzbruder bei aller Unschuld für einen Dieb gilt und mit Schimpf und Schande aus dem Lager gejagt wird. In Folge dessen nahm ihm auch sein Capitän die Musterschreiberstelle und degradirte ihn zum Pikenirer, die elendeste und verachtetste Soldatengattung; mit langen Spießen bewaffnet mußten sie ihre Brigaden in freiem Felde vor dem Einhauen der Reiter schützen, indem sie diesen ihre Waffen entgegenstreckten; für sich selbst thaten sie niemand ein Leid an.

Von dieser Schmach sich zu befreien, erhält der junge Herzbruder von Simplicius 100 Ducaten, nimmt um 30 Reichsthaler seinen Abschied, geht nach Hamburg und läßt sich unter der schwedischen Armee als Freireiter gebrauchen. So wechseln im 30jährigen Krieg auch die Guten in den Armeen herüber und hinüber, und deren, die noch an das Evangelium oder den katholischen Glauben gedacht, seitdem das Kriegführen einmal zum Handwerk geworden, wird es nicht allzu viele gegeben haben.

Als den alten Herzbruder ein angetrunkener Lieutenant, auf seine Mahnung, er solle sich vorsehen, daß er nicht an diesem Tage gehangen würde, mit dem Degen durchbohrt hat, mag Simplicius durchaus nicht mehr in seinem verächtlichen Stande bleiben, und wie er beim Fouragiren in einem Dorf sich eines Weiberkleides bemächtigt, vertauscht er heimlich sein Narrengewand mit diesem und tritt als Magd in Dienste bei einer Rittmeisterin. Hier erleidet er dreifache Anfechtungen, vom Rittmeister und seinem Knecht, die sich in die schöne Jungfer verlieben, und von der Rittmeisterin, die sein Geschlecht ahnt. Die mißlichen Verwicklungen machten es unmöglich, dieses länger zu verbergen, und da einige Zauberinnen, welche verbrannt wurden, darauf gestorben waren, daß sie auch ihn bei ihrer Generalzusammenkunft gesehen hätten, so wurde er für einen Zauberer gehalten, über sein bisheriges Leben examinirt und untersucht, und da man die ansehnliche Summe Geld bei ihm fand, erst für einen rechten Schelm genommen, der ein schlimmes Stück im Heer auszuführen sich eingeschlichen habe. Aus Ketten und Gefahr befreite ihn die Schlacht bei

Wittstock*). Herzbruder jagt über das Schlachtfeld auf seinen Privatfeind, den Provos, und als diesen, der fest war, sein Schuß so wenig beschädigte als einen stählenen Amboß, nöthigt er einen Musquetierer von des Provosen Wacht, diesem den Kopf zu spalten, seinen lieben Freund Simplicius aber, den er erkennt, bringt er in Sicherheit. Aber so schnell ist im Kriege der Umschlag des Glücks: Herzbruder, der sich zu weit gewagt, fällt in Gefangenschaft, und da nun sein Erretter fehlte, kommt Simplicius mit Herzbruders Beute und Habe in den Besitz seines Rittmeisters, der ihn zu einem Reitersjungen nimmt, mit dem Versprechen, wenn er sich wohl hielte und etwas mehr zu Jahren käme, wolle er ihn zum Reiter machen. Indeß geräth er bald darauf in die Gewalt eines kaiserlichen Dragoners, der also sein sechster Herr ist.

6) Dies war einer von denjenigen Soldaten, welche sich in den Himmel zu kommen getrauen; er ließ sich an seinem Solde genügen und betrübte im übrigen kein Kind; seine ganze Prosperität bestand in dem, was er mit Wachen verdiente und von seiner wöchentlichen Löhnung erkargte; darum mußte auch Simplicius, als dessen Junge, gewaltig Pumpernickel beißen und sich mit Wasser oder wenn's wohl gieng, mit Dünnbier behelfen. Dieser gute Dragoner nun wurde von seinem Hauptmann als Sauvegarde ins Paradeis, ein Frauenkloster, gelegt, weil die Nonnen um einen frommen, gewissenhaften und stillen Kerl gebeten hatten. Potz Glück, Simprecht, sagte er unterwegs, denn er konnte den Namen Simplicius nicht behalten, kommen wir in das Paradeis, wie wollen wir fressen! Auch fanden sie im Paradeis, was sie begehrten; denn da setzte es das fetteste Bier**), die besten

*) Die Schlacht, in welcher die Schweden unter Baner Sieger waren, wurde geliefert den 24. August 1636. Somit begeht der Verfasser einen chronologischen Irrthum, da Simplicissimus, von der Schlacht bei Nördlingen an gerechnet, damals noch bei seinem Einsiedel gewesen sein müßte. Will man beide Zeitangaben retten, so bleibt nur übrig, den Aufenthalt beim Einsiedel um ein Jahr abzukürzen.

**) Es werden bei Grimmelshausen viele Biersorten da und dort erwähnt. Das schlechteste ist Dünnbier; gerühmt wird Hanauer Doppelbier,

westphälischen Schinken und Knackwürste, wohlschmeckendes und sehr delicates Rindfleisch, das man aus dem Salzwasser kochte und kalt zu essen pflegte; da lernte man das schwarze Brot fingerdick mit gesalzenem Butter schmieren und mit Käs belegen, damit es desto besser rutschte. In diesem Kloster führten sie das faulste Leben von der Welt, in welchem Kegeln ihre allergrößte Arbeit war.

Das Kloster war auch von der andern Seite her sauveguardirt von den Hessen aus Lippstadt mit einem Musketier, einem Kürschner seines Handwerks; der war ein Meistersänger und ein guter Fechter; und übte sich mit Simplicius in allen Gewehren für die lange Weile; mit dem Dragoner kegelte er, um nichts anderes, als wer über Tisch das meiste Bier aussaufen mußte; damit gieng eines jeden Verlust übers Kloster. Im Herbst und Winter strich unser Bursch mit dem Jäger auf dem Waidwerk herum, bei schlechtem Wetter las er vom Klosterverwalter allerlei Bücher; und wie nun die adelichen Klosterfrauen bemerkten, daß er neben seiner guten Stimme auch auf der Laute und etwas auf dem Instrument (Clavier) schlagen konnte, und auch seine Größe und Schönheit ermaßen, hielten sie ihn für einen Junker und verwunderten sich, wie er sich bei einem so gemeinen Dragoner behülfe.

Indeß die guten Tage nahmen auch ein Ende. Der Dragoner wird abgelöst, erkrankt aus Schrecken und innerhalb drei Wochen hat ihn das Fieber hinweggerafft. Simplicius verfaßte ihm folgende Grabschrift:

Der Schmalhans lieget hier, ein tapferer Soldat,
Der all sein Lebetag kein Blut vergossen hat.

Man überläßt dem Simplicius seines Herrn Hinterlassenschaft unter der Bedingung, daß er sich an seiner Statt beim Regiment einschreiben ließ, und das Erbe war nicht gering; denn er fand eine Menge Ducaten in des Knausers Hosen eingenäht. Für diese schaffte

---

Hamburger-, Zerbsterbier, auch der Ausdruck Merzenbier ist schon gebräuchlich. Das Prädicat „fett" läßt auf großen Malzgehalt des Bieres schließen.

er sich ein neues grünes Kleid an und ließ das alte seinem Jungen, weil es ihm zu klein geworden war; er zierte seinen Hut mit einem tollen Federbusch wie ein Offizier, kaufte noch ein Soldatenpferd und ritt selbander daher, und dünkte sich (wie er sich ausdrückt) fürwahr keine Sau zu sein. Man sieht aus dieser und andern Angaben, daß es damals, wie bereits oben bemerkt, auch den Soldaten freistand, sich nach Belieben zu kleiden. Bald trieb ihn sein Muth und Ehrgeiz zu den kühnsten und seine erfindsame Schlauheit zu den listigsten Wagnissen; er wurde ein gefürchteter, in weitem Umkreise bekannter Parteigänger und erwarb sich reiche Beute, von welcher er auch den Offizieren Geschenke gab; dabei war er freundlich und zuthunlich gegen Seinesgleichen und machte sich viele Freunde, wenn auch bei seinem zunehmenden Glücke der Neid nicht ausblieb. Obschon er erst zum Gefreiten befördert war, so machte man ihm doch bereits Hoffnung auf ein Fähnlein, d. h. auf eine Junkerstelle, eine Hoffnung, die niemals in Erfüllung gehen sollte. Weit und breit war er berufen unter dem Namen der Jäger von Soest.

Wenn auch seit Erfindung des Pulvers die persönliche Tüchtigkeit gegen früher bedeutend in Schatten trat, so war doch selbst im 30jährigen Kriege der einzelne Mann noch nicht so wie später zur bloßen Maschine entwürdigt. Da bei der Unbehülflichkeit in der Bewegung ganzer Heeresmassen der große Krieg nur höchst schwerfällig seinen Fortgang nahm, so suchten die lagernden Armeen durch Aussendung kleiner Abtheilungen dem Verkehr in Feindes Lande möglichst viel Abbruch zu thun und durch gewaltsames Erpressen von Lebensmitteln sich selbst zu erhalten. Jenes nannte man „auf Partei gehen", dieses „Fouragiren". Eine Partei ließ man auch von einem gemeinen Soldaten anführen, wenn er sich durch Erfindsamkeit, List und Tapferkeit besonders hervorthat. Solche streifende Sonderabtheilungen machten weit und breit das Land unsicher, weil sie jeden ausplünderten und gefangen nahmen, der in ihre Gewalt kam, ja selbst in Freundesland sich aufs Stehlen legten. Unser junger Jägersmann war so unermüdlich darauf bedacht, im Kleinkrieg Ehre und Ruhm zu erjagen, daß ihn die Gedanken daran oft gar nicht schlafen ließen. Er

machte zu diesem Zweck allerlei schlaue Erfindungen; läßt z. B. Schuhe anfertigen, die man verkehrt anziehen kann, die Pferde verkehrt beschlagen und Ochsen mit Beschlägen versehen, daß die Gegner keiner Spur nachgehen können, und erfindet ein Instrument, mittels dessen man alle Laute sehr weit hört. Bei seinen Unternehmungen hatte er einen treuen Gehilfen an einem gewissen Springinsfeld, welcher alle Thierstimmen auf's täuschendste nachahmte, und so fuhr er im Lande herum wie eine Windsbraut.

Als er einst ausgezogen war, einem Convoy aufzulauern, der von Reitern begleitet wurde, fing er durch Zufall einen überstudirten Phantasten ein, der sich für Jupiter hielt, welcher herabgekommen sei, die Sünden der Welt zu strafen. Aber in dieses Jupiters Narrheit ist nicht bloß Methode, sondern auch zum Erstaunen viel Weisheit; ja man kann behaupten, daß der Dichter selbst seine Hoffnungen auf Deutschlands Zukunft unter die Maske eines Thoren versteckt hat, welcher neben wunderlichen Albernheiten eine Reihe schöner Träume zu Tage fördert, wie sie nur ein Weiser träumt. Jupiter wird einen großen Helden erwecken, gerüstet mit einem Schwert, das mit einem einzigen Hieb in die Luft einer ganzen Armada die Köpfe abschlägt. Dieser Held wird durch Güte und Gewalt Deutschland wieder an die Spitze der Welt bringen; dann wird er von jeder Stadt Deutschlands zwei von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte mit einander auf ewig vereinigen und die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen u. s. w. durch ganz Deutschland aufheben. Er wird auch die christlichen Religionen vereinigen. Die besten Theologen wird er zusammenkommen lassen, wie Ptolemäus die 72 Dolmetscher, und wenn sie nicht einig werden wollen, wird er dieselben mit Hunger quälen, ihnen vom Henken predigen und sein wunderbarlich Schwert weisen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein großes Jubelfest anstellen und der ganzen Welt die geläuterte Religion publiciren, und wer alsdann dawider glaubt, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren oder einen solchen Ketzer mit Buchsbaum bestecken und dem Pluto zum neuen Jahr schenken. Fürwahr, echt katholisch gedacht, wenn gleich nicht im

geringsten papistisch; auf die Einheit des Glaubens ist jedenfalls ein bedeutendes Gewicht gelegt. Aber den großen Helden, den deutschen Messias, der unsere Einheit schaffen sollte, haben ihn nicht wenigstens unsere Poeten noch ums Jahr 1848 erwartet?

Mit des Jägers Glück mehrte sich sein Stolz und seine Verschwendung; er führte ein epikureisch Leben mit Fressen und Saufen, und trug ein Koller von 60 Reichsthalern, rothe scharlachne Hosen und weiße atlassene Aermel überall mit Gold und Silber verbrämt, welches damals eine Tracht der höchsten Offiziere war; aus dem Weibervolk machte er sich noch nichts; dagegen sagten die Frauenzimmer, daß seine bloße Gestalt und sein rühmlicher Sinn bei einer Jungfer das Wort besser führen könne, als alle Complimente, die Amor je erfunden. Dagegen minderten sich von Tag zu Tag seine Freunde, und als er obendrein in einem alten Gemäuer einen großen Schatz gehoben, den er einem cölnischen Handlungshause zur Verwahrung übergab, war es noch ein Glück für ihn, daß er in schwedische Gefangenschaft gerieth, weil die Menge seiner geheimen Gegner im eigenen Lager zu groß war.

Der Oberst in Lippstadt will ihn durch Versprechungen und Drohungen vermögen unter die Schweden zu gehen; weil er aber seinen Eid, den er dem Kaiser geschworen, nicht brechen will, so erhält er die Freiheit unter der Bedingung, sechs Monate lang nicht gegen Schweden zu dienen. Von den zwei Pferden, die ihm sein treuer Knecht entgegenreitet, schenkt er, um sich nach oben und unten beliebt zu machen, das eine dem Oberst, das andere dem Knecht, den er entläßt, weil er seiner während der gezwungenen Unthätigkeit nicht bedarf, und hält sich nun einen Jungen, dem er eine Livree gab, veielbraun und gelb. Er lernt bei dem Organisten componiren und besser auf dem Instrument schlagen, auch auf der Harfe; auf der Laute ist er ohnedies schon Meister; ferner hatte er eine treffliche Stimme; einer von den Constablen (Kanoniren) des Commandanten lehrte ihm die Büchsenmeisterkunst und etwas mit dem Feuerwerk umgehen; außerdem saß er stets über den Büchern wie ein Student und schrieb auch damals seinen „keuschen Joseph“. Die unvergleich-

liche Arcadia (von Sidney), aus welcher er Wohlredenheit lernen wollte, brachte ihn zuerst von den rechten Historien zu den Liebesbüchern und diese zu Liebeshändeln. Statt des Tanzens, an welchem er niemals Geschmack fand, wies er den Mädchen seine stattliche Figur beim Fechten, und diese liefen ihm von selbst nach, mehr als er nur begehrte.

Es kam Martini heran; da beginnt bei uns Deutschen das Fressen und Saufen und währt theilweise bis Fastnacht. Nun nahm er Einladungen zu Gastereien an, gab deren auch für Offizire und Bürger; bei solchen Gelegenheiten sang er Buhllieder, die er selbst gemacht, zur Laute, und manch schönes Kind vernarrte sich in ihn, indem es ihn angaffte. Er hatte gerade sechs, die er zu gleicher Zeit mit gutem Erfolg liebte, und jeder machte er weiß, sie wäre die einzige. An der einen gefielen ihm die schwarzen Augen, an der andern die goldgelben Haare, an der dritten die liebliche Holdseligkeit und an den übrigen auch so etwas, das die andern nicht hatten. Dabei hielt er seine Sache so geheim, daß ihn niemand für einen Buhler halten konnte, ohne der Pfarrer, bei welchem er nicht mehr so viele geistliche Bücher entlehnte als zuvor.

Als ihm dieser einst über sein Leben Andeutungen macht und er ihm bei der Gelegenheit mittheilt, daß er gar keiner Confession zugethan sei, weil jede sich für die allein richtige halte, verwickelt er den guten Seelenhirten in eine ernstliche Disputation über die verschiedenen Glauben, lediglich deshalb, damit er ihm nichts von seinen Liebchen vorhalte. Hierbei, fügt er hinzu, kann der Leser abnehmen, was ich damals für ein gottloser böser Bub gewesen. Doch fand der Listige an einem Obristlieutenant seinen Meister, der ihn gegen seinen Willen zum Ehemann seiner bildschönen Tochter machte.

Nachdem er sein junges Weibchen im Haus und die nachträgliche Hochzeit ausgerichtet, auch seine scheinbar zürnenden Schwiegereltern versöhnt hat, verspricht ihm der Commandant, dem er nun nicht mehr den schwedischen Dienst verweigert, ein Fähnlein. Vorerst aber soll er nach Cöln gehen und seinen Schatz holen. Bei seiner Ankunft erfährt er leider, daß der Kaufmann fallirt habe und durchgegangen sei; seine Sachen seien zwar obrigkeitlich gesiegelt und der

Kaufmann citirt; allein man zweifle an seiner Wiederkunft, und bis zum Austrag der Sache könne noch viel Wasser den Rhein hinab laufen. Er übergab seine Angelegenheit einem Notarius, der auch einen Kosttisch hielt und zugleich einen Lohnrößler machte, einem geizigen Schindhund, welcher mit seinen dreierlei Gewerben viel Geld zusammenscharrte. Bei diesem hatte er auch den Tisch genommen, erst mit den Kindern und dem Gesinde, weil er wenig Geld mit hatte; da setzte es schmale Bißlein, die seinem an die westphälischen Tractamente gewöhnten Magen ganz spanisch vorkamen; über das alte Fleisch, das vor acht Tagen überall wohl benagt von der Studententafel gekommen, machte die Kostfrau eine schwarze saure Brühe und überteufelte es mit Pfeffer; da wurden dann die Beiner so sauber abgeschleckt, daß man alsbald Schachsteine daraus hätte drehen können, und dann kamen sie erst noch in einen Behälter und wurden klein zerhackt und das noch übrige Fett bis aufs äußerste herausgesotten, sei es die Suppe damit zu schmälzen oder die Schuhe zu schmieren. So begehrte er denn, es koste, was es wolle, an der Studenten-Tafel zu essen. Weil aber auch da alles trügerisch herging, so spielte er dem Notarius allerlei Possen und hetzte die Tischgenossenschaft wider ihn auf, wofür dieser eine empfindliche Rache nahm.

Er beredete ihn nämlich, ein paar junge französische Edelleute mit seinem Fuhrwerk als Kutscher verkleidet nach Paris heimzufahren, gab ihm aber ein Schreiben an einen Freund mit, nach welchem dieser das Gefährte, als sei ihm der Notar schuldig, verkaufen sollte. So saß denn unser Simplicius rath- und mittellos und der Landessprache unkundig in der französischen Hauptstadt. Doch wie in der Heimat seine kriegerischen Talente, so hielten ihn hier bald seine künstlerischen Fertigkeiten über dem Wasser. Ein reicher Arzt, Monsigneur Canard, der ein großes Haus machte, miethete ihn als Lehrer seiner Söhne auf der Laute. Bei diesem wohnte er im Haus und hatte eine äußerst angenehme Stellung; auch half er ihm im Laboratorium und erwarb sich auf diesem Wege viele chemische Kenntnisse. Des Königs Ceremonienmeister hörte im Hause des Arztes seine schöne Stimme und beredete ihn, im Louvre in der Rolle des Orpheus auf-

zutreten. Hier eroberte er die vornehmen Damen. Er hieß fortan nur le beau Alman und wurde der Modeheld des Tages und im Boudoir ein sehr begehrter Artikel. Diese Kapitel geben über die Sittenlosigkeit der höheren französischen Frauenwelt nur allzu pikante Aufschlüsse.

Endlich übersatt seines einträglichen Lasterlebens und zurück nach der Heimat strebend, schließt er sich heimlich weimarischen Offizieren an, um heraus nach Deutschland zu kommen. Im zweiten Nachtquartiere jedoch erkrankte er an den Blattern. Die Begleiter lassen ihn im Stich und nehmen obendrein sein Geld mit, und die Blattern richteten ihn dergestalt zu, daß er, wie er sich ausdrückt, hinfüro vor den Weibsbildern gute Ruhe hatte. Auch seine schwarzen Haare fielen ihm aus, seine Stimme war dahin und seine Augen waren roth und triefend. Da fand sich kein Mensch im fremden Lande, der es gut mit ihm meinte, und weil er kein Geld hatte, hieß es überall, er solle auch fort und seine Gelegenheit suchen; o des schnellen und unglückseligen Wechsels! Vor vier Wochen bewegte er noch die Fürsten zur Bewunderung und entzückte die Frauen, und dem Volk kam er vor wie ein Meisterstück der Natur, und jetzt war er so unwerth, daß ihn wegen seines reudigen Aussehens kein Werber als einen Soldaten annehmen mochte. Was thun? Er verwerthet seine bei Canard gewonnenen Kenntnisse und verkauft den Bauern, um ein Reisegeld zu verdienen, Arzneien. Aber bei Philippsburg wurde er von einer Partei gefangen genommen, und als er beim Examiniren erzählte, daß er unter die kaiserlichen Dragoner in Soest gehöre, hieß es, der Kaiser brauche in Philippsburg so gut Soldaten als in Soest, und sein Loos war, daß man ihn zum Musketier machte.

Ein Musketier, der sein Leben in einer Garnison zubringen muß, ist eine elende Creatur; er ist wie ein Gefangener, welcher mit Wasser und Brod der Trübsal sein armselig Leben verzögert. Um ihr Auskommen zu verbessern, nahmen viele von diesen Soldaten Weiber, die ihnen einen Nebenverdienst zubrachten, andere erwarben Geld mit Spielen, Schanzgraben oder mit einem Handwerk; Simplicius aber machte nichts als lose Streiche, um die Geduld des Obersten zu er-

müden, daß er ihn vom Regiment schicke. Das Schicksal brachte ihm eine ehrenvolle Gelegenheit, seine Waffengattung zu vertauschen. Als er nämlich einmal Schildwache stand, sah er seinen alten Freund Herzbruder vorübergehen, der mit Aufträgen von der Generalität in die Festung geschickt worden war. Durch dessen Vermittlung und Fürsprache gelingt es ihm wiederum Reiter zu werden. Aber sein Knecht wurde mit dem einen Pferde gefangen, das andere verliert er selbst und zieht herum mit dem Orden der Merode-Brüder (Marodeurs), der Heuschrecken des Landes, bis er von den Weimarischen gefangen und abermals zum Musketier gemacht, Breisach mußte belagern helfen (1638). Sein Beutel war leer, Wein, Bier und Fleisch eine Rarität, Aepfel und Halbbrot genug sein bestes Wildpret. In dieser elenden Lage schrieb er nach Hause, und die Seinigen erwirkten es beim Herzog von Weimar, daß sein Capitän ihn mit einem Paß mußte laufen lassen. Aber wie er nun mit seinem guten Feuerrohr das Breisgau hinab marschirt, fiel bei Endingen aus einem einzeln stehenden Haus ein Schuß, und ein starker vierschrötiger Kerl sprang auf ihn los und schrie, er solle das Gewehr ablegen. Nun begann ein furchtbares Ringen der beiden an die anderthalb Stunden lang, bis sich zuletzt der, welcher zuerst geschossen, ergab und beide sich erkannten. Es war Olivier, der einst dem Herzbruder ein Bein gestellt hatte und nun so weit gesunken war, daß er einen gemeinen Räuber machte. Er habe vor diesmal keinen Herrn, erklärte er ganz naiv, sondern kriege für sich selbst. Ja er rechtfertigt sein schändliches Handwerk gegen Simplicius, der ihm ins Gewissen zu reden versucht, mit dem Verfahren der hohen Herren, die es in ihrer Weise nicht besser machen.

Olivier hat mit Simplicius eine große Freude, weil ihm der alte Herzbruder einst weissagte, derselbe werde seinen Tod rächen; er behandelt ihn wie einen Bruder, bewirthet ihn aufs beste, gibt ihm neue Kleider und veranlaßt ihn da zu bleiben und zu versuchen, ob ihm das einträgliche Gewerbe nicht gefalle. Am andern Morgen sagte er: Auf, Simplici, wir wollen in Gottes Namen hinaus, zu sehen, was etwa zu bekommen sein möchte. Ach Gott, gedachte jener, soll ich

nun in deinem hochheiligen Namen auf die Räuberei gehen? Sie kommen in ein Dorf, darin keine lebendige Creatur war. Diese gänzliche Verödung ist im 30jährigen Kriege gar keine Seltenheit; im „Springinsfeld" wird von einem menschenverlassenen Dorf erzählt, in welchem Wölfe einen Keller zu ihrer Lagerstatt genommen, und im „stolzen Melcher" wird eines Wäldchens gedacht, welches während der Kriegszeiten im früher angebauten Feld aufgesproßt war.

Auf dem Kirchthurm hatte der Räuber eine Vorrathskammer, weil er denselben zu besteigen pflegte, um von da hinaus ins Land auf Beute zu spähen; so auch an andern erhöhten Orten in weitem Umkreis. Hier erzählt er nun dem einzigen Freunde, den er unter den Menschen zu haben glaubt, seine Lebensgeschichte, die einen schauerlichen Einblick eröffnet in seine verwahrloste, umnachtete Seele und in das verbrecherische Treiben seiner verdorbenen Jugend. Ich erwähne daraus nur zwei Punkte, daß er sich als Student in Lüttich zu einer Bursch, d. h. zu einer Verbindung von Menschen gesellte, die den Leuten des Nachts auf der Gasse die Mäntel abrissen oder sie gar in der Maas ersäuften, und daß er als Soldat, mit 7 andern ausgeschickt, die Contribution einzutreiben, drei seiner Genossen beredete, mit ihm gemeinschaftlich die vier andern zu erschießen und das Geld zu theilen, ingleichen wieder einen aus den dreien, und dann den letzten selbst erwürgte, worauf er sich in Werle anwerben ließ und mit diesem Gelde ziemlich lustig machte.

Während er so sein Sündenleben ganz unbefangen zum besten gibt, kommt eine Kutsche gefahren, begleitet von 2 Reitern. Olivier erschießt den einen, spaltet, nachdem der andere durchgegangen war, dem Kutscher den Schädel und macht sich schon darüber, mit seinem Henkerschwert die darinsitzende Majorsfrau, ihre Mägde und Kinder zu schlachten, läßt sich aber doch noch vom Freunde bestimmen, sie in einen Keller zu sperren. Schaudernd vor solch einer Lebensführung wäre Simplicius gern durchgegangen, aber er wußte kein Mittel zu entkommen. Wie sie nun wieder in dem Häuslein des Bauern, welcher mit Olivier zuhielt, ihres Leibes pflegten, zog der Räuber seinen Rock aus und sagte: Bruder, ich mag das Teufelsgeld nicht mehr

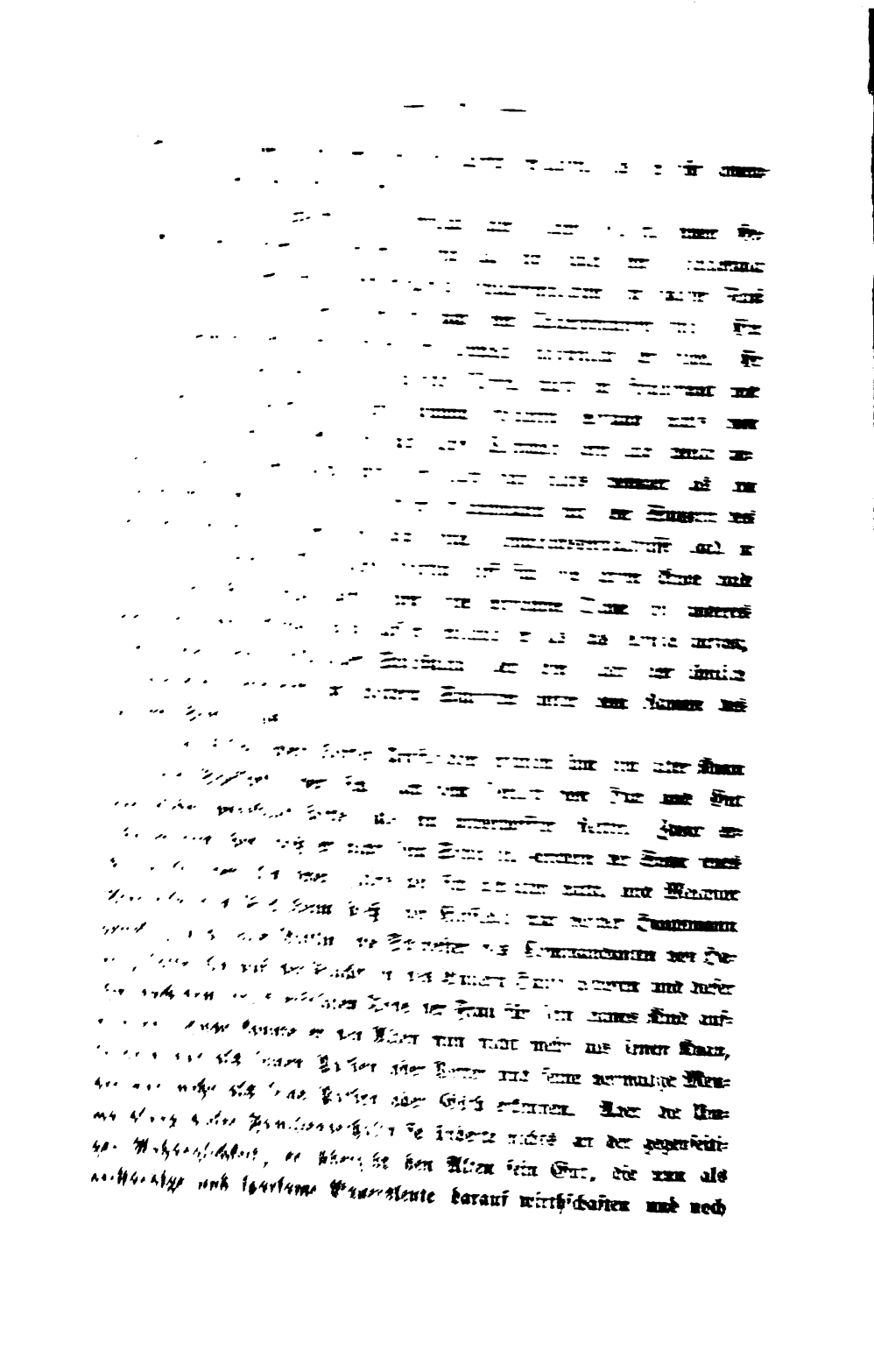
allein so herumschleppen; das Donnersgeld hat mir Beulen gedrückt. Mit diesen Worten that er ein paar Wulste mit Goldstücken von sich, die er auf bloßem Leibe trug. Er bietet dem Freunde Gütergemeinschaft an, und dieser näht das Geld in ein Scapulier oder Schulterleid, welches er aus ein paar Hosen fertigte. Auch hat Olivier mehr als 1000 Thaler Silber in einem Baume liegen, wovon er den Bauern hausen läßt; denn solchen Schafmist achtet er nicht hoch. Diese Gleichgiltigkeit gegen einen Besitz, um dessen Erwerb der Elende Ehr und Seligkeit in die Schanze schlug, und dieses liebebedürftige Anklammern an den Mann, von dem er weiß, er werde seinen Tod rächen, wirkt tief ergreifend auf den Leser; denn in der Geldverachtung des Räubers liegt eine Nemesis und in der treuherzigen Freundschaft ein schwaches Aufflackern der guten Natur des Verworfenen. Olivier denkt, als er dem Freund das Geld zu tragen gibt, bis er einmal Feierabend mache und sie beide genug haben, an eine ferne Zukunft; und doch war der Augenblick so nahe, in welchem dieser, wenn auch anders als jener dachte, zum Rächer seines Todes ward. Während beide sich am Ofen ausbähen, erscheint ein Corporal mit sechs Musketieren, sie gefangen zu nehmen. Sie setzen sich verzweifelt zur Wehre, mit Schuß, Schwert und Kolben, und Simplicius erschlägt den, der so eben Oliviers Hirn verspritzt hat. Alle liegen todt bis auf einen, der das Feuerrohr weggeworfen und sein Heil in der Flucht gefunden hat. Simplicius bleibt Herr der Wahlstatt und läßt sich, bereichert mit Oliviers Schätzen, vom Bauern nach Villingen führen und verschafft sich daselbst einen Paß zu seinem Regimente, hat aber vielmehr die Absicht heim zu seinem Weibe nach Lippstadt zu gehen.

Während er im Wirthshaus berathschlagt, wie er das ausführen will, siehe da tritt ein Mensch in dem jämmerlichsten Zustand, am Stocke hinkend, zur Thür herein. Es ist sein Herzbruder, der des Grafen Götz rechte Hand gewesen und nun das Unglück dieses Feldherrn theilte. Der Freund läßt den Verwundeten pflegen und heilen und Herzbruder will dann abwarten, ob sein Herr in Wien wieder zu Gnaden komme. Als er wieder hergestellt ist, erklärt er, er habe

in der höchsten Noth eine Wallfahrt nach Einsiedeln gelobt und gedenke nun diese auszuführen. Simplicius bittet, daß er ihn mitnehme, da er sich nicht entschließen konnte, von dem Freunde sich zu trennen; als dieser es abschlägt, um nicht auf der heiligen Reise von dem Sündengelde zu zehren und durch den unbußfertigen Gesellschafter in der Andacht gestört zu werden, gibt er vor, auch er bereue sein bisheriges Leben und wolle sich dort Vergebung holen. Das Schweizerland, das einzige, in welchem der liebe Frühling noch grünte, kam ihm so fremd vor, als wäre er in Brasilien oder in China; da sah er die Leute im Frieden handeln und wandeln, die Ställe stunden voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gänse und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war gar keine Sorge vor dem Feind, keine Sorge vor der Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, also daß dieses Land, so rauh es sein mochte, ein irdisches Paradies schien. Simplicius, der Weltmensch, gaffte darum im Gehen viel hin und her, was ihm von Herzbruder, der unablässig seinen Rosenkranz betete, manchen Verweis zuzog; als dieser aber noch dazu inne ward, daß er die Erbsen gekocht habe, auf denen er nach Einsiedeln zu gehen versprochen, behandelte er ihn wie einen Verlorenen, indem er ihn nur mit Seufzen anschaute, als hätte er seine Verdammniß gewußt und an ihm bejammert. Sie kommen gerade in der Kirche an, wie ein Teufel ausgetrieben wird und der böse Geist aus dem Munde des Kranken schilt den Simplicius mit harten Worten und hält ihm seine Streiche vor. Glücklicherweise glaubt ihm niemand, weil ja der Teufel ein Lügner ist. Simplicius beichtet und communicirt und bekennt sich, während er bisher noch keiner Religion beigethan gewesen, öffentlich zur katholischen Kirche. Die Soldaten kümmerten sich, obschon der Krieg scheinbar für die Religion geführt wurde, um die Unterschiede des Glaubens, ja um das Christenthum selbst gar wenig; Springinsfeld war schon etwa 50 Jahre alt und, wie er selbst sagt, noch keiner besondern Religion zugethan. Von da begaben sie sich nach Baden, um sich vol-

lends auszuwintern. Als aber Herzbruder über den hohen Fuß, auf welchem der Freund ihren beiderseitigen Haushalt einrichtete, sein Bedenken äußerte, wies ihm jener sein Geld und machte ihn, so viel er sich auch weigerte, zu dessen Partner und Säckelmeister. „Also redeten wir," heißt es sehr bezeichnend, „gegen einander läppisch genug, weil je einer in des andern Lieb trunken war." Als er auf sein mehrmaliges Schreiben von zu Hause keine Antwort erhält, begleitet er Herzbruder nach Wien, wo Graf Götz wieder zu Gnaden gekommen war, erhält auch, da der Graf von der Wahl die Thaten des Jägers von Soest erzählt hat, von einem Obrist eine Compagnie (man sieht also, ein Obrist kann selbst Hauptleute ernennen); doch diese war nur komplet auf dem Papier und enthielt in Wirklichkeit nicht mehr als 7 Schildergäste, und die Unteroffiziere waren mehrentheils alte Krachwedel. Mit solchen Truppen ließ sich wenig machen; auch wurden bei einer scharfen Gelegenheit beide Freunde verwundet und Herzbruder, dessen Krankheit sich zum Bedenklichen neigte, nach Grießbach im Schwarzwald in einen Sauerbrunnen geschickt. Da des Freundes Uebelbefinden sich in die Länge zog, so unternahm Simplicius, der größeren Sicherheit wegen in der Livree eines straßburger Botenläufers und mit dem Paß eines solchen versehen, eine Reise in seine Heimat. Sein Schwiegervater und seine Frau waren todt, sein schönes Kind, das er noch gar nicht gesehen, hatte sein Schwager angenommen, auch das Vermögen in Cöln für dasselbe eingezogen. Er selbst wurde von niemand der Seinigen erkannt, so sehr hatten ihn die Blatternarben entstellt, und da er sein Kind wohl geborgen wußte, so blieb er in seiner Freiheit und kehrte im Botenkleide wieder zum Freund zurück.

Weil er sich denn als Wittwer wußte, reizten ihn die guten Tage und seine Jugend wieder zur Buhlerei. Da lernte er unter andern im Sauerbrunnen eine schöne Dame kennen, die sich für eine von Adel ausgab und ihm nur allzu freien Zutritt gewährte, ja ihn mit ihren liebreizenden Blicken auf Tritt und Schritt verfolgte, also daß er sich für sie und für sich selbst schämen mußte. Es war die Courage, von der wir später mehr hören werden. Unterdessen starb



immer so viel erübrigen, daß er ein sorgenfreies Auskommen und die schönste Muße hat, seinem alten Hang zu den Wissenschaften nachzugehen und hinter den Büchern zu sitzen. *) Doch auch die Wissenschaften wurden ihm der Reihe nach verleidet, erst das, was die Grammatici und Schulfüchse wissen müssen, dann die Mathematik und Astronomie und so fort alle einzelnen Disciplinen mit Ausnahme der Theologie, weil man vermittelst derselben Gott liebt und ihm dienet. Hier verräth sich aufs neue die vom Vater überkommene Neigung zur Beschaulichkeit, die auch mitten in seinem unstäten Kriegs- und Wanderleben von Zeit zu Zeit durchgeblitzt hatte und ihn endlich wie jenen zum Einsiedler machte.

Freilich beginnen nun erst seine Abenteuer weite Kreise zu beschreiben, nach Rußland und ins Land der Tataren, ja bis nach Japan; aber hier entweicht dem Verfasser der Boden unter den Füßen, und seine Beschreibungen beginnen lückenhaft und verschwommen zu werden. Nachdem Simplicius 3 Jahre und etliche Monate aus gewesen, war indessen der deutsche Friede geschlossen worden, so daß er ungestört wieder den Büchern leben und auf die verflossene zum guten Theil übel angewandte Zeit nicht ohne innere Selbstpeinigung zurückblicken konnte. Unter solchen Gedanken fielen ihm etliche Schriften des Spaniers Quavara in die Hände, der in düsterer Melancholie der Welt absagt. Dessen Worte machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß auch er, wie sein Vater, sich in eine Wildniß zurückzog und ein Einsiedler ward.

Wie man an Gebäuden Steine hervorstehen läßt, an die sich ein neuer Anbau fügen kann, so bietet auch das Ende des 5. Buches

*) Das reizende Märchen von seinem Besuch der Sylphen im Mummelsee übergehe ich, weil es sich als ganz selbständige Dichtung von der Lebensgeschichte des Simplicius völlig loslöst. Grimmelshausen hat bereits die von neuen Schriftstellern, wie Göthe und Tieck, angenommene Gewohnheit poetische Stücke episodenhaft einzufügen. Dahin gehört z. B. im 6. Buch die Betrachtung, ob Geiz oder Verschwendung ein größeres Laster sei, die Allegorie von Baldanders, der Discurs mit einem Blatt Papier, die Aufzählung wunderbarer Sachen, die er gesehen u. A.

unſeres Simpliciſſimus Gelegenheit zur Fortſetzung des Werkes mit dem Satze: Ob ich aber wie mein Vater ſel. bis an mein Ende in dieſem Leben verharren werde, ſteht dahin. *)

Noch in demſelben Jahre hat der Verfaſſer die angebliche Autobiographie um ein Buch weiter geſponnen. Er wohnte alſo auf einem hohen Gebirge, die Moß genannt, einem Stück des Schwarzwaldes, und hatte eine ſchöne Ausſicht über das Oppenauer und Kinzinger Thal, über das Elſaß und den Rheinſtrom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münſterdom gleichſam wie das Herz mitten in einem Leibe beſchloſſen hervorprangt. Aber der weltliche Sinn übermannte in unſerem Einſiedel den geiſtlichen Vorſatz. Statt der Gottſeligkeit zu pflegen, ſchaut er mit ſeinem Perſpectiv in der Gegend herum und horcht auf ferne Stimmen mit ſeinem Hörrohr, alſo daß er ſich beinahe einen Heuchler oder geiſtlichen Schalk hätte nennen mögen. Weil denn alſo ſeinem unruhigen Weſen nicht behagte, lange Zeit auf der Bärenhaut zu liegen, wandert er weiter, als Pilger die berühmteſten heiligen Orte zu beſuchen, und zieht, vom Volk bald für einen Propheten bald für den ewigen Juden angeſehen, zuerſt durch die Schweiz. Hier hat ihm ein Schloßherr, dem er einen Schatz gewonnen, zum Dank heimlich Ducaten in das Rockfutter einnähen laſſen und ſo die Mittel zu einer Reiſe nach Jeruſalem gegeben. Aber während er ſich, durch eine Empörung des Paſcha von Damaskus an der Weiterreiſe gehindert, in Aegypten aufhält, wird er von arabiſchen Räubern gefangen und in den Städten am rothen Meer für einen wilden Mann herumgeführt, wie denn auch ſein langes verworrenes Haar und ſein langer Bart ihm ein recht wildes Aus-

*) Der „Beſchluß" zum 6. Buche trägt das Datum den 22. April 1668. Nun iſt aber die Ausgabe der 5 erſten Bücher 1669 erſchienen. Aus innern Gründen dagegen ſteht feſt, daß das 6. Buch nicht gleichzeitig mit dieſen gemacht ſein kann, ſondern erſt, nachdem der Verfaſſer geſehen, daß dieſelben Beifall gefunden. Somit bleibt nur übrig, daß entweder die Jahreszahl der erſten Ausgabe oder die hinter dem „Beſchluß" verdruckt iſt, oder daß der Verfaſſer ſelbſt aus irgend einer Grille die letztere gefälſcht hat. Dieſes letzte iſt mir am wahrſcheinlichſten.

sehen gaben. Von Europäern aus diesem wunderlichen Verhältnisse befreit und im Begriffe nach Portugal zu fahren, um S. Jago de Compostella zu besuchen, leidet er in der Nähe von Madagascar Schiffbruch und wird zugleich mit einem jungen Zimmermann auf einem Stück des zerschellten Fahrzeugs an eine äußerst fruchtbare, mit allen Gaben der Natur gesegnete, aber unbewohnte Insel getrieben.

Uns nun beginnt eine äußerst anziehende Robinsonade vor Robinson, von der wirklichen nur dadurch verschieden, daß der Insulaner gleich von Anfang an zwei sind. Die Insel ist voll Vögel, voll Eier, voll süßer Früchte, mit einem reichen Quell Süßwasser versehen, und liefert an dem Safte des Palmbaumes sogar ein berauschendes Getränk. Was den Ankömmlingen an Geräthe fehlt, ergänzen sie wie Robinson durch Erfindsamkeit. Da der jüngere Genosse ein Zimmermann ist, so gelingt leichtlich der Bau einer Hütte, und da das Eiland selbst für behaglichen Genuß überschwängliche Vorräthe bietet, so sehnen sie sich in ihrem stillen Frieden keineswegs nach dem Geräusche der menschlichen Gesellschaft, zumal Simplicissimus, der bei seiner Ankunft schon über 40 Jahre alt ist und bei seinem Hang zum Eremitenleben des Umgangs mit Menschen leichter entrathen kann. Den jungen Zimmermann rafft indeß der übermäßige Genuß des Palmweins bei Zeiten hinweg; Simplicissimus aber bleibt zufrieden in seinem Gott auf der Insel; ja er widersteht nach mehr als 15jährigem Aufenthalt dem wohlmeinenden Andringen holländischer Seefahrer, die ihn bereden wollen nach Europa zu folgen. Obschon das ganze Ländchen ein Garten war, so hatte er doch noch einen künstlichen Garten angelegt, um sich zu beschäftigen; dabei aber auch viel an göttliche Dinge gedacht. Seinen Lebenslauf hatte er mit Brasilien- und Citronensaft auf Palmblätter geschrieben. Genannte Schiffer fanden ihn damals als einen langen, starken, wohlproportionirten Mann mit geraden Gliedern, lebhafter schöner Farbe, korallenrothen Lippen, lieblichen schwarzen Augen, sehr heller Stimme und einem langen schwarzen Haar und Bart, hier und da mit sehr wenigen grauen Haaren besprengt; die Haupthaare hingen ihm bis über die

Hüfte und der Bart bis über den Nabel herunter; er trug einen Schurz von Palmblättern und auf dem Haupt einen breiten Hut aus Binsen geflochten und sah beinahe aus, wie man den heiligen Onoffrius zu malen pflegt. Er schenkte dem Kapitän Jean Carnelissen seine Lebensbeschreibung und dieser versah ihn bei ihrem freundlichen Abschied mit allerlei Werkzeugen, unter anderem auch mit einer englischen Brille oder einem Brennglas.

So sehr Simplicius gehofft hatte, seine Tage in diesem Lande ewigen Friedens ruhig zu beschließen, so ganz anders wollte es sein Schicksal. Wilde — so erzählt er in der mittelsten der drei Fortsetzungen, die sich zuerst in der Ausgabe von 1771 finden, rauben ihn im Schlaf hinweg und rudern mit ihrer Beute, nachdem sie ihn an Händen und Füßen gebunden, in die See hinaus. Ihr Floß indeß kommt in die Gewalt portugiesischer Kaufleute; mit diesen gelangt er wieder nach Lissabon, von da kehrt er zurück in seine Heimat und trifft noch seinen Knan, seine Meuder und seine Ursula, die wie vordem rüstig sein Gut bestellen. Seine Jahre grenzen, wie er das niederschreibt, allgemach an das mühsame und verdrießliche Alter; ja in einer der Fortsetzungen gebraucht er von sich den Ausdruck ausgemergelt und spricht von seinen alten Tagen als von der Gegenwart. Nach seinem Wiedereintritt in die unruhige Welt packt ihn von neuem seine alte Beweglichkeit. Er wird ein Zeitungssinger und bringt den Verlauf eines Seegefechts zwischen einem venetianischen und 10 barbarischen Schiffen in ein Lied, das er dem Volk auf öffentlichem Markt absingt; er wird ein Kalenderschreiber und Kalenderhändler, der mit seinem Kram auf dem Rücken terminirend Deutschland und auch fremde Länder durchzieht, und erfährt bei solchen Gelegenheiten allerlei ergötzliche, mitunter auch traurige Abenteuer. Wenn er zu Haus ist, verführt er seinen alten Knan zum Wohlleben und sitzt mit ihm zechend im Wirthshaus, dem Wirth ein lieber Stammgast, der durch seine Munterkeit Besucher herbeilockt, der sparsamen Meuder zum Schrecken, die mit großem Geschrei *) in die Schenke

*) Eine ähnliche Scene schon bei Philander: Weiberlob.

hereinkommt, ihren Alten zur Arbeit zu holen, sich aber nach und nach selbst ein Räuschlein anhängen läßt.

So begleiten wir Simplicissimus von seiner frühen Jugend bis in sein höheres Alter durch ein Leben voll Wechsel im Ernst und Schwank, einen echten markigen Volkscharakter, der jedermann etwas ist, einen Wundermann, der alles kann, einen Landfahrer, der überall gewesen, einen gutmüthigen Schalk, der das Lachen befördert, einen bedingten Heiligen, der die Frömmigkeit gerade nur soweit treibt, daß sie noch dem gemeinen Manne taugt, einen kräftigen Biedermann, der sich in Jugend mit Muskete und Schwert wacker hervorgethan und namentlich als einfacher Reiter die Welt in weitem Umkreis von sich reden gemacht, einen rührigen Menschen, dessen erfindsames Genie sich durch die mißlichsten Verhältnisse hindurchwindet, einen Sünder in Dingen, bei deren Aburtheilung einer den andern gern durchschlüpfen läßt, weil er sich der eigenen menschlichen Schwächen bewußt ist — mit einem Wort einen so gemüthlichen, herzerfreuenden Helden, wie keiner seit Falstaff mehr aus eines Dichters Hirn geboren worden war, aber vielseitiger als der lustige Ritter, weil er hinter der fröhlichen Außenseite noch den innern Ernst und den Drang nach höheren Dingen besitzt und seine anstellige Weltläufigkeit mit einem schätzbaren Wissen verbindet.

Kein Wunder, daß diese Persönlichkeit alsbald, nachdem sie vor der Lesewelt aufgetaucht, allgemein in Gunst kam. Aber ein äußerst glücklicher Gedanke des Dichters war es nun, daß er den Liebling des Publikums auf diese freundliche Aufnahme hin fortan bei seinen übrigen Werken festhielt und auf irgend eine Weise mit denselben in Verbindung brachte. Die Courage dictirt ihr schandbares Leben dem Simplicius zum Trotz, damit der Gauch erfahre, wer ihn mit Liebe genarrt; der Springinsfeld, sein einstiger Beistand auf dem Kampfplatze seines Ehrgeizes, wird als Invalide mit dem Stelzfuß noch sein Hausgenosse; dem Besitzer des unsichtbar machenden Vogelnestes begegnet er als sorgsamer Vater eines aufblühenden Sohnes; das Rathstübel Plutonis spielt gar auf seinem ländlichen Grund und Boden und führt die wichtigsten Personen jener

Romane zu einer heitern Gesellschaft zusammen; den keuschen Joseph und den ewigwährenden Kalender muß Simplicissimus selbst verfaßt haben; ja sein Name dient später als Aushängeschild bei der Gesammtausgabe von Grimmelshausens Werken.

Indem wir nun zu jenen andern Schriften des Verfassers übergehen, die im Geschmack des Simplicissimus geschrieben und mit diesem in Verbindung gebracht sind, wenden wir uns zuerst zu dem Trutz-Simpler oder der Courage*), die man als weibliches Seitenstück zum Simplicissimus betrachten kann. Hier drängt sich aber gleich die oft gemachte Erfahrung auf, daß der Mann aus sittlicher Versunkenheit sich wieder aufraffen kann, das Weib aber fast immer darin untergeht. Um jedoch dem weiblichen Geschlechte gerecht zu werden, stelle ich dieser Beobachtung den weitern Satz entgegen, daß eben beider Geschlechter Haupttugenden auf verschiedenen Gebieten liegen und daß der Mann aus einem Feigling eben so schwer zum Helden wird, als das Weib aus einer Dirne zur Heiligen. Doch ja, die Dirne wandelt sich oft, wenn sie in die Jahre gekommen, zur Betschwester um. Nicht also die Landstreunerin (Landstörzerin) Grimmelshausens, welche, ihren ehemaligen Liebhaber, der sie gekränkt hat, zu prostituiren, vor aller Ohren Generalbeichte ablegt. Die Natur hatte ihr neben einem Uebermaße sinnlicher Begehrlichkeit mehr als weibliche Kühnheit und Stärke mitgegeben, und der amazonenhafte Kampfesmuth, der sie mitten ins Schlachtgewühl treibt, gewöhnt die Tapfere zugleich mit dem soldatischen Umgang an die Verachtung von Zucht und Anstand. Mit allen Reizen der Schönheit und allen Tücken und Listen ihres Geschlechts ausgestattet und neben maßloser Lüsternheit von weiblicher Habsucht zu jedem Wagniß weithinaus über das Schickliche und Sittliche getrieben, schwimmt sie hoch auf der Woge des Glücks und kommt auch von Sturzwellen überflutet immer wieder über Wasser; sie nützt den Augenblick aus und zieht Gewinn selbst aus der ungünstigen Lage, und sei es zuletzt als Zigeuner-

*) Geschrieben vor dem Springinsfeld, s. Keller III. Bd. S. 23, aber erst nach ihm in Druck gegeben, s. S. 38.

mutter — immerhin freut sie sich noch der Freiheit, des Erwerbs und der Herrschaft.

Simplicius hat sein Leben veröffentlicht den Lesern zu Nutz und Frommen, oder doch, falls sie für seine ernste Absicht zu leichtfertig wären, zur Erheiterung und Ergötzlichkeit; die Courage legt ihr Bekenntniß ab, unbekümmert um die andern, lediglich den einen zu ärgern, von dem sie sich verletzt fühlt. Schon dieser Charakterzug verräth des Verfassers feinen Beobachtungsgeist; um ihren Rachedurst zu kühlen, ist ein gekränktes leidenschaftliches Weib zu allem fähig, selbst zu dem, was ihr den bittersten Schaden bringt.

Natürliche Tochter eines Grafen, war sie, unbekannt mit ihrer Abkunft, in Bragobitz in Böhmen von einer armen, aber zärtlich besorgten Pflegemutter aufgezogen worden und, als der Bayerfürst mit dem Bucquoi nach Böhmen zog,*) ein fürwitziges Ding von 13 Jahren. Als die Kaiserlichen Bragobitz einnahmen, steckt ihre Hausfrau das frische Mädchen in Bubenkleider; ein deutscher Reiter nimmt sie für einen Jungen ins Lager; weil sie aber für einen Retterjungen zu fein schien, behält sie der Rittmeister als Page. Nothgedrungen, um ihr Geschlecht zu verbergen, befleißigt sie sich männlicher Sitten mit Saufen und Fluchen; die aufglimmende und bald hellodernde Liebe zu ihrem schönen Rittmeister aber macht aus ihr den aufmerksamsten Diener, ja den tapfersten Soldaten, der an des Herrn Seite focht.

Als ein übermüthiger Bursche in ihrer Gegenwart die böhmische Nation schmähte, als hätten die Böhmen einen faulen Hund voller Maden für einen stinkenden Käs gefressen und sie wäre dabei gewesen **), ließ sie sich mit diesem in eine Rauferei ein und überwand zwar ihren frechen Gegner, aber sah sich in Folge dieses Anlasses ge-

---

*) d. i. 1620; sie ist demnach 15 Jahre älter als Simplicissimus; aber eine abgefeimte Kokette konnte immerhin den sinnlichen und dabei arglosen Mann noch auf einige Zeit reizen.

**) Aehnliche Späße schon bei Philander à la Mode. Straßburg. Ausgabe 1643. S. 26.

in der höchsten Noth eine Wallfahrt nach Einsiedeln gelobt und gedenke nun diese auszuführen. Simplicius bittet, daß er ihn mitnehme, da er sich nicht entschließen konnte, von dem Freunde sich zu trennen; als dieser es abschlägt, um nicht auf der heiligen Reise von dem Sündengelde zu zehren und durch den unbußfertigen Gesellschafter in der Andacht gestört zu werden, gibt er vor, auch er bereue sein bisheriges Leben und wolle sich dort Vergebung holen. Das Schweizerland, das einzige, in welchem der liebe Frühling noch grünte, kam ihm so fremd vor, als wäre er in Brasilien oder in China; da sah er die Leute im Frieden handeln und wandeln, die Ställe stunden voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gänse und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war gar keine Sorge vor dem Feind, keine Sorge vor der Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, also daß dieses Land, so rauh es sein mochte, ein irdisches Paradies schien. Simplicius, der Weltmensch, gaffte darum im Gehen viel hin und her, was ihm von Herzbruder, der unablässig seinen Rosenkranz betete, manchen Verweis zuzog; als dieser aber noch dazu inne ward, daß er die Erbsen gekocht habe, auf denen er nach Einsiedeln zu gehen versprochen, behandelte er ihn wie einen Verlorenen, indem er ihn nur mit Seufzen anschaute, als hätte er seine Verdammniß gewußt und an ihm bejammert. Sie kommen gerade in der Kirche an, wie ein Teufel ausgetrieben wird und der böse Geist aus dem Munde des Kranken schilt den Simplicius mit harten Worten und hält ihm seine Streiche vor. Glücklicherweise glaubt ihm niemand, weil ja der Teufel ein Lügner ist. Simplicius beichtet und communicirt und bekennt sich, während er bisher noch keiner Religion beigethan gewesen, öffentlich zur katholischen Kirche. Die Soldaten kümmerten sich, obschon der Krieg scheinbar für die Religion geführt wurde, um die Unterschiede des Glaubens, ja um das Christenthum selbst gar wenig; Springinsfeld war schon etwa 50 Jahre alt und, wie er selbst sagt, noch keiner besondern Religion zugethan. Von da begaben sie sich nach Baden, um sich vol-

lends auszuwintern. Als aber Herzbruder über den hohen Fuß, auf welchem der Freund ihren beiderseitigen Haushalt einrichtete, sein Bedenken äußerte, wies ihm jener sein Geld und machte ihn, so viel er sich auch weigerte, zu dessen Partner und Säckelmeister. „Also redeten wir," heißt es sehr bezeichnend, „gegen einander läppisch genug, weil je einer in des andern Lieb trunken war." Als er auf sein mehrmaliges Schreiben von zu Hause keine Antwort erhält, begleitet er Herzbruder nach Wien, wo Graf Götz wieder zu Gnaden gekommen war, erhält auch, da der Graf von der Wahl die Thaten des Jägers von Soest erzählt hat, von einem Obrist eine Compagnie (man sieht also, ein Obrist kann selbst Hauptleute ernennen); doch diese war nur komplet auf dem Papier und enthielt in Wirklichkeit nicht mehr als 7 Schildergäste, und die Unteroffiziere waren mehrentheils alte Krachwedel. Mit solchen Truppen ließ sich wenig machen; auch wurden bei einer scharfen Gelegenheit beide Freunde verwundet und Herzbruder, dessen Krankheit sich zum Bedenklichen neigte, nach Grießbach im Schwarzwald in einen Sauerbrunnen geschickt. Da des Freundes Uebelbefinden sich in die Länge zog, so unternahm Simplicius, der größeren Sicherheit wegen in der Livree eines straßburger Botenläufers und mit dem Paß eines solchen versehen, eine Reise in seine Heimat. Sein Schwiegervater und seine Frau waren todt, sein schönes Kind, das er noch gar nicht gesehen, hatte sein Schwager angenommen, auch das Vermögen in Cöln für dasselbe eingezogen. Er selbst wurde von niemand der Seinigen erkannt, so sehr hatten ihn die Blatternarben entstellt, und da er sein Kind wohl geborgen wußte, so blieb er in seiner Freiheit und kehrte im Botenkleide wieder zum Freund zurück.

Weil er sich denn als Wittwer wußte, reizten ihn die guten Tage und seine Jugend wieder zur Buhlerei. Da lernte er unter andern im Sauerbrunnen eine schöne Dame kennen, die sich für eine von Adel ausgab und ihm nur allzu freien Zutritt gewährte, ja ihn mit ihren liebreizenden Blicken auf Tritt und Schritt verfolgte, also daß er sich für sie und für sich selbst schämen mußte. Es war die Courage, von der wir später mehr hören werden. Unterdessen starb

auch Herzbruder, nachdem ihn die Aerzte verlassen, als sie sich genugsam an ihm begraset hatten.

Wie nun Simplicius, betrübt über solchen Verlust, seinen Gedanken hingegeben in einem Busche lag und dabei dem Vogelgesang zuhörte, sah er ein wunderschönes Bauernmädchen im nahen Fluß ihren Butter erfrischen, den sie nach dem Sauerbrunnen trug. Ein vom Schmerz erweichtes Herz ist doppelt zugänglich der Liebe. Er verliebt sich sterblich in die reizende Dirne, kauft ein Bauerngut und heiratet sie. Aber die gute dumme Bäuerin verstand nichts von der Wirthschaft; trank auch das liebe Weinchen gern und theilte andern guten Leuten auch mit, er selbst war nichts weniger als ein Oeconom und trieb sich als Herr Hauptmann mit den Stutzern des Sauerbrunnens umher, so daß seine Vermögensverhältnisse bald in Abnahme kamen. Die liebe Gattin soff sich und ihrem Kinde bald das Leben ab; dafür hatte ihm jene vornehme Dame ein anderes Söhnlein vors Haus legen lassen, welches er als das seinige aufzog, und dieser sein natürlicher Sprößling, der dem Vater sehr ähnlich heranwächst, erscheint in spätern Schriften unter dem Namen des jungen Simplicius.

In diesen zweifelhaften Umständen erschien ihm sein alter Knan aus dem Spessart, der sich nach dem Verlust von Hab und Gut hier wieder angebaut hatte, als ein unverhoffter Retter. Zwar erfuhr er von ihm, daß er nicht sein Sohn sei, sondern der Sohn jenes Einsiedels, der ihn zwei Jahre bei sich behalten hatte, und Melchior Sternfels von Fuchsheim hieß; der Einsiedel war vorher Hauptmann gewesen, und seine Gattin, die Schwester des Commandanten von Hanau, hatte ihn auf der Flucht in des Bauern Hause geboren und dieser ihn nach dem sofort erfolgten Tode der Frau für sein eignes Kind auferzogen. Zwar konnte er den Alten nun nicht mehr als seinen Knan, sondern nur als seinen Pathen oder Petter und seine vormalige Meuder nur mehr als seine Pathin oder Göth erkennen. Aber die Umwandlung dieser Familienverhältnisse änderte nichts an der gegenseitigen Anhänglichkeit; er übergibt den Alten sein Gut, die nun als verständige und sparsame Bauersleute darauf wirthschaften und noch

immer so viel erübrigen, daß er ein sorgenfreies Auskommen und die schönste Muße hat, seinem alten Hang zu den Wissenschaften nachzugehen und hinter den Büchern zu sitzen.*) Doch auch die Wissenschaften wurden ihm der Reihe nach verleidet, erst das, was die Grammatici und Schulfüchse wissen müssen, dann die Mathematik und Astronomie und so fort alle einzelnen Disciplinen mit Ausnahme der Theologie, weil man vermittelst derselben Gott liebt und ihm dienet. Hier verräth sich aufs neue die vom Vater überkommene Neigung zur Beschaulichkeit, die auch mitten in seinem unstäten Kriegs- und Wanderleben von Zeit zu Zeit durchgeblitzt hatte und ihn endlich wie jenen zum Einsiedler machte.

Freilich beginnen nun erst seine Abenteuer weite Kreise zu beschreiben, nach Rußland und ins Land der Tataren, ja bis nach Japan; aber hier entweicht dem Verfasser der Boden unter den Füßen, und seine Beschreibungen beginnen lückenhaft und verschwommen zu werden. Nachdem Simplicius 3 Jahre und etliche Monate aus gewesen, war indessen der deutsche Friede geschlossen worden, so daß er ungestört wieder den Büchern leben und auf die verflossene zum guten Theil übel angewandte Zeit nicht ohne innere Selbstpeinigung zurückblicken konnte. Unter solchen Gedanken fielen ihm etliche Schriften des Spaniers Quavara in die Hände, der in düsterer Melancholie der Welt absagt. Dessen Worte machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß auch er, wie sein Vater, sich in eine Wildniß zurückzog und ein Einsiedler ward.

Wie man an Gebäuden Steine hervorstehen läßt, an die sich ein neuer Anbau fügen kann, so bietet auch das Ende des 5. Buches

*) Das reizende Märchen von seinem Besuch der Sylphen im Mummelsee übergehe ich, weil es sich als ganz selbständige Dichtung von der Lebensgeschichte des Simplicius völlig loslöst. Grimmelshausen hat bereits die von neuen Schriftstellern, wie Göthe und Tieck, angenommene Gewohnheit poetische Stücke episodenhaft einzufügen. Dahin gehört z. B. im 6. Buch die Betrachtung, ob Geiz oder Verschwendung ein größeres Laster sei, die Allegorie von Baldanders, der Discurs mit einem Blatt Papier, die Aufzählung wunderbarer Sachen, die er gesehen u. A.

unſeres Simpliciſſimus Gelegenheit zur Fortſetzung des Werkes mit dem Satze: Ob ich aber wie mein Vater ſel. bis an mein Ende in dieſem Leben verharren werde, ſteht dahin. *)

Noch in demſelben Jahre hat der Verfaſſer die angebliche Autobiographie um ein Buch weiter geſponnen. Er wohnte alſo auf einem hohen Gebirge, die Moß genannt, einem Stück des Schwarzwaldes, und hatte eine ſchöne Ausſicht über das Oppenauer und Kinzinger Thal, über das Elſaß und den Rheinſtrom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münſterdom gleichſam wie das Herz mitten in einem Leibe beſchloſſen hervorprangt. Aber der weltliche Sinn übermannte in unſerem Einſiedel den geiſtlichen Vorſatz. Statt der Gottſeligkeit zu pflegen, ſchaut er mit ſeinem Perſpectiv in der Gegend herum und horcht auf ferne Stimmen mit ſeinem Hörrohr, alſo daß er ſich beinahe einen Heuchler oder geiſtlichen Schalk hätte nennen mögen. Weil denn alſo ſeinem unruhigen Weſen nicht behagte, lange Zeit auf der Bärenhaut zu liegen, wandert er weiter, als Pilger die berühmteſten heiligen Orte zu beſuchen, und zieht, vom Volk bald für einen Propheten bald für den ewigen Juden angeſehen, zuerſt durch die Schweiz. Hier hat ihm ein Schloßherr, dem er einen Schatz gewonnen, zum Dank heimlich Ducaten in das Rockfutter einnähen laſſen und ſo die Mittel zu einer Reiſe nach Jeruſalem gegeben. Aber während er ſich, durch eine Empörung des Paſcha von Damaskus an der Weiterreiſe gehindert, in Aegypten aufhält, wird er von arabiſchen Räubern gefangen und in den Städten am rothen Meer für einen wilden Mann herumgeführt, wie denn auch ſein langes verworrenes Haar und ſein langer Bart ihm ein recht wildes Aus-

*) Der „Beſchluß" zum 6. Buche trägt das Datum den 22. April 1668. Nun iſt aber die Ausgabe der 5 erſten Bücher 1669 erſchienen. Aus innern Gründen dagegen ſteht feſt, daß das 6. Buch nicht gleichzeitig mit dieſen gemacht ſein kann, ſondern erſt, nachdem der Verfaſſer geſehen, daß dieſelben Beifall gefunden. Somit bleibt nur übrig, daß entweder die Jahreszahl der erſten Ausgabe oder die hinter dem „Beſchluß" verdruckt iſt, oder daß der Verfaſſer ſelbſt aus irgend einer Grille die letztere gefälſcht hat. Dieſes letzte iſt mir am wahrſcheinlichſten.

sehen gaben. Von Europäern aus diesem wunderlichen Verhältnisse befreit und im Begriffe nach Portugal zu fahren, um S. Jago de Compostella zu besuchen, leidet er in der Nähe von Madagascar Schiffbruch und wird zugleich mit einem jungen Zimmermann auf einem Stück des zerschellten Fahrzeugs an eine äußerst fruchtbare, mit allen Gaben der Natur gesegnete, aber unbewohnte Insel getrieben.

Und nun beginnt eine äußerst anziehende Robinsonade vor Robinson, von der wirklichen nur dadurch verschieden, daß der Insulaner gleich von Anfang an zwei sind. Die Insel ist voll Vögel, voll Eier, voll süßer Früchte, mit einem reichen Quell Süßwasser versehen, und liefert an dem Safte des Palmbaumes sogar ein berauschendes Getränk. Was den Ankömmlingen an Geräthe fehlt, ergänzen sie wie Robinson durch Erfindsamkeit. Da der jüngere Genosse ein Zimmermann ist, so gelingt leichtlich der Bau einer Hütte, und da das Eiland selbst für behaglichen Genuß überschwängliche Vorräthe bietet, so sehnen sie sich in ihrem stillen Frieden keineswegs nach dem Geräusche der menschlichen Gesellschaft, zumal Simplicissimus, der bei seiner Ankunft schon über 40 Jahre alt ist und bei seinem Hang zum Eremitenleben des Umgangs mit Menschen leichter entrathen kann. Den jungen Zimmermann rafft indeß der übermäßige Genuß des Palmweins bei Zeiten hinweg; Simplicissimus aber bleibt zufrieden in seinem Gott auf der Insel; ja er widersteht nach mehr als 15jährigem Aufenthalt dem wohlmeinenden Andringen holländischer Seefahrer, die ihn bereden wollen nach Europa zu folgen. Obschon das ganze Ländchen ein Garten war, so hatte er doch noch einen künstlichen Garten angelegt, um sich zu beschäftigen; dabei aber auch viel an göttliche Dinge gedacht. Seinen Lebenslauf hatte er mit Brasilien- und Citronensaft auf Palmblätter geschrieben. Genannte Schiffer fanden ihn damals als einen langen, starken, wohlproportionirten Mann mit geraden Gliedern, lebhafter schöner Farbe, korallenrothen Lippen, lieblichen schwarzen Augen, sehr heller Stimme und einem langen schwarzen Haar und Bart, hier und da mit sehr wenigen grauen Haaren besprengt; die Haupthaare hingen ihm bis über die

Hüfte und der Bart bis über den Nabel herunter; er trug einen Schurz von Palmblättern und auf dem Haupt einen breiten Hut aus Binsen geflochten und sah beinahe aus, wie man den heiligen Onoffrius zu malen pflegt. Er schenkte dem Kapitän Jean Carneliſſen seine Lebensbeschreibung und dieser versah ihn bei ihrem freundlichen Abschied mit allerlei Werkzeugen, unter anderem auch mit einer englischen Brille oder einem Brennglas.

So sehr Simplicius gehofft hatte, seine Tage in diesem Lande ewigen Friedens ruhig zu beschließen, so ganz anders wollte es sein Schicksal. Wilde — so erzählt er in der mittelsten der drei Fortsetzungen, die sich zuerst in der Ausgabe von 1771 finden, rauben ihn im Schlaf hinweg und rudern mit ihrer Beute, nachdem sie ihn an Händen und Füßen gebunden, in die See hinaus. Ihr Floß indeß kommt in die Gewalt portugiesischer Kaufleute; mit diesen gelangt er wieder nach Lissabon, von da kehrt er zurück in seine Heimat und trifft noch seinen Knan, seine Meuder und seine Ursula, die wie vordem rüstig sein Gut bestellen. Seine Jahre grenzen, wie er das niederschreibt, allgemach an das mühsame und verdrießliche Alter; ja in einer der Fortsetzungen gebraucht er von sich den Ausdruck ausgemergelt und spricht von seinen alten Tagen als von der Gegenwart. Nach seinem Wiedereintritt in die unruhige Welt packt ihn von neuem seine alte Beweglichkeit. Er wird ein Zeitungssinger und bringt den Verlauf eines Seegefechts zwischen einem venetianischen und 10 barbarischen Schiffen in ein Lied, das er dem Volk auf öffentlichem Markt absingt; er wird ein Kalenderschreiber und Kalenderhändler, der mit seinem Kram auf dem Rücken terminirend Deutschland und auch fremde Länder durchzieht, und erfährt bei solchen Gelegenheiten allerlei ergötzliche, mitunter auch traurige Abenteuer. Wenn er zu Haus ist, verführt er seinen alten Knan zum Wohlleben und sitzt mit ihm zechend im Wirthshaus, dem Wirth ein lieber Stammgast, der durch seine Munterkeit Besucher herbeilockt, der sparsamen Meuder zum Schrecken, die mit großem Geschrei *) in die Schenke

*) Eine ähnliche Scene schon bei Philander: Weiberlob.

hereinkommt, ihren Alten zur Arbeit zu holen, sich aber nach und nach selbst ein Räuschlein anhängen läßt.

So begleiten wir Simplicissimus von seiner frühen Jugend bis in sein höheres Alter durch ein Leben voll Wechsel im Ernst und Schwank, einen echten markigen Volkscharakter, der jedermann etwas ist, einen Wundermann, der alles kann, einen Landfahrer, der überall gewesen, einen gutmüthigen Schalk, der das Lachen befördert, einen bedingten Heiligen, der die Frömmigkeit gerade nur soweit treibt, daß sie noch dem gemeinen Manne taugt, einen kräftigen Biedermann, der sich in Jugend mit Muskete und Schwert wacker hervorgethan und namentlich als einfacher Reiter die Welt in weitem Umkreis von sich reden gemacht, einen rührigen Menschen, dessen erfindsames Genie sich durch die mißlichsten Verhältnisse hindurchwindet, einen Sünder in Dingen, bei deren Aburtheilung einer den andern gern durchschlüpfen läßt, weil er sich der eigenen menschlichen Schwächen bewußt ist — mit einem Wort einen so gemüthlichen, herzerfreuenden Helden, wie keiner seit Falstaff mehr aus eines Dichters Hirn geboren worden war, aber vielseitiger als der lustige Ritter, weil er hinter der fröhlichen Außenseite noch den innern Ernst und den Drang nach höheren Dingen besitzt und seine anstellige Weltläufigkeit mit einem schätzbaren Wissen verbindet.

Kein Wunder, daß diese Persönlichkeit alsbald, nachdem sie vor der Lesewelt aufgetaucht, allgemein in Gunst kam. Aber ein äußerst glücklicher Gedanke des Dichters war es nun, daß er den Liebling des Publikums auf diese freundliche Aufnahme hin fortan bei seinen übrigen Werken festhielt und auf irgend eine Weise mit denselben in Verbindung brachte. Die Courage dictirt ihr schandbares Leben dem Simplicius zum Trotz, damit der Gauch erfahre, wer ihn mit Liebe genarrt; der Springinsfeld, sein einstiger Beistand auf dem Kampfplatze seines Ehrgeizes, wird als Invalide mit dem Stelzfuß noch sein Hausgenosse; dem Besitzer des unsichtbar machenden Vogelnestes begegnet er als sorgsamer Vater eines aufblühenden Sohnes; das Rathstübel Plutonis spielt gar auf seinem ländlichen Grund und Boden und führt die wichtigsten Personen jener

Romane zu einer heitern Gesellschaft zusammen; den keuschen Joseph und den ewigwährenden Kalender muß Simplicissimus selbst verfaßt haben; ja sein Name dient später als Aushängeschild bei der Gesammtausgabe von Grimmelshausens Werken.

Indem wir nun zu jenen andern Schriften des Verfassers übergehen, die im Geschmack des Simplicissimus geschrieben und mit diesem in Verbindung gebracht sind, wenden wir uns zuerst zu dem Trutz-Simplex oder der Courage*), die man als weibliches Seitenstück zum Simplicissimus betrachten kann. Hier drängt sich aber gleich die oft gemachte Erfahrung auf, daß der Mann aus sittlicher Versunkenheit sich wieder aufraffen kann, das Weib aber fast immer darin untergeht. Um jedoch dem weiblichen Geschlechte gerecht zu werden, stelle ich dieser Beobachtung den weitern Satz entgegen, daß eben beider Geschlechter Haupttugenden auf verschiedenen Gebieten liegen und daß der Mann aus einem Feigling eben so schwer zum Helden wird, als das Weib aus einer Dirne zur Heiligen. Doch ja, die Dirne wandelt sich oft, wenn sie in die Jahre gekommen, zur Betschwester um. Nicht also die Landstreunerin (Landstörzerin) Grimmelshausens, welche, ihren ehemaligen Liebhaber, der sie gekränkt hat, zu prostituiren, vor aller Ohren Generalbeichte ablegt. Die Natur hatte ihr neben einem Uebermaße sinnlicher Begehrlichkeit mehr als weibliche Kühnheit und Stärke mitgegeben, und der amazonenhafte Kampfesmuth, der sie mitten ins Schlachtgewühl treibt, gewöhnt die Tapfere zugleich mit dem soldatischen Umgang an die Verachtung von Zucht und Anstand. Mit allen Reizen der Schönheit und allen Tücken und Listen ihres Geschlechts ausgestattet und neben maßloser Lüsternheit von weiblicher Habsucht zu jedem Wagniß weithinaus über das Schickliche und Sittliche getrieben, schwimmt sie hoch auf der Woge des Glücks und kommt auch von Sturzwellen überflutet immer wieder über Wasser; sie nützt den Augenblick aus und zieht Gewinn selbst aus der ungünstigen Lage, und sei es zuletzt als Zigeuner-

*) Geschrieben vor dem Springinsfeld, s. Keller III. Bd. S. 23, aber erst nach ihm in Druck gegeben, s. S. 38.

mutter — immerhin freut sie sich noch der Freiheit, des Erwerbs und der Herrschaft.

Simplicius hat sein Leben veröffentlicht den Lesern zu Nutz und Frommen, oder doch, falls sie für seine ernste Absicht zu leichtfertig wären, zur Erheiterung und Ergötzlichkeit; die Courage legt ihr Bekenntniß ab, unbekümmert um die andern, lediglich den einen zu ärgern, von dem sie sich verletzt fühlt. Schon dieser Charakterzug verräth des Verfassers feinen Beobachtungsgeist; um ihren Rachedurst zu kühlen, ist ein gekränktes leidenschaftliches Weib zu allem fähig, selbst zu dem, was ihr den bittersten Schaden bringt.

Natürliche Tochter eines Grafen, war sie, unbekannt mit ihrer Abkunft, in Bragodits in Böhmen von einer armen, aber zärtlich besorgten Pflegemutter aufgezogen worden und, als der Bayerfürst mit dem Bucquoi nach Böhmen zog,*) ein fürwitziges Ding von 13 Jahren. Als die Kaiserlichen Bragodits einnahmen, steckt ihre Hausfrau das frische Mädchen in Bubenkleider; ein deutscher Reiter nimmt sie für einen Jungen ins Lager; weil sie aber für einen Reiterjungen zu fein schien, behält sie der Rittmeister als Page. Nothgedrungen, um ihr Geschlecht zu verbergen, befleißigt sie sich männlicher Sitten mit Saufen und Fluchen; die aufglimmende und bald hellodernde Liebe zu ihrem schönen Rittmeister aber macht aus ihr den aufmerksamsten Diener, ja den tapfersten Soldaten, der an des Herrn Seite focht.

Als ein übermüthiger Bursche in ihrer Gegenwart die böhmische Nation schmähte, als hätten die Böhmen einen faulen Hund voller Maden für einen stinkenden Käs gefressen und sie wäre dabei gewesen **), ließ sie sich mit diesem in eine Rauferei ein und überwand zwar ihren frechen Gegner, aber sah sich in Folge dieses Anlasses ge-

*) d. i. 1620; sie ist demnach 15 Jahre älter als Simplicissimus; aber eine abgefeimte Kokette konnte immerhin den sinnlichen und dabei arglosen Mann noch auf einige Zeit reizen.

**) Aehnliche Späße schon bei Philander à la Mode. Straßburg. Ausgabe 1643. S. 26.

nöthigt sich ihrem Herrn als Mädchen zu entdecken. Bald darauf lebt sie mit diesem in heimlicher Ehe und als derselbe in Ungarn tödtlich verwundet wird, läßt er sie auf seinem Sterbebett als rechtmäßige Gattin sich antrauen. Die junge Wittwe zieht mit ihrer Erbschaft nach Wien und führt dort anfangs ein gar stilles und eingezogenes Leben; sie geht aufs Nähen, Wirken und andere Frauenzimmerarbeit, daß es die Leute sehen, heimlich aber pflanzt sie ihre Schönheit auf und kann oft eine ganze Stunde vor dem Spiegel zubringen, zu lernen und zu begreifen, wie ihr das Lachen, das Weinen, das Seufzen und andere dergleichen veränderliche Sachen anstehen. Da sie im Haus einer Wittwe wohnt, welche Mutter zweier leichtfertiger Töchter ist, hat sie an letzteren ein Vorbild leichten schlimmen Erwerbes, und da ihr Umgang sich nur auf die vornehmste Welt erstreckt, in Monatsfrist ohne die Kleinodien über 1000 Ducaten zusammengebracht. Der Polizei zu entgehen, die ihre Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hat, hält sie es für gerathen eine Kalesche mit zwei Pferden zu kaufen und mit ihrem Reichthum davonzufahren. Sie will nach Bragodiz zurück, wird aber unterwegs von Mansfeldischen Reitern gefangen, diesen jedoch von einem kaiserlichen Hauptmann wieder abgewonnen, der sich in sie verliebt und sie zur Frau nimmt. Sie lebt mit ihm in glücklicher Ehe und zieht an seiner Seite in den Kampf wie ein Soldat. Sie ist fest sammt ihrem Pferde. Bei Wißlach leider wird ihr guter Mann erschossen. Obwohl sie nun sagte, daß sie ihrem seligen Hauptmann zu Ehren noch ein halb Jahr trauern wolle, kann sie doch die importunen Hummeln, die um sie wie um einen fetten Honighafen, der keinen Deckel hat, herumschwärmten, nicht lange abtreiben. Sie verlobt sich einem Lieutenant, einem wunderschönen Mann, schwarz von Haaren, aber weiß von Haut, der von Geburt ein Italiener war. Er bewies ihr gegenüber fast eine Hundedemut, bis er sie erlöffelt, und da er das Jawort hinweghatte, stellte er sich so freudenvoll, als wenn Gott die ganze Welt beraubt und ihn allein beseligt hätte. Aber am Morgen nach der Hochzeit zwingt er sie zu einem spöttlichen und frevelhaften Turnier; er läßt von seinem Jungen zwei starke Prügel hereinbringen;

sie muß mit ihm um die Hosen kämpfen, weil über seinen Vorgänger die Rede ging, daß sie dieselben getragen habe. Vergebens erhebt sie die freundlichste Bitte und gibt ihm die besten Worte, er möchte die abenteuerliche Fechtschule einstellen; weil er sie denn am Kopf zu fassen gedachte, um ihr alsdann den Buckel fein mit guter Muße abzuraumen, war sie ihm viel zu geschwind, und ehe er sich's versah, hatte er eins am Kopf, davon er hinausbürmelte wie ein Ochs, dem ein Streich worden. Nun wirft sie die beiden Stecken ihm nach zur Thüre hinaus. Da standen Offiziere als Zeugen seiner Niederlage, die er offenbar herbestellt hatte, um seinen Sieg mitanzusehen. Weil er also zum allgemeinen Gelächter geworden, nimmt er bald darauf ihre ganze Barschaft zusammen und geht mit den drei besten Pferden durch und zum Feinde über; wird jedoch gefangen und als ein meineidiger Ueberläufer an seinem allerbesten Hals an einen Baum geknüpft.

Der Obrist hatte ihr in der Zwischenzeit gestattet, gleich andern Wittwen beim Regiment zu bleiben; sie hält ihre Knechte wie ein Kriegsmann, haut in einem Treffen einem Soldaten den Kopf ab, nimmt einen Major gefangen und rettet ihren eigenen Obristlieutenant. Ihr höchster Wunsch war: Ach, daß sie doch kein Weibsbild wäre!

Weil aber dennoch viele den schmählichen Untergang des Italieners ihr selbst zur Last legten und sie auch sonst wegen ihres zweideutigen Lebenswandels in üblem Rufe stand, so beschloß sie die Armee völlig zu verlassen. Mit einem ausgezeichneten Abschied versehen — denn je schlimmer sich einer hält und je lieber man ihn los wäre, je trefflicher wird der Abschied sein — zieht sie in eine benachbarte Reichsstadt und führt ein sehr ehrbares Leben, ihre Schönheit pflegend, welche je länger je mehr zunahm.

Aber da hätte sie lange warten dürfen, bis wieder etwas Rechtes angebissen: die guten Geschlechter und was sonst reich war, blieben bei Ihresgleichen; etliche, die entweder Bankerott gemacht oder bald zu machen gedachten, wollten zwar ihr Geld, aber diese wollte sie nicht; die Handwerksleute waren ihr ohne dies zu schlecht. So

blieb sie ein ganzes Jahr sitzen, was ihr allerdings gegen die Natur ging.

Daher nahm sie ihre Zuflucht zu ihrer Kostfrau nach Bragodiz, ob ihr vielleicht dort ein besseres Glück anstehen möchte. Diese aber empfängt sie mit Weinen; denn sie ist ganz arm geworden; und nennt sie ein unglückseliges Fräulein, deren beste Freunde und Verwandte entweder verjagt oder gar todt wären. Als sie jedoch die gute Tröpfin mit Essen und Trinken gelabt, so daß sie schier einen Tummel hatte, erzählte dieselbe ihr offenherzig ihre Herkunft; und das ihr Vater, ehedem der gewaltigste Herr im ganzen Königreiche, wegen seiner Rebellion gegen den Kaiser aus dem Lande getrieben und zu den Türken übergegangen sei. Sie macht nun mit dieser ihrer ehemaligen Amme den Vertrag, sie solle fortan ihre Mutter vorstellen, und so siedeln beide mit einander nach Prag über und suchen ihren Gewinn mit Nähen, Gold-, Silber- und Seidensticken.

Aber das stille klösterliche Leben behagte unserer Courage nicht lange und der Ruf ihrer Schönheit lockte allerlei Werber herbei, der Schein ihrer Sittsamkeit aber fesselte unter ihnen auch einen ehrlichen Freier. Es war ein Hauptmann, ihr vierter Gatte. Während nun beide vermeinten hier in der Garnison wie im Frieden leben zu können, siehe da kam die Ordre zum Ausmarsch in den dänischen Krieg. Indem sie ihren Mann auf allen Affairen begleitete, gewannen sie einander je länger je lieber und jedes schätzte sich glücklich, weil es das andere zum Ehegemahl hatte. In der Schlacht bei Lutter *) macht sie Gefangene und reiche Beute; aber bald nachher fällt ihr lieber Mann im Schlosse Hoya durch eine Kugel.

Nach der Uebergabe dieser Festung geräth sie in die Gefangenschaft eines Oberstlieutenants, der an ihr die Schmach, daß er sich ihr selbst vordem in Gefangenschaft ergeben, durch eine Abscheu erregende Mißhandlung rächt; zum guten Glück erscheint noch, bevor sie elend untergeht, als Retter ein Rittmeister, ein junger Mann von erst 22 Jahren, der sich als Gefangener in sie verliebt hatte, und

*) 1626, sie ist also jetzt erst 19 Jahre alt.

befreit sie von dem Unmenschen. Er läßt sie auf eines seiner Familienschlösser bringen und hält sie aufs herrlichste als sein Liebchen, würde sie auch geheirathet haben, wenn seine Eltern sie nicht ohne sein Wissen mit List ihm aus den Augen geschafft hätten. Diese lassen sie nämlich scheinbar auf seine Veranlassung und zum Zwecke der Trauung nach Hamburg entführen; dort aber verschwinden plötzlich ihre Begleiter und die Getäuschte bleibt in der geräuschvollen Stadt allein zurück.

Damals überschwemmten Wallenstein, Tilly und Graf Schlick das ganze Land umher mit ihrem Kriegsvolk (1627) und eine Frau von ihren Reizen konnte sich leicht wieder an den Mann bringen. Ein junger Reiter, der sie unter andern besuchte, und so verliebt in sie war, daß er ihr hätte Salat aus der Faust essen mögen, ohne einigen Ekel, wurde durch ihre Veranlassung, wiewohl ohne ihre Schuld, am Hochzeittage zum Mörder seines Corporals und in Folge dessen nach Kriegsrecht erschossen; sie selbst aber, die Hochzeiterin, mit dem Steckenknechte von Regiment geschickt, welches ihr, wie sie sagt, eine gar abgeschmackte Reise war. Als sie nun weiter ihre einsame Straße wanderte, springen aus dem Busch zwei Reiter auf sie los. Sie ersticht den einen und kämpft heldenmüthig mit dem andern, bis ein Musketierer zu ihrer Rettung herbeieilt, worauf der Reiter der Uebermacht weichend davon läuft. Mit ihrem Lebensretter geht sie nun zu seinem Regiment und bald entbrennt der bescheidene Mensch gegen die Frau Hauptmännin in stiller Liebesglut, wagt sich jedoch vor Schüchternheit kaum mit einem Geständnisse hervor und geht die demüthigendsten Bedingungen ein, um mit ihrer Gegenliebe beglückt zu werden. Zur Frau Musketierin mag sie sich nicht erniedrigen; so entschließt sie sich zum einträglichen Geschäft einer Markedenterin und nimmt ihren neuen Geliebten zu freier Ehe; er ist vor der Welt Herr über das Gesinde, muß ihr aber insgeheim überall zu Willen sein.

Sie gibt ihm den Namen Springinsfeld und hat in ihm einen Leibeigenen, den sie nun zu allen gewinnversprechenden Schelmenstückchen abrichtet; denn er war in ihrer Liebe ersoffen. Auch ihre sogenannte Mutter war ihr bei diesem einträglichen Geschäfte

nützlich. Besonders im italienischen Feldzuge gewinnen sie so viel, daß sie alle Monate 1000 Kronen nach Prag schicken kann. Dazu hat sie von einem alten Soldaten um 2 Kronen einen Spiritus familiaris gekauft, ein bewegliches Ding in einem Gläslein, welches halb einer Spinne, halb einem Scorpion ähnlich sieht und den, der es bei sich trägt, in allen Dingen prosperiren macht. Nur bringt er die Seele des jeweiligen Besitzers zuletzt in die Hölle; man thut daher wohl, ihn bei Zeiten zu verkaufen, muß ihn aber dann wohlfeiler geben, als man ihn gekauft hat.

So führt sie mit ihrem Springinsfeld ein ganz gemüthliches Leben; wäre der gute Narr nicht dem Trunk und Würfelspiel allzusehr ergeben gewesen, sie hätte sich in der ganzen Welt keinen bessern Sclaven zu finden getraut. Aber seine Saufbrüder stiften ihn an, sich die Herrschaft zu erobern, und als er sie zweimal im Trunke mißhandelt, thut sie ihn von sich: sie gibt ihm das beste Pferd, 100 Ducaten und 12 Reiterkoller, die er einst selbst für sie gestohlen; also ausgestattet geht er nach Soest unter die Dragoner, und damals geschah es, daß er mit Simplicissimus bekannt wurde und diesem mit seiner Anstelligkeit, die er in ihrem Dienste gewonnen, von großem Nutzen war.

Sie selbst verließ hierauf die Armada, setzte sich mit ihrer Mutter und ihrem vielen Geld nach Passau und gedachte den Frieden zu erwarten. Es war ihr freilich dort gar zu pfäffisch und andächtig; doch accommodirte sie sich der Sitte; als aber ihre Mutter starb, die einzige Person auf der Welt, welcher sie sich ganz vertrauen konnte, wurde ihr der Ort vollends verhaßt, und weil der Wallensteiner Prag dem Kaiser zurückerobert hatte, der Schwede aber in Bayern dominirte, kehrte sie nach Prag zurück (1632). Sie war damals noch ziemlich glatt und annehmlich, wenn auch bei weitem nicht mehr so schön als vor etlichen Jahren; so gewann sie sich abermals einen Hauptmann von dem Gallas'schen Succurs, der indeß schon in der Schlacht bei Nördlingen fiel (1634). Damals empfand sie die erste wirkliche Melancholie in ihrem Leben; denn sie fühlte, daß es mit ihr abwärts gehe. Sie kommt mit dem Regiment in die Reichsstadt, die

ihres frühern in Hoya gefallenen Hauptmanns Vaterstadt war, und tritt dessen Erbe an, zum Aerger seiner Verwandten, welche sie verschollen glaubten.

Von nun an beginnt sie Oekonomie zu treiben, leidet auch viel vom Krieg, setzt aber dabei wie früher einen leichtfertigen Erwerb fort. Zur völligen Wiederherstellung von einer bedenklichen Krankheit kommt sie in den Sauerbrunnen, wo sie die Bekanntschaft mit Simplicius macht, die er in seinem Buche rücksichtslos ausgeplaudert hat, spottend zur Unzeit, weil er selbst der Betrogene war. Sie war schon an die 40 *) Jahre alt und Simplicius hat ihr damals viele Schminke abgeleckt. Nach diesem kurzen Zwischenspiel von Liebe und Rache kehrt sie in ihre Reichsstadt zurück. Weil aber die Obrigkeit daselbst ihr sträfliches Verhältniß mit einem ältern Mann entdeckt, muß sie nach den strengen Polizeigesetzen jener Zeit ins Gefängniß wandern und entgeht der weitern Bestrafung nur dadurch, daß sie mit Zurücklassung ihres Vermögens die Stadt meidet.

Die erste Blume ihrer Schönheit war verwelkt; so war auch ihe Reichthum dahin, der oft die alten Weiber wieder an die Männer bringt. Was sollte sie anfangen? Kaiserliche lagen nicht umher; so gedenkt sie sich an die Weimar'schen und Hessischen zu machen, um zu sehen, ob sie etwa wieder einen Soldaten zum Mann bekommen könnte. Von einer Partei weimar'scher Musketierer gefangen, wird sie eines solchen Frau, ehe sie der Kaplan copulirt, und schachert nun mit Tabak und Branntwein, gleichsam, als ob sie wieder halbbatzenweise hätte gewinnen wollen, was sie kürzlich bei Tausenden verloren. Anfangs muß sie den schweren Pack ihrer Handelschaft selbst tragen; zuletzt schafft sie sich einen trefflichen Maulesel an. Als aber ihr Mann im Treffen bei Herbsthausen gefallen war, geht sie unter die Zigeuner, die sich bei den Königsmark'schen Völkern befanden, und wird die Frau eines Zigeunerlieutenants. Zu ihren

*) Man sieht, in der Biographie ist eine ziemliche Lücke. Denn zur Zeit der Schlacht bei Nördlingen ist sie erst an die 27 Jahre alt, und die folgenden Jahre bis zum 40. sind sehr kurz zusammengezogen.

vielen Tücken und Ränken, in denen sie seit lange her Meisterin war, lernt sie bald von einer alten Großmutter noch das Wahrsagen. Sie färbt sich die Haut mit Gänseschmalz, das Haar mit Läusesalbe und andern Unguenten, daß sie in kurzer Zeit aussah, als wäre sie in Egypten geboren. Mit ihrer Bande stieß sie zuletzt zur schwedischen Hauptarmee, die damals Torstenson commandirte. Auch nach dem Frieden blieb sie ihren Leuten treu, weil sie sich das Stehlen nicht mehr abzugewöhnen getraute, und durchstrich mit ihnen unterschiedene Male alle Winkel Europas.

Jetzt, wo sie diesen Abriß ihres abenteuerlichen Lebens dictirte, war sie, wenn auch alt, doch keineswegs abgelebt. Sie mochte ihre 66 Jahre zählen; aber bei alledem prangte sie in Scharlach und kostbarem Tuch, das falbe Haar mit einer Schnur von Gold und Edelsteinen, wie mit einer Krone zusammengefaßt, auf ihrem Esel gleich einer Königin daher. Sie liebte ihre Freiheit mehr als reiche Schätze, so habgierig sie von jeher Geld und Gut zusammenraffte und schaukte auf ihre liederlichen Streiche schamlos gleich allen abgefeimten Dirnen wie ein Veteran auf seine Heldenthaten mit ungetrübtem Behagen zurück. Ihr ganzes Dichten und Trachten war Sinnengenuß und Gelderwerb; beide Triebe zu befriedigen, scheute sie kein Mittel; selbst ihre persönliche Tapferkeit entbehrte der glänzenden Folie der Ruhmsucht und der höhern Weihe der Begeisterung für irgend eine sittliche Idee; sie stürzte in die Schlacht wie ein Raubthier auf Beute. So ruinirt der wilde Krieg ein Weib, das nicht geschaffen ist, das blutige Männerspiel mitzuspielen, und wir brauchen gar nicht anzunehmen, als habe der Biograph die Farben dieses wüsten Lebensbildes zu stark aufgetragen. Wenn wir aber bedenken, daß damals mit den Armeen Tausende von Frauen zogen, die unserer Courage ähnlich sein mochten, so eröffnet sich uns ein furchtbarer Einblick in die Entartung jener Zeiten. Welch eine Tüchtigkeit der seßhaften Stände gehörte dazu, um solch ein Ungewitter frivoler Soldateska mit heiler Haut zu überdauern, das sich bald über diesem bald über jenem Gau verheerend lagerte und wenige ganz verschonte!

Diesem Bild eines Weibes, deren Seele in die tiefste Knecht-

schaft ihres Leibes völlig verkauft ist, steht der männliche Simplicius, in dem die Gottesfurcht auch mitten in sinnlicher Verworrenheit doch immer wieder schöne Blüthen höhern Menschenthums treibt, sogar als ein Heiliger gegenüber. Mochte auch seine Jugend eine Zeit lang schäumen und brausen, und die Verführung der verdorbenen Welt und der eigenen Lust die frommen Mahnungen des Einsiedlers in den Hintergrund drängen, dennoch rief auch von dort noch die Stimme Gottes vernehmlich und half dem Schwachen auf mit Strafe und Lehre. Aber der Charakter der Dirne ist völlig verflacht und ohne jede Beigabe von Religion und besserer Menschlichkeit. Ein Mann, gleich ihr hinausgeworfen in den Zufall des Kriegs und als ein bloßes Spielwerk der Verhältnisse jedes höhern Strebens bar, wäre daher noch eher als der grüblerische Simplicius ihr Lebensgenosse, und wenn der Beschreibung seiner steuerlosen Fahrt auch das pikante Interesse abgehen muß, welches der Haut-gout einer mannstollen Amazone erregt, so kann doch auch seine Biographie — ich meine die des Springinsfeld — durch eine Fülle von Thatsachen, die der wechselnde Wind des Glückes herbeitrieb, noch anziehend genug werden. Zudem hat der Dichter diese seine Darstellung aufs allerbeste in Scene gesetzt, so daß der Erzählung eine wahrhaft dramatische Einleitung vorangeht, die des Lesers Theilnahme gewinnt. In grimmiger Kälte steht der nachherige Beschreiber von Springinsfelds abenteuerlichem Leben im Hof eines vornehmen Herrn, ein armer Schüler, der aus der Schweiz kommt, und entweder die Mittel sein Studium fortzusetzen oder einen Schreiberdienst sucht. Statt der Audienz bei seiner Gnaden aber erhält er aus der Hand eines holdseligen Kammerkätzchens einen halben Thaler. Er geht ins Wirthshaus sich auszuwärmen.

Da sitzt ein Mann von riesenhaftem Wuchse mit einem Barte so lang und breit als des Wirths Schiefertafel, tapfer zechend am Tisch. Sein schwarzer Tuchkittel ging ihm bis an die Kniekehlen; neben ihm lag sein langer Pilgerstab, so dick und kräftig, daß man einem leicht damit in einem Streich die letzte Oelung hätte reichen mögen.

Während zwischen beiden unähnlichen Gästen eben ein Gespräch in Gang gekommen ist, tritt ein alter Stelzfuß herein und spielt eine kleine Discantgeige, wozu er mit dem Maule humset und quickeliret. Daran erkennt ihn der Pilger; denn er hat ihn so vor mehr 30 Jahren bei Soest gehört. Höre, sagt er, bist du nicht der Springinsfeld? Vor Zeiten, antwortete dieser, war ich's; aber jetzt bin ich der Stelzvorshaus, nach dem gemeinen Sprichwort: Junge Soldaten, alte Bettler.

In der darauf folgenden Erkennungsscene zeigen beide ehemalige Freunde ungesucht ihr heutiges Wesen: Aus Springinsfeld flucht und schwört noch immer der wilde Soldat trotz seiner 70 Jahre, Simplicius dagegen benimmt sich bedächtig und fromm, und verweist jenem sein unschickliches Gebahren, welches übel zu seinem Alter stehe. Der Schüler erzählt ein kürzlich ihm zugestoßenes Abenteuer. Er war nämlich von einem Zigeunertrupp gefangen worden und dessen alte Anführerin hatte ihm ihr Leben in die Feder dictirt, dem Simplicius zum Trotze, der kürzlich in seiner Lebensbeschreibung ihrer schandbar gedacht, damit der Tropf wisse, was er damals für ein Liebchen gepflegt, und erfahre, daß das Kind, welches sie ihm damals vor die Thüre gelegt und er zu seinem Erben erzogen, nicht ihr, sondern ihrer Kammermagd Sprosse gewesen sei.

Dieser Bericht erweckte in beiden Hörern die entgegengesetzte Stimmung; Simplicius war im stillen froh, daß sein Sohn nicht von der gottlosen Courage stamme, Springinsfeld aber fluchte und wetterte über die alte Hexe, die ihn einst so heillos bei der Nase geführt hatte. Nun kommen auch, sammt einem Bauernknecht, des erstern Pflegeltern, der Knan und die Meuder, welche zwei paar Ochsen verkauft haben, und der junge Simplicius mit einem Kameraden, beides Studenten. Man schläft zusammen in diesem Gasthaus, und am Frühmorgen der langen Winternacht gibt Springinsfeld seinen Lebenslauf zum besten.

Er ist der Sohn eines albanesischen Gauklers und Seiltänzers und einer vornehmen Griechin, die sich von jenem hatte entführen lassen. Der Knabe wird in Ragusa durch Zufall von einem spani-

schen Schiffe davongefahren und kommt als Page eines Rittmeisters in die spanischen Niederlande. Mit dem Heere des Ambrosio Spinola zieht er in die untere Pfalz als Trommelschläger; — denn er war damals (1620) ein aufgeschossenes Bürschlein von 17 Jahren —, als Musketierer kämpfte er in der Schlacht bei Lutter (1626). Er weiß von manchem lustigen Schelmenstück zu erzählen, das er den Bauern als Parteigänger und Fouragierer geliefert, also daß ihn die Meuder des Simplicius in seiner Erzählung scheltend unterbricht und den Verlust seines Beines ihm zur Sündenstrafe macht, weil er die Bauern so schnöde betrogen habe. Er aber meint dagegen: Die Soldaten sind dazu erschaffen, daß sie die Bauern trillen sollen, und welcher es nicht thut, der thut auch seinem Berufe nicht genug, auch hat er zum Belege für die Richtigkeit seiner Ueberzeugung ein Verslein bei der Hand, welches also lautet:

Sobald ein Soldat wird geboren,
Seyn ihm drey Bauern auserkoren,
Der erste, der ihn ernährt,
Der ander, der ihm ein schönes Weib beschert,
Und der Dritt, der vor ihn zur Hölle fährt.

Bald Musketierer, bald bloßer Pikenierer, jetzt Freireiter, nun Dragoner, dann von der Pest befallen, wiederum von Räubern ausgezogen, unterliegt er allen Wechselfällen der bösen Zeit und bleibt dabei ein armer Schelm, also daß man in der Schlacht bei Nördlingen seiner gar nicht achtete und ihn nirgends hincommandirte; demnach ging er selbst auf Beute aus, unbekümmert, ob Kaiser oder Schwed siegen werde, wenn er nur seinen Theil davon kriegte.

Er kommt an den Rhein und nach Westphalen und bei dieser Gelegenheit auch nach Soest und beweist sich daselbst drei Viertel Jahr lang dem Simplicius als höchst anstelligen Kameraden. In Würtemberg hat sein Armeecorps längere Zeit so zu sagen seinen Brodkorb oder Futterstall. Von der Verödung der Dörfer gibt eines seiner dortigen Erlebnisse, das ich schon einmal angedeutet, ein merkwürdiges Beispiel.

Auf dem Wege zwischen Balingen und Billingen, den er als

geheimer Bote in Bauerntracht zu machen hatte, wird er in einem verlassenen Dorfe von einem Wolfe angefallen. Da er nun einen Stecken bei sich hatte, retirirte er in das nächste Haus und hätte die Thüre gern hinter sich zugeschlagen, wenn es nur eine gehabt; aber es ermangelte deren sowohl als der Fenster und des Ofens. Der Wolf zottelte ihm nach, folgte auch die Stiege hinauf, und als er vor ihm fliehend durch eine Lucke aufs Dach geklettert war, versammelte sich unten ein ganzes Rudel solcher Bestien, die ihn blokirten, unbekümmert darum, daß er sie durch die Latten des Daches mit Ziegeln warf. So saß er die kalte, stockfinstere Novembernacht, die ihm viermal so lange wurde, weil kein Hahn krähte und keine Uhr schlug; er saß auch am andern Tage bis zum Abend, wo ihn zufällig durchreitende Dragoner befreiten. Man fand, daß die Wölfe ihr Quartier im Keller jenes Hauses hatten, entdeckte daselbst auch menschliche Gerippe.

Springinsfeld avancirt allgemach doch zum Corporal und Fourier. Mit großem Lobe gedenkt er aus diesen letzten Zeiten des Krieges des Generals Mercy, der in dem Treffen bei Allerheim fiel (1645), und des Johann von Werth. Er selbst wird bei Herbsthausen am Schenkel verwundet und am Beutemachen gehindert, welches ihn so blutübel verdroß, daß er zween ganzer Tage mit all seinem Fluchen kein Vaterunser zusammenbringen konnte. Darauf machten die Bayern mit den Schweden, Franzosen und Hessen einen Waffenstillstand; diese Ruhe konnten aber etliche von den Generalspersonen und Obersten nicht ertragen und gingen mit ihren Leuten zu den Kaiserlichen über; von sich weiß er während der Tage der Waffenruhe nichts Denkwürdiges zu erzählen, er wollte denn sagen, wie er „löffeln" gegangen und den bayrischen Diandeln aufgewartet, bis er und seine Leute die Degen wieder in die Hand nahmen.

Vor dem Friedensschluß steigt er noch zum Quartiermeister und als der lange Krieg, den er beinahe von Anfang an mitgemacht, zu Ende ist, besteht sein ganzer Gewinn in drei schönen Pferden, dem Solde der letzten drei Monate, und 300 Ducaten; damit begibt er sich nach Regensburg. In einem Alter von etwa 50 Jahren und bis

dahin noch keiner besondern Religion zugethan, obschon er für den Kaiser, den Verfechter der katholischen, gekämpft hat, heirathet er nun eine nicht viel jüngere Lieutenantswittwe, ein lebendiges Erzmuster eines Geizwanstes, und beide fangen in dem Vaterlande der Frau eine Wirthschaft an. Das Unternehmen glückt. Weil aber seine Neider vermutheten, daß er den Wein mit Wasser taufe, und den Betrug zu entdecken, Häckerlinge in den Brunnen thaten, worauf man in allen Fässern die Häckerlinge erwischte; wurde er um 1000 fl. gestraft; seine Frau grämte sich zu Tode, er selbst trat, weil niemand mehr seine Wirthschaft besuchte, in kaiserliche Dienste wider die Türken (1558). In der letzten Hauptschlacht unter sein getödtetes Pferd begraben und von darüber hinwegsetzenden Pferden elend zertreten, liegt er sinneberaubt auf der Wahlstatt und wird von den eignen Leuten bis aufs Hemd geplündert Er wurde mit andern Verwundeten nach Steiermark geschafft sich auszukuriren, erhielt aber nach dem unvorhergesehenen Friedensschlusse seinen Abschied.

Seine Gesundheit war nun wohl hergestellt; aber einmal ans Betteln gewöhnt und mit Landstreichern in Verbindung, kommt er nicht mehr los vom Straßenerwerb und heirathet eines blinden Bettlers Tochter, eine Leirerin, die er mit seiner Discantgeige unterstützt, nachdem er gegen deren Vater die Bedingung eingegangen, daß er dem freien Bettlerstand auch ferner angehören wolle. Die junge Frau gewann bald so viel über ihn, daß sie mit ihren Eltern als die Herren, und er als der Knecht erschien; auch quälte ihn die Eifersucht; endlich läßt er sie als ein junges geiles Ding grasen gehen, wohin sie wollte und machte sich hingegen die faulen Tage mit Essen und Trinken zu Nutz. Die Schwiegereltern sterben und lassen 5 Krüppel zurück: der älteste will sein Brot allein suchen, die übrigen werden von andern Bettlerinnen angenommen, Almosen mit ihnen einzutreiben; beide Eheleute ziehen aus, um von ihrem Saitenspiele zu leben.

Hier spielt nun ein ähnlicher Aberglaube herein, wie der Ritt zum Herentanz im Simplicissimus. Es war ein allgemeiner Glaube, daß gewisse Steine, Kräuter oder Wurzeln allerlei Zauberkräfte be-

säßen, unter anderem auch die Kraft unsichtbar zu machen. Nun saß er einst mit seiner Frau im Schatten eines Baumes an einem still vorüberfließenden Wasser und sah darin zwischen zwei Aesten das Abbild eines Dinges, welches er auf dem Baume selbst nicht gewahren konnte. Die Leirerin, auf die Erscheinung aufmerksam gemacht, klettert hinauf und wird, als sie das Ding ergriff, so unsichtbar als dieses selbst, wenn ihr Mann gleich im Spiegel des Wassers sah, daß sie mit einem kleinen Vogelnest in der Hand vom Baum stieg. Sie wickeln das Nest in ein Sacktuch, daß der Stein oder das Kraut oder die Wurzel darin nicht verloren gehe; aber als der Mann den Vorschlag sich mittels dieses Kleinods zu bereichern, verwirft, erhascht es die Leirerin für sich und geht damit, seine Feigheit scheltend, davon, fortan allerlei Spuk und Unfug anzustellen, bis sie zuletzt, als sie sich ihrer Gefangennehmung widersetzte, in Stücke gehauen und ihr Leib als der einer Zauberin verbrannt wurde.

In der Zwischenzeit war es dem verlassenen Gatten schlimm genug ergangen; er war mit den Venetianern als Corporal nach Candia gegen die Türken gefahren und hatte dort Roßarbeit und wenig Erwerb. Als kaum der zehnte Mann von denen mehr lebte, die mit ihm aus Deutschland gezogen waren, wurde der elende Springinsfeld über den noch elendern Rest seiner kranken Cameraden zu einem Sergeanten gemacht. Durch einen Stein von einer springenden Mine, verlor er gar noch sein Bein und mußte sich von Venedig als Stelzfuß mit einer neugekauften Geige durch Salzburg, Bayern, Schwaben, Franken und die Wetterau nach Hause fiedeln.

Dies der Lebenslauf Springinsfelds, welchen dieser damals im Bette zum besten gab und Simplicius den Schüler mit einer Verehrung von 6 Reichsthalern aufzuschreiben veranlaßte. Der fromm gesinnte Freund nahm den alten verlassenen Kumpanen zu sich auf sein Gut, um ihn noch vor seinem Ende auf christlichere Wege zu bringen; und dies ist ihm auch noch gelungen, bevor der letzte März ihn hinweggerafft. Springinsfeld hatte den Simplicius zu seinem Erben eingesetzt; denn er verwahrte in einem alten Tüchlein noch über 200 Ducaten.

Wie der Simplicius die Samenkörner zur Courage und beide die zum Springinsfeld enthalten, so der letztere die Elemente zum Vogelneste, welches Grimmelshausen als letzte der zusammengehörigen Erzählungen in zwei Theilen folgen ließ. *)

*) Er betrachtete das alles als Theile eines Werkes, wie er in der Vorrede zum zweiten Theil des Vogelnestes sagt (S. 507): „Sonsten warn dies billig das zehende Theil oder Buch des Abentheuerlichen Simplicissimi Lebens-Beschreibung, wann nemlich die Courage vor das siebende, der Spring ins Feld vor das achte und das erste part deß wunderbarlichen Vogel-Nests vor das neundte Buch genommen würde."

Soweit reicht das, aus dem Nachlaß des Verfassers uns zugekommene Manuscript. Es würde nach der Rückkehr Hoffmanns von seiner so verhängnißvoll für ihn und seine Gattin gewordenen Ferienreise die Vollendung gefunden haben, da es zu einem der ersten Vorträge für die Winterversammlungen 1865 bestimmt war. Wir glaubten aber um so mehr den Aufsatz, wenn gleich nur als Bruchstück, in das Album aufnehmen zu sollen, als derselbe doch ein ziemlich vollständiges Bild des Verfassers des Simplicissimus, und besonders der politischen und kulturhistorischen Zustände des 17. Jahrhunderts darbietet, — wenn uns nicht überdieß schon die Pietät für unseren verewigten Freund zur Mittheilung der letzten Arbeit seines thätigen Geistes hätte bestimmen müssen.

Das deutsche Schauspiel und Jacob Ayrer

von

Karl Tützelberger.

Jedes Zeugniß des schaffenden menschlichen Geistes ist immer nur dann recht zu verstehen und zu würdigen, wenn wir die Verhältnisse und Gestaltungen der Zeit beachten, unter denen dasselbe entstanden ist. Was uns jetzt in unsern Verhältnissen als unbedeutend erscheinen und unserem Geschmack wenig zusagend sein mag, war zu seiner Zeit gerühmt und köstlich, stand auf dem Höhepunkt des Geistes. Deßhalb, im Begriff Ihnen Einiges aus den dramatischen Dichtungen unseres Mitbürgers Jacob Ayrer vorzuführen, hielt ich es für fast unumgänglich, zuvor in der Zeit Etwas zurückzugreifen und von dem Zustand des deutschen Schauspieles zu reden, wie es sich vor Jacob Ayrer ausgebildet hatte. Seine Art und Weise wird uns dadurch verständlicher, sein Verdienst klarer werden.

Bis zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte sich die Neigung und Lust des Menschen zum Schauspiel jeder Art hauptsächlich nach zwei Richtungen hin thätig und schaffend bewiesen, nach der kirchlichen nämlich und der gelehrten. Die biblische Geschichte, auf welcher der Glaube der christlichen Menschheit ruht, trägt ja von selbst die Art eines göttlichen Dramas an sich, und es war nicht nur leicht, aus diesem Inhalt ergreifende Schauspiele zu gestalten, sondern auch die Unfähigkeit des Volkes, diese Geschichten in den Schriften selbst

zu lesen, mußte es zu einem Bedürfniß machen, durch öffentliche Darstellungen dem Glauben seine Gegenstände lebendig vor die Seele zu führen. Schon der älteste Gottesdienst der christlichen Kirche war eine Art von Drama, welches durch Rede, Gesang und Gegengesang der Gemeinde die wichtigsten Thatsachen des Glaubens vergegenwärtigte. Daher finden sich denn auch in den kirchlichen Schauspielen durch alle Zeiten hindurch Rede und Gesang gemischt, obgleich in den sogenannten Singspielen, aus welchen sich unsere jetzige Oper entwickelte, der Gesang vorherrscht.

Insofern die alten kirchlichen Schauspiele die Geheimnisse, d. h. die großen, geoffenbarten Thaten Gottes darzustellen versuchten, hießen sie Mysterien, und ihre Darsteller waren Priester und Laien in der Zahl oft von vielen Hunderten; der Ort ihrer Aufführung war theils die Kirche, theils eigens aufgebaute Bühnen, vor denen die Zuschauer im Freien standen, wie das die Ammergauer Spiele in neuester Zeit uns im großartigen Maßstab kennen gelehrt haben.

Die Lust des Volkes an diesen Spielen war natürlich groß, aber auch ihre Wirkung auf die Zuschauer mächtig. Ich habe in Schletterer's Geschichte des deutschen Singspiels und in Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst in dieser Hinsicht zwei Beispiele gefunden, von denen ich nicht umhin kann, Ihnen Einiges mitzutheilen.

Das Erste ist ein Singspiel, welches im Jahre 1422 am Abend vor dem Sonntag Misericordias zu Eisenach auf der Rolle, d. h. einem Gebäude im Thiergarten nahe dem Landgrafenhofe und dem Barfüßerkloster vor dem Landgrafen Friedrich dem Freudigen gespielt wurde. Es stellt das Gleichniß von den zehn klugen und thörigten Jungfrauen dar in einer Weise, welche den Landgrafen so erschütterte, daß er in Zorn und Schwermuth verfiel und bald darauf starb, und spricht Gedanken aus, welche als Vorboten der künftigen Ereignisse in Eisenach angesehen werden können. Bechstein, welcher dieses Singspiel in seiner Wartburgbibliothek in's Neudeutsche übersetzt hat, glaubt, daß zugleich ein Glaubensstreit der Dominikanermönche gegen die Franziskaner mit zu Grunde liege, indem jene mit dem alten Kirchenvater

Auguſtin feſthielten an der Unwirkſamkeit der Fürbitten der Heiligen, ſpäter Buße und der Seelenmeſſen. Das Spiel war dieſes:

Auf einer dreiſtöckigen Bühne ſehen wir in der oberen Abtheilung Chriſtus mit Maria und den Engeln, auf der Mittelbühne die zehn Jungfrauen, auf der Unterbühne Volk, welches mit Staunen den himmliſchen Vorgängen über ihm zuſieht und zugleich die Worte des bibliſchen Gleichniſſes: Es war ein Mann, der machte ein großes Mahl, lateiniſch ſingt. Hierauf ſingt Chriſtus, die Hände erhebend, ebenfalls lateiniſch: „Saget den Geladenen, mein Mahl iſt bereitet, kommet zur Hochzeit", und ſendet dann ſprechend ſeinen Engel zu den geladenen Jungfrauen. Der eine Theil von dieſen kehrt ſich zur Buße, beſſert ſich, füllt ſeine Lampe mit Oel und erwartet bereitet den Herrn. Der andere Theil verläßt ſich auf das Wort: daß Gott des Sünders Tod nicht wolle und ſeine Barmherzigkeit unendlich ſei, und die erſte Jungfrau ſagt deßhalb:

„Wir wollen unſeres jungen Leibes uns freun,
Gott thue mit uns nach dem Willen ſein.
Zur Wirthſchaft kommen wir immer noch zeitig;
Laßt uns den Ball und die Spielſteine freudig
Herholen; vergeſſend all unſer Leiden,
Laßt uns von dieſen alten Betſchweſtern ſcheiden."

Die zweite Thörigte ſpricht:

„Wir folgen gern deinen Lehren.
Wer wollte ſich noch kehren
Zum Beten und zum Faſten hin
Gleich einer alten Tempeltreterin?
Wir freuen uns noch dreißig Jahr,
Dann laſſen wir ſcheeren unſer Haar
Und begeben uns in ein Kloſter.
Ich will noch warten bis Oſtern;
So hab ich mich beſonnen,
Dann will ich werden zur Nonnen.
Hat Gott der Herr uns ſein Reich beſchert,
So weiß ich, daß es uns St. Peter nicht wehrt."

Diese Leichtfertigkeit der Gesinnung und des Thuns hält aber nicht lange nach. Es wird ihnen doch endlich bange, der Herr möchte unvermuthet kommen, und sie gehen nun zu den Klugen, um Oel zu borgen. Diese weisen sie an die Krämer. Auf diesem Suchen nach Oel, das sie nirgends finden, indem auch die Krämer sie abweisen, wächst ihre Angst und sie rufen nun um Hilfe zu Christus und den klugen Schwestern. Aber ein Engel gebietet Stillschweigen. Der Herr erscheint mit den Engeln, welche singen: „Siehe der Bräutigam kommt, gehet aus, entgegen ihm.“ Und ein Engel verkündet das vernichtende Wort:

„Es ist euch viel gesagt schon ehr
Ihr sollt bereit sein zu aller Frist,
Weil es nicht Gottes Neigung ist,
Daß er Jemanden thue kund,
Wann der Tod kommt und zu welcher Stund.“

Die klugen Jungfrauen gehen nun ein zum Mahl, Maria selbst setzt ihnen Kronen auf, und sie singen das Lob und den Preis des Herrn. Reuig und flehend sehen die Thörigten zum Mahle empor, sie bitten um Christi Leiden willen, aber der Herr singt strafend:

„Wer büßend nicht die rechte Zeit gewann,
Vergebens bittend klopft an Königs Thür er an,“

und spricht dann:

„Wer seine Jugendzeit versäumet hat
Und seine Sünden nicht gebüßet hat,
Ob er dann meines Reichs begehrt,
Der Einlaß wird ihm nie gewährt.“

Die fortgesetzten flehentlichsten Bitten erweichen den Herrn nicht; er singt abermals:

„Amen, Amen, ich sage Euch,
Euch kenne ich nicht.“

Da wenden sich die Abgewiesenen an die Maria; zur Erde geworfen rufen sie:

„Jungfrau, Jungfrau, nimm zu Herzen
Unsre Pein und unsre Schmerzen.“

Maria läßt sich zur Fürbitte bewegen; aber auch diese ist umsonst, denn es singt der Herr:

„Himmel und Erde werden vergehen,
Aber mein Wort bleibet in Ewigkeit,"

und spricht dann:

„Mutter, gedenke an dieß Wort.
Alles himmlische Heer darnach
Einen Sünder zu retten nicht vermag."

Dieses Wort des unveränderlichen Gesetzes regt alsbald die Teufel auf aus der Hölle Rachen; sie erscheinen und rufen die Gerechtigkeit des Richters an, welcher die Sünder ihnen überlassen müsse; und trotz aller weiteren Fürbitten Maria's, trotz alles Flehens der Jungfrauen schlingt Beelzebub seine Kette um sie. Da brechen sie nun in die erschütterndsten, schmerzlichsten Klagen aus und wenden sich mit ernster Ermahnung an die noch auf der Erde Lebenden. Im Hinabwandeln in die Hölle d. h. in die Unterbühne singen sie ergreifende Klagelieder, und der Schluß lautet:

„Freunde und Verwandte,
Braucht euch zu mühen nicht;
Spenden und Gaben
Ist uns nun all ein Nichts.
Was man uns Gutes noch thäte,
Wäre ja ganz verlorn.
Einem Todten, was hülfe dem ein Seelengeräthe?
Wir verdienen Gottes Zorn,
Ja darum sind wir ewiglich verlorn!"

Die spätere protestantische Lehre von dem Ende der Gnadenzeit mit dem Ende des irdischen Lebens und von der ewigen Entscheidung nach dem Tode, von der Vergeblichkeit aller Todtenopfer und Seelenmessen, von der Wirkungslosigkeit der Fürbitten, selbst der Maria, tritt hier deutlich hervor, und mußte auf die Gemüther einen erschütternden Eindruck üben, indem sie eine Hoffnung hinwegnahm, welche alle damaligen Christen hegten. Nicht unglaublich erscheint es da-

her, daß der Landgraf dadurch tiefsinnig werden und darüber sterben konnte.

Das gerade Gegentheil nun von diesem Stücke scheint das andere lehren zu wollen, von welchem uns Devrient erzählt. Es wurde 1565 von Tilesius in Eisleben herausgegeben, soll aber schon 1480 von einem Meßpfaffen Theodor Schernbeck in einer Reichsstadt verfaßt worden sein. Es behandelt die Geschichte der Päpstin Johanna oder der Frau Jutta, welche als Pabst ein Kindlein geboren, und man möchte daraus leicht auf eine beabsichtigte Verhöhnung des Papstthums schließen, aber das Spiel ward in der That geschrieben, um die Macht der Fürbitte der Maria zu verherrlichen, welche selbst aus der Hölle erlöst.

Die Handlung geht ebenfalls auf einer dreistöckigen Bühne vor, unten die Hölle, in der Mitte die Welt, oben der Himmel. In der Hölle halten die Teufel einen Rundtanz um Lucifer, den gefallenen Morgenstern und singen:

„Lucifer auf deinem Throne,
Rimo, Rimo, Rimo,
Warstu ein Engel schone,
Rimo, Rimo, Rimo,
Nun bistu ein Teufel greulich,
Rimo, Rimo, Rimo."

Lillis, des Teufels Großmutter, hat daran eine große Freude, während oben im Himmel der Heiland neben seiner Mutter von Heiligen und Engeln umgeben still in seiner Klarheit thront.

Auf der Erde, d. h. im Mittelraume, zeigt sich Jutta, eine ehrgeizige und gelehrte Jungfrau in England. Zu ihr sendet Lucifer zwei Teufel, um sie in ihrem Plane zu bestärken, als Mann verkleidet die höchsten Ehrenstellen zu erstreben. Ein Priester, zugleich ihr Geliebter, geht mit ihr nach Paris auf die Universität. Nachdem sie fleißig studirt hat, geht sie nach Rom, tritt mit ihrem Geliebten in Dienste des Papstes, wird Kardinal und endlich Papst. Alles dieß geht schnell und trocken vor sich. Nun aber beginnt die Entwicklung. Jutta, zum Papst gekrönt, soll einen Besessenen heilen, aber sie fürchtet

sich vor ihm, weil in ihm derselbe Teufel sitzt, der sie verführt hat, und der nun gekommen ist, sie zu verderben. Sie verlangt die Heilung von den Kardinälen, die verlacht aber der Dämon. Da muß sie nun selbst daran, den Bann auszusprechen. Der Geist weicht der päpstlichen Gewalt, aber im Entweichen verkündet er ihre Weiblichkeit und ihre Schande. Um uns erkennen zu machen, welche Vortheile bei solchen Spielen die drei Bühnenabtheilungen boten, sagt Devrient:

„Denken wir uns den Höllenrachen wieder geöffnet, den bösen Geist dahin zurückgekehrt, wo sein gelungener Streich eine schadenfrohe Gruppe der Teufel erzeugt; auf der Erdabtheilung die Päpstin in ihrem Prunk, von Geistlichkeit und Volk mit Abscheu geflohen, allein im Bewußtsein des enthüllten Frevels zusammengesunken, die dreifache Krone vom Haupt gefallen; oben aber in der Höhe des Himmels den Heiland, der jetzt gegen seine Mutter in Klagen ausbricht über die Schmach, welche seiner Kirche widerfahren, und Tod und Gnadenlosigkeit über Jutta ausspricht; von Marien jedoch besänftigt sendet er den Engel Gabriel zu Jutta nieder, ihr baldigen Tod zu verkünden; sie äußert sich bußfertig, und als der Heiland den Tod zu ihr hinabsendet und dieser grimmig auf sie eindringt, da betet sie nur um Begnadigung ihrer Seele, und in der höchsten Noth singt sie zur Maria hinauf:

„Maria, Mutter reine,
Aller Sünder ein Trösterin,
Ich klage dir gemeine,
Daß ich ein Sünder bin.
Das weine ich daz Blut so rot,
Mein Augen Thränen gießen,
Das laß mich, Frau, genießen
Und bitt für mich dein liebes Kind."

Maria antwortet gnädig, der Tod aber bedrängt Jutta immer heftiger und in der Geburt eines Kindes stirbt sie. Das Volk hebt das Kind auf, der Teufel führt Jutta's Seele zur Hölle, wo sie verhöhnt und gepeinigt wird. Unablässig aber ruft sie zur Maria. Auf der Erde halten die Kardinäle eine Prozession mit Kerzen und Fahnen

zur Maria und zum heiligen Nicolaus, im Himmel erneut Maria ihre Bitten bei ihrem Sohne, bis er verzeiht und den Engel Michael zur Hölle hinabsendet. Hier aber wollen die Teufel Jutta nicht loslassen, Michael schlägt sie aber mit dem Schwerdte nieder und führt die Sünderin zu den Seligen hinauf, wo der Erlöser ihr Vergebung und ewige Freude verkündet."

„Wenn nun, sagt Devrient, zum Schlusse die Teufel in der Hölle sich murrend unter die höhere Gewalt schmiegen, der Gesang der Prozession auf Erden sich mit dem Hallelujah der himmlischen Schaaren mischt, während Juttas Seele die Unerschöpflichkeit der Gnade preist, so mag wohl schwer eine glanzvollere Verherrlichung dieses Glaubensgeheimnisses der Fürbitte, schwer eine größere theatralische Wirkung gedacht werden, als dieß reichbewegte, dreifache Bild hervorbringen könnte. Der ganze Operupomp unsrer Tage hat nichts Aehnliches aufzuweisen."

Aus dem was ich bisher aus diesen beiden geistlichen Spielen gegeben habe, werden Sie erkannt haben, daß die Ausbildung des Schauspiels doch noch eine sehr unvollkommene war. Kein Vorhang deckte, sondern Alles stand stets vor den Augen der Zuschauer und der Mangel an Verwandlungen eigentlich war es, der zum Bau mehrerer Stockwerke zwang. Künstliche Schiebwände und Malereien zauberten noch nicht alle Gegenstände der Welt vor das Auge, der Raum der Handlung blieb stets wie er war und Veränderun en wurden der Geistesmacht überlassen. Eben so war in diesen Stücken noch keine genügende Entwicklung von Zuständen und Charakteren. Die menschlichen Gestalten haben immer mehr nur sinnbildliche Bedeutung, sie sind der Leib der Kirche. Die Menschen sprachen und thaten nur, was Himmel oder Hölle ihnen eingab, hatten aber keine freie Selbstbestimmung; der Kampf menschlicher Leidenschaften, das Durcheinander von verschiedenen Bestrebungen, Neigungen, Ansichten und Stellungen, welches jetzt den Inhalt der Schauspiele ausmacht, war da nicht zu finden, und es mußte daher die Darstellung noch eine steife, beschränkte sein. Doch verfehlte sie, wie wir gesehen, nicht ihren mächtigen Eindruck.

Neben diesem geistlichen Schauspiel lebte am Ende des 15. Jahrhunderts, nachdem das Studium der Alten wieder eifrig betrieben wurde, das gelehrte Schauspiel, die Schulcomödie auf, indem man entweder die Schauspiele des Terenz und Plautus von den Schülern aufführen ließ oder eigends gedichtete sogenannte Moralitäten darstellte, d. h. Schauspiele, in welchen nur sinnbildliche Gestalten auftraten, Tugenden und Laster mit ihren Folgen zur Belehrung und Besserung. Zur Reformationszeit benützte man diese Art Schauspiele, besonders in der Schweiz, zum religiösen Kampf, und führte die theologischen Streitigkeiten und Lehrsätze auf die Bühne. Für die Ausbildung des eigentlichen Schauspiels konnte das aber keinen großen Gewinn bringen, und die meist benützte lateinische Sprache machte das Spiel für das Volk ungenießbar. Dieses half sich daher auf seine Weise.

Schon aus den ältesten Zeiten her hatten sich allerlei Spiele, Aufzüge und Possen im Volke erhalten und fortgepflanzt, die vielfältig nichts anderes waren als Erinnerungen an die alte Heidenzeit. Wie daher bei den Heiden verschiedene Feste durch Aufzüge und fröhliche Spiele gefeiert worden waren, so feierte das Volk einzelne Zeiten, wie Neujahr, die Karnevalszeit, die Ostern, Pfingsten ꝛc. durch lustige Spiele und Possen und zwar so leidenschaftlich, daß die Kirche selbst gezwungen war, in ihre Schauspiele possenhafte Darstellungen aufzunehmen. Die Fastnachtszeit, welche die Kirche dem Muthwillen preisgab, war es vorzüglich, in welcher die Lust an tollen und lustigen Streichen, an Possen, Späßen zu eigentlichen Spielen sich gestaltete, und zwei Nürnberger sind es, die durch Dichtung solcher Fastnachtsspiele sich zuerst einen Namen gemacht haben, Hans Folz und Hans Rosenblüt, der Schnepperer, später dann im hiesigen Dominikanerkloster Mönch. Rosenblüt gilt gewöhnlich für einen Meistersänger, ist aber schwerlich einer gewesen, denn die Meistersänger nennen ihn nicht unter ihren Meistern, und er war wohl nur ein herumziehender Sänger und Possenmacher, zugleich Wappenmaler.

Diese ältesten Fastnachtsspiele sind noch sehr roh und ausgelassen und zeigen das Volksschauspiel noch auf einer sehr tiefen Stufe.

Sie wurden in Wirthshäusern gespielt ohne alle weitere Beigabe einer Bühne oder eines vollständigen Spiels und passender Bewegung. Dennoch sind diese Fastnachtsspiele der Ausgang des deutschen Schauspieles geworden; und wieder ein Nürnberger ist es vor Allen, welcher die Weiterbildung vermittelt, der einzig in seiner Art dastehende Schuster Hans Sachs. „In diesem ihren festen Meister, sagt Devrient, vollendet sich der Fortschritt des Dramas von der religiösen Anschauung und moralischen Betrachtung bis zur sittlichen That, wenigstens der Bedeutung nach", und Gervinus erklärt: „Hans Sachs steht wie der Mittelpunkt zwischen alter und neuer Kunst; er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristische werden sollte. Er ist ein Reformator in der Poesie so gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik." „Fast alle Geschichten des alten und neuen Testaments, von Adam und Eva bis zur Passion, das symbolische Gebiet der Moralität, die Historien des Alterthums, die Sagen des Heldenbuchs, des Buches der Liebe, also den ganzen reichen Stoff der mittelalterlichen Poesie, die Novellen des Boccaz, die römische Comödie, die griechische Tragödie, sowie die Thorheiten und Gebrechen der ihn umgebenden Wirklichkeit: Alles hat er zur Bereicherung des deutschen Schauspieles ausgebeutet. In seinen 64 Fastnachtspielen, 52 weltlichen Comödien, 28 weltlichen Tragödien und 52 geistlichen Stücken hat er die Scheidewand zwischen der geistlichen und Profanbühne gestürzt und indem er in seiner Naivität diesen verschiedensten Gegenständen allen dasselbe reichsstädtische Leben einhauchte, die unmittelbarste und innigste Sympathie seines Publikums erweckt. — Durch diese Lebenswärme aber hat Hans Sachs auch der deutschen Schauspielkunst die Fesseln des Mysteriums- und Moralitäten-Zeremoniels gelöst, und sie zuerst in allen Aufgaben mit straffen Füßen auf den Boden der Naturnachahmung gestellt. — Auch war ihm als einem wahrhaft dramatischen Dichter nicht nur um das Wort, sondern um Darstellung von Zuständen zu thun, das zeigen die ausdrücklichen Forderungen, welche er an die Aufführung seiner Gedichte macht. Er

hatte in seiner Mitwirkung als Schauspieler und in Ausübung des Einflusses, den er auf die Schauspielerzunft haben mußte, einen lebendig künstlerischen Takt gewonnen; wir erkennen diesen an jenen kleinen Vorschriften für die Darstellung, die trotz ihrer anscheinenden Geringfügigkeit uns dennoch den Fortschritt bezeichnen, welchen die Schauspielkunst ihm verdankt. — Dergleichen Züge sagen wenig oder nichts bei einem consolidirten Zustande ausgebildeter Schauspielkunst, in dem vorliegenden geschichtlichen Moment aber bezeichnen sie einen großen Fortschritt." So urtheilt Devrient über Hans Sachs, und ein gleich anerkennendes Urtheil fällt Hoffmann, in seinem Schriftchen „Hans Sachs", das im Jahre 1847 hier bei Bauer u. Raspe erschien, aber fast schon vergessen worden zu sein scheint, so ausgezeichnet dasselbe ist. Aber es ging Hans Sachs selbst nicht besser; in seiner Zeit gerühmt und gepriesen, als der erste und beste deutsche Dichter erklärt, wurde er durch das Aufkommen der gelehrten Dichtung in Vergessenheit versenkt, ja der Verachtung und Verspottung anheimgegeben bis Göthe ihn wieder zu Ehren brachte durch sein Wort: „Ein Eichkranz ewig jung belaubt, den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt. In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt." Hans Sachs theilte in dieser Hinsicht gleiches Geschick mit seinem größeren jüngeren Dichterbruder Shakespeare, der auch bald vergessen ward durch das Aufkommen des französischen steifen Schauspiels, und den ebenfalls die Neuzeit und Deutsche erst wieder zu Ehren bringen mußten. Wie Shakespeare war aber Hans Sachs auch selbst Schauspieler, Er spielte seine eigenen Stücke mit, und da sie nicht allein in Nürnberg, sondern auch in andern Fürstenthümern und Reichsstädten, wie er selbst sagt, viel gespielt und gern gesehen wurden, so ließ er sich in seinem 62. Jahre bewegen, auch die anderen Stücke, welche er als einen geliebten Schatz bisher geheimgehalten hatte, in Druck zu geben. Unter diesen Stücken behandelt eines auch einen Gegenstand, welcher in unserer Zeit sehr viel von sich reden gemacht hat, nämlich die Liebesgeschichte des Tristan und der Isolde, welche Sachs sehr treu der Sage nachbildet und am Ende in der Schlußrede nicht vergißt, vor solcher unordentlicher Liebe zu warnen. Denn

von dem blos reinen Kunstgenuß unsrer Zeit, vom bloßen Dienst der Schönheit, wußte seine Zeit noch nichts; alle Dichtung hatte stets bei ihm, wie er das selbst sagt, einen sittlichen Zweck, Belehrung, Warnung, Ermahnung, und auch seine Fastnachtsspiele erklärt er für rein ohn Unzucht, wenn sie uns jetzt auch ziemlich derb erscheinen mögen. Der Maßstab der Zeiten in solchen Dingen ist ein verschiedener, und gar Vieles, was Luther und Shakespeare in jener Zeit geschrieben, läßt sich auch nicht mehr vor empfindsamen Ohren lesen. Verdienst genug, wenn Hans Sachs im Verhältniß zu seiner Zeit die Rohheit und Unflätigkeit der Fastnachtsspiele milderte.

Eine besondere Frage ist, wo Hans Sachs seine Spiele aufführte, oder aufführen ließ. Die gewöhnlichen Orte waren die Säle der Wirthshäuser und anderer Bauten, oder auch öffentliche Plätze. Devrient behauptet, daß bereits 1550 die Meistersänger sich hier ein eigenes Schauspielhaus gebaut hätten, obgleich ich nirgends darüber etwas Näheres habe finden können; und auch Hysel in seiner Geschichte des hiesigen Theaters weiß darüber nichts, sondern gibt an, daß seit 1526 die Marthakirche dazu gebraucht worden sei, wo auch die Meistersänger ursprünglich ihre Schule hatten. Erst später, als die Schauspiele und Schauspieler wieder sehr ausarteten und ungesittet wurden, verbot der Rath den Gebrauch der Marthakirche und erbauete auf der Schütt ein großes viereckigtes Schauspielhaus für jegliche Art öffentlicher Spiele, was unter dem Namen des Fechthauses lange bestand und da war, wo jetzt der Garten des Wildbades.

Schauspieler, welche nichts als Schauspieler waren, hatte Hans Sachs zu seinen Spielen noch nicht. Wie er selbst als Schuhmacher, so waren andere Gewerbsleute zugleich Schauspieler, wenn sie auch bereits begannen, eine Art von Zunft zu bilden gleich den Meistersängern. Die meisten Schauspieler fanden sich unter den Meistersängern, die als Dichter und Sänger von vornherein schon zum Spielen geneigt sein mußten, und ohne Zweifel war unter Hans Sachs Nürnberg in jener Zeit ein Hauptsitz des deutschen Schauspiels. Die reichste Zeit der Thätigkeit des Hans Sachs fällt in die Jahre von 1550—62. Innerhalb 20 Jahren etwa lieferte er 50 weltliche dra-

matiſche Stücke und 37 Faſtnachtsſpiele, und da, wie er ſelbſt ſagt, viele davon geſpielt wurden, ſo können wir denken, daß jedes Jahr einige neue Stücke bot.

In dieſer Zeit nun mag auch der Mann hier geboren worden ſein, welcher der bedeutendſte Nachfolger Hans Sachs' werden ſollte, ich meine Jacob Ayrer; und von ihm und ſeinen Dichtungen mögen Sie mir geſtatten, nun Einiges vorzutragen.

Will, welcher in ſeinem Gelehrtenlexikon früherhin unſern Jacob Ayrer ohne Bedenken als ein Mitglied der berühmten Nürnberger Familie Ayrer beigezählt hatte, verſucht in ſeinen Münzbeluſtigungen ihn dieſer Ehre verluſtig zu erklären. Er erzählt: Unſer Jacob Ayrer finde ſich nicht in Stammbüchern der ächten Familie, deren Namen nicht vom Ei, ſondern von dem Fluß Aar in der Schweiz abzuleiten ſei, und er habe ſich nur in dieſelbe eingeſchlichen. Nicht geboren in Nürnberg, ſei er als ein Knabe nach Nürnberg in eine Eiſenhandlung gekommen, habe dann ſelbſt eine ſolche Handlung geführt, ſeinen Namen Eyer in Ayrer gewandelt, das Wappen der Familie angenommen und, da ſein Handel nicht glückte, ſei er nach Bamberg gezogen, wo er ſich auf die Schreiberei verlegt und es endlich ſogar zum Hof- und Stadtgerichtsprokurator brachte. Seiner evangeliſchen Confeſſion wegen aber ging er von Bamberg wieder zurück, erhielt 1594 das Bürgerrecht und wurde Prokurator.

Woher Will dieſe Geſchichte Ayrers hat, gibt er nicht an, und ich geſtehe, daß ſie mir zum Theil etwas unglaublich klingt. Daran, daß Ayrer in Bamberg war, iſt allerdings kein Zweifel, aber daß er kein Glied der ächten Familie Ayrer geweſen und ſich eingeſchwärzt habe; daß er erſt als verunglückter Kaufmann nach Bamberg gegangen und dort ſich doch zum Hof- und Stadtgerichtsprokurator aufgeſchwungen, erſcheint mir mehr als zweifelhaft. Ein anderer Jacob Ayrer, ein berühmter Juriſt, gab im Jahre 1597 einen Prozeß Luzifers gegen Chriſtus heraus, und am Ende findet ſich eine kurze Vertheidigung der Schrift in Verſen, ganz in der Weiſe unſeres Dichters mit der Unterſchrift: Jacob Ayrer sen. Dr. Würde wohl der ächte Ayrer dieß geduldet haben, wenn Ayrer senior, wie unſer Ayrer

auch in der Vorrede seiner Werke heißt, ein eingeschwärzter gewesen wäre? Weniger fraglich mag erscheinen, daß ein verdorbener Kaufmann noch zum tüchtigen Juristen wird, und nicht allein in Bamberg zum Prokurator, sondern in Nürnberg zum Kaiserlichen Notarius und geschwornen Prokurator sich aufschwingt; aber doch muß ein Mann, der bereits eine Handlung geführt, schon als ein ziemlich bejahrter Mann gedacht werden, dem es schwer werden sollte, noch ein Jurist zu werden. Wir wollen daher als das Wahre uns denken, daß unser Ayrer etwa zu einem unvermöglichen Geschlecht der Ayrer gehörte, daß derselbe es wirklich erst mit einer Kaufmannslehre versuchte, daß ihm dieß nicht gefiel und er sich dann der Schreiberei widmete. Zum Dank für Bamberg schrieb er eine Chronik Bambergs als Drama.

Die Zeit seiner Geburt ist völlig unbekannt, wie seine Eltern; sein früher bestrittenes und ungewisses Todesjahr ist neuerdings aktenmäßig aus dem hiesigen Archiv als 1605 festgestellt und eben so steht fest, daß er 1594 hier als Bürger aufgenommen wurde. Seine Schriftstellerei fällt also größtentheils in die Zeit der Neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts d. h. in diejenige, wo die englischen Schauspieler herüber nach Deutschland kamen, um ihre Art des Spiels hier auszubreiten, das deutsche Schauspiel eines Theils zu fördern, andern Theils aber auch zu verwildern, und auch auf unsern Ayrer Einwirkung zu üben begannen; in jene Zeit, wo Shakespeare auftrat und wahrscheinlich auch einige Zeit in Deutschland war, vielleicht hier mitspielte. Denn in England war er verachtet und verfolgt und kein ehrbarer frommer Bürger Londons ging in seine Spiele. Man hat früher gemeint, Ayrer habe von Shakespeare geborgt, weil einige Stücke gleichen Gegenstand mit Shakespeare'schen haben, z. B. seine „Phönicia" mit „Viel Lärmen um Nichts"; aber sie schöpften beide nur aus einer Quelle, und eine Vergleichung beider Stücke gewährt vielen Genuß.

Wie die vorkommenden Bemerkungen in den Dramen Ayrers uns zeigen, so sind sie sämmtlich zur Aufführung bestimmt gewesen, und mögen wohl auch aufgeführt worden sein nach der Handschrift.

Gedruckt wurden seine Werke erst von seinen Erben in den Jahren 1610 und 1618 herausgegeben, neuerdings von Adalbert v. Keller in den Schriften des Literarischen Vereins in Stuttgart Früher glaubte man, daß eine Uebersetzung des Frischlin'schen lateinischen Schauspiels „Der auferstandene Cäsar", welche 1685 erschien, von Ayrer sei, weil er wirklich den Gegenstand später nachbearbeitet hat, aber v. Keller weist nach, daß jene Uebersetzung von einem Bruder Frischlin's ist. So früh also findet sich nichts von Werken Ayrers. Auf einzelnen gefundenen Handschriften findet sich die Jahreszahl 1594. Also während seines Aufenthalts in Nürnberg mag seine Schriftstellerei hauptsächlich begonnen haben, indem er hier jedenfalls am meisten Aufforderung durch den Vorgang des Hans Sachs und des eifrig getriebenen Spiels, und zwar, wie es in der Vorrede heißt, um den ehrbaren Bürgern und Ständen, welche nicht turniren können oder anderweitige Ergötzungen nicht haben, eine ehrbare und in allem Guten fördernde Unterhaltung zu gewähren. „Denn, sagen die Herausgeber, Jedermann wird erkennen müssen, daß er herrlichere, schönere, lieblichere und kurtzweiligere Sachen nicht bald gesehen oder gehört; auch hat Ayrer damit seinen Erben und Nachkommen wie aller Jugend ein gutes Exempel geben wollen und in seinen Lebzeiten neben seinen nicht wenig obgelegenen sowol Amts- als Privatgeschäften nach fleißiger Expedirung derselben zu seinen müßigen Ruh- und Erquickstunden ihme belieben lassen, in der löblichen Poeterei, darzu er denn sonderlich einen guten Geist und felix ja divinum ingenium gehabt, sich selbsten zu erlustirn und zu ergötzen, wie er dann die Feder gar angesetzt und dieses opus theatricum von allerhand geistlichen und weltlichen Comedien und Tragedien über uralte, langverloffene, herrliche und wohl denkwürdige Geschichten, Thaten und Sachen so artig, künstlich und compendiose componirt und gestellt, welche nicht allein zu lesen so anmuthig und lieblich, daß wer darinnen anfängt, nicht wol davon lassen, sondern auch Alles nach dem Leben angestellt und dahin gerichtet, daß mans, gleichsam auf die neue englische Manier und Art, Alles persönlich agiren und spielen kann, auch so lieblich und begierig den Agenten zuzusehen ist, als hätte sich Alles erst ferden oder heuer

verloffen und zugetragen." Mit diesem großen Lobe wollen freilich unsere heutigen Beurtheiler nicht übereinstimmen; doch hat unser Dichter in der Schrift: Jacob Ayrer, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas, von Dr. Karl Schmidt, einen günstigen Beurtheiler und eifrigen Vertheidiger gegen mancherlei Vorwürfe gefunden. Schmidt gibt zu, daß Ayrer an Geist, besonders in den Fastnachtsspielen, dem Hans Sachs nachstehe, behauptet aber, daß er im Drama in der Darstellung und dramatischen Ausführug weiter geschritten sei; lobt besonders die Stücke, welche Ayrer noch vor Einwirkung der englischen Schauspiele geschrieben habe, und zählt ihm als besonderes Verdienst zu, das Volksschauspiel völlig vom kirchlichen losgelöst zu haben. Die alte Ausgabe seiner Werke enthält 30 Tragödien und Comödien und 36 Fastnachtsspiele. Keller hat in der neuen Ausgabe noch 3 Stücke zugegeben aus einer Dresdener Handschrift. Die Herausgeber der ersten Ausgabe versprachen noch einen Band mit 40 weiteren Stücken, der aber wohl nie erschienen ist. Der dreißigjährige Krieg begann und mit ihm ein Trauerspiel, das alle andern Spiele verschlang. Ebenso erhob sich in Opitz wieder der gelehrte Dichtergeist, welcher die Volksdichtung in Verachtung herabdrückte und es bewirkte, daß wie Hans Sachs, so auch Ayrer bald vergessen war. Seine Werke wurden selten.

Was nun die Art seiner Schauspiele betrifft, so blieb Ayrer bei der hergebrachten. Die Stücke sind nur in Akte abgetheilt, ohne Bezeichnung der einzelnen Scenen oder Auftritte. Die spielenden Personen sind nicht am Anfang angegeben, sondern am Ende. Eine Bezeichnung dessen, was die Bühne darstellen soll, findet sich nicht, die Sprache besteht durchgängig in kurzen, vierfüßigen Reimpaaren ohne Messung der Silben, und zwar so, daß stets der Reim am Ende einer Rede hinüber springt in die Rede des Antwortenden. Wenn ich nun unternehme, Ihnen wenigstens einen Theil eines Stückes vorzutragen, so bleibt nichts übrig, als daß ich versuche, die einzelnen Auftritte mit ihren wechselnden Oertlichkeiten, die Umgebung der Sprechenden anzudeuten. Ob zu Ayrer's Zeit die Bühne selbst auch die nöthigen Verwandlungen vornahm, weiß ich nicht anzugeben, jeden-

falls aber scheint eine Bemerkung des Dichters darauf hinzudeuten, daß man wenigstens danach strebte.

Aus den 30 Schauspielen wähle ich eines von den dreien, welche Ayrer nach der lombardischen Heldensage gearbeitet hat. Er sagt, er habe den Gegenstand aus einer alten Schrift, welche sich im St. Walpurgen-Kloster in Eichstett gefunden habe, genommen. Die drei Stücke behandeln die Sage von Hugdietrich, seinem Sohne Wolfdietrich, und vom Kaiser Otnit, und zwar getreu nach der Sage.

Von der Comödie „Hugdietrich" also mögen Sie mir erlauben, Ihnen einen Theil auszugsweise vorzutragen. Ich sage: Einen Theil, weil das Stück in zwei ganz verschiedene Theile zerfällt, von denen der erste die Heirath des Hugdietrich und die Geburt seines Sohnes Wolfdietrich enthält, der zweite den Tod des Hugdietrich und den Regierungsantritt des Wolfdietrich, Dinge also, die der Zeit nach weit auseinander liegen und in einem Stücke nicht hätten behandelt werden sollen.

Die Personen des Spieles sind:

1) Ehrnholt.
2) Hugdietrich, der junge König in Griechenland.
3) Bechting, sein Statthalter.
4) Emeran, ein Graf v. Meran, des Königs Rath.
5) Leonora, eine alte Seidenstickerin.
6) Wolgund, König zu Solneck.
7) Polixena, die Königin.
8) Herdegunt, sein Rath.
9) Liebegart, ihr Tochter, die schön Jungfrau.
10) Reinhilta, die Hofjungfrau.
11) Anna, das Ammenfräulein oder die Kindswärterin.
12) Anthoni, der Pfortner.

I. Act.

1. Auftritt. Zimmer im Schlosse des Königs von Griechenland.

Ehrnholt geht ein und sagt:

Mit Euch sei Gottes Gütigkeit,
Wie jhr allhie versamblet seyt!
Recht seyt jhr heut her zu uns kommen,
Denn wir haben uns fürgenommen,
Ein gwaltig Comedi zu halten.
Ist beschrieben wol von den Alten,
Vor langen Jahren zu Eychstett funden
Im S. Walburgen Closter unden,
Von einem König auß Griechenland,
Welcher Huegdietrich war genandt,
Was er von Jugend auf erlitten
Umb Frawen Lieb und Gunst erstritten,
Und solchs alles mit Wort und That,
Dergleich man vor nie gesehen hat
Von aller seltsamen Abentheur,
Daß jhr davon solt sagen heur.
Wie es aber als zu sei gangen,
Secht jhr, wenn wir werden anfangen.
Doch seyt fein still und habet Ruh!
Es geht des Königs Sohn herzu. (ab.)

2. Auftritt. Huegdietrich, der jung König geht ein, ist nicht über 16 Jahr alt, stattlich in Traurkleider, und mit ihm sein Staathalter Bechting und Emeran, der Rath, haben auch Laidtkleider.

Bechting setzt sich und sagt:

Antzius, der König in Griechenland,
Bat mich mit dargestreckter Hand,
Da er nun gar bald sterben wolt,
Daß ich in Achtung nemen solt
Euch, seinen Sohn Huegdieterich.
Darzu erkenn ich schuldig mich.

Darum sollt jhr mir zeigen an,
Wozu jhr Lust und Lieb thut han.
Das will ich euch willig und gern
Lassen unterrichten, weisen und lehrn,
Damit jhr dann eurm Vater gleich
Deß baß könd regiren das Reich,
Daß es euch unbetrübet bleib.

Huegdietrich.

Herr Statthalter, gebt mir ein Weib!
Dann weil das gantze Reich thut stahn
Auff mir als einzlichen Person,
Halt ich nöthig vor allen Dingen,
Mir ein schöns Weib zu weg zu bringen.
Dasselb deucht mich der beste Sinn.

Bechting.

Hierauff ich gar unbsonnen bin,
Denn mir ist in ganz Griechenland
Wißlich kein solches Weib bekannt,
Das Eur fürstlichen Gnad gleich wer
Bedes an Geburt, Stand und Ehr.
So seyt jhr ein jung Person,
Die Heuratens wohl gerathen kan,
Bis wir uns haben besunnen.

Huegdietrich.

Ein Weib muß mir werden gefunnen,
Und sollt sein an dem End der Welt.
Worzu sollt mir Reich, Gut und Gelt,
Und was hett ich darauff zu setzen,
Wenn ich mich nicht auch sollt ergetzen
Mit Weib und Kindern wie ein ander?
Jhr habt vor Weiber beede sander,
Drumb köndt jhr mich wol heissen harrn!

Emeran.

Gnädiger Herr, wir wollen erfahrn,
Auffs allereheſt uns umbſchauen,
Für eur Gnad außwehln ein Frauen.

Bechting.

Jetzunder ich gedenken thu'
An die allerſchönſte Jungfrauen,
Die ich je that auf Erden ſchauen,
Des König Wolgunds Liebegart. —
Wenn dieſelbig noch leben thet
Und jhr Vater nicht verſchworen het,
Daß er die Tag, weil er thet leben
Jhr gar keinen Mann wolte geben —
Wie er ſie denn geſperret ein,
Daß niemand kann zu jhr hinein
Als ein Jungfrau und etlich Wächter —
So wolt ich ohn Spott und Gelächter
Zu derſelben Königin rathen.
Sie wer ein Weib für Euer Gnaden.
Weil ſie aber verſperret iſt,
So hilft kein Streit, kein Sterk noch Liſt,
Die Königin zu überkommen.

Huegdietrich.

So hab ich mir in Sinn genommen,
Daß ich kurtz woll die Königin haben,
Und ſolt ich auch die Burgk durchgraben,
Darinnen ſie verſchloſſen leyd.
So reut mich weder Müh noch Zeit,
So lang bis ich ſie bring zu wegen.

Bechting.

Wir können hie ohn Gottes Segen
Die Jungfrau nicht zuwegen bringen.

Huegdietrich.

Ich hoff, es soll mir nicht mißlingen
Die Jungfrau mit List zu bekommen;
Denn ich hab mir jetzt fürgenommen
Wolt lernen weben und sticken,
Nehen, schlingen und Hauben stricken,
Und wenn ich diß Alls gar wol kan,
Wolt ich Weibskleider legen an
Und ein große Meng solcher Dingen
Mit mir hin zu dem König bringen
Und ihm dieselben bieten feyl.
Wolt auch sagen, daß ich zum Theil
Dise Kunst alle selbst künd machen,
Verhöfflich, daß durch solche Sachen
Ich für die Jungfrau kommen solt;
Alsdann ich mir wol werben wolt,
Daß sie mich zu eim Gemahl nem.

Bechting.

Der Weg, der ist gut und bequem;
So wöllen wir uns umbschauen
Nach einer so kunstreichen Frauen,
Die euch lerne der Künsten vil.

Huegdietrich.

Ich hoff nun soll gerathen das Spil;
Dazu will ich das Hare mein
Lassen wachsen bis auff die Bein,
Und will Weibesstimm nemen an,
Daß mich Niemand erkennen kan.

Bechting sendet hierauf den Graf Emeran zu einer kunstreichen Frau, welche den König unterrichten soll, und gibt diesem dann noch einen weiteren Rath, nämlich mit einer Anzahl Mannschaft und 36 Jungfrauen vor das Schloß des Königs zu Solnek zu ziehen und

wenn dieser dann fragen lasse, wer sie wären und was sie wollten, zu sagen, ihr Bruder habe sie aus Neid vertrieben und sie flehe um Schutz:

Der König, den ich kenn voran,
Der ist gar ein kostfreier Mann,
Der wird euch große Ehr erzeigen,
Als wenn ihr werd sein Tochter eigen.
Und sieht er dann eure Arbeit,
So würd er mit Begierigkeit
Dieselb sein Tochter lernen lahn.
Da geht euch recht der Vortel an,
Alsdann sollt jhr auf dem Schloß bleiben,
Mit der Jungfrau eur Zeit vertreiben,
Biß ich mit starkem Kriegsher komm,
Und forder euch ab widerumb,
Unter dem Schein, euch komm zu Steur,
Als ob eur Bruder begeret eur.
Also wolt wir der Sachen than.

Huegdietrich.

Nicht genug ich mich verwundern kan,
Wo euch komm diese Weisheit her.
So gscheid ich nimmer gewesen wer,
Daß ich hett solchen List erfunden.
Still! es kompt die alt Frau jetzunden.

Kommt Graf Emeran mit Leonora, der Seidenstickerin. Diese fragt, was man von ihr begehre, als aber der König sagt, er selbst wolle ihre Kunst lernen, fühlt sie sich beleidigt, weil man ihrer spotten wolle und sagt:

Wenn jhr allhie wolt spotten mein,
So werd ich nicht lang daher stahn,
Mit eurem unnützen Gered umbgahn.
Ich bin eine gute alte Frau
Die nicht wohl zu Fuß ist auf trau.

Wolt lieber daheim sein bliben.
Habt mich von der Arbeit auftriben,
Und wolt jetzund erst spotten mein.

Durch die ernstliche Versicherung, daß man keinen Spott treibe und durch Versprechen reichlichen Lohnes willigt sie endlich ein, dem jungen König ihre Kunst zu lehren. (Alle gehen ab.)

3. Auftritt. Zimmer im Schlosse des Königs Wolgund zu Solnek.

Wolgund, der König geht ein mit Herdegund, seinem Rath, Polirena, seinem Gemahl, Reinhilta ihrer Jungfrauen. Der König setzt sich und sagt:

Hertzlieber Gemahl, setz dich her
Und hör, was ich an dich beger!
Inn aller Welt hört man jetzt sagen,
Wie die Töchter so hart umschlagen,
Beid in hohem und niedern Stand.
Nun ists eim König ein große Schand,
Wenn ihm ein Tochter greth nicht wohl.
Deß steck ich viler Gedanken vol.
Du weist, daß wir nun fast alt sind,
Und haben nicht mehr denn ein Kind,
Unsere Tochter Liebegart.
Schöners Mensch auff Erden nie ward.
Die will nun mehr fast mannbar wern,
Weil ihr schon thun so viel begern.
Das macht, daß wir am Gut seind reich.
Kein König kenn ich mir jetzt gleich.
Solt ich mein Tochter einem Armen geben?
Dasselbig ist mir gar nicht eben.
Solt sie dann neben eim Reichen
Und derselb wolt sich jr vergleichen,
So würdts mir bringen Zorn und Neid.
Drumb hab ich mich besunnen heut,
Ich will ihr gar kein Mann nicht geben.

Polixena.

Herr Gmahl, warum solls allein leben?
Sie ist sowohl ein Mensch als wir
Und nicht weniger, denn ich und ihr,
Von Gott erschaffen zu einem Mann.

Der König.

Ich wills aber mit Nichte han,
Daß sie sich soll ind Ehe begeben.
Es ist darinn hartseligs Leben.
Warum wolten wir unser Fleisch und Blut
Stecken in solch vielen Unmuth.
Ledig kann sie baß frölich sein. –

Trotzdem nun die Königin viele Einwendungen dagegen macht, bleibt der König bei seinem Entschluß, seine Tochter nicht zu verheirathen, sondern ihr ein Schloß zu bauen, wo sie soll

Bei sich haben ihr Fraunzimmer,
Lernen nehen, sticken und weben,
Da soll sie, so lang ich thue leben,
Mit denselben ihr Zeit vertreiben,
Und bei uns unverheiratet bleiben. —
Wenn ich aber bin gestorben schir
Und kompt ihr dann eine Heirath für,
Wenn ichs nicht weiß, fichts mich nicht an,
Alsdann sie sich heiraten kann.
Komm rein, laß nach Werkleuten schauen
Die unser Tochter den Thurm bauen.

König und Königin gehen ab, und wir müssen uns nun alsbald den Thurm für die Tochter gebaut denken und fast annehmen, daß er bereits auf der Bühne stand und durch Wegziehen eines Vorhangs zum Vorschein kam, wie eine spätere Bemerkung des Dichters vermuthen läßt.

Herdegunt, des Königs Rath, tritt nun auf und läßt Anthoni, den Pförtner, schwören, daß er das Schloß treulich bewahren werde und Niemand einlasse, als wer hinein gehöre. Dann kömmt die Königin mit Liebgart und Reinhilta der Jungfrau, und spricht:

Mein Tochter willtu mich gewern
Und darob haben kein Beschwern,
So will ich dir etwas zeigen an.

Liebegart.

Frau Mutter, bin ich doch eur eygen:
Darum jhr so nicht fragen solt.
Ich will als hören, was jhr wolt.
Sagt mirs ohn allen Scheuhen an;
Was jhr begert und wollet han,
Darzu bin ich willig bereyt.

Polixena.

Ich und der König, wir allbeid,
Haben dir und dein Jungfrauen
Dieses neu Schloß lassen erbauen,
Daß du darin habst dein Gmach,
Tochter, sag, fragst du nicht darnach,
Dein Zeit in dem Schloß zu verbringen?

Liebegart.

Frau Mutter, was der frembden Dingen
Thut jhr mir sagen von dem Schloß!
Ich hab es sein Verwunderung groß,
Was ich mein Tag darinn thun soll!

Polixena.

Dem König gfellt es also wol,
Denn er hat dich so lieb und holt,
Daß er dich nicht verheyraten wolt,

Sonder du sollst bei ihm hie bleiben,
Dein Zeit in dem Gemach vertreiben
Bei deinen adelichen Jungfrauen.
Auch so will er umb lassen schauen
Nach kunstreichen Weibspersonen,
Den will er gern reichlich lohnen,
Daß sie dich lernen sticken und weben.

Liebegart.

Und ich solt mein Tag ledig leben?
Das wer uns alln ein großer Spott.
Worzu hat mich denn gschaffen Gott?
Wenn ich wer worden zu eim Stein,
So hätt ich sein können allein.
Daß ich aber ein Mensch geborn
Und hab mein Gliedmassen, Augen und Ohrn
Mich derselben nicht brauchen soll,
Dasselbig gefällt mir gar nicht wol
Und fellt mir über dmassen schwer.
Wolt Gott, daß mein Vater wer
Ein Unterthan, Bürger oder Baur!
Und solts mir werden noch so saur,
So wollt ich lieber ehelich leben,
Denn mich in die Gfängknuß ergeben.
Was hilft mich weben, nehen, stricken?
Ich muß in meiner Jugend ersticken,
Daß ich nicht weiß, wie mir geschicht,

Polixena.

Liebe Tochter, kümmer dich nicht!
Dein Anfechtung ich wohl betracht.
Der König hats also erdacht.
Für mich ich stetigs haben wolt,
Daß er dich verheyrathen solt;

Aber er hats nicht wollen than.
Ich will bei ihm stets halten an,
Bis ich mit guten Worten ihn
Mög bringen auf ein andern Sinn.
Hab du dieweil ein wenig Gedult!
Ich hab fürwar daran kein Schuld.
Komm rein! drinn wollen zwischen uns beeden
Wir weiters von der Sachen reden.

Sie gehen ab und Liebegart weint.

Ein neuer Auftritt versetzt uns nach Griechenland, ins Schloß des Hugdietrich. Bechting tritt auf mit dem Grafen Emeran und spricht:

Der junge Herr, der will davon
Und nur kurtzumb zum Weibe han
Deß Königs Tochter zu Solnek.

Emeran.

Er hett gar wol noch länger gewart.
Er ist ja noch ein junges Blut,
Das noch nicht viel verstehen thut.
Er glaubt nicht, daß auch in der Ehe
Sey Unmuth, Jammer, Angst und Wehe,
Sonder es sei nur Küchlein essen,
Also ist er mit Lieb besessen.
Drumb hätt ihm viel baß gebürt,
Daß er die Sprachen het studirt,
Oder sich an einen Hof begeben,
Daselbst gelernet das Hofleben.
Da hett er gsehen an dem End
Wie es zugieng im Regiment,
Und wies hett in der Welt ein Gstallt.
Weiber nehmen lehrt man balt,
Man find ihr auch in der Welt genug.

Bechting.

Herr Graf, eur Rath ist weiß und klug,
Und ich habs ihn erinnert wol,
Daß er sich baß bedenken soll;
Sticken sei nur ein Weibeskunst
Und machet weder Lieb noch Gunst
Und steh eim Fürsten kindisch an.
Weil ich ihm dann nicht wehren kann,
So muß ich's dißmahl lassen geschehen;
Kommt er nauß, er wirdts wol sehen.
Was gelts? Kommt er wieder zu Hauß
Und zeucht die Weiberkleider auß,
Er wird ein Mann bringen mit sich.

Emeran.

Und wenn ich recht hab gesehen ich,
So kompt er dort ganz auf trauen
Geziert gleich einer Jungfrauen
Und hat sich zugerichtet schon,
Als wenn er jetzt gleich wöll davon.

Huegdietrich

geht ein in Weiberkleidern und mit ihm Leonora.

Er spricht:

Herr Statthalter, wie gefall ich euch?
Sich ich nicht einer Jungfrau gleich
An Haar, Kleidung, Red und Gebärd,
Daß ich dafür gehalten werd
Als ob ich eine Jungfrau bin?
Also wollt ich ziehen dorthin,
Suchen die Allerliebste mein.

Der Statthalter erkennt seine treffliche Verkleidung an, räth zu allerlei Vorsicht und daß er sich Hiltgunda nennen soll, gibt ihm Mannschaft und Frauen, Silber und Gold mit auf dem Weg, und

verspricht, nach Einem Jahre, wenn er es nicht schon früher verlange, ihn wieder abzuholen. Hugdietrich bestimmt, daß, wenn er nicht schreibe, es ihm gutgehe, macht sich wohlgemuth auf die Reise, und nimmt seine Lehrerin Leonora auch mit.

Damit schließt der erste Akt.

II. Act.

Im Anfang des zweiten Aktes finden wir uns wieder nach Solnek in das Schloß der Prinzessin versetzt. Liebegart tritt auf mit ihrer Jungfrau Reinhilta und spricht in tiefem Unmuth:

Reinhilta, liebe Jungfrau mein,
Wie hart sind wir gesperret ein,
Fast eben wie die gfangnen Leut!
Wir haben weder Lust noch Freud,
Traurig wir unser Zeit verlirn.
Wenn ander Jungfrauen spatzirn,
Fahrn auff Turnir oder auff Jagt,
Und da man ihnen Kurzweil macht
Mit Tantzen, Jubilirn und Springen
Mit Seytenspiel, Pfeifen und Singen,
In schönen Gärten zu ermeyen,
Ehrlichen Spiln und Jungfrau Reihen,
Da müssen wir die Mauern ansehen,
Entweder stricken, weben oder nehen,
Als wenn wir Handwerkskinder wern.
Darob trag ich gar groß Beschwern,
Und kann mir deß nicht helffen ab.

Reinhilta.

Ach, gnediges Fräulein, ich hab
Gar offt gedacht, eur schöner Leib
Däucht wohl zu eines Königs Weib;
Der erwürb euch viel Ehr und Gut
Und könnt euch bringen Freud und Muth.

Weil aber der König haben will,
Daß ihr euch je sollt halten still,
So müssen wir's Gott lassen walten.
Vielleicht wert es ein kurtze Frist,
Daß ihr der Beschwerung werd erlöst.

Liebegart.

Mein Mutter hat mich auch so tröst.
So komm herein! Drin wollen wir
Unser teglich Werk nemen für,
Darneben beide zu Gott schreyen,
Daß er uns wieder woll erfreyen.

Hugdietrich erscheint nun in Weiberkleidern mit Graf Emeran, der alten Seidenstickerin, und seinen Trabanten vor dem Schlosse Wolgunds zu Solnek und nachdem sie ihre Fahne haben wehen lassen, kommt Herbegunt der Rath heraus, um zu fragen, was sie wollen. Er erfährt das abgeredete Mährlein von der vertriebenen griechischen Prinzessin, und, nachdem er die Kunde seinem König gebracht, gehen Wolgund mit Herbegunt, die Königin Polixena mit Reinhilta den Fremden zum Empfange entgegen, und Wolgund sagt zu Hugdietrich:

Ist das die königlich Jungfrau,
Die zu uns hat ihren Vertrau,
Die allerschönst aus Griechenland?
Gott hat euch her zu uns gesand,
Und ihr solt uns Gott willkomm sein,
Mit uns und unser Gemahl rein=
Kommen in unser Königlich Schloß,
Genießen unser Freuden groß,
Bis euer Bruder sein Zorn wend
Und nach euch sein Botschaft her send.
Ihr seyd uns lieb und werthe Gäst.

Huegdietrich.

Wenn ichs nur zu verdienen west,
Wolt ichs von Herzen gern than.
Die Wolthat mir geboten an
Ist über alle Maß zu vil.

Polixena.

Ey warum wollten wirs nicht than?
Westen wir nur mit hülfflichen Sachen
Euch vil Kurtzweil und Lust zu machen,
So welten wir es gern than.

Huegdietrich.

Frau Königin, wist, daß ich kan
Schön Teppicht würken und nehen,
So schön als jhrs nie habt gesehen.
Auch kann ich stricken Schleyr und Hauben,
Porten schlingen auf Röck und Schauben
Von Gold, Silber und Perlein rein.
Dasselbig muß mein Kurtzweil sein.
Keiner andern thu ich nit begern.

Polixena.

Wenn jhr es wolt mein Tochter lehrn,
Die ich hab auf der Burg allein,
Das soll der größte Dienste sein,
Den jhr mir köndt auf Erden than.

Huegdietrich.

Ich will sie lernen, was ich kan
Leonora, gib ein Stück herfür
Der Arbeit, die gemacht worden von mir!

Leonora thut ein schönes Gewürk herfür, sie thuts auf, der König, die Königin und Alle sehn es.

Huegdietrich.

Dieſes Stück ich ſelbſt hab vericht.

Der König verwundert ſich und ſagt:

So ſchön hab ichs gſehen noch nicht.
Es iſt je ein ſchönes Kleinot.

Huegdietrich.

So behaltens Eure Majeſtat,
Daß ſie in Gnaden gedenk mein!

König (gibt ihr die Hand.)

Ach allerzarteſte Jungfrau rein,
Mit großem Dank nimm ich es an.
Und was ich euch dafür ſollt than,
Daſſelbig machet mir bekannt!
Und wann es koſten ſollt ein Land,
So wolt ichs euch mit nicht abſchlagen.

Hu'egdietrich.

Vor thet die Frau Königin ſagen,
Sie hett ein Tochter auf ihrem Schloß.
Zu der trag ich Verlangen groß
Und wolt ſie auch ſo würken lehrn.
Wenn mich eur Lieb theten gewern,
Und ließen mich die Jungfrau ſehen.

Wolgund.

So kompt nur rein! Es ſoll bald geſchehen
Wann wir aufgeſtanden von dem Tiſch.

Unter Muſik ziehen nun alle in das Schloß, wozu Ayrer die Bemerkung macht: weil die Muſik nicht zur Hiſtori gehört, ſo darff man kein Unkoſten darauf wenden, ſondern nur ſo gut es geht. —

Reinhilta kömmt zu Liebegart in ihren Thurm zurück, und dieſe fragt, was das Pfeifen und der Geſang bedeute, worauf

Reinhilta.

Deß Königs Tochter aus Griechenland
Hat bei dem König kehret ein,
Und ich hab in dem Leben mein
Kein schöner Arbeit nie gesehen,
Von wirken, weben, stricken und nehen
Als diese Königstochter kan.
Ein schön wohlgestalte Person,
Die hat jhr Majestat geschenkt,
Daß sie in Gutem jhr gedenkt,
Ein Stück, das sie selbst hat gemacht.
Ich hett mein Tag nicht dran gedacht,
Daß Menschen mit jhr Kunst und Sterk,
Solten machen ein solches Werk.
Das thut dem König so wol gefallen.

Liebegart.

Ach weh mir Armen anderer allen!
Billich soll mir hertzlich wehe geschehn,
Daß ich die Jungfrau nicht soll sehn
Mit samt jhrer so schönen Kunst!

Reinhilta.

Ey, sie wirds euch lernen umbsunst.
Der König hat es schon befohlen,
Daß wir beyd jhr Kunst lern sollen,
Darob ich höchlich bin erfreut.

Liebegart.

Gott sey gelobt und gebenedeyt
Der die frembde Jungfrau so fer
Geführet hat wol zu uns her.
Drumb komm in unser Gemach herein!
Darin wöll wir ihr gewertig sein.

Indeß schöpft die Königin Verdacht gegen die fremde Jungfrau, doch der König beschwichtigt sie, und sie führt dieselbe also zur Tochter. Die Zusammenkunft beider wird nicht dargestellt, nur Hugdietrich tritt allein auf, entzückt über das glückliche Gelingen seiner List und über die Schönheit und Lieblichkeit der Geliebten. Es gibt aber noch Jemand, der Verdacht schöpft, und das ist Reinhilta, die Jungfrau. Seit einiger Zeit findet sie das Verhalten der Liebegart sehr verändert:

Das königliche Fräulein,
Die man hat hart gesperret ein,
Darob sie sich auch hoch beschwert,
Jetzund nicht mehr von dannen begert,
Nun seiter Hildgund ist aldo.
Wiewol ich dessen bin gar fro.
Vor must ich stets trösten an jhr,
Jetzo thut sie zusprechen mir;
Solt mir die Zeit kurtz lassen sein.
Ich kann mich schir nicht richten drein.
Die zwo stecken stets bei einander.
Liebten sie zusamm beede sander,
Und wer Hildgund ein Mannsperson,
So müst ich mich gar ergern dran.
Drum weiß ich nicht, was es bedeut.
Wills doch erfahren mit der Zeit.

Die nächste Szene versetzt uns in die Zeit, wo ein Jahr bereits vergangen ist, aus Griechenland eine Gesandtschaft naht, um Hugdietrich zurückzuholen, und also die Stunde der Trennung schlägt. Wir finden Liebegart in vertrautem Gespräch mit Hugdietrich, welcher spricht:

Ach du mein bester Schatz auf Erd,
Sag mir, was doch dein Herz beschwerd,

Daß Du also seufzest und weinst.
Ich weiß schier selbst nicht, wie dus meinst,
Ob du ob mir habst ein Verdruß.

Liebegart.

Hertzlieb, mein Leid ich klagen muß.
Wunder ists, daß ich nicht verschwind.
Wiß, daß ich gehe mit einem Kind.
Darüber trag ich Hertzeleid,
Denn ich besorg, uns werd allbeydt
Mein Vater jämmerlich umbringen.

Huegdietrich.

Ey, kümmer dich nicht mit den Dingen!
Gehst du schon mit dem Kindlein klein,
So ist dasselbig Kindlein mein.
Ich bin dir zu eim Vater gut.
Sei getrost und hab eim guten Muth!
Ich will all Ding also bestellen
Daß Nichts davon erfahren söllen
Der Vater noch die Mutter dein.

Liebegart.

Ach lieber Gott, es kann nicht sein.
In der Burgk ich verschlossen bin.
Wo sollt ich mit dem Kindlein hin?
Die Wächter geben große Acht.
Ich bin behütet und bewacht.
So bald mein Vater kömmt zu Ohrn,
Daß ich ein Kindlein hab geborn,
So muß ich sambt dir des Todes sterben,
Kein Mensch kann uns kein Gnad erwerben,
Er ist wol so ein heftiger Mann.

Huegdietrich

eröffnet der Liebegart nun seinen Rettungsplan. Er will den Wächter bestechen, daß er das Kind vom Thurm hinabläßt, für Taufe un Amme sorgt, und es nach Griechenland bringt.

Bis ich dich gar erworben hab.
Deß hab dir mit gebotner Hand
Mein ehlich Pflicht und Treu zu Pfand,
Dazu den Ring von rotem Gold,
Daß du kein Zweifel haben solt,
Daß ich dich laß in Schanden stahn.

Liebegart.

Dieß Alls ich nicht genug rühmen kann,
Sonder deiner Lieb und auch Treu
Ich mich ob aller Welt erfreu,
Und erbeut mich hie wiederumb
Gegen dir zu halten treu und fromm,
Um deinetwillen Alls zu leiden.
Niemand als der Tod soll uns scheiden.
Und zu Bestetigung der Ding,
So nimm von mir hin diesen Ring,
Und trag ihn an dem Finger dein!
Wenn du ihn siehst, so gedenk mein!
Deßgleichen so will ich auch than,
So oft ich sich diesen Ring an
Ich armes, betrübts trostlos Weib,
Von wegen deines Wegscheiden.

Huegdietrich.

Ach, muß ich es doch auch erleiden!
Sei frölich und gedenk ohn Beschwern,
Daß alle Ding noch gut soll wern.

(Sie gehen ab.) Kommt dann Huegdietrich mit dem Wächter Anthoni und sagt — So es sein kann, soll es auf der Zinnen ge-

schehen, bemerkt Ayrer, und diese Bemerkung läßt schließen, daß auf der Bühne das Schloß der Liebegart wirklich auf irgend eine Weise dargestellt war — Hugdietrich also eröffnet dem Wächter die Verhältnisse, verspricht ihm große Belohnung und nimmt ihn den Eid ab, Alles treulich auszuführen. Anthoni gelobt und spricht:

Und wenn mir der Leib drüber ging,
So will ich mich hierein bemühn,
Und was mir gschafft wird, alls vollziehn.
Da habt nur gar kein Zweifel dran!

Huegdietrich.

Hab du dieweil das Gelt zu Lohn.
Laß dir mein Gemahl befohlen sein. —

Neuer Auftritt im Schlosse des Königs. Wolgund der König mit Herdegund dem Rath, mit Polixena und Jungfrauen, geht ein.

Königin.

Herr König, lieber Gemahl mein,
Hildegund, das Königlich Fräulein,
Will wider heim in Griechenland.
Ihr Bruder hat nach ihr gesandt,
Will sie zu Gnaden nehmen an.

Wolgund.

Wir lassen sie noch nicht davon.
Warum will sie bei uns nicht bleiben,
Mit unser Tochter ihr Zeit vertreiben?

Königin.

Sie will aber kurtzumb von hin
Ist auch schon fertig, weg zu reyten.
Da kommt sie gleich mit ihren Leuten.

Hugdietrich kommt mit Bechting, Graf Emeran und der alten Seidenstickerin, um Abschied zu nehmen. Noch diesen Tag aber ver-

langt Wolgund, daß sie bleiben und ein Nachtmahl einnehmen. Am andern Tag ziehen sie ab.

Ende des zweiten Acts.

III. Act.

Nach Abzug des scheinbaren Fräuleins thut es Allen ahnd. Sie wissen gar nicht wie sie die Zeit hinbringen sollen und der König Wolgund beschließt daher eine Jagd anzustellen. Während die Zurüstungen hiezu gemacht werden, wird im Thurm der Liebegart ein schönes Knäblein geboren, welches der Wächter erhaltenem Auftrag gemäß, in einem schönen Kästlein verwahrt, auf die Zinnen trägt und sagt:

Die jung Königin ist genesen
Deß schönsten Kinds, das je gewesen.
Das liegt in disem Kästlein gut,
Und ich soll das Königlich Blut
An einem Seil lassen besunder
Ueber den Fels in Hag hinunter.
Daselbst kann es Niemand ausspehen
Weder weinen hören oder sehen,
Bis ich selbst komm zu ihm hinab.

Bis Anthoni aber hinabkommt, hat eine Wölfin das Kind gefunden und davon getragen. Wenn man's haben kann, bemerkt Ayrer, soll die Wölfin auf der Bühne selbst erscheinen, das Kind wegtragen und in ein Ecken legen. Glücklicherweise entdecken die Jäger die Spur der Wölfin, verfolgen dieselbe und kommen so an die Höhle derselben, wohinein sie mit Spießen stechen. Da ertönt Kindesweinen darin. Der König sieht hinein und entdeckt das im schönen Kästlein eingewickelte Kind, greift selbst hinein, zieht es heraus und sagt:

Ey liebs Kindlein, wer hat dich herbracht,
Ey secht doch, wie das Kindlein lacht!
Nun will ich es selbst auferziehen.

Unterdessen hat Anthoni im Holz das Kind gesucht und nicht gefunden. Er tritt auf und sagt:

In Hag ließ ich herab das Kind,
Dasselb ich aber jetzt nicht find,
Nicht weiß ich, wo es ist hinkommen,
Oder wer es hinweg hat gnommen.
Bhüt Gott, wie wird sein Mutter than,
Wenn ich ihr solches zeige an.
Sie dürft ihr selbst nemen das Leben.
Ich muß ein andre Weiß fürgeben,
Sein Mutter sonst verzagen würd.

Neuer Auftritt vor dem Schloß. Die Königin mit Reinhilta kommt.

Polixena.

Allhie wart wir auf unsern Herrn.
Nun will ich sehen herzlich gern,
Was sie auf der Jagd werden fangen.
Weiß nicht, wie mich so thut verlangen,
Dieweil ich sonsten nicht viel frag,
Was man thut fangen oder jag.
Vielleicht hat sie guts Glück betroffen.

Reinhilta.

Gnedige Frau, dort kombt geloffen
Die Königliche Majestat.
An ihrem Arm angfast es hat
Fürwar ein kleines Kindelein.

Der König geht ein, trägt ein Kind aufs schönste eingewickelt. Herdegund und die Trabanten folgen nach und tragen etlich ausgeschunden Wolfshäut.

Der König sagt:

Frau Königin, ich will dich begaben
Mit überauß eim schönen Knaben,
Ist gewißlich vor weng Tagn geborn,
Ein hertzensschön Kind auserkorn,
Welches ich gfunden in dem Walt
In einer Wolfshöhl ungestalt.
Das hab ich drauß der Wölffin genommen.

Die Königin nimmt das Kind und spricht:

Wo wollen die Wölff ein Kind bekommen?
Dieses Kind ist gewiß keins Armen.
Wen solt dasselbe nit erbarmen,
Daß es das in Walt leget hin?

Der König.

Von Hertzen ich erfreuet bin.
Reinhilta, du mußt bald umschauen
Nach einer guten Ammenfrauen,
Die mir erzieh und nehr das Kind,
Bis ich ander Weg mit ihm find.
Ich wills erziehen an Kinds Statt,
Weils uns das Glück beschéret hat.

Reinhilta nimmt das Kind und sie gehen Alle ab. Kommt Liebegart und Anthoni der Wächter auf die Zinne.

Liebegart sagt:

Nichts guts andt das Hertze mein.
Ach wie gehts meinem Kindle klein?

Anthoni.

Gnädiges Fräulein, eur Geheiß
Hab ich vollendt nach eur Sag,
Das Kind gelaſſen in den Hag,
Bin alsdann auch hinabgeloffen,
Daſſelb zu finden that ich hoffen.
So hat mirs etwas ghoben auf
Und weggetragen zu der Friſt,
Daß ich nicht weiß, wo es hin iſt.
Ich hatt wohl Willens, daß ichs euch
Nicht alſo ſagen wolte gleich,
Jedoch ſo kann ich nicht hinumb.

Liebegart.

O wehe! O grimmer Todt, ſo kumb
Und mach meiner Trübniß ein Endt!
Denn weil ich bin an Ehrn geſchendt,
Die ich mein leiblichs Kind geborn,
Und mit ihm Gottes Huld verlorn,
So mag ich mir nicht mehr begern
Zu leben hier auf dieſer Ehrn.
Ach weh mir armen betrübtn Weib!
Wenn ich es meinem Herren ſchreib,
So begert er mein nimmer mehr.
Ach meines Kinds! Weh meiner Ehr!
Durch den höchſten Gott bitt ich dich,
Nimm Du ein Meſſer und ſtichs in mich,
Daß ich komm meiner Trübniß ab.

Anthoni.

Ach eur Gnad euch wohl gehab!
Der König iſt von der Jagt kommen,
Und ich hab eygentlich vernommen,
Daß er ein Kindt mitheim gebracht.

Da hab ich an eur Kind gedacht,
Daß er es hett in Hag funden,
Und habs ausgespürt mit den Hunden.
Der König und die Königin
Ob dem Kind hocherfreuet sin
Und wöllen es erziehen lahn.

Liebegart.

Kein Ruh und Rast ich haben kan,
Bis ich erfahr, wo sei mein Kind.
Und wo ich das nicht wieder find,
So muß vor Hertzeleid ich sterben.
Ach könnt ich so viel Gnad erwerben,
Daß ich das gfunden Kind doch seh!

Anthoni.

Still! Es dünkt mich, daß sich herneh
Die Königin wol in eur Gmach.
Sie möcht uns beiden schleichen nach.
Ich muß von euch: seit wolgemut,
Daß sie euch nichts ansehen thut.

Die Königin kommt auf die Zinne zu ihrer Tochter und sagt:

Mein liebe Tochter zeig mir an
Wie sind ich dich so traurig stahn?
Dein Angesicht sich empferbet hat.
Du sichst an Krefften schwach und matt.
Lieber sag mir, was fehlt dir doch?

Liebegart.

Ich will's eur Gnaden wol sagen noch.
Allein ich bitt ganz kindtlich drumben,
Weil ich heut allhie hab vernommen,

Es hab der König von der Jagt,
Ein junges Kindlein heimgebracht,
So wöll mir die Frau Mutter sagen,
Wie sich hab solches zugetragen,
Und mich das Kindlein sehen lahn.

Die Königin.

Meine liebe Tochter, die Jäger han
Antroffen ohngefehr ein Wolffsgespor,
Dem sind sie nachzogen zuvor,
Und in einem Loch habens unden
Zwen alt Wölff und drei junge funden.
Bei denen ist das Kindlein gelegen.
Desselben Kindlein laß ich pflegen,
Denn es ist kaum dreier Tage alt.

Liebegart.

Ach Frau Mutter, so laßt mich balt
Sehen das kleine Kindelein!
Das erfreut mir das Hertze mein,
Ob ich davon würd wieder gesund.

Die Königin.

Es soll noch geschehen diese Stund.
Komm nacher in das Zimmer mein,
So tregt man dir das Kindlein drein.

Sie gehen beede von der Zinne.

Neuer Auftritt. Zimmer der Königin. Anna, das Ammenfräulein geht ein und bringt das Kind.

Polirena sagt:

Sieh! Dises ist das Kindelein.

Die Tochter nimbts, deckts auf, besichts wohl und gibts dem Ammenfräulein wieder.

Liebegart.

Ach herzliebste Frau Mutter mein,
Wenn ich euch was vertrauts dörfft sagen!

Polirena.

Warum nicht? Sag du, was hast zu klagen?
Du darffst gar nicht dran scheuhen mein,
Bin ich doch ja die Mutter dein,
Und hab dich, mein liebes Kind, so holt
Für aller Welt Silber und Golt,
Und hab sonst kein Erben als dich.

Liebegart.

Frau Mutter, wolt jhr nicht schelten mich,
Und das Ammenfräulein schaffen ab,
Weil ich heimblich zu reden hab,
So will ich euch groß Wunder sagen.

Polirena.

Amm, ihr solt das Kind ins Gemach tragen.

(Die Amm gebt ab.)

Liebegart.

Hertzallerliebste Mutter, wißt,
Das Kind mein eignes Söhnlein ist,
Das ich unter meinem Herzen tragen.

Die Königin erschrickt und sagt:

Ach Gott, was wird der König sagen?
Es wird dir kosten Leib und Leben.

Liebegart.

Ihr habt mir Ursach dazu geben,
Denn die Jungfrau aus Griechenland,
Die sich Hildegund hat genannt,

Die mich solt lernen sticken und nehen,
Welch ihr in Weibskleidern gesehen,
Die ist der König Huegdietrich,
Der hat zu der Ehe gnommen mich.

Diese Erklärung beruhigt die Königin. Sie fühlt, wie sie und der König mitschuldig sind, und verspricht, mit dem König zu reden, damit bald Hochzeit gehalten werde. Der König will die Sache zwar nicht recht glauben, forscht auch den Wächter Anthoni aufs strengste aus, nachdem er sich aber überzeugt, entläßt er diesen ungestraft und sagt zur Königin:

Und ihr, Hertzlieber Gemahl mein,
Weil diser unser Tochter nam,
Hat sie ein stattlichen Bräutigam.
Nun wöll wir ihm all Sach zuschreiben,
Daß er nicht lenger thu ausbleiben,
Mit unser Tochter Hochzeit halt.
Jedoch soll man noch alsobalt
Das Kindlein taufen diesen Tag
Und es nennen seinen Vater nach,
Deßgleich vom Wolff, dem wilden Thier,
Dem ich das Kind hab gnommen schir,
Und wollen es Wolffdietrich nennen.

Polixena.

Vor Freud mein Hertz im Leib thut brennen,
Und aus diser Geschicht eur Lieb lehrt:
Was da ist beschaffen und beschert,
Das bleibt auch ewig unverwehrt.

IV. Act.

Im vierten Akte, der nur kurz ist, wird Anthoni nach Griechenland gesendet, um Hugdietrich Alles zu melden. Dieser macht sich auf, kommt mit seinem Gefolge nach Solneck und wird hier natürlich

freudig empfangen. Vierzehn Tage lang, sagt König Wolgund, soll die Hochzeit währen.

Der fünfte und sechste Act des Stückes führen in eine Zeit, wo bereits Wolfdietrich ziemlich erwachsen ist und sich kühn und heftig äußert über Anforderungen, welche Kaiser Otnit an seinen Vater stellt, und schildern selbst noch den Tod Hugdietrichs und den Regierungsantritt Wolfdietrichs, der ihm, als einem Bastard, von seinen Brüdern streitig gemacht wird. Es schließt also mit dem 4. Act eigentlich ein zusammengehöriges Stück ab und deßhalb glaube auch ich mit ihm schließen zu können. Das Bisherige wird genügend erkennbar gemacht haben, wie Ayrer vor Bekanntschaft mit der englischen Weise seine Dichtung übte, und wie weit also bis an das Ende des 16. Jahrhunderts das deutsche Schauspiel in seiner Ausbildung gediehen war. Mit den Dramen Shakespeare's lassen sie sich freilich nicht vergleichen. Er schuf eine neue dramatische Welt und eine neue Sprache; immerhin aber wird Ayrer werth sein, daß wir seiner nicht ganz vergessen, indem: Wer seiner Zeit genug gethan hat, verdient, gelebt zu haben für alle Zeiten.

Uxmal, eine tultekische Ruinenstadt.

Von Fr. Knapp.

Es war im März 1854. — Als Geschäftsführer eines spanischen Handelshauses in der Habana mit Lieferungsabschlüssen bei der merikanischen Regierung betraut, verweilte ich schon geraume Zeit in Merida, der Hauptstadt der merikanischen Halbinsel Yukatan, deren nicht besonders merkwürdige Einzelnheiten bald gemustert waren. Ich dachte daher ernstlich daran, ein oder den andern Streifzug ins Binnenland zu unternehmen, welches nach Stephens und neuerdings Hellers eigenen Wahrnehmungen und Mittheilungen viele und großartige Städte und Tempelruinen, meist tultekischen Ursprungs im Schooße seiner undurchdringlichen Wälder bergen sollte. Schon in der Habana ermahnten Freunde, doch ja die herrlichen Ruinen von Uxmal (spr. Uschmal) aufzusuchen, an welchen der Reisepfad fast vorüber führen würde. Ich kannte diese prachtvollen Trümmer der Urindianer bereits aus Schilderungen obengenannter Natur- und Länderforscher und schwelgte in Gedanken schon inmitten tausendjähriger Baumeshallen, im Anschauen solch denkwürdiger Mäler längst untergegangener Kulturperioden. — Selbst betrachten zu können, wovon die schlichte Erzählung allein schon Interesse erweckt, die eigene Hand auf jene mährchenhaften Steinbilder legen zu können, welche gesehen zu haben, sich nur wenige Europäer rühmen dürfen — diese Gedanken erfüllten mich mit einer Art schwärmerischer Begeisterung, die mir seit einer Reihe von Jahren im nüchternen Berufsleben einigermassen abhanden gekommen war. Hier stand nun die geöffnete Pforte

langgehegter Wünsche offen und es galt nur den letzten Schritt zu thun, um durch sie einzuziehen in die Schauer einer seltsamen, zaubrischen Vorwelt. Aber der letzte Schritt wollte auch gethan sein; denn hatten schon meine Vorgänger mit Unannehmlichkeiten und selbst unbesieglichen Hindernissen aller Art zu kämpfen, so hatten sich mittlerweile die Umstände nicht gebessert. Während dieser drangvollen Zeit war in einem ohnehin nur halbcivilisirten Lande, dem es an Verkehrsstraßen fast durchaus mangelte, für jeden Einzelnen, noch dazu mit dem Kainszeichen: Estrangero (Fremder) gestempelten Reisenden wenig Sicherheit vorhanden. Diese wurde nicht vermehrt durch das Gerücht, der Inglese sei ein heimlicher Abgesandter der Länder-verschlingenden Yankees, ja, die zuvorkommende Artigkeit, welche ihm in General Vegas Hauptquartier zu Theil wurde, verlieh dem Aermsten einen politischen Dunstkreis, vor dem sich der eingeborne Indier, wie der Vollblut-Yucateke scheu zurückzog.

Als ich daher eines schönen Abends auf der Terasse meiner fonda Monte Christo in vertraulichem Gespräche meinen mir freundlich gesinnten Gast- und Handelsfreunden den Plan enthüllte, ein Paar Tage im Lande umherzuziehen, verfiel ich einem mitleidigen Erstaunen. Don Pedro Zetina, der meinem düstern Vorhaben die langmüthigste Nachsicht zeigte, unterstützte dasselbe mit der Bedingung, daß ich mindestens ein Duzend Dragoner mitnehmen sollte, eine Zumuthung, welche hinwieder sehr ungemüthliche Absichten auf meine ohnehin nicht gar reichlich gefüllte Reisekasse in sich schloß. Don Simon Peon, der Eigenthümer der Hacienda Uxmal, war eben von Mérida abwesend, doch kam dessen Stellvertreter mir so freundlich entgegen, daß in mir der Entschluß unwiderruflich feststand, mein Vorhaben um jeden Preis, der im Verhältniß zu meinen Mitteln stand, auszuführen.

Ich dankte daher meinen Warnern für gütige Vorführung aller möglichen Spukgestalten, die sich eben auch in der Folge als solche erweisen sollten, bereitete noch in später Nacht das Nöthigste für den Ausflug vor und miethete zwei verlässige Indianer und ebensoviele Pferde, die mich am andern Morgen auf der Plaza mayor erwarten sollten.

Mit dem Tagesgrauen traf ich wohlbewaffnet und mit den nothwendigsten Lebensmitteln, Zwieback, Cognak und Schinken versehen, zu meinen harrenden Reisebegleitern, deren einer nothdürftig spanisch sprach und so zogen wir unverweilt, die mächtig ragende Cathedrale im blauen Schatten zurücklassend, durch weitläufige Vorstädte hinaus auf eine der schauderhaftesten Kunststraßen und begannen unsere abentheuerliche Pilgerfahrt nach dem tultekischen Baalbeck. —

Wie war ich froh, aller lästigen Begleitung, alles kostspieligen Säbelrasselns ledig, allein mit den zwei braunen schweigsamen Indianer und meinen Gedanken dahintraben zu können, wo langjährige Geheimnisse in lautlosen Wäldern begraben lagen. — Noch ehe uns die Sonne zu sehr belästigte, hatten wir den Ort Uman hinter uns und kamen eben recht in Chochóla an, um den Sonnenstrahlen im dürftigen Schatten einiger Mangobäume zu entgehen, die des Ortspfarrers bescheidenes Häuschen umgaben.

Uman und Chochóla sind Dorfschaften mit größeren Kirchen, aber wenig bemerkenswerthen anderen Bauten, weite öde Plätze mit Cisternen von grellen weißen Kalkwänden niederer Häuser und rohrgeflochtenen Indianerhütten umgeben und durchaus nicht übervölkert mit einem gutmüthigen, scheuen, in allen Farben spielenden Völkchen. Der Padre Cura (Ortspfarrer) ist Haupt und Regierungsstellvertreter in diesen Oertern, sein Einfluß auf die ihm überwiesenen Seelen ist ein ungemeiner, seine Worte, sein Willen sind von großer Tragweite und deßhalb seine Ansichten über diesen oder jenen politischen und sozialen Punkt endgültig für sämmtliche Insassen. Der Ehrwürdige ist daher auch für die wenigen Reisenden die angesehenste, wie unumgängliche Autorität gegenüber störrigen Maceguales, mit wenigen Ausnahmen aber auch aufs Aeußerste gastfrei und dienstfertig mit Rath und That. Fügt man beim Abschied dem üblichen Almosen noch ein Schärflein für die nächste Prozession bei, so ist sein Mund herzlichen Dankes voll. —

Trotz der Hitze brachen wir nach einstündiger Rast auf, um noch zeitig nach Copóma zu gelangen, wo sich ein berühmter Zenote

(Süßwassercisterne) befindet, auf welche der Padre von Chochóla mich aufmerksam gemacht hatte. Unterwegs holten uns 3 berittene Vaqueros (Rinderhirten) im Dienste der Pflanzung Uxmal, lauter Spanier ein, die von nun an eine willkommene Reisebegleitung abgaben und mit denen doch auch ein Gedankenaustausch möglich war. —

Der Weg nach Copóma war einer der einförmigsten, die man sich denken kann; krüppelhaftes Unterholz, gänzlicher Mangel an hohen Bäumen, nur hie und da eine Seiba (Eichengattung) mit fantastischem Astbau, verbrannte Grasflächen, unterbrochen von Sandwüsten mit unerquicklichen Steingerölle, so ging es ohne bedeutende Fernsicht bei großer Hitze im eintönigen Trabe fort, Reiter hinter Reiter, so daß nur spärlich ein vernünftiges Geplauder über die damaligen Lieblingsthemata, den Dictator Santana, sein Regiment und den Kastenkrieg aufkommen konnte.

Nach längerem Ritte tauchte plötzlich Copomas Kirchthurm in der Ferne aus einer Oase breitwipfeliger Bäume auf, wir bogen rechts in die nun höher rankende Wildniß und kamen bald zum Zenote. Um zu begreifen, wie werthgehalten diese natürlichen Brunnen sind, muß man wissen, daß Yukatan ein flaches steinigtes Land, ohne bedeutende Flüsse, mit zerklüftetem Boden ist. Die oft umfangreichen, 50 bis 180 Fuß tiefen Spalten und Höhlen nehmen theils Regenwasser, theils unterirdische Zuflüsse aus den Bergwassern von Chiapa's Höhenzügen auf und bieten so den umliegenden Wohnplätzen unschätzbares Labsal für Menschen und Heerden. Die Gegend fand ich auffallend arm an Thieren jeglicher Gattung, nur in der Ferne brausten manchmal Rudel halbwilder Rosse über die Steppen, verlaufene Perlhühner, ein paar wilde Katzen und Hunde, hie und da grunlange Leguane oder schillernde Schlangen — bildeten die bescheidene focuna unseres Reisepfades. Die Cisterne war eine geräumige Grotte von etwa 80 Fuß Tiefe; das Wasser klar, aber von brackigem Geschmacke, an den man jedenfalls gewöhnt sein muß, um von ihm schwärmen zu können; — das Tageslicht drang bis auf den Grund des ziemlich regelmäßig gewölbten Brunnens, aus dem an 20 mehr oder minder hübsche braune Kinder seltsam geformte Thonkrüge füllten.

Noch interessanter ist die Zenote von Bolonchen ticul, zu dessen umnachteten Schlund die Wasserträger auf schwanken Leitersprossen mit Kienbränden behend hinab, und mit schweren gefüllten Krügen wieder hinauf eilen. Sattler's Panorama zeigte vor einigen Jahren die Ansicht dieser Riesencisterne. So arm nun dieses wunderbare Land an Brunnquellen, so zahlreich sind unweit den Küsten auf hoher See die Süßwasserbäche, die oft mit großer Gewalt durch die Salzfluth brechen und den Schiffern ermöglichen, sich vom Boot aus mit dem nöthigen Trinkwasser zu versehen. —

Nach kurzer Rast ging es nun auf wenig betretenem Pfade, geführt von den landeskundigen Vaqueros nach Maxcanu (lies Maschkanuh) einem ziemlich städtischen Marktflecken, wo wir vor der Casa Nacional hielten und bis Mitternacht zu rasten beschlossen. Umringt von müßigen Gaffern, die alle Tinten menschlicher Hautfarbe vertraten, begrüßte uns der Alcalde und wieß uns Wohnung, wie auch die überflüssige Dienerzahl an, welche die Regierung an den Hauptstationen gastfreundlich den Fremden zur Verfügung stellt. Die Casa nacional, vier weiß getünchte Wände mit einem Dutzend Hanfhängmatten, dient gleichzeitig als Caravanserei, öffentliche Amtsstube, provisorisches Gefängniß und zum Tummelplatz der Tupires (eben der genannten Regierungs-Indianer), die den Reisenden eigentlich umsonst dienen müssen, jedoch (wie anderweitig) freiwillige Beiträge zur Verbesserung ihrer Rente gern und jederzeit ohne abgeschmackte Ziererei einzukassiren bereit sind. Als sollte allmählich Ersatz für die in Mérida zurückgebliebenen Freunde eintreffen, langte ein junger Campechaner Don Manuel Dávila an, ein begüterter Pflanzer, der sich mir sofort anschloß, um Urmal zu besuchen, ehe er vor Langweile zu Grund gehen würde, wie er gleich offenherzig gestand. Er hatte sein Landgut 8 Meilen von der Ruinenstadt und sie war ihm noch fremder als mir, der ich sie wenigstens aus den Büchern und mündlichen Schilderungen kannte.

Nach einem gemeinschaftlich verzehrten Phäakenmahl von schwarzen Bohnen, wilden Tauben, Maisaschenküchlein und mitgebrachten Delicatessen aus verlötheten Zinnbüchsen, erfrischte uns der Inhalt

einiger Cokosnüsse, worauf uns bald Morpheus mit braunen Mohn bethaute und die müden Augen schloß, so sehr der in der Casa nacional sich wichtig machende Moskitenschwarm dagegen Einsprache that. —

Gegen Mitternacht weckte uns ein infernalischer Lärm, der von einigen braunen Burschen ausging, die wahrscheinlich schon sehr stark gefrühstückt hatten und zur Verdauung sich gegenseitig mit Prügeln wacker bearbeiteten. Bewaffnete Macht schien sich um die Angelegenheit speziell zu bekümmern, wir hörten den unermüdlichen Padre Cura im Kanzelton vom Fegefeuer und der Hölle reden, — da aber die Casa nacional oft nebenbei Schauplatz der ausübenden Gerechtigkeit ist, suchten wir uns vor Lösung der brennenden Frage aus der Affaire zu ziehen und brachen auf, ehe noch die, die Nachtruhe störende Rotte im Anmarsch auf unser Caravanserai war. —

Der bleiche Mond beleuchtete melancholisch die aus Stangengerüste und Palmblättern zusammengeflickten Indianerhütten, die sich vom Platz aus in mehreren Gassen unregelmäßig vertheilten; gleich draußen beim letzten Dache begann wieder die einförmige Landschaft, die mit Tinte auf graues Löschpapier gezeichnet schien, keine frische, kräftige Färbung, die ich bei Nachtfahrten auf Cuba so sehr bewunderte, sondern bleierne Töne, glanz- und farblose Formen. Der Weg bog bald von der Heerstraße rechts ab und leitete über Stock und Stein erst durch dichtes Gebüsch, dann durch kleine Savannen, unbewohnte Strecken, mit Ausnahme eines seitwärts liegenden kleinen Rancho, in dessen Ställen wir Pferde wiehern und Hunde bellen hörten. Nicht das geringste Abentheuer, kein verlaufener Stier, kein Wiesenbrand, vielweniger ein Raubanfall von Mayaindianerhorden störte die Einförmigkeit unserer Reise, nur die klassische Musik schlafloser Cicaden begleitete uns als Ohrenschmauß mit schrillen Melodieen. —

Schon graute der Tag, als wir uns einem wirklich hochstämmigen Waldrevier näherten; ein breiter gehaltener Pfad führte nach mehreren, mit Alvaredas (Steinwällen) eingefaßten Gebäuden, vom massiven Thurm begrüßte uns mit flinkem Zünglein die Glocke der Pflanzung. Ein brauner Junge öffnete den Schlagbaum und wir

ritten in Don Simon Peon's Besitzthum, die hacienda Uxmal ein. Diese bestand aus einem geräumigen, mit Veranda und offenen Gängen versehenen Bau, an den sich weite ummauerte Plätze schlossen, welche die Bestimmung hatten, die Tags über in der Wildniß weidenden beträchtlichen Rinderheerden zu verwahren und zu tränken. Dabei stand die Noria, der mit Holzrindentaschen versehene Radbrunnen, die von Indianern, oder auch Maulthieren in Bewegung gesetzt, das nöthige Trinkwasser liefert; mehrere schöne ficus elasticae umgaben ihn.

Don Alejandro, ein wohlgewachsener Neffe des Mayor Domus, der schon Stephens und später Heller nach den Ruinen begleitete, empfing unser Creditiv und hierauf uns selbst mit altspanischer Höflichkeit und ließ uns alle Bequemlichkeit angedeihen, die ein anstrengender Ritt wünschenswerth machte. Wir unterzogen nach der ersten Rast das aus Reis, Eiern und gebratenem Schweinfleisch bestehende Morgenmahl einer gründlichen Revision, dem wir mitgebrachte Leckerbissen und einen Bündel puros habaneros beifügten. —

Zu mehrseitiger Beruhigung erfuhren wir, daß bei dem Vorhaben nichts Besonderes zu befürchten sei, indem Uxmal in zu abgeschlossenen und vom Kriegsschauplatz abseits gelegenen Gründen sich befinde und der Geist der nächst umwohnenden Indianer kein den Weißen ungünstiger wäre. Beinahe zu friedlich lauteten, gegen die Schauergeschichten von Mérida gehalten, diese Tröstungen, um ihnen unbedingt Glauben zu schenken, doch jetzt umkehren, war nicht mehr thunlich und da nach dem spanischen Sprüchwort der Wein einmal eingeschenkt war, so mußte er auch ausgetrunken werden. — In Folge Dessen beschlossen wir sofortigen Aufbruch, Don Alejandro ersuchte mich, meine beiden Indianer zurückzulassen, indem er weiße Begleitung vorzöge und auch zwei seiner Vaqueros beordert habe, mit uns zu reiten; mit ihnen, Don Alejandro als Führer und Cicerone und den Campechaner Don Manuel zog ich nun frohen Muthes und voll Erwartungen aus der Pforte der hacienda den klassischen Trümmern der drei (ox) Thore (mal, Durchgang) entgegen.

Auf ungebahnten Wegen ging es nun geraume Zeit vorwärts,

eine nie gekannte Spannung bemächtigte sich meiner und ich wüßte den Eindruck nicht zu schildern, welchen aus weiter waldiger Ferne herüberragende pyramidenförmige Riesenbauten auf mich machten, geisterhaft blinkend und gewaltig zugleich. Immer verworrener wurde der Pfad, wenn niedrigeres Buschwerk zwischen höherem also genannt werden kann, und unsere Machéten, eine Art Hirschfänger, waren oft in Thätigkeit, um uns Bahn zu hauen. Doch es lohnte sich der Mühe! näher und näher drangen wir und durchbrachen den letzten Waldgürtel, der uns von dem ersehnten Ziel noch trennte.

Durch Mimosen und hartnäckig verknorrte und widerborstige Quiebra hacha (eine Art Steineichen) ritten wir einem aufgethürmten Steinwalle zu, welchen Don Alejandro als die Casa del Adivino, Haus des Wahrsagers bezeichnete, und der kurzweg die Pyramide von Uxmal genannt wird. Man denke sich einen massiven Steinbau, der sich auf ovaler Basis etwa 100 Fuß hoch erhebt, während seine Länge 200 Fuß, seine Breite über 100 Fuß sein dürfte. Oestlich führen 90 einen Fuß hohe schon sehr verwitterte Stufen hinan, deren Besteigen nicht mühelos ist. Ich erkletterte noch die 47ste und gab den Versuch erhitzt und ermüdet auf, während Don Alejandro bis zur 72sten hinaufstrebte. Die Aussicht war von andern Steintrümmern und Gebüsch begränzt. Die verhältnißmäßig lange und breite Terrasse, die wir leider nicht betreten konnten, trug ein tempelartiges Gebäude, das nach Stephenson's Schilderung aus 3 gewölbten Räumen besteht. Die äußeren Verzierungen hatten sichtlich gelitten, doch bewiesen sie Spuren großen Fleißes. Der Bau diente als Tempel und Opferplatz und war wohl des Oberpriesters Wohnung, der zugleich Prophet und Orakel war, daher auch der Name des Ganzen. Einem Büchsenschuß seitwärts der Pyramide liegen die Ruinen der Casa de las Monjas, eines der prächtigsten Gebäude. Auf drei, 18 Fuß hohen Terrassen erhebt sich dieses s. g. Nonnenkloster auf 300 Fuß langem und 200 Fuß breitem Fundament, freilich von Gebüsch arg überwuchert, zerklüftet und gespalten. Zu ihm führt ein in spitzen Winkel zusammengefügtes gewölbtes Steinthor, dem gegenüber ein weiterer Riesenbau sich entgegenthürmt. Zu beiden Seiten

finden sich 10 nebeneinanderliegende gewölbte leidlich wohlerhaltene Räume, welche ohne im Innern durch Thüren verbunden, oder außer schön geschliffenen Steinplatten besonders geschmückt zu sein, wie die Zellen eines Klosters erscheinen. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie solchen Zwecken dienten, da ja unzählige, der Sonne gewidmete Mädchen und Frauen, wenigstens ein Jahr lang im Tempeldienst zubringen und sich den ganz nonnenhaft eingerichteten Gebräuchen fügen mußten. Wir fanden noch eingehauene steinerne Ringe, die zum Aufspannen der Hängmatten gedient haben mögen. Die Pfosten der zum Hof führenden Pforten waren von fast steinhartem bräunlichen Holze. — Wir gelangten der Thorfronte gegenüber auf einer selbstständigen Terasse zu einem seltsamen Gebäude, 250 Fuß lang, 25 Fuß breit und eben so hoch; eine breite Stiege führte zu ihm hinauf, an die sich beiderseits 2 Häuschen anschlossen; 12 Thüren gingen in je zwei hintereinander liegende dunkle Räume, die wir aus Furcht vor Reptilen nicht zu betreten wagten. Ueberhaupt bedauerte ich die Hast, in der wir, wenn wir Alles nothdürftig sehen wollten, von Stufe zu Stufe, von Terasse zu Terasse eilten, und bei schon hochstehender Sonne, zwischen heißen Kalksteinwänden uns durchwindend, kaum Zeit zu eiligem Imbiß gewannen, fast ungemüthlich treibend und getrieben.

Gegenüber einer riesigen in Stein gehauenen und sich durch kleine Ornamente hinwindende Schlange, die der berühmte Chaterwood in seine interessanten Kupfertafeln aufnahm, erhoben sich mehrere andere Bauten, die alle zu diesen Convent gehörten und an 100 Zimmer oder Zellen einschließen mochten. Wir standen nun an Umals bedeutendster Ruine, der Casa del Gobernador, dem Pallast auf einer dreifachen, 42 Fuß hohen Platform. Die Hauptfront gegen Osten gewendet mißt derselbe 320 Fuß Länge und 40 Fuß Breite, 11 Thüren in der Frontseite und je eine zu beiden Seiten führen zu 20, den bisherigen ähnlichen Gelassen. Das größte derselben ist saalartig, 55 Fuß lang, 11 Fuß breit und 22 Fuß hoch; die übrigen sind um Vieles kleiner. Das diese Räume erhellende Licht fällt lediglich durch die Thüren der Vorzimmer

und es ließ sich keine Vorrichtung entdecken, welche einen Luftwechsel ermöglichte. —

Trotz unserer lebhaften Neugierde, irgend etwas in diesen Kammern zu entdecken, was etwa aus damaliger Zeit stammte, verbot uns die dort herrschende unsäglich dumpfe und heiße Luft, auch ein oder der andere Schwarm leidenschaftlicher Muskitos jeden Versuch, in sie einzudringen. Die Casa del Gobernador hat keinen Hof, sie beherrscht wegen ihren hohen Unterbaues die meisten übrigen Ruinen, mit denen sie wohl in Verbindung gestanden haben mochte. Nordwestlich erhebt sich die Casa de las tortugas (Schildkrötenhaus) mit einem durch steinerne Schildkröten verbrämten Gesims, das sich nur theilweise aus dem zu Schutt gewordenen Gebäude erhebt. Besser erhalten trafen wir das s. g. Taubenhaus, Casa de palomas, dessen der Länge nach gegen die Mitte des Daches zulaufende viele kleine Oeffnungen, die in jetzt gänzlich unzugängliche Räume münden, ihm wohl den Namen geben. Schließlich kamen wir zur Oestlichsten der Ruinen, der Casa de la Vieja, einem wirren kolossalen Steinhaufen, auf dem man s. Z. eine verstümmelte weibliche Statue gefunden haben soll, wonach der Bau die Hütte der Alten genannt ward.

Vor dem Pallaste ragte sonst der schon in alten Schriften erwähnte Picote empor, ein Steinblock der zwei in der Mitte verbundene Löwen darstellte und vielleicht ein berühmter Trokalli der Indier war. Wir konnten ihn nicht auffinden, sei es, daß er hinweggebracht wurde, oder im Gestrüpp versunken war, wie ihn schon Stephens 1840 mit Erde verschüttet fand und ihn erst ausgraben lassen mußte, um eine Zeichnung davon nehmen zu können.

Nach Hellers Forschungen wurde Urmal um das Jahr 1100 von den vom Norden Mexikos ausgewanderten Tulteken, den unbezweifelten Ahnen der heutigen Macegual's oder Maya-Indianer, erbaut und war eine der acht oder zehn Residenzen kleinerer Caziken, welche dem Alleinherrscher von Mayapan tributpflichtig waren. Sie verfiel im Laufe stürmischer Jahre dem grausen Schicksal ihrer Schwesterstädte auf dem mittelamerikanischen Continent, wie Chichen,

Chunjuju, Becanchen, Iturbide, Kabah, Labná, Mani, vor Allem Kopan und Palenque, — sie ward zerstört und versank in den allgewaltig frühere Cultur überziehenden und verdrängenden, einsamen Wildnissen. Und wie ich so darüber hinblickte, belebte sich vor dem geistigen Auge die öde Trümmerstätte; erneut, mit blinkenden, vielfarbigen ornamentalen Zierrathen erhoben sich Tempel, Paläste, Versammlungshallen, Schlösser und Gebethügel; dazwischen reihten sich zu tausenden die leichten, zierlich geflochtenen, mit Palmblättern bedeckten Häuser der eben so einfachen, als kunstliebenden Tolteken. Eben rollt der Sonnenwagen am Horizonte empor, es tönt von Zinne zu Zinne der weitschallende Gong. Schaaren weißgewandeter Tempeldiener, Reihen schwarzlockiger, gluthaugiger, dem prächtigen Sonnendienst geweihter Mädchen neigen sich tief vor dem einherziehenden göttlichen Gestirne. Von 100 Altären dampft köstlicher Copal in wohlriechenden Wolken und goldgepanzerte Kriegerhorden ziehen mit breiten Schwertern durch hallende Thore ins grüne Gefilde.

Wo sind, fragte ich mich, jene Tausende geschickter, fleißiger Wesen hingekommen, welche mit dürftigen Hülfsmitteln, aber einer reichen Imagination so riesige Bauten schufen, deren colossale Trümmer noch heute, gleich den wüstensandumflutheten Monumenten Aegyptens Bewunderung und Ehrfurcht dem Beschauer unwiderstehlich abzwingen? — Der eiserne, unerbittliche Schritt der spanischen Bekehrer hat sie und Tausend Andere, die sich des blühenden Wohlstandes erfreuten, zu Staub und Asche zermalmt, während die zerklüfteten Ruinen, Riesengliedern eines Gigantenleibes, von der Natur schonend mit Millionen lebendigen, knospenden und blättertreibenden Zweigen bekleidet und umhüllt werden. Urmal verfiel jedoch nicht auf einmal und plötzlich; noch Cogolludo waren noch 1650 mehrere der Tempelhauten fast unversehrt und ward in ihnen zum Entsetzen der dort schon eingebürgerten Jesuiten, von den ihrem Väterglauben treugebliebenen Eingeborenen heimlich der mit Feuer und Schwert verpönte Sonnendienst bei dampfenden Copalschalen abgehalten.

Die Besichtigung der Ruinen war zu Ende, müde zum Sinken

wandten wir unsere Schritte. Reich war die Ausbeute des mühevollsten und doch genußreichsten Tages, auf klassischem Boden zugebracht. Zwar gelang es uns nicht, auch nur das kleinste Idol, den unbedeutendsten Scherben entschwundener Cultur zu finden, während ich 4 Meilen von dort mit umherlungernden halbwilden Maceguals in Tauschverkehr trat und gegen wenige Pesos mehrere werthvolle Fundstücke, als: Obsidianmesser, Ringe von Glaspaste und kleinere Thonidole einhandelte. Nur ungern und zögernd, in uns gekehrt und einsilbig zogen wir bei Sonnenuntergang aus den verzauberten, stummen, in Stein erstarrten Gebiete nach gastlicheren Orten zurück. Urmal umschließt in der That ein Bannkreis; von Weißen selten, von Indianern nie besucht, bewahrt es seine Monumente nur, um sie dem Verfall, der Vergessenheit zu übergeben. Ueber die geweihten Schwellen, die selbst Priester nur mit heiliger Scheu betraten, gleitet giftiges Gewürm, in den Sockeln und Treppenabsätzen nisten riesige Spinnen und Scorpione, an den sorglich geglätteten Mauern, die einst Milch und Honigseim, wohl auch rauchendes Menschenblut beim Opfer besprengte, rutschen behende Spiegeleidechsen oder yucatekische Russen und Schwaben, die gefürchteten langbeinigen gebarteten Cucarrachos umher, um die Gesimse schwirren Mücken und Fliegen in allen Größen, vom mikroskopischen Moskito bis zum Cucullo, der Nachts sein wunderbar blaues Licht ausstrahlt. So versinken vor den scheuen Blicken des dahinverirrten Eingebornen die Werke seiner Väter, deren Andenken nicht einmal die Geschichte getreulich zu bewahren vermag.

Gedichte.

Kriegers Tod.

Mein Vaterland so lieb und traut,
Leb wohl! nun geht's an's Scheiden:
Ich kann nicht mehr voll Jugendgluth,
Mit echtem deutschen Reitermuth
Für deine Freiheit streiten.

Mein Vaterland! als du bedroht
Konnt ich daheim nicht bleiben.
Mich triebs hinweg vom Vaterhaus
Und drauf gings dann wie Wetterbraus,
Die Feinde zu vertreiben.

Mein Vaterland! du heilig Land!
Das war ein köstlich Ringen,
Die deutschen Hiebe saßen gut.
Es klebt der welschen Feinde Blut
An unsern scharfen Klingen.

Mein Vaterland! mein deutsches Land!
Gerettet bist du wieder.
Nicht schrecklich ist der Tod im Feld,
Wenn grüßend noch herüber gellt,
Der Siegesruf der Brüder,

Mein Vaterland so lieb und traut
Leb wohl! nun geht's an's Scheiden;
Das Auge bricht, — kalt wird die Hand —
Das Herz steht still. — Mein Vaterland
Blüh fort für alle Zeiten.

Hans Baudy.

Die Alte von Huſum.

Feſt iſt das Meer gefroren; den ganzen Strand entlang
Ertönen Jubellieder und heller Becherklang.
Geſchmückte Zelte heben ſich auf dem Eis empor,
Darinnen zechet Huſums Bewohner munt'rer Chor.

Viel bunte Schlitten gleiten dahin im raſchen Flug,
Dazwiſchen Schlittſchuhläufer im regelloſen Zug,
Der Fidel grelle Töne erklingen laut zum Tanz
Auf ſpiegelglatter Fläche im hellen Mondenglanz.

Leer ſtehen all die Hütten in Huſum, groß und klein,
Nur auf dem Damme weilet ein ſteinalt Mütterlein,
Das ſchaut, zu ſchwach zum Gehen, in halberzwungner Ruh
Von da dem frohen Treiben des jungen Volkes zu.

Da plötzlich, fern im Weſten, erhebt ſich aus dem Meer
Empor am Himmelsraume ein Wölkchen unheilſchwer.
Die Alte ſiehts mit Grauſen; den Boten kennt ſie gut,
Er kommt vorausgeflogen der raſchen Meeresfluth.

Erſchreckt ruft ſie hinunter vom Damme zu dem Strand
Die grauenvolle Botſchaft und winket mit der Hand;
Doch unten kreiſcht die Fidel und fröhlicher Geſang
Ertönet aus den Zelten beim hellen Becherklang.

Der Warnungsruf der Alten verhallet immerdar;
Fort lärmt und ſingt und tanzet des Volkes munt're Schaar,
Die Wolken aber wachſen gewaltig am Himmelsrand
Und treiben raſchen Fluges zum frohbewegten Strand.

Verzweifelnd ſieht's die Alte; ihr wird um's Herz ſo bang.
Sie ahnt des frohen Schwarmes gewiſſen Untergang.
Noch eine Viertelſtunde, dann tobt die Fluth daher,
Dann bricht das Eis, und Huſum ſteht öd und menſchenleer.

Schon küßt der laue Windhauch der Alten Wang und Stirn,
Da zuckt's ihr durch den Gedanke urplötzlich durch's Gehirn:
Sie wankt mit ſchwachen Schritten der kleinen Hütte zu.
D'rum brennt ein helles Feuer und knattert luſtig dazu.

Sie reißet aus dem Ofen die Gluth mit muth'ger Hand
Und ſteckt die eig'ne Hütte, ihr einzig Gut, in Brand;
Schon hat die ſchnelle Flamme des Lagers Stroh erfaßt
Und fliegt im engen Raume umher in wilder Haſt.

Die Alte wankt ermattet zum Damme nun hinaus;
Da ſchlagen ſchon die Flammen hellauf zum Dach heraus
Und züngelnd peitſcht der Weſtwind zum Himmel ſie hinauf.
Da ſieht es auf dem Eiſe des Volkes luſt'ger Hauf'.

Und raſch verſtummt die Fidel, es ſchweigt der Luſtgeſang,
Nur Feuer! Feuer! ſchallt es den Uferrand entlang.
Erſchrocken eilt die Menge zum nahen Damme fort
Und Grabesſtille lagert ſich auf dem Jubelort.

Doch eh noch kaum der Letzte dem Eisgefild entfloh'n,
Da geht, mit Donnerskrachen, die wilde Sturmfluth ſchon,
Sie brauſt mit Wuthgeheule im Sturmeswehn herbei
Und ſprengt die engen Feſſeln, wie dürres Rohr entzwei.

Die Tonnen, Zechgeräthe, die Zelte in der Rund,
Ziehn ſchaumbedeckte Wellen hinab zum Meeresgrund,
Und wo noch erſt die Menge geſungen und gelacht,
Da heulen jetzt die Wogen wildſchaurig durch die Nacht.

Und oben von dem Damme ſtreut ihre helle Gluth
Die halbverbrannte Hütte hin auf die wilde Fluth.
Dort ſchaut die Menge bebend ins öde Meer hinab
Und lauſcht beklommen nieder ins offne Wellengrab.

Die Alte aber faltet andächtig ihre Hand,
Gott dankend, daß er gnädig das Unglück abgewandt,
Und auf die Kniee ſinket des Volkes fromme Schaar:
Der Alten glühende Hütte, ſie wird zum Dankaltar.

Hans Barth.

Die Rose von Glücksburg.

Im Park von Glücksburg in der Nacht
Da rief ein Weib in Sturmestosen,
Ein Weib in Fesseln: „Halte Wacht,
Mein theurer Sohn! die Zeit bringt Rosen".

Und in derselben Nacht erstund
Der Rose Bild im Königsbette,
Das Weib ringt sich die Hände wund —
Der Sohn, er schläft, hört nicht der Kette.

Die Zeit bringt Rosen, doch die Zeit
Legt faul sich nicht vor unf're Thüren,
Bis sie der Winter zugeschneit,
Und Blüth' um Blüthe uns erfrieren.

Die Rose, die die Zeit dem Land
Dem großen brachte, zu gesunden,
Sie pflückte eine freche Hand,
Uns blieben Dornen nur und Wunden.

Karl Ebersberger.

Fischerlied.

Wenn des Meeres grüne Wogen
Silbern schmückt die Mondennacht,
Kommt ein schwanker Kahn gezogen
In des Felsenschlosses Pracht.
Bei der Welle Fall und Heben
Singt der munt're Fischerknab':
„Nur ein Lächeln für das Leben,
Eine Thräne nur auf's Grab".

Und das Fenster öffnet leise
Dort ein holdes Frauenbild,
Singt ihm nach die trübe Weise,
Durch die Nachtluft rauscht es mild:

„Möcht' dir gerne Alles geben,
Hab ja, armer Fischerknab'
Nur ein Lächeln für das Leben,
Eine Thräne nur aufs Grab!"

Wenn der Liebe Gruß verklinget,
Und zur Heimkehr schon bereit
Seine Hand das Ruder schwinget,
Lauscht am Fenster noch die Maid,
Bis die letzten Töne schweben
Durch die Felsenbucht herab:
„Nur ein Lächeln für das Leben,
Eine Thräne nur aufs Grab."

Oft noch rudert er zum Thurme,
Kämpfend mit des Meeres Wuth;
Bis einmal zerschellt vom Sturme
Kahn und Schiffer deckt die Fluth
Sie erschauet es mit Beben,
Und das schönste Auge gab
Nie ein Lächeln mehr im Leben,
Thränen nur auf's kühle Grab.

Carl Ehrenberger.

Das dunkle Faß.

Steig nur einmal hinab und wand're
Hin durch der Fässer dunklen Wald,
Es ist nicht eines wie das and're,
Jedoch bei einem machst du Halt,
Denn drinnen rauscht's wie süßes Plaudern,
Am Spunde gährts, der Hahnen sprüht,
Und du gewahrst mit leisem Schaudern,
Daß d'rauf die schwarze Katze sitzt.

Schnell raubst du ihm die erste Beute
Mit eig'ner Hand und eilst zu Licht.
Es währt nicht lang, und um die Zweite,
Fleht schon dein dürstend Angesicht.

Der Wirth kommt mit dem edlen Naſſe
Zurück, und flüſtert dir verſchmizt:
„Herr! das iſt eine von dem Faſſe,
Auf dem die ſchwarze Kaze ſizt.“

Das kühlt und wärmt und ſtärkt die Glieder,
Es ſtrömt der Wiz, es hallt das Lied
Vom dampferfüllten Raume nieder,
Doch trocknen Boden wieder ſieht
Dein Blick, bis durch der Zecher Gaſſe
Ein weißes Schürzchen freundlich blizt:
„Ach nur noch Eine von dem Faſſe,
Auf dem die ſchwarze Kaze ſizt.“

Und mit der Vierten naht die Holde,
Du aber, der noch in der Früh
Im Herzen allen Weibern grollte,
Schlingſt zärtlich deinen Arm um ſie.
Sie hat's ſo übel nicht genommen,
Nur ſchelmiſch ſich ihr Mäulchen ſpizt:
„Ich ſeh, Ihr habt vom Faß bekommen,
Auf dem die ſchwarze Kaze ſizt.“

Jezt iſt es Zeit, der Mond [illegible],
Doch alte Sitte ſei gewahrt:
Die Trockelmaaß noch friſch und munter
Sei für den Abſchied aufgeſpart;
Und alle ſtehen auf der Naſſe
Und laben müde und erhizt
Sich mit der Letzten von dem Faſſe,
Auf dem die ſchwarze Kaze ſizt. — —

Kurz war die Nacht, Tag hellt die Hügel,
Der Hahn im Nachbarhofe kräht,
Da — vor dem halbzerbroch'nen Spiegel
Der leid'ge Kazenjammer ſteht:
Er zeigt Dein Antlitz Dir das blaſſe,
Den Rock beſtaubt, das Knie zerſchlizt,
Denn ach! auch er kommt von dem Faſſe,
Auf dem die ſchwarze Kaze ſizt.

Karl Ebersberger.

Jungfrau und Schwan.

Wie brauſt der Wald im mächt'gen Morgenſang!
Aus ſeinen Schluchten quillt ein neues Leben,
Ein Kranz von Blüthen winkt am Felſenhang,
In's Sonnenlicht des Domes Kuppeln ſtreben.
Der klare See, des Haines Heiligthum,
Regt wie im Traume die kriſtall'nen Wellen,
Den ſchlummertrunken noch, in Ehrfurcht ſtumm,
Der Stämme ſtolze Gruppen rings umſtellen.

Kaum ſog der Morgenſtrahl den erſten Thau
Vom purpurglühn'dem Kelche dort im Mooſe,
So regt ſich in dem prächt'gen Säulenbau
Der Sänger Schaar im grünen Blätterſchooße.
Mit Perlen iſt die Wieſe überſtreut,
Die wie ſmaragdner Sammt den See umſchloſſen
In deſſen klaren Fluthen treibt erfreut
Sein Spiel der Fiſchlein Volk mit bunten Floſſen.

Dort, wo die Ulme Epheu-überſtrickt
Die Wurzeln netzt in der azurnen Schaale,
Gewahrt das Aug' geblendet und entzückt
Des Waldes Prieſterin mit einem Male.
Ein Mädchen iſt's, ein holdes Feenkind,
Allein mit Gott, mit ſich und ſechzehn Lenzen,
Gelöſt das Haar im friſchen Morgenwind
Reiht ſie die Blumen zu den ſchönſten Kränzen.

O ſie iſt ſchön! im jugendlichen Glanz
Der Anmuth hat der Schöpfer ſie gebildet
Im reichen dunklen Haar den vollen Kranz
Und mit der Unſchuld Stahl die Bruſt umſchildet.
Sanft blickt ihr Auge, wie der erſte Strahl
Der Sonne, mädchenhaft und lieblich ſchüchtern,
O ſie iſt ſchön, der Roſe gleich im Thal
Umfloſſen von des Frühlings milden Lichtern.

Was ihren ſinn'gen Blick gefeſſelt hält,
Den weißen Nacken nach dem See gebogen? —
Es kommt hervor aus hohem Schilfgezelt
Der edle Schwan mit Majeſtät gezogen.

Sein kluges Auge sieht sie staunend an,
Sie lockt ihn sanft; es beugt der Hals, der schlanke,
Den Kränzen sich, die sie ihm umgethan —
Es ist ein schöner freundlicher Gedanke.

O Lenz, o Jugend, irdisch Paradies
O Sängerleben, duftberauscht genossen!
Du nur allein erfliegst das gold'ne Vließ,
Ist nur Dein Streben rein und unverdrossen,
Stürmt auch das Schicksal wild um Deinen Kahn,
Hüllt Deinen Stern auch manchmal mächtig Grauen,
Den Muth'gen winkt zuletzt sein Kanaan —
Es ist der holde Dank von edlen Frauen!

Fr. Knapp.

Unter den Palmen. *)

I.

Tief dunkelt es über den Ocean, den eben noch blendende Strahlen bedeckten
Der scheidenden Sonne, und ihrer Bahn die Pracht der entzückendsten Rosen erweckten,
Vom Felsenstrand bis zum Horizont der Wellenmädchen Locken bekränzten
Und zögernd der lieblichen Cubabraut die letzten Grüße herübergkänzten.

Wo stolz sich die Leuchte des Pharus erhebt auf wildem Geklipp mit metallenem Kranze,
Den oft schon smaragdene Wogen umspült bei des Nordsturms nächtlich erbrausendem Tanze,
Bis weit in die herrlichen Wälder hinein, wo im breiten Gürtel von Tamarinden
Das Zuckerohr rauscht und Arabiens Kind, die duftende Bohne, in Blüthengewinden.

In Girandolen das Gaslicht strömt durch die Straßen der prunkenden Metropole,
An blinkenden Läden vorüberhüpft der Creolinen Schaar auf elastischer Sohle —

*) Ende August 1858 hatten die Antillen, namentlich Cuba das ebenso seltene als entzückende Schauspiel eines Nordlichts, welches in zwei Jahrhunderten nur fünf Mal in jenen Regionen beobachtet wurde, nämlich 1784, 1789, 1833, 1848 und 1859.

Von summenden Plätzen Musik ertönt und ferner Wimmel von den Kastellen.
Weit draußen erhebt die Brandung ihr Lied in ewigen Anprall's ew'gem Zerschellen.

Der letzte Segel, ein leuchtender Punkt auf hoher See, entschwindet den Blicken,
Das letzte Boot dampft dem Hafen zu, den zierlich beleuchtete Jollen schmücken,
Die hundert Kähne in schaukelnder Lust vorbei an riesigen Borden durchgleiten
In Flucht und Verfolgung, wie Laune es heischt, durch der Barkschiffe räumliche Doppelzeilen.

Doch Plaudern, Tanz und Musik erstirbt in der Kneipe am Werft wie im stolzen Pallaste,
Der Tango rastet, das Stierhorn schweigt, es schnarcht der Neger krauswollige Kaste —
Sie träumt von Bananen, gebratenem Fleisch, von des Nichtsthun süßem behaglichen Säumen,
Von Karten, Würfeln und Becherspiel bei des purpurnen Seeweins Ueberschäumen.

Nachtwächter durchwandern die schlummernde Stadt, von den Wällen ertönen heisere Rufe —
Raubhungrige Hunde umstürzen ein Pferd, das halbtodt sich wehret mit zuckendem Hufe,
Dragoner durchklirren auf schnaubendem Roß die Vorstadtsbezirke in schirmender Runde,
Die Schelme beginnen ihr düsteres Werk im bergenden Schatten der Mitternachtstunde.

Doch drüben, wo küssende Palmen stehn, der Seibas fantastische Wipfel ragen,
Durchzieht den vollen Orangenhain die kühlende Brise wie leises Klagen,
Durchwandert dann weiter den Urwaldssaum bis hinab zum grünlichschillernden Sumpfe,
Wo der Alligator mit glasigem Blick im Schilf sich wiegt auf schuppigem Rumpfe.

II.

Die ewige See hat von Rosen geträumt, vom letzten berauschenden Kusse,
Den ihre Amme die treue gehaucht auf die Wogen beim Abschiedsgruße,
Sie hebt mir im Schlafe die athmende Brust, wie ferne Orgeln und Glocken
Webt murmelnd die Brandung ihr Schlummerlied durch der Herrin entfesselte Locken.

Und kennt ihr den Traum, den die See geträumt seit langen Monden und Jahren?
Es kommt vom Nordland die Zaubermaid auf züngelndem Drachen gefahren,
Von Feuergluthen gebietend umwallt, entstürzt eisschimmernder Hölle,
Bekrönt mit der Lava goldflüssigem Schmuck aus des Hekla Aschengeröll.

Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, es hebt sich am Horizonte
Ein seltsam Leuchten, ein silberner Dunst, wie Abglanz vom schimmernden Monde;
Doch ist's nicht der Mond, roth zuckt es empor, es schlägt gewaltig zusammen,
Soweit das Auge zu schauen vermag, stehn Himmel und Erde in Flammen.

Die ewige See hat von Rosen geträumt, von bräutlichen herrlichen Blüthen
Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, ihr ward der Zauber beschieden,
Sie nahet mit arktischen Reizen geschmückt die glühende Nordlichtsonne
Und See und Land liegt von Staunen da gefesselt in bebender Wonne.

Sie kommt, die flammende Zaubermaid auf feurigem Drachen gefahren,
Rothgolden wallet ihr festliches Kleid, goldlockig ist sie von Haaren;
Sie nahet, sie neigt sich mit stürmischem Kuß auf die leise erzitternden Fluthen
Und wälbet durchwirket, breitfaltig und schwer Gezelte von Purpurgluthen.

Sie flüstert und singt von hiberischem Eis, von blanken Gletschern und Firnen,
Smaragdnen Gewässern und rosigem Schnee und wunderklaren Gestirnen
Die Mähre vom Wal, vom Wellenroß, von Kraken und riesigen Recken,
Dem Riesen Ymer, dem Fenriswolf und Asgards gewaltigen Recken.

Das war eine Nacht, wie sie selten erschaut; und wer sie erlebt und erfahren,
Der trägt sie in wonnig erschütteter Brust erinnerungsfrisch noch in Jahren
Und lange werden die Wogen der See mit heißen, sehnsüchtigen Klagen
Die Wunder der Nacht und des seligen Traums von Küste zu Küste tragen.

III.

Nun seht in des Aethers schwindelnder Höh auf starker Schwinge sich heben
Den Condor! seht ihn als fernen Punkt im einsamen Raume dort schweben;
Er zweifelt und kreiset und wiegt sich in Gold und Flammen, wie Phönix, der alte —
Er kennt die gewohnte Heimath nicht mehr, die von Nordlichtsgluthen durchwallte.

O wer es vermag, ihm Gefährte zu sein, er sähe die Braut der Antillen,
Die Perle, mit sinnebestrickendem Reiz in fremde Zauber sich hüllen,
Tief unten die Höhen und Wälder all mit glühenden Farben bestrahlet,
Wo Berge sich gipfeln in wildester Pracht, die Spitzen mit Feuer bemahlet.

Die Mitternachtssonne weckt Leben zumal in Forsten, Steppen und Schluchten,
Die Vögel der Tropen durchflattern den Busch, drinn Schutz und Schlummer sie suchten;
Colibris umschwirren im feurigen Glanz der Cakteen gespenstige Gruppen,
Am Blachfeld ringelt die Natter sich mit bläulich sprühenden Schuppen.

Dort regt das plaudernde Affengeschlecht die Glieder — es streifen die Haie
Dicht unter dem Spiegel der glitzernden See; der Gibaros heisere Schreie
Erwecken den Arras und Cacadu; mit malmendem Huf eilt die Heerde
Breitstirniger Rinder, nachbrausen im Schwarm die mähnenumflatterten Pferde.

Am Strande wirds rührig, nachdrängt das Gewog von aufgeschreckten Gemüthern,
Zieht Boot um Boot mit Gaffern bemannt, die Gruß und Frage erwiedern —
An den Raaen hängt, auf den Mauern das Volk, sie alle kommen zu schauen
Das nordische Wunder, die Sonne der Nacht mit abergläubischem Grauen.

Die Gluthen verblassen, der Purpur rollt allmählich von bleichenden Wogen,
Die Strahlen erlöschen, Goldnebel verdampft, von grauem Gewölke umflogen.
Aufwirbeln die Trommeln, nun Schuß auf Schuß von beiden Hafenkastellen,
Sie grüßen der Morgensonne Licht, das strahlend sich hebt aus den Wellen.

Fr. Knapp

Mac Allen.

Mac Allen stolzes Felsenschloß
Ragt schimmernd aus den Wogen,
Gewaltig wölbt es, riesengroß,
Die kühngesprengten Bogen.
Da klingt's am steinernen Altan,
Da flüstert's in den Hallen:
„Auf, hoher Herr, beglückter Mann!
Laßt uns zum Strande wallen!“

Die stille, süße Sommernacht
Thront auf den bleichen Wogen,
Sie hat der Sterne gold'ne Pracht
Um ihr Gelock gezogen.
„Mac Allen! auf! Dein, Stolzer, harrt
Der Wellenmaid Erglühen,
Auf, auf! zur kühlen, leisen Fahrt,
Laß uns zum Strande ziehen!"

Rings des Bethörten Lager hin
Da führen sie den Reigen
Die Holden, leuchtend Meeresgrün
Umfließt die Anmuthreichen
Zwar zückt der Treue Flammenschwert
Das ahnende Gewissen,
Doch Zauber hat sein Herz bethört,
Er reißt ihn von dem Kissen.

Mac Allen taumelnd springt empor,
Er gürtet sich zur Stelle —
Da winkt und lockt der schwanke Chor
Ihn über Bord und Schwelle.
Hinein in's Boot, das blitzt und prangt
Von Muscheln und Korallen
Und wie es wogt und wie es schwankt,
Der Tiefe Glocken hallen.

Wohl hält die Meerfei Hochzeitmahl,
Doch lädt sie stumme Gäste,
Den grimmen Hai, den Riesen Wal
Und Triton bläst zu Feste.
Mit Schilf hat lieblich sie umkränzt,
Der Sürne weiße Runde —
Seerosen wehn, das Ruder glänzt,
Mac Allen fährt zum Grunde.

Der Morgen graut. Der Diener Schwarm
Streift klagend durchs Gebäude,
Mac Allen's Weib in tiefem Harm
Ringt ihre weißen Hände.

Die Dämmerung sie am Ufer fand,
Den Gatten todt im Schooße,
Auf seinem Herz, das stille stand,
Lag eine weiße Rose!

Fr. Knapp.

An Bord.

Aus einer stillen Bucht voll Luft und Sang
Zog er hinaus auf schmucker Brigantine,
Ihn riß hinweg der ungestüme Drang,
Hinauszuziehen auf der Wellen Bühne.

Dort mußte er ja finden, was ihm oft
In Träumen blüthenschimmernd einst erschienen,
Was er in Heldensägen heiß erhofft,
Drum durfte er der That sich auch erkühnen.

Sein letzter Blick, als er vom Lande stieß,
War auf der Heimath reizende Gelände,
Er sank auf's Knie und eine Thräne ließ
Er rollen bei des Ruders rascher Wende.

So flog denn aus des Hafens sicherm Schutz
Das Fahrzeug mit den Winden um die Wette,
Ein Wetter aber sah mit finsterm Trutz
Hoch überm Scheitel in das Fluthenbette.

Schon schwamm die Küste in der Nebel Grau
Und selbst der Stern, den scheidend er erkoren
Zum Liebesboten, im Gigantenbau
Der Wolken ist er ewig ihm verloren.

Doch muthig steht der Jüngling hoch am Bord:
Sauft auch der Sturm, ist auch der Himmel trübe,
Ist's hier nicht, Weltenmeister gib mir dort
Zurück das Heimathland und meine Liebe!

Fr. Knapp.

Lenzlied.

Habt Ihr's vernommen? Der Lenz ist da,
Lenz, Lust, Liebe und Leben!
Höret es klingen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Fühltet Ihr zaubrisches Streben?
Unter dem Eis
Pocht' es so heiß,
Quoll es und drängt es mit mächtigem Regen
Neuem, sonnigen Frühling entgegen.

Habt Ihr's vernommen? Vöglein ist da,
Schmettern, Säuseln und Singen!
Höret es flöten von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah?
Fesseln und Bande zerspringen,
Unter dem Schnee
Wonnig und weh
Schwoll es und keimt es in mächtigem Sehnen,
Frühling entgegen die Flüglein zu dehnen.

Habt Ihr's vernommen? Fort ist der Tyrann
Trauer, Ernst, finsteres Wesen!
Hört Ihr es jauchzen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Düsteren Zauber zu lösen?
Unter dem Zwang
Stählt sich der Drang,
Ringt sich über geborstene Schranken
Freudig zum Licht, dem Lenze zu danken!

Fr. Knapp.

Feldpredigt.

Duzendteich 6. VI. 66.

Die Ihr, o Freunde, vielgetreu dem literarischen Verein
Dem Feldruf folgtet unverzagt durch Flur und Au im Frühlingsschein,
Herbei Ihr alle, Groß und Klein im reichen, schmucken Heeresbann
Und schließt den Kreis und höret auch mit Andacht unsre Worte an;

Feldpredigt wollen halten wir, vertrauensvoll an Euch gewandt,
Wozu azurner Himmel selbst das Zelt des Aethers ausgespannt.

Denn tritt ans Volk die Zeit heran als dunkles Räthsel riesengroß
Ringt wetterleuchtend Frage sich um Frage aus den Wolken los,
Geht's flüsternd bald, dumpfdröhnend bald, stets ahnungsvoll von Mund zu Mund
Von Dingen, die gefesselt noch im unerforschten Schicksalsgrund:
Dann schließt sich enger manches Band, das sonst nur lose uns geeint
Und fester prägt sich ein das Wort, wenn treu und ehrlich es gemeint.

Doch eh verkünden wir den Text — den Euch zu lesen es uns zieht —
Entfernt den schwarzen Argwohn, zu vernehmen ein politisch Lied;
Nicht dringe der Partheien Gunst und Haß in unsern Freundeskreis,
Das Furienpaar, das nur zu gut zu schüren und zu trennen weiß.
Nein! uns're Rede sei dem Lenz, dem Sommer, uns'rer Heiterkeit,
Der sonnigen Erinnerung, doch auch der Zukunft Ernst geweiht.

So grüßen wir vor Allem denn, o Frühling, Deine Götterpracht,
Die uns aus jedem Halme winkt, die uns aus jeder Blüthe lacht,
Aus Quell und Bach entgegenblinkt, aus Flur und Hain im Echo klingt,
Wovon die kleinste Grille zirpt, die Lerche hoch in Lüften singt
Dein Odem ja von Aug und Herz des Alltags Staub und Sorge küßt;
Sei uns, Du Liebling aller Welt mit unserm besten Lied gegrüßt!

Nicht ohne Kampf bist Du ans Ziel auf Deiner Herrschaft Thron gelangt,
In Frost und Dunkel hat gar oft das lenzbedürft'ge Herz gebangt;
Gar oft verstummt in Wald und Haag beschwingter Sänger frohes Lied,
Wenn eisig auf dem Wolkenroß ein Wintertraum darüber zieht
Und nur der Hoffnung rosig Bild hat uns Dein lockend Reich entrollt —
So duftend, sonnengolden, frisch, beschattet, lieblich, jugendhold.

Weit öff'ne Du uns Herz und Hand, weit Dein beseligend Asyl,
Wo Freiheit durch die Wipfel rauscht und Freude in der Wellen Spiel,
Wir bringen Dir ein dankbar Herz und einen off'nen regen Sinn,
Denn vor uns tritt in Deinem Weh'n der Meister aller Welten hin,
Der uns in Moos und Eichengrün, in tausend Formen hehr und zart
Der Allmacht ew'ge Majestät und seiner Liebe offenbart.

Laß kosten uns so flücht'ge Gunst, die uns zu kurz ach! Du gewährst
Und in des Wunsches Stillung nur, die Sehnsucht uns nach Dauer mehrst,

Denn bald tritt uns mit Sonnenbrand und ernstem Grün der Sommer an,
Den Blitz im dunkeln Gelock zeigt er dem Donner seine Bahn
Und reift er auch das Früchtegold, das die Erfahrung uns verhieß,
Verschließt sein heißer Odem uns der Kindheit harmlos Paradies.

Genießt den Lenz, so lang er winkt! Beherzigt treulich unser Wort,
Denn schon umwölkt der Horizont sich schwer und dräuend fort und fort,
Nie ruht der tück'schen Geister Neid, leicht ist die Hülle, die ihn deckt,
Da ahnungsloser Freude Ruf ihn nur zu oft und dauernd weckt,
Nützt holder Stunden Pfeilesflucht, hascht ihrer Kränze Farbenpracht,
Gewinnt sie der Erinnerung, die treu für später sie bewacht.

Gedenkt der Freunde, die uns schon das Füllhorn der Natur geschenkt,
Der Freunde, die uns liebten einst in diesem trauten Kreis, gedenkt,
Und ihres reichen Geistes Schatz, den ihre Freundschaft uns erschloß,
Zur Labung in der Poesie kristall'nen Schalen neidlos goß —
Denkt jener Zeit, wo Hoffmann's Euch, wo Hammer freundlich Euch genaht,
Geweiht ist ja die Stätte stets, die jene Trias je betrat.

Denkt dankbar jener Stunden auch, wo uns im Ernste und Humor
In trauter Rede, raschem Tanz, beim Wandergang im Blumenflor,
Beim laun'gen Trinkspruch Hoffmann und Luise unser Herz erquickt;
Wenn ihrer Muse Emsigkeit mit bieb'rem Aug' uns angeblickt.
Gott segne sie im reinen Licht, das ihre Schläfen nun umfließt,
Indeß den Blicken wohl der Born urew'ger Schönheit sich erschließt.

Und sagt, erzählt dem jungen Volk, Ihr Alten, die Ihr hier gereiht,
Wie man den Nibelungenhort bewahre reiner Fröhlichkeit,
Wie die Geselligkeit man nährt, wie ohne Anspruch man vergnügt
Die Langeweile schaler Zeit behaglich und mit Witz betrügt
Und wie zu Aller Gunst und Wohl der Einzelne sich tummeln mag
Wenn der Gesammtheit Förderung ihm ernst und treu am Herzen lag.

Ihr scheltet wohl, daß wir so leicht der schweren Zeiten Noth gedacht —
Doch wir sind ihrer eingedenk! sie übereilt uns über Nacht —
Wir fühlen uns in ihrem Bann, wir denken ihrer wohl, bei Gott!
Bei ihrem Nahen schweigt der Scherz, bei ihrem Hauche stirbt der Spott.
Sie trifft uns ungerüstet nicht, doch jedes Ding hat seine Zeit —
Die Zukunft dunkelt allgemach, doch rein und heiter strahlt das Heut!

Und noch iſt lichter Sonnentag! Durch Wipfel zieht es kühl und klar,
Der Freiheit Odem weht uns an, es jubelt rings der Vöglein Schaar,
Die Lerchen wiegen ſich im Blau, uns kündet friſcher Augen Glanz,
Daß Lenz und Jugend im Verein geweiht den reichſten Blüthenkranz,
Genießt in vollen Zügen noch den Becher, den der Frieden beut,
Mit Frühlingsfreude feg'ne Euch der Genius der Geſelligkeit!

Fr. Knapp.

Der Scheikh von Medina.

Der Scheikh von Medina, der war ein Mann,
Den laß' ich mir gefallen!
Ihr! nehmt Euch ein Exempel d'ran,
Ihr Dichter da vor Allen!
Er hatte einen langen Bart
Ehrwürdig war ſein Gebahren,
Doch ſchlug er völlig aus der Art
Der andern, die um ihn waren.

Der Scheikh von Medina ward gewählt
Im Sängerkampf zum Richter,
Denn ſtets hat ihn das Lied beſeelt
Zum Barden und zum Dichter.
Da wollten ſie einen Lorbeerhain
Und faſten zum Schlichten und Dichten —
Er aber ſprach ein donnernd: Nein!
Ich will Euch anders richten.

Der Scheikh von Medina hielt ein Mahl
In Paradieſesgefilden,
Pokal erglänzte an Pokal
Mit rebumlaubten Geſchilden,
Da ſaßen ſie verwundrungsvoll
Medinas erſchrock'ne Gelehrte
Und rings die ängſtliche Frage ſcholl —
Was wohl aus dem Allen werde.

Der Scheikh von Medina lacht vor sich hin
Und fragt die fromme Gemeine:
„Was kommt Euch Arges in den Sinn
Beim klaren Cyprerweine?“
Ja! sagten sie, ja! klagten sie,
Ihn hat der Prophet verboten —
Ihr selbst, hochwürd'ger Emir, wie
Könnt' Ihr so höhnen des Todten?

Der Scheikh von Medina, er lachte nicht,
Er strich den Bart mit Würde
Und sprach: „Vernünftig sei die Pflicht
Und menschlich jede Bürde.
Es sprach der Prophet zu mir im Traum:
Ich habe vom Wein verboten
Dem Plumpen die Hefe, dem Schwindler den Schaum
Vom Weißen und vom Rothen.“

Der Scheikh von Medina bedachte sich
Und sprach zum andern Male!
„Den Thoren machen lächerlich,
Den Weisen stark die Pokale.
Dem Schwärmer bieten sie Schaum und Dunst,
Dem Sänger köstliche Gaben,
D'rum, wer erglüht für heil'ge Kunst
Soll sich an ihnen laben.

Der Scheikh von Medina sah alle an
Mit einem Blick voll Feuer
Und liebliche Jungfrau'n brachten heran
Die schimmernd gehogene Leier.
Es perlt der Wein, es schwillt die Brust
Hier tönt Gebet und Ode,
Dort Hymne, Minnesang, Schlachtenlust
Des Richters Machtgebote.

Der Scheikh von Medina sprach ernst und stark:
„Jetzt kann ich schlichten und richten!
Das Fasten, das Kargen dem Heuchlerquark
Den verseverrenkenden Wichten!

Dem Schwächlinge Waſſer, dem Muthigen Gluth!“
Da ſcholl es gewaltigen Chores:
„Den Weiſen, den Starken die goldene Fluth!
Cantores amant humores!

Fr. Knapp.

Der Verbannte.

Vom Vaterland vertrieben,
Geſchieden von den Lieben,
Weil' ich im fremden Land.
Es drängt ſich Stund' auf Stunde,
Wer bringt mir frohe Kunde
Vom lieben theuren Vaterland?

Als ich die fremden Straſſen
Betrat, hab' dort gelaſſen
Ich Alles, was mir lieb;
Noch einmal drückt' an's Herze
Den Sohn im tiefen Schmerze
Ich voll von Ahnung ſchwer und trüb.

Den Säbel in der Rechten
Sah ich ihn muthig fechten
Für's theure Vaterland.
Jetzt liegt er in den Ketten
Und Niemand kann ihn retten
Aus ſeiner wilden Feinde Hand.

Und all die wackern Lieben,
Die dort mir ſind geblieben,
Bedrängt jetzt ſchwere Noth,
Sie beugt das Elend nieder
Und immer neue Glieder
Rafft wild dahin der grauſe Tod.

Und kennt ihr den Traum, den die See geträumt seit langen Monden und Jahren?
Es kommt vom Nordland die Zaubermaid auf züngelndem Drachen gefahren,
Von Feuergluthen gebietend umwallt, entstürzt eisschimmernder Hölle,
Bekrönt mit der Lava goldflüssigem Schmuck aus des Hekla Aschengerölle.

Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, es hebt sich am Horizonte
Ein seltsam Leuchten, ein silberner Dunst, wie Abglanz vom schimmernden Monde;
Doch ist's nicht der Mond, roth zuckt es empor, es schlägt gewaltig zusammen,
Soweit das Auge zu schauen vermag, stehn Himmel und Erde in Flammen.

Die ewige See hat von Rosen geträumt, von bräutlichen herrlichen Blüthen
Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, ihr ward der Zauber beschieden,
Sie nahet mit arktischen Reizen geschmückt die glühende Nordlichtsonne
Und See und Land liegt von Stannen da gefesselt in bebender Wonne.

Sie kommt, die flammende Zaubermaid auf feurigem Drachen gefahren,
Rothgolden wallet ihr festliches Kleid, goldlockig ist sie von Haaren;
Sie nahet, sie neigt sich mit stürmischem Kuß auf die leise erzitternden Fluthen
Und wälzet durchwirket, breitfaltig und schwer Gezelte von Purpurgluthen.

Sie flüstert und singt von hiberischem Eis, von blanken Gletschern und Firnen,
Smaragdnen Gewässern und rosigem Schnee und wunderklaren Gestirnen
Die Mähre vom Wal, vom Wellenroß, von Kraken und riesigen Recken,
Dem Riesen Ymer, dem Fenriswolf und Asgards gewaltigen Recken.

Das war eine Nacht, wie sie selten erschaut; und wer sie erlebt und erfahren,
Der trägt sie in wonnig erschütteter Brust erinnerungsfrisch noch in Jahren
Und lange werden die Wogen der See mit heißen, sehnsüchtigen Klagen
Die Wunder der Nacht und des seligen Traums von Küste zu Küste tragen.

III.

Nun seht in des Aethers schwindelnder Höh auf starker Schwinge sich heben
Den Condor! seht ihn als fernen Punkt im einsamen Raume dort schweben;
Er zweifelt und kreiset und wiegt sich in Gold und Flammen, wie Phönix, der alte —
Er kennt die gewohnte Heimath nicht mehr, die von Nordlichtsgluthen durchwallte.

O wer es vermag, ihm Gefährte zu sein, er sähe die Braut der Antillen,
Die Perle, mit sinnebestrickendem Reiz in fremde Zauber sich hüllen,
Tief unten die Höhen und Wälder all mit glühenden Farben bestrahlet,
Wo Berge sich gipfeln in wildester Pracht, die Spitzen mit Feuer bemahlet.

Die Mitternachtssonne weckt Leben zumal in Forsten, Steppen und Schluchten,
Die Vögel der Tropen durchflattern den Busch, drinn Schutz und Schlummer sie suchten;
Colibris umschwirren im feurigen Glanz der Cakteen gespenstige Gruppen,
Am Blachfeld ringelt die Natter sich mit bläulich sprühenden Schuppen.

Dort regt das plaudernde Affengeschlecht die Glieder — es streifen die Haie
Dicht unter dem Spiegel der glitzernden See; der Gibaros heisere Schreie
Erwecken den Arras und Cacadu; mit malmendem Huf eilt die Heerde
Breitstirniger Rinder, nachbrausen im Schwarm die mähnenumflatterten Pferde.

Am Strande wirds rührig, nachdrängt das Gewog von aufgeschreckten Gemüthern,
Zieht Boot um Boot mit Gaffern bemannt, die Gruß und Frage erwiedern —
An den Raaen hängt, auf den Mauern das Volk, sie alle kommen zu schauen
Das nordische Wunder, die Sonne der Nacht mit abergläubischem Grauen.

Die Gluthen verblassen, der Purpur rollt allmählich von bleichenden Wogen,
Die Strahlen erlöschen, Goldnebel verdampft, von grauem Gewölke umflogen.
Aufwirbeln die Trommeln, nun Schuß auf Schuß von beiden Hafenkastellen,
Sie grüßen der Morgensonne Licht, das strahlend sich hebt aus den Wellen.

Fr. Knapp

Mac Allen.

Mac Allen stolzes Felsenschloß
Ragt schimmernd aus den Wogen,
Gewaltig wölbt es, riesengroß,
Die kühngesprengten Bogen.
Da klingt's am steinernen Altan,
Da flüstert's in den Hallen:
„Auf, hoher Herr, beglückter Mann!
Laßt uns zum Strande wallen!“

Die stille, süße Sommernacht
Thront auf den bleichen Wogen,
Sie hat der Sterne goldne Pracht
Um ihr Gelock gezogen.
„Mac Allen! auf! Dein, Stolzer, harrt
Der Wellenmaid Erglühen,
Auf, auf! zur kühlen, leisen Fahrt,
Laß uns zum Strande ziehen!“

Rings des Bethörten Lager hin
Da führen sie den Reigen
Die Holden, leuchtend Meeresgrün
Umfließt die Anmuthreichen
Zwar zückt der Treue Flammenschwert
Das ahnende Gewissen,
Doch Zauber hat sein Herz bethört,
Er reißt ihn von dem Kissen.

Mac Allen taumelnd springt empor,
Er gürtet sich zur Stelle —
Da winkt und lockt der schwanke Chor
Ihn über Bord und Schwelle.
Hinein in's Boot, das blitzt und prangt
Von Muscheln und Korallen
Und wie es wogt und wie es schwankt,
Der Tiefe Glocken hallen.

Wohl hält die Meerfei Hochzeitmahl,
Doch lädt sie stumme Gäste,
Den grimmen Hai, den Riesen Wal
Und Triton bläst zu Feste.
Mit Schilf hat lieblich sie umkränzt,
Der Sterne weiße Runde —
Seerosen wohl, das Ruder glänzt,
Mac Allen fährt zum Grunde.

Der Nixen graut. Der Vielen Schwarm
Streift klagend durchs Gebäude,
Mac Allen's Weib in diesem Harm
Ringt ihre weißen Hände.

Die Dämmerung sie am Ufer fand,
Den Gatten todt im Schooße,
Auf seinem Herz, das stille stand,
Lag eine weiße Rose!

Fr. Knapp.

An Bord.

Aus einer stillen Bucht voll Lust und Sang
Zog er hinaus auf schmucker Brigantine,
Ihn riß hinweg der ungestüme Drang,
Hinauszuziehen auf der Wellen Bühne.

Dort mußte er ja finden, was ihm oft
In Träumen blüthenschimmernd einst erschienen,
Was er in Heldensängen heiß erhofft,
Drum durfte er der That sich auch erkühnen.

Sein letzter Blick, als er vom Lande stieß,
War auf der Heimath reizende Gelände,
Er sank auf's Knie und eine Thräne ließ
Er rollen bei des Ruders rascher Wende.

So flog denn aus des Hafens sicherm Schutz
Das Fahrzeug mit den Winden um die Wette,
Ein Wetter aber sah mit finsterm Trutz
Hoch überm Scheitel in das Fluthenbette.

Schon schwamm die Küste in der Nebel Grau
Und selbst der Stern, den scheidend er erkoren
Zum Liebesboten, im Gigantenbau
Der Wolken ist er ewig ihm verloren.

Doch muthig steht der Jüngling hoch am Bord:
Saust auch der Sturm, ist auch der Himmel trübe,
Ist's hier nicht, Weltenmeister gib mir dort
Zurück das Heimathland und meine Liebe!

Fr. Knapp.

Lenzlied.

Habt Ihr's vernommen? Der Lenz ist da,
Lenz, Lust, Liebe und Leben!
Höret es klingen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Fühltet Ihr zaubrisches Streben?
Unter dem Eis
Pocht' es so heiß,
Quoll es und drängt es mit mächtigem Regen
Neuem, sonnigen Frühling entgegen.

Habt Ihr's vernommen? Vöglein ist da,
Schmettern, Säuseln und Singen!
Höret es flöten von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah?
Fesseln und Bande zerspringen,
Unter dem Schnee
Wonnig und weh
Schwoll es und keimt es in mächtigem Sehnen,
Frühling entgegen die Flüglein zu dehnen.

Habt Ihr's vernommen? Fort ist der Tyrann
Trauer, Ernst, finsteres Wesen!
Hört Ihr es jauchzen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Düsteren Zauber zu lösen?
Unter dem Zwang
Stählt sich der Drang,
Ringt sich über geborstene Schranken
Freudig zum Licht, dem Lenze zu danken!

Fr. Knapp.

Feldpredigt.

Duzendteich 6. VI. 66.

Die Ihr, o Freunde, vielgetreu dem literarischen Verein
Dem Feldruf folgtet unverzagt durch Flur und Au im Frühlingsschein,
Herbei Ihr alle, Groß und Klein im reichen, schmucken Heeresbann
Und schließt den Kreis und höret auch mit Andacht unsre Worte an;

Feldpredigt wollen halten wir, vertrauensvoll an Euch gewandt,
Wozu azurner Himmel selbst das Zelt des Aethers ausgespannt.

Denn tritt ans Volk die Zeit heran als dunkles Räthsel riesengroß
Ringt wetterleuchtend Frage sich um Frage aus den Wolken los,
Geht's flüsternd bald, dumpfdröhnend bald, stets ahnungsvoll von Mund zu Mund
Von Dingen, die gefesselt noch im unerforschten Schicksalsgrund:
Dann schließt sich enger manches Band, das sonst nur lose uns geeint
Und fester prägt sich ein das Wort, wenn treu und ehrlich es gemeint.

Doch eh verkünden wir den Text — den Euch zu lesen es uns zieht —
Entfernt den schwarzen Argwohn, zu vernehmen ein politisch Lied;
Nicht dringe der Partheien Gunst und Haß in unsern Freundeskreis,
Das Furienpaar, das nur zu gut zu schüren und zu trennen weiß.
Nein! uns're Rede sei dem Lenz, dem Sommer, uns'rer Heiterkeit,
Der sonnigen Erinnerung, doch auch der Zukunft Ernst geweiht.

So grüßen wir vor Allem denn, o Frühling, Deine Götterpracht,
Die uns aus jedem Halme winkt, die uns aus jeder Blüthe lacht,
Aus Quell und Bach entgegenblinkt, aus Flur und Hain im Echo klingt,
Wovon die kleinste Grille zirpt, die Lerche hoch in Lüften singt
Dein Odem ja von Aug und Herz des Alltags Staub und Sorge küßt;
Sei uns, Du Liebling aller Welt mit unserm besten Lied gegrüßt!

Nicht ohne Kampf bist Du ans Ziel auf Deiner Herrschaft Thron gelangt,
In Frost und Dunkel hat gar oft das lenzbedürft'ge Herz gebangt;
Gar oft verstummt in Wald und Haag beschwingter Sänger frohes Lied,
Wenn eisig auf dem Wolkenroß ein Wintertraum darüber zieht
Und nur der Hoffnung rosig Bild hat uns Dein lockend Reich entrollt —
So duftend, sonnengolden, frisch, beschattet, lieblich, jugendhold.

Weit öff'ne Du uns Herz und Hand, weit Dein beseligend Asyl,
Wo Freiheit durch die Wipfel rauscht und Freude in der Wellen Spiel,
Wir bringen Dir ein dankbar Herz und einen off'nen regen Sinn,
Denn vor uns tritt in Deinem Weh'n der Meister aller Welten hin,
Der uns in Moos und Eichengrün, in tausend Formen hehr und zart
Der Allmacht ew'ge Majestät und seiner Liebe offenbart.

Laß kosten uns so flücht'ge Gunst, die uns zu kurz ach! Du gewährst
Und in des Wunsches Stillung nur, die Sehnsucht uns nach Dauer mehrst,

Denn bald tritt uns mit Sonnenbrand und ernstem Grün der Sommer an,
Den Blitz im dunkeln Gelock zeigt er dem Donner seine Bahn
Und reift er auch das Früchtegold, das die Erfahrung uns verhieß,
Verschließt sein heißer Odem uns der Kindheit harmlos Paradies.

Genießt den Lenz, so lang er winkt! Beherzigt treulich unser Wort,
Denn schon umwölkt der Horizont sich schwer und dräuend fort und fort,
Nie ruht der tück'schen Geister Neid, leicht ist die Hülle, die ihn deckt,
Da ahnungsloser Freude Ruf ihn nur zu oft und dauernd weckt,
Nützt holder Stunden Pfeilesflucht, hascht ihrer Kränze Farbenpracht,
Gewinnt sie der Erinnerung, die treu für später sie bewacht.

Gedenkt der Freunde, die uns schon das Füllhorn der Natur geschenkt,
Der Freunde, die uns liebten einst in diesem trauten Kreis, gedenkt,
Und ihres reichen Geistes Schatz, den ihre Freundschaft uns erschloß,
Zur Labung in der Poesie kristall'nen Schalen neidlos goß —
Denkt jener Zeit, wo Hoffmann's Euch, wo Hammer freundlich Euch genaht,
Geweiht ist ja die Stätte stets, die jene Trias je betrat.

Denkt dankbar jener Stunden auch, wo uns im Ernste und Humor
In trauter Rede, raschem Tanz, beim Wandergang im Blumenflor,
Beim laun'gen Trinkspruch Hoffmann und Luise unser Herz erquickt;
Wenn ihrer Muse Emsigkeit mit bied'rem Aug' uns angeblickt.
Gott segne sie im reinen Licht, das ihre Schläfen nun umfließt,
Indeß den Blicken wohl der Born urew'ger Schönheit sich erschließt.

Und sagt, erzählt dem jungen Volk, Ihr Alten, die Ihr hier gereiht,
Wie man den Nibelungenhort bewahre reiner Fröhlichkeit,
Wie die Geselligkeit man nährt, wie ohne Anspruch man vergnügt
Die Langeweile schaler Zeit behaglich und mit Witz betrügt
Und wie zu Aller Gunst und Wohl der Einzelne sich tummeln mag
Wenn der Gesammtheit Förderung ihm ernst und treu am Herzen lag.

Ihr scheltet wohl, daß wir so leicht der schweren Zeiten Noth gedacht —
Doch wir sind ihrer eingedenk! sie übereilt uns über Nacht —
Wir fühlen uns in ihrem Bann, wir denken ihrer wohl, bei Gott!
Bei ihrem Nahen schweigt der Scherz, bei ihrem Hauche stirbt der Spott.
Sie trifft uns ungerüstet nicht, doch jedes Ding hat seine Zeit —
Die Zukunft dunkelt allgemach, doch rein und heiter strahlt das Heut!

Und noch ist lichter Sonnentag! Durch Wipfel zieht es kühl und klar,
Der Freiheit Odem weht uns an, es jubelt rings der Vöglein Schaar,
Die Lerchen wiegen sich im Blau, uns kündet frischer Augen Glanz,
Daß Lenz und Jugend im Verein geweiht den reichsten Blüthenkranz,
Genießt in vollen Zügen noch den Becher, den der Frieden beut,
Mit Frühlingsfreude feg'ne Euch der Genius der Geselligkeit!

Fr. Knapp.

Der Scheikh von Medina.

Der Scheikh von Medina, der war ein Mann,
Den laß' ich mir gefallen!
Ihr! nehmt Euch ein Exempel d'ran,
Ihr Dichter da vor Allen!
Er hatte einen langen Bart
Ehrwürdig war sein Gebahren,
Doch schlug er völlig aus der Art
Der andern, die um ihn waren.

Der Scheikh von Medina ward gewählt
Im Sängerkampf zum Richter,
Denn stets hat ihn das Lied beseelt
Zum Barden und zum Dichter.
Da wollten sie einen Lorbeerhain
Und fasten zum Schlichten und Dichten —
Er aber sprach ein donnernd: Nein!
Ich will Euch anders richten.

Der Scheikh von Medina hielt ein Mahl
In Paradiesesgefilden,
Pokal erglänzte an Pokal
Mit rebumlaubten Geschilden,
Da saßen sie verwundrungsvoll
Medinas erschrock'ne Gelehrte
Und rings die ängstliche Frage scholl —
Was wohl aus dem Allen werde.

Der Scheikh von Medina lacht vor sich hin
Und fragt die fromme Gemeine:
„Was kommt Euch Arges in den Sinn
Beim klaren Cyprerweine?“
Ja! sagten sie, ja! klagten sie,
Ihn hat der Prophet verboten —
Ihr selbst, hochwürd'ger Emir, wie
Könnt' Ihr so höhnen des Todten?

Der Scheikh von Medina, er lachte nicht,
Er strich den Bart mit Würde
Und sprach: „Vernünftig sei die Pflicht
Und menschlich jede Bürde.
Es sprach der Prophet zu mir im Traum:
Ich habe vom Wein verboten
Dem Plumpen die Hefe, dem Schwindler den Schaum
Vom Weißen und vom Rothen.“

Der Scheikh von Medina bedachte sich
Und sprach zum andern Male!
„Den Thoren machen lächerlich,
Den Weisen stark die Vokale.
Dem Schwärmer bieten sie Schaum und Dunst,
Dem Sänger köstliche Gaben,
D'rum, wer erglüht für heil'ge Kunst
Soll sich an ihnen laben.

Der Scheikh von Medina sah alle an
Mit einem Blick voll Feuer
Und liebliche Jungfrau'n brachten heran
Die schimmernd gebogene Leier.
Es perlt der Wein, es schwillt die Brust
Hier tönt Gebet und Ode,
Dort Hymne, Minnesang, Schlachtenlust
Des Richters Machtgebote.

Der Scheikh von Medina sprach ernst und stark:
„Jetzt kann ich schlichten und richten!
Das Fasten, das Kargen dem Heuchlerquark
Den verseverrenkenden Wichten!

Dem Schwächlinge Waſſer, dem Muthigen Gluth!“
Da ſcholl es gewaltigen Chores:
„Den Weiſen, den Starken die goldene Fluth!
Cantores amant humores!

Fr. Knapp.

Der Verbannte.

Vom Vaterland vertrieben,
Geſchieden von den Lieben,
Weil' ich im fremden Land.
Es drängt ſich Stund' auf Stunde,
Wer bringt mir frohe Kunde
Vom lieben theuren Vaterland?

Als ich die fremden Straſſen
Betrat, hab' dort gelaſſen
Ich Alles, was mir lieb;
Noch einmal drückt' an's Herze
Den Sohn im tiefen Schmerze
Ich voll von Ahnung ſchwer und trüb.

Den Säbel in der Rechten
Sah ich ihn muthig fechten
Für's theure Vaterland.
Jetzt liegt er in den Ketten
Und Niemand kann ihn retten
Aus ſeiner wilden Feinde Hand.

Und all die wackern Lieben,
Die dort mir ſind geblieben,
Bedrängt jetzt ſchwere Noth,
Sie beugt das Elend nieder
Und immer neue Glieder
Rafft wild dahin der grauſe Tod.

Und kennt ihr den Traum, den die See geträumt seit langen Monden und Jahren?
Es kommt vom Nordland die Zaubermaid auf züngelndem Drachen gefahren,
Von Feuergluthen gebietend umwallt, entstürzt eisschimmernder Hölle,
Bekrönt mit der Lava goldflüssigem Schmuck aus des Hekla Aschengerölle.

Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, es hebt sich am Horizonte
Ein seltsam Leuchten, ein silberner Dunst, wie Abglanz vom schimmernden Monde;
Doch ist's nicht der Mond, roth zuckt es empor, es schlägt gewaltig zusammen,
Soweit das Auge zu schauen vermag, stehn Himmel und Erde in Flammen.

Die ewige See hat von Rosen geträumt, von bräutlichen herrlichen Blüthen
Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, ihr ward der Zauber beschieden,
Sie nahet mit arktischen Reizen geschmückt die glühende Nordlichtsonne
Und See und Land liegt von Staunen da gefesselt in bebender Wonne.

Sie kommt, die flammende Zaubermaid auf feurigem Drachen gefahren,
Rothgolden wallet ihr festliches Kleid, goldlockig ist sie von Haaren;
Sie nahet, sie neigt sich mit stürmischem Kuß auf die leise erzitternden Fluthen
Und wälzet durchwirket, breitfaltig und schwer Gezelte von Purpurgluthen.

Sie flüstert und singt von hiberischem Eis, von blanken Gletschern und Firnen,
Smaragdnen Gewässern und rosigem Schnee und wunderklaren Gestirnen
Die Mähre vom Wal, vom Wellenroß, von Krocken und riesigen Recken,
Dem Riesen Ymer, dem Fenriswolf und Asgards gewaltigen Recken.

Das war eine Nacht, wie sie selten erschaut; und wer sie erlebt und erfahren,
Der trägt sie in wonnig erschütteter Brust erinnerungsfrisch noch in Jahren
Und lange werden die Wogen der See mit heißen, sehnsüchtigen Klagen
Die Wunder der Nacht und des seligen Traums von Küste zu Küste tragen.

III.

Nun seht in des Aethers schwindelnder Höh auf starker Schwinge sich heben
Den Condor! seht ihn als fernen Punkt im einsamen Raume dort schweben;
Er zweifelt und kreiset und wiegt sich in Gold und Flammen, wie Phönix, der alte —
Er kennt die gewohnte Heimath nicht mehr, die von Nordlichtsgluthen durchwallte.

O wer es vermag, ihm Gefährte zu sein, er sähe die Braut der Antillen,
Die Perle, mit sinnebestrickendem Reiz in fremde Zauber sich hüllen,
Tief unten die Höhen und Wälder all mit glühenden Farben bestrahlet,
Wo Berge sich gipfeln in wildester Pracht, die Spitzen mit Feuer bemahlet.

Die Mitternachtssonne weckt Leben zumal in Forsten, Steppen und Schluchten,
Die Vögel der Tropen durchflattern den Busch, drinn Schutz und Schlummer sie suchten;
Colibris umschwirren im feurigen Glanz der Cakteen gespenstige Gruppen,
Am Blachfeld ringelt die Natter sich mit bläulich sprühenden Schuppen.

Dort regt das plaudernde Affengeschlecht die Glieder — es streifen die Haie
Dicht unter dem Spiegel der glitzernden See; der Gibaros heisere Schreie
Erwecken den Arras und Cacadu; mit malmendem Huf eilt die Heerde
Breitstirniger Rinder, nachbrausen im Schwarm die mähnenumflatterten Pferde.

Am Strande wirds rührig, nachdrängt das Gewog von aufgeschreckten Gemüthern,
Zieht Boot um Boot mit Gaffern bemannt, die Gruß und Frage erwiedern —
An den Raaen hängt, auf den Mauern das Volk, sie alle kommen zu schauen
Das nordische Wunder, die Sonne der Nacht mit abergläubischem Grauen.

Die Gluthen verblassen, der Purpur rollt allmählich von bleichenden Wogen,
Die Strahlen erlöschen, Goldnebel verdampft, von grauem Gewölke umflogen.
Aufwirbeln die Trommeln, nun Schuß auf Schuß von beiden Hafenkastellen,
Sie grüßen der Morgensonne Licht, das strahlend sich hebt aus den Wellen.

Fr. Knapp

Mac Allen.

Mac Allen stolzes Felsenschloß
Ragt schimmernd aus den Wogen,
Gewaltig wölbt es, riesengroß,
Die kühngesprengten Bogen.
Da klingt's am steinernen Altan,
Da flüstert's in den Hallen:
„Auf, hoher Herr, beglückter Mann!
Laßt uns zum Strande wallen!“

Die stille, süße Sommernacht
Thront auf den bleichen Wogen,
Sie hat der Sterne gold'ne Pracht
Um ihr Gelock gezogen.
„Mac Allen! auf! Dein, Stolzer, harrt
Der Wellenmaid Erglühen,
Auf, auf! zur kühlen, leisen Fahrt,
Laß uns zum Strande ziehen!"

Rings des Bethörten Lager hin
Da führen sie den Reigen
Die Holden, leuchtend Meeresgrün
Umfließt die Anmuthreichen
Zwar zückt der Treue Flammenschwert
Das ahnende Gewissen,
Doch Zauber hat sein Herz bethört,
Er reißt ihn von dem Kissen.

Mac Allen taumelnd springt empor,
Er gürtet sich zur Stelle —
Da winkt und lockt der schwanke Chor
Ihn über Bord und Schwelle.
Hinein in's Boot, das blitzt und prangt
Von Muscheln und Korallen
Und wie es wogt und wie es schwankt,
Der Tiefe Glocken hallen.

Wohl hält die Meerfei Hochzeitmahl,
Doch lädt sie stumme Gäste,
Den grimmen Hai, den Riesen Wal
Und Triton bläst zu Feste.
Mit Schilf hat lieblich sie umkränzt,
Der Sürne weiße Runde —
Seerosen wehn, das Ruder glänzt,
Mac Allen fährt zum Grunde.

Der Morgen graut. Der Diener Schwarm
Streift klagend durchs Gebäude,
Mac Allen's Weib in tiefem Harm
Ringt ihre weißen Hände.

Die Dämmerung sie am Ufer fand,
Den Gatten todt im Schooße,
Auf seinem Herz, das stille stand,
Lag eine weiße Rose!

Fr. Knapp.

An Bord.

Aus einer stillen Bucht voll Lust und Sang
Zog er hinaus auf schmucker Brigantine,
Ihn riß hinweg der ungestüme Drang,
Hinauszuziehen auf der Wellen Bühne.

Dort mußte er ja finden, was ihm oft
In Träumen blüthenschimmernd einst erschienen,
Was er in Heldensängen heiß erhofft,
Drum durfte er der That sich auch erkühnen.

Sein letzter Blick, als er vom Lande stieß,
War auf der Heimath reizende Gelände,
Er sank auf's Knie und eine Thräne ließ
Er rollen bei des Ruders rascher Wende.

So flog denn aus des Hafens sicherm Schutz
Das Fahrzeug mit den Winden um die Wette,
Ein Wetter aber sah mit finsterm Trutz
Hoch überm Scheitel in das Fluthenbette.

Schon schwamm die Küste in der Nebel Grau
Und selbst der Stern, den scheidend er erkoren
Zum Liebesboten, im Gigantenbau
Der Wolken ist er ewig ihm verloren.

Doch muthig steht der Jüngling hoch am Bord:
Saust auch der Sturm, ist auch der Himmel trübe,
Ist's hier nicht, Weltenmeister gib mir dort
Zurück das Heimathland und meine Liebe!

Fr. Knapp.

Lenzlied.

Habt Ihr's vernommen? Der Lenz ist da,
Lenz, Lust, Liebe und Leben!
Höret es klingen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Fühltet Ihr zaubrisches Streben?
Unter dem Eis
Pocht' es so heiß,
Quoll es und drängt es mit mächtigem Regen
Neuem, sonnigen Frühling entgegen.

Habt Ihr's vernommen? Vöglein ist da,
Schmettern, Säuseln und Singen!
Höret es flöten von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah?
Fesseln und Bande zerspringen,
Unter dem Schnee
Wonnig und weh
Schwoll es und keimt es in mächtigem Sehnen,
Frühling entgegen die Flüglein zu dehnen.

Habt Ihr's vernommen? Fort ist der Tyrann
Trauer, Ernst, finsteres Wesen!
Hört Ihr es jauchzen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Düsteren Zauber zu lösen?
Unter dem Zwang
Stählt sich der Drang,
Ringt sich über geborstene Schranken
Freudig zum Licht, dem Lenze zu danken!

Fr. Knapp.

Feldpredigt.

Duzendteich 6. VI. 66.

Die Ihr, o Freunde, vielgetreu dem literarischen Verein
Dem Feldruf folgtet unverzagt durch Flur und Au im Frühlingsschein,
Herbei Ihr alle, Groß und Klein im reichen, schmucken Heeresbann
Und schließt den Kreis und höret auch mit Andacht unsre Worte an;

Feldpredigt wollen halten wir, vertrauensvoll an Euch gewandt,
Wozu azurner Himmel selbst das Zelt des Aethers ausgespannt.

Denn tritt ans Volk die Zeit heran als dunkles Räthsel riesengroß
Ringt wetterleuchtend Frage sich um Frage aus den Wolken los,
Geht's flüsternd bald, dumpfdröhnend bald, stets ahnungsvoll von Mund zu Mund
Von Dingen, die gefesselt noch im unerforschten Schicksalsgrund:
Dann schließt sich enger manches Band, das sonst nur lose uns geeint
Und fester prägt sich ein das Wort, wenn treu und ehrlich es gemeint.

Doch eh verkünden wir den Text — den Euch zu lesen es uns zieht —
Entfernt den schwarzen Argwohn, zu vernehmen ein politisch Lied;
Nicht dringe der Partheien Gunst und Haß in unsern Freundeskreis,
Das Furienpaar, das nur zu gut zu schüren und zu trennen weiß.
Nein! uns're Rede sei dem Lenz, dem Sommer, uns'rer Heiterkeit,
Der sonnigen Erinnerung, doch auch der Zukunft Ernst geweiht.

So grüßen wir vor Allem denn, o Frühling, Deine Götterpracht,
Die uns aus jedem Halme winkt, die uns aus jeder Blüthe lacht,
Aus Quell und Bach entgegenblinkt, aus Flur und Hain im Echo klingt,
Wovon die kleinste Grille zirpt, die Lerche hoch in Lüften singt
Dein Odem ja von Aug und Herz des Alltags Staub und Sorge küßt;
Sei uns, Du Liebling aller Welt mit unserm besten Lied gegrüßt!

Nicht ohne Kampf bist Du ans Ziel auf Deiner Herrschaft Thron gelangt,
In Frost und Dunkel hat gar oft das lenzbedürft'ge Herz gebangt;
Gar oft verstummt in Wald und Haag beschwingter Sänger frohes Lied,
Wenn eisig auf dem Wolkenroß ein Wintertraum darüber zieht
Und nur der Hoffnung rosig Bild hat uns Dein lockend Reich entrollt —
So duftend, sonnengolden, frisch, beschattet, lieblich, jugendhold.

Weit öff'ne Du uns Herz und Hand, weit Dein beseligend Asyl,
Wo Freiheit durch die Wipfel rauscht und Freude in der Wellen Spiel,
Wir bringen Dir ein dankbar Herz und einen off'nen regen Sinn,
Denn vor uns tritt in Deinem Weh'n der Meister aller Welten hin,
Der uns in Moos und Eichengrün, in tausend Formen hehr und zart
Der Allmacht ew'ge Majestät und seiner Liebe offenbart.

Laß kosten uns so flücht'ge Gunst, die uns zu kurz ach! Du gewährst
Und in des Wunsches Stillung nur, die Sehnsucht uns nach Dauer mehrst,

Denn bald tritt uns mit Sonnenbrand und ernstem Grün der Sommer an,
Den Blitz im dunkelen Gelock zeigt er dem Donner seine Bahn
Und reift er auch das Früchtegold, das die Erfahrung uns verhieß,
Verschließt sein heißer Odem uns der Kindheit harmlos Paradies.

Genießt den Lenz, so lang er winkt! Beherzigt treulich unser Wort,
Denn schon umwölkt der Horizont sich schwer und dräuend fort und fort,
Nie ruht der tück'schen Geister Neid, leicht ist die Hülle, die ihn deckt,
Da ahnungsloser Freude Ruf ihn nur zu oft und dauernd weckt,
Nützt holder Stunden Pfeilesflucht, hascht ihrer Kränze Farbenpracht,
Gewinnt sie der Erinnerung, die treu für später sie bewacht.

Gedenkt der Freunde, die uns schon das Füllhorn der Natur geschenkt,
Der Freunde, die uns liebten einst in diesem trauten Kreis, gedenkt,
Und ihres reichen Geistes Schatz, den ihre Freundschaft uns erschloß,
Zur Labung in der Poesie kristall'nen Schalen neidlos goß —
Denkt jener Zeit, wo Hoffmann's Euch, wo Hammer freundlich Euch genaht,
Geweiht ist ja die Stätte stets, die jene Trias je betrat.

Denkt dankbar jener Stunden auch, wo uns im Ernste und Humor
In trauter Rede, raschem Tanz, beim Wandergang im Blumenflor,
Beim laun'gen Trinkspruch Hoffmann und Luise unser Herz erquickt;
Wenn ihrer Muse Emsigkeit mit bied'rem Aug' uns angeblickt.
Gott segne sie im reinen Licht, das ihre Schläfen nun umfließt,
Indeß den Blicken wohl der Born urew'ger Schönheit sich erschließt.

Und sagt, erzählt dem jungen Volk, Ihr Alten, die Ihr hier gereiht,
Wie man den Nibelungenhort bewahre reiner Fröhlichkeit,
Wie die Geselligkeit man nährt, wie ohne Anspruch man vergnügt
Die Langeweile schaler Zeit behaglich und mit Witz betrügt
Und wie zu Aller Gunst und Wohl der Einzelne sich tummeln mag
Wenn der Gesammtheit Förderung ihm ernst und treu am Herzen lag.

Ihr scheltet wohl, daß wir so leicht der schweren Zeiten Noth gedacht —
Doch wir sind ihrer eingedenk! sie übereilt uns über Nacht —
Wir fühlen uns in ihrem Bann, wir denken ihrer wohl, bei Gott!
Bei ihrem Nahen schweigt der Scherz, bei ihrem Hauche stirbt der Spott.
Sie trifft uns ungerüstet nicht, doch jedes Ding hat seine Zeit —
Die Zukunft dunkelt allgemach, doch rein und heiter strahlt das Heut!

Und noch ist lichter Sonnentag! Durch Wipfel zieht es kühl und klar,
Der Freiheit Odem weht uns an, es jubelt rings der Vöglein Schaar,
Die Lerchen wiegen sich im Blau, uns kündet frischer Augen Glanz,
Daß Lenz und Jugend im Verein geweiht den reichsten Blüthenkranz,
Genießt in vollen Zügen noch den Becher, den der Frieden beut,
Mit Frühlingsfreude feg'ne Euch der Genius der Geselligkeit!

Fr. Knapp.

Der Scheikh von Medina.

Der Scheikh von Medina, der war ein Mann,
Den laß' ich mir gefallen!
Ihr! nehmt Euch ein Exempel d'ran,
Ihr Dichter da vor Allen!
Er hatte einen langen Bart
Ehrwürdig war sein Gebahren,
Doch schlug er völlig aus der Art
Der andern, die um ihn waren.

Der Scheikh von Medina ward gewählt
Im Sängerkampf zum Richter,
Denn stets hat ihn das Lied beseelt
Zum Barden und zum Dichter.
Da wollten sie einen Lorbeerhain
Und fasten zum Schlichten und Dichten —
Er aber sprach ein donnernd: Nein!
Ich will Euch anders richten.

Der Scheikh von Medina hielt ein Mahl
In Paradiesesgefilden,
Pokal erglänzte an Pokal
Mit rebumlaubten Geschilden,
Da saßen sie verwundrungsvoll
Medinas erschrock'ne Gelehrte
Und rings die ängstliche Frage scholl —
Was wohl aus dem Allem werde.

Der Scheikh von Medina lacht vor sich hin
Und fragt die fromme Gemeine:
„Was kommt Euch Arges in den Sinn
Beim klaren Cyprerweine?“
Ja! sagten sie, ja! klagten sie,
Ihn hat der Prophet verboten —
Ihr selbst, hochwürd'ger Emir, wie
Könnt' Ihr so höhnen des Todten?

Der Scheikh von Medina, er lachte nicht,
Er strich den Bart mit Würde
Und sprach: „Vernünftig sei die Pflicht
Und menschlich jede Bürde.
Es sprach der Prophet zu mir im Traum:
Ich habe vom Wein verboten
Dem Plumpen die Hefe, dem Schwindler den Schaum
Vom Weißen und vom Rothen.“

Der Scheikh von Medina bedachte sich
Und sprach zum andern Male!
„Den Thoren machen lächerlich,
Den Weisen stark die Pokale.
Dem Schwärmer bieten sie Schaum und Dunst,
Dem Sänger köstliche Gaben,
D'rum, wer erglüht für heil'ge Kunst
Soll sich an ihnen laben.

Der Scheikh von Medina sah alle an
Mit einem Blick voll Feuer
Und liebliche Jungfrau'n brachten heran
Die schimmernd gehogene Leier.
Es perlt der Wein, es schwillt die Brust
Hier tönt Gebet und Ode,
Dort Hymne, Minnesang, Schlachtenlust
Des Richters Machtgebote.

Der Scheikh von Medina sprach ernst und stark:
„Jetzt kann ich schlichten und richten!
Das Fasten, das Kargen dem Heuchlerquark
Den verseverrenkenden Wichten!

Dem Schwächlinge Waſſer, dem Muthigen Gluth!"
Da ſcholl es gewaltigen Chores:
„Den Weiſen, den Starken die goldene Fluth!
Cantores amant humores!

Fr. Knapp.

Der Verbannte.

Vom Vaterland vertrieben,
Geſchieden von den Lieben,
Weil' ich im fremden Land.
Es drängt ſich Stund' auf Stunde,
Wer bringt mir frohe Kunde
Vom lieben theuren Vaterland?

Als ich die fremden Straſſen
Betrat, hab' dort gelaſſen
Ich Alles, was mir lieb;
Noch einmal drückt' an's Herze
Den Sohn im tiefen Schmerze
Ich voll von Ahnung ſchwer und trüb.

Den Säbel in der Rechten
Sah ich ihn muthig fechten
Für's theure Vaterland.
Jetzt liegt er in den Ketten
Und Niemand kann ihn retten
Aus ſeiner wilden Feinde Hand.

Und all die wackern Lieben,
Die dort mir ſind geblieben,
Bedrängt jetzt ſchwere Noth,
Sie beugt das Elend nieder
Und immer neue Glieder
Rafft wild dahin der grauſe Tod.

Und kennt ihr den Traum, den die See geträumt seit langen Monden und Jahren?
Es kommt vom Nordland die Zaubermaid auf züngelndem Drachen gefahren,
Von Feuergluthen gebietend umwallt, entstürzt eisschimmernder Hölle,
Bekrönt mit der Lava goldflüssigem Schmuck aus des Hekla Aschengerölle.

Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, es hebt sich am Horizonte
Ein seltsam Leuchten, ein silberner Dunst, wie Abglanz vom schimmernden Monde;
Doch ist's nicht der Mond, roth zuckt es empor, es schlägt gewaltig zusammen,
Soweit das Auge zu schauen vermag, stehn Himmel und Erde in Flammen.

Die ewige See hat von Rosen geträumt, von bräutlichen herrlichen Blüthen
Und was sie geträumt, hat wohl sich erfüllt, ihr ward der Zauber beschieden,
Sie nahet mit arktischen Reizen geschmückt die glühende Nordlichtsonne
Und See und Land liegt von Staunen da gefesselt in bebender Wonne.

Sie kommt, die flammende Zaubermaid auf feurigem Drachen gefahren,
Rothgolden wallet ihr festliches Kleid, goldlockig ist sie von Haaren;
Sie nahet, sie neigt sich mit stürmischem Kuß auf die leise erzitternden Fluthen
Und wälzet durchwirket, breitfaltig und schwer Gezelte von Purpurgluthen.

Sie flüstert und singt von hiberischem Eis, von blanken Gletschern und Firnen,
Smaragdnen Gewässern und rosigem Schnee und wunderklaren Gestirnen
Die Mähre vom Wal, vom Wellenroß, von Krachen und riesigen Recken,
Dem Riesen Ymer, dem Fenriswolf und Asgards gewaltigen Recken.

Das war eine Nacht, wie sie selten erschaut; und wer sie erlebt und erfahren,
Der trägt sie in wonnig erschütteter Brust erinnerungsfrisch noch in Jahren
Und lange werden die Wogen der See mit heißen, sehnsüchtigen Klagen
Die Wunder der Nacht und des seligen Traums von Küste zu Küste tragen.

III.

Nun seht in des Aethers schwindelnder Höh auf starker Schwinge sich heben
Den Condor! seht ihn als fernen Punkt im einsamen Raume dort schweben;
Er zweifelt und kreiset und wiegt sich in Gold und Flammen, wie Phönix, der alte —
Er kennt die gewohnte Heimath nicht mehr, die von Nordlichtsgluthen durchwallte.

O wer es vermag, ihm Gefährte zu sein, er sähe die Braut der Antillen,
Die Perle, mit sinnebestrickendem Reiz in fremde Zauber sich hüllen,
Tief unten die Höhen und Wälder all mit glühenden Farben bestrahlet,
Wo Berge sich gipfeln in wildester Pracht, die Spitzen mit Feuer bemahlet.

Die Mitternachtssonne weckt Leben zumal in Forsten, Steppen und Schluchten,
Die Vögel der Tropen durchflattern den Busch, drinn Schutz und Schlummer sie suchten;
Colibris umschwirren im feurigen Glanz der Cakteen gespenstige Gruppen,
Am Blachfeld ringelt die Natter sich mit bläulich sprühenden Schuppen.

Dort regt das plaudernde Affengeschlecht die Glieder — es streifen die Haie
Dicht unter dem Spiegel der glitzernden See; der Gibaros heisere Schreie
Erwecken den Arras und Cacadu; mit malmendem Huf eilt die Heerde
Breitstirniger Rinder, nachbrausen im Schwarm die mähnenumflatterten Pferde.

Am Strande wirds rührig, nachdrängt das Gewog von aufgeschreckten Gemüthern,
Zieht Boot um Boot mit Gaffern bemannt, die Gruß und Frage erwiedern —
An den Raaen hängt, auf den Mauern das Volk, sie alle kommen zu schauen
Das nordische Wunder, die Sonne der Nacht mit abergläubischem Grauen.

Die Gluthen verblassen, der Purpur rollt allmählich von bleichenden Wogen,
Die Strahlen erlöschen, Goldnebel verdampft, von grauem Gewölke umflogen.
Aufwirbeln die Trommeln, nun Schuß auf Schuß von beiden Hafenkastellen,
Sie grüßen der Morgensonne Licht, das strahlend sich hebt aus den Wellen.

Fr. Knapp

Mac Allen.

Mac Allen stolzes Felsenschloß
Ragt schimmernd aus den Wogen,
Gewaltig wölbt es, riesengroß,
Die kühngesprengten Bogen.
Da klingt's am steinernen Altan,
Da flüstert's in den Hallen:
„Auf, hoher Herr, beglückter Mann!
Laßt uns zum Strande wallen!“

Die stille, laue Sommernacht
Thront auf den bleichen Wogen,
Sie hat der Sterne gold'ne Pracht
Um ihr Gelock gezogen.
„Mac Allen! auf! Dein, Stolzer, harrt
Der Wellenmaid Erglühen,
Auf, auf! zur kühlen, leisen Fahrt,
Laß uns zum Strande ziehen!"

Rings des Bethörten Lager hin
Da führen sie den Reigen
Die Holden, leuchtend Meeresgrün
Umfließt die Anmuthreichen
Zwar zückt der Treue Flammenschwert
Das ahnende Gewissen,
Doch Zauber hat sein Herz bethört,
Er reißt ihn von dem Kissen.

Mac Allen taumelnd springt empor,
Er gürtet sich zur Stelle —
Da winkt und lockt der schwanke Chor
Ihn über Bord und Schwelle.
Hinein in's Boot, das blitzt und prangt
Von Muscheln und Korallen
Und wie es wogt und wie es schwankt,
Der Tiefe Glocken hallen.

Wohl hält die Meerfei Hochzeitmahl,
Doch lädt sie stumme Gäste,
Den grimmen Hai, den Riesen Wal
Und Triton bläst zu Feste.
Mit Schilf hat lieblich sie umkränzt,
Der Stirne weiße Runde —
Seerosen weht, das Ruder glänzt,
Mac Allen fährt zum Grunde.

Der Möwen graut. Der Vögel Schwarm
Streift klagend durchs Gewölbe,
Mac Allen's Weib in diesem Harm
Ringt ihre weißen Hände.

Die Dämmerung sie am Ufer fand,
Den Gatten todt im Schooße,
Auf seinem Herz, das stille stand,
Lag eine weiße Rose!

Fr. Knapp.

An Bord.

Aus einer stillen Bucht voll Lust und Sang
Zog er hinaus auf schmucker Brigantine,
Ihn riß hinweg der ungestüme Drang,
Hinauszuziehen auf der Wellen Bühne.

Dort mußte er ja finden, was ihm oft
In Träumen blüthenschimmernd einst erschienen,
Was er in Heldensägen heiß erhofft,
Drum durfte er der That sich auch erkühnen.

Sein letzter Blick, als er vom Lande stieß,
War auf der Heimath reizende Gelände,
Er sank auf's Knie und eine Thräne ließ
Er rollen bei des Ruders rascher Wende.

So flog denn aus des Hafens sicherm Schutz
Das Fahrzeug mit den Winden um die Wette,
Ein Wetter aber sah mit finsterm Trutz
Hoch überm Scheitel in das Fluthenbette.

Schon schwamm die Küste in der Nebel Grau
Und selbst der Stern, den scheidend er erkoren
Zum Liebesboten, im Gigantenbau
Der Wolken ist er ewig ihm verloren.

Doch muthig steht der Jüngling hoch am Bord:
Saust auch der Sturm, ist auch der Himmel trübe,
Ist's hier nicht, Weltenmeister gib mir dort
Zurück das Heimathland und meine Liebe!

Fr. Knapp.

Lenzlied.

Habt Ihr's vernommen? Der Lenz ist da,
Lenz, Lust, Liebe und Leben!
Höret es klingen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Fühltet Ihr zaubrisches Streben?
Unter dem Eis
Pocht' es so heiß,
Quoll es und drängt es mit mächtigem Regen
Neuem, sonnigen Frühling entgegen.

Habt Ihr's vernommen? Vöglein ist da,
Schmettern, Säuseln und Singen!
Höret es flöten von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah?
Fesseln und Bande zerspringen,
Unter dem Schnee
Wonnig und weh
Schwoll es und keimt es in mächtigem Sehnen,
Frühling entgegen die Flüglein zu dehnen.

Habt Ihr's vernommen? Fort ist der Tyrann
Trauer, Ernst, finsteres Wesen!
Hört Ihr es jauchzen von fern und nah,
Habt Ihr's geahnt, was heimlich geschah,
Düsteren Zauber zu lösen?
Unter dem Zwang
Stählt sich der Drang,
Ringt sich über geborstene Schranken
Freudig zum Licht, dem Lenze zu danken!

Fr. Knapp.

Feldpredigt.

Duzendteich 6. VI. 66.

Die Ihr, o Freunde, vielgetreu dem literarischen Verein
Dem Feldruf folgtet unverzagt durch Flur und Au im Frühlingsschein,
Herbei Ihr alle, Groß und Klein im reichen, schmucken Heeresbann
Und schließt den Kreis und höret auch mit Andacht unsre Worte an;

Feldpredigt wollen halten wir, vertrauensvoll an Euch gewandt,
Wozu azurner Himmel selbst das Zelt des Aethers ausgespannt.

Denn tritt ans Volk die Zeit heran als dunkles Räthsel riesengroß
Ringt wetterleuchtend Frage sich um Frage aus den Wolken los,
Geht's flüsternd bald, dumpfdröhnend bald, stets ahnungsvoll von Mund zu Mund
Von Dingen, die gefesselt noch im unerforschten Schicksalsgrund:
Dann schließt sich enger manches Band, das sonst nur lose uns geeint
Und fester prägt sich ein das Wort, wenn treu und ehrlich es gemeint.

Doch eh verkünden wir den Text — den Euch zu lesen es uns zieht —
Entfernt den schwarzen Argwohn, zu vernehmen ein politisch Lied;
Nicht dringe der Partheien Gunst und Haß in unsern Freundeskreis,
Das Furienpaar, das nur zu gut zu schüren und zu trennen weiß.
Nein! uns're Rede sei dem Lenz, dem Sommer, uns'rer Heiterkeit,
Der sonnigen Erinnerung, doch auch der Zukunft Ernst geweiht.

So grüßen wir vor Allem denn, o Frühling, Deine Götterpracht,
Die uns aus jedem Halme winkt, die uns aus jeder Blüthe lacht,
Aus Quell und Bach entgegenblinkt, aus Flur und Hain im Echo klingt,
Wovon die kleinste Grille zirpt, die Lerche hoch in Lüften singt
Dein Odem ja von Aug und Herz des Alltags Staub und Sorge küßt;
Sei uns, Du Liebling aller Welt mit unserm besten Lied gegrüßt!

Nicht ohne Kampf bist Du aus Ziel auf Deiner Herrschaft Thron gelangt,
In Frost und Dunkel hat gar oft das lenzbedürft'ge Herz gebangt;
Gar oft verstummt in Wald und Haag beschwingter Sänger frohes Lied,
Wenn eisig auf dem Wolkenroß ein Wintertraum darüber zieht
Und nur der Hoffnung rosig Bild hat uns Dein lockend Reich entrollt —
So duftend, sonnengolden, frisch, beschattet, lieblich, jugendhold.

Weit öff'ne Du uns Herz und Hand, weit Dein beseligend Asyl,
Wo Freiheit durch die Wipfel rauscht und Freude in der Wellen Spiel,
Wir bringen Dir ein dankbar Herz und einen off'nen regen Sinn,
Denn vor uns tritt in Deinem Weh'n der Meister aller Welten hin,
Der uns in Moos und Eichengrün, in tausend Formen hehr und zart
Der Allmacht ew'ge Majestät und seiner Liebe offenbart.

Laß kosten uns so flücht'ge Gunst, die uns zu kurz ach! Du gewährst
Und in des Wunsches Stillung nur, die Sehnsucht uns nach Dauer mehrst,

Denn bald tritt uns mit Sonnenbrand und ernstem Grün der Sommer an,
Den Blitz im dunkelen Gelock zeigt er dem Donner seine Bahn
Und reift er auch das Früchtegold, das die Erfahrung uns verhieß,
Verschließt sein heißer Odem uns der Kindheit harmlos Paradies.

Genießt den Lenz, so lang er winkt! Beherzigt treulich unser Wort,
Denn schon umwölkt der Horizont sich schwer und dräuend fort und fort,
Nie ruht der tück'schen Geister Neid, leicht ist die Hülle, die ihn deckt,
Da ahnungsloser Freude Ruf ihn nur zu oft und dauernd weckt,
Nützt holder Stunden Pfeilesflucht, hascht ihrer Kränze Farbenpracht,
Gewinnt sie der Erinnerung, die treu für später sie bewacht.

Gedenkt der Freunde, die uns schon das Füllhorn der Natur geschenkt,
Der Freunde, die uns liebten einst in diesem trauten Kreis, gedenkt,
Und ihres reichen Geistes Schatz, den ihre Freundschaft uns erschloß,
Zur Labung in der Poesie kristall'nen Schalen neidlos goß —
Denkt jener Zeit, wo Hoffmann's Euch, wo Hammer freundlich Euch genaht,
Geweiht ist ja die Stätte stets, die jene Trias je betrat.

Denkt dankbar jener Stunden auch, wo uns im Ernste und Humor
In trauter Rede, raschem Tanz, beim Wandergang im Blumenflor,
Beim laun'gen Trinkspruch Hoffmann und Luise unser Herz erquickt;
Wenn ihrer Muse Emsigkeit mit bied'rem Aug' uns angeblickt.
Gott segne sie im reinen Licht, das ihre Schläfen nun umfließt,
Indeß den Blicken wohl der Born urew'ger Schönheit sich erschließt.

Und sagt, erzählt dem jungen Volk, Ihr Alten, die Ihr hier gereiht,
Wie man den Nibelungenhort bewahre reiner Fröhlichkeit,
Wie die Geselligkeit man nährt, wie ohne Anspruch man vergnügt
Die Langeweile schaler Zeit behaglich und mit Witz betrügt
Und wie zu Aller Gunst und Wohl der Einzelne sich tummeln mag
Wenn der Gesammtheit Förderung ihm ernst und treu am Herzen lag.

Ihr scheltet wohl, daß wir so leicht der schweren Zeiten Noth gedacht —
Doch wir sind ihrer eingedenk! sie übereilt uns über Nacht —
Wir fühlen uns in ihrem Bann, wir denken ihrer wohl, bei Gott!
Bei ihrem Nahen schweigt der Scherz, bei ihrem Hauche stirbt der Spott.
Sie trifft uns ungerüstet nicht, doch jedes Ding hat seine Zeit —
Die Zukunft dunkelt allgemach, doch rein und heiter strahlt das Heut!

Und noch ist lichter Sonnentag! Durch Wipfel zieht es kühl und klar,
Der Freiheit Odem weht uns an, es jubelt rings der Vöglein Schaar,
Die Lerchen wiegen sich im Blau, uns kündet frischer Augen Glanz,
Daß Lenz und Jugend im Verein geweiht den reichsten Blüthenkranz,
Genießt in vollen Zügen noch den Becher, den der Frieden beut,
Mit Frühlingsfreude feg'ne Euch der Genius der Geselligkeit!

Fr. Knapp.

Der Scheikh von Medina.

Der Scheikh von Medina, der war ein Mann,
Den laß' ich mir gefallen!
Ihr! nehmt Euch ein Exempel d'ran,
Ihr Dichter da vor Allen!
Er hatte einen langen Bart
Ehrwürdig war sein Gebahren,
Doch schlug er völlig aus der Art
Der andern, die um ihn waren.

Der Scheikh von Medina ward gewählt
Im Sängerkampf zum Richter,
Denn stets hat ihn das Lied beseelt
Zum Barden und zum Dichter.
Da wollten sie einen Lorbeerhain
Und fasten zum Schlichten und Dichten —
Er aber sprach ein donnernd: Nein!
Ich will Euch anders richten.

Der Scheikh von Medina hielt ein Mahl
In Paradiesesgefilden,
Pokal erglänzte an Pokal
Mit rebumlaubten Geschilden,
Da saßen sie verwundrungsvoll
Medinas erschrock'ne Gelehrte
Und rings die ängstliche Frage scholl —
Was wohl aus dem Allem werde.

Der Scheikh von Medina lacht vor sich hin
Und fragt die fromme Gemeine:
„Was kommt Euch Arges in den Sinn
Beim klaren Cyprerweine?“
Ja! sagten sie, ja! klagten sie,
Ihn hat der Prophet verboten —
Ihr selbst, hochwürd'ger Emir, wie
Könnt' Ihr so höhnen des Todten?

Der Scheikh von Medina, er lachte nicht,
Er strich den Bart mit Würde
Und sprach: „Vernünftig sei die Pflicht
Und menschlich jede Bürde.
Es sprach der Prophet zu mir im Traum:
Ich habe vom Wein verboten
Dem Plumpen die Hefe, dem Schwindler den Schaum
Vom Weißen und vom Rothen.“

Der Scheikh von Medina bedachte sich
Und sprach zum andern Male!
„Den Thoren machen lächerlich,
Den Weisen stark die Lokale.
Dem Schwärmer bieten sie Schaum und Dunst,
Dem Sänger köstliche Gaben,
D'rum, wer erglüht für heil'ge Kunst
Soll sich an ihnen laben.

Der Scheikh von Medina sah alle an
Mit einem Blick voll Feuer
Und liebliche Jungfrau'n brachten heran
Die schimmernd gehogene Leier.
Es perlt der Wein, es schwillt die Brust
Hier tönt Gebet und Ode,
Dort Hymne, Minnesang, Schlachtenlust
Des Richters Machtgebote.

Der Scheikh von Medina sprach ernst und stark:
„Jetzt kann ich schlichten und richten!
Das Fasten, das Kargen dem Heuchlerquark
Den verseverrenkenden Wichten!

Dem Schwächlinge Waſſer, dem Muthigen Gluth!"
Da ſcholl es gewaltigen Chores:
„Den Weiſen, den Starken die goldene Fluth!
Cantores amant humores!

Fr. Knapp.

Der Verbannte.

Vom Vaterland vertrieben,
Geſchieden von den Lieben,
Weil' ich im fremden Land.
Es drängt ſich Stund' auf Stunde,
Wer bringt mir frohe Kunde
Vom lieben theuren Vaterland?

Als ich die fremden Straſſen
Betrat, hab' dort gelaſſen
Ich Alles, was mir lieb;
Noch einmal drückt' an's Herze
Den Sohn im tiefen Schmerze
Ich voll von Ahnung ſchwer und trüb.

Den Säbel in der Rechten
Sah ich ihn muthig fechten
Für's theure Vaterland.
Jetzt liegt er in den Ketten
Und Niemand kann ihn retten
Aus ſeiner wilden Feinde Hand.

Und all die wackern Lieben,
Die dort mir ſind geblieben,
Bedrängt jetzt ſchwere Noth,
Sie beugt das Elend nieder
Und immer neue Glieder
Rafft wild dahin der grauſe Tod.

Wie soll ich Das ertragen?
Wie soll ich vor Verzagen
Mich noch bewahren da?
Wo soll ich Hoffnung finden,
Daß nicht mein Muth mag schwinden,
Weil nirgends ist ein Retter nah?

Ich will die Hände falten
Und standhaft stille halten
Im frommen Gottvertraun,
Ich will gen Himmel blicken
Und, was auch Gott mag schicken,
Auf seine Vatertreue baun.

Er wird mich nicht verlassen,
Wird bei der Hand mich fassen,
Mich führen gnädiglich;
Er wird zur rechten Stunde
Auch meines Herzens Wunde
Wohl wieder lassen schließen sich.

Mag's, wie es wolle, gehen,
Was Er will muß geschehen,
Wenn's auch unmöglich scheint.
Und wenn nicht mehr auf Erden,
So werd' ich droben werden
Mit meinem lieben Sohn vereint.

Heinrich Vetet.

Drei Rosen.

(Aus dem Polnischen übersetzt.)

Hinterm Kirchlein auf dem Hügel
Blüh'n drei Rosen glänzend weiß,
Ueberm Grab mit leichtem Flügel
Schweben dort drei Falter leis.

Sind verwelkt die zarten Roſen,
Blüh'n drei Knospen wieder auf,
Und drei Falter auch zum Koſen
Schwingen ſich zum Hügel auf.

Hat ihr Frühlingskleid den Blüthen
Rauh der Winter abgeſtreift,
Stets drei Falter treu doch hüten
Noch den Strauch von Eis umreift.

Grauſam riß aus Mutterarmen
Tod drei Töchter auf einmal;
Und die ſie geliebt, die Armen,
Blieben nicht im Erdenthal.

Auf dem Grab der Mädchen blühten
D'rauf drei weiße Roſen bald
Und die Jünglingsſeelen hüten
Sie in Schmetterlingsgeſtalt.

Heinrich Petzet.

Der letzte Toaſt des Verbannten.

(Aus dem Polniſchen überſetzt.)

Was für ein Ton? Ha, das Poſthorn! Ihr Brüder,
Erbarmt euch und jaget durch Lachen und Singen
Durch Bechergeklirr aus dem Ohre mir wieder
Durch lautes Geſpräch dieſes ſchreckliche Klingen!

Noch einen Toaſt! ja noch einen zum Schluſſe!
Doch laſſet die Tropfen der Freude nicht nehmen
Von eueren Lippen mich jetzt mit dem Kuſſe
Im Scheidungsmomente! Denn was ſoll das Grämen?

Gib deinen Pokal mir! Wie magſt du ihn führen
So langſam zum Munde? Kannſt du ihn nicht leeren,
Gib her ihn! Der helle Kriſtall läßt es ſpüren,
Daß weibiſche Trauer dein Herz will beſchweren.

Gib, ich trink' ihn aus, weil den Nektar, den süßen,
Die Thränen verbittern, du kannst ihn nicht leeren!
Kann etwas den Schmerz mir des Abschieds versüßen
Von solchem Freunde wie du sind's die Zähren.

Heinrich Petzet.

Heimkehr.

Das sind noch die alten Bäume,
Das sind noch die alten Höh'n!
O Land meiner Jugendträume,
Wie bist du noch immer so schön!
Noch schwingt sich zum Himmel die Lerche
Mit fröhlich jubelndem Lied;
Noch klingt's aus dem Thal und vom Berge,
Noch klingt es aus Busch und aus Ried.

's ist Alles, Alles geblieben
So schön wie es ehemals war!
Der Quell aus dem Haine da drüben
Er sprudelt noch hell und klar.
Wie sonst sitzt, den Hund an der Seite,
Der alte Schäfer dabei
Und lustig klingen ins Weite
Die Töne seiner Schalmei.

Hier ist auch die Buche, hier saßen
Wir oft in seliger Ruh
Auf grünem, blumigen Rasen
Und lächelten freundlich uns zu:
's ist Alles, Alles geblieben
So schön, wie es ehemals war,
Eh' mich durch die Länder getrieben
Die Wanderlust manches Jahr.

Nur ich bin geworden ein andrer,
Aus zog ich mit frischem Muth:
Heim kehr' ich ein müder Wandrer
Mit langsam fließenden Blut.

Vorbei ist das Sehnen und Träumen
Enttäuschet kehr' ich zurück:
O such's nicht in fernen Räumen —
Daheim wohnt das beste Glück!

Heinrich Petzet.

Zu einem Hochzeitsgeschenke.

(Christus mit der Dornenkrone.)

Was auf der Hochzeit soll der Mann der Schmerzen,
Deß Haupt die blut'ge Dornenkrone drückt,
Wenn bei dem tageshellen Glanz der Kerzen
Sich Bräutigam und Braut zum Fest geschmückt?
Ist eine Gabe das für frohe Herzen,
Wenn sie die Hand sich reichen hochbeglückt?
Wird nicht der Freude lauter Jubel schwinden,
Wenn sie dieß ernste Dulderantlitz finden?

Ach nein! Es sind ja keine finstern Mienen,
's ist ja kein Antlitz fremd und' unbekannt,
Es ist ja Der, der in der Welt erschienen
Zum Trost und Leiden uns von Gott gesandt,
Der, dessen Tod zum Heil uns sollte dienen,
Der durch Sein Leid all unser Leid gewandt
Und der d'rum auch bei jedem Freudenfeste
Stets bleiben wird der theuerste der Gäste.

Und ist Er nicht in seines Fleisches Tagen
Bei einer Hochzeit selber eingekehrt,
In Cana's arme Hütte dort zu tragen
Den Segen, den Er überall beschеert,
Wo man es wagt vertrauensvoll zu klagen
Ihm alles Leid, das je das Herz beschwert:
D'rum nehmt Ihn auf und laßt Ihn bei euch bleiben:
Der Schmerzensmann wird allen Schmerz vertreiben.

Heinrich Petzet.

„Das Wort ſie ſollen laſſen ſtah'n!“

Tief in Kärnthens rauhen Bergen,
Durch die Thäler, ſchmuck und grün,
Sah man die getreuen Schergen
Firmians auf Beute zieh'n.
Trommelſchall, Trompetenklänge
Trug das Echo weit hinaus
Von der wilden Felſenenge
Zu des Dorfes letztem Haus.

Und dort ſaß im Silberhaare
In dem Sorgenſtuhl ein Greis,
Kaum gebeugt vom Druck der Jahre
In der Seinen trautem Kreis.
Ob die Lehre auch, die reine,
Wild verfolgte Haß und Spott,
Sangen ſie doch muthig: „Eine
Feſte Burg iſt unſer Gott!“

Nur der Greis im Silberhaare
Horchte auf der Trommeln Ton,
Auf die ſchmetternde Fanfare
Auf der Soldateska Hohn.
Der in Schimpf- und Schelmenliedern
Auf die Ketzer ſich ergoß,
Daß vom Auge ihm, dem Biedern
Manche bitt're Thräne floß.

Aus den ſtillen, grünen Thälern,
Aus der Heimath trautem Schooß,
Wild gehetzt von tauſend Quälern
In ein ungewiſſes Loos
Waren Tauſende geflohen
Von der Salzach grünem Strand —
Doch des Biſchofs Haß und Drohen
Hemmte nicht der Alpen Wand.

Plötzlich donnerts an die Pforte,
Es verſtummt der fromme Sang,
Kolbenſchlag und Läſterworte
In das Ohr der Armen drang.

„Herr! vom Uebel uns erlöse!“
Zittert's von der Lippe bang,
Bis das hölliſche Getöſe
Auch den letzten Laut verſchlang.

Durch den Raum der ſtillen Hütte
Schallt der wilden Schaaren Fluch,
Und geraubt, trotz frommer Bitte,
Wird Geſang- und Bibelbuch.
„Zu der gier'gen Flammen Speiſe
Werft ſie auf den Haufen dort!“
Alſo ſcholl in wildem Kreiſe
Ringsum aller Führer Wort.

Vor des Grafen ſtolzem Schloſſe
Thürmt ein Hügel hoch ſich auf,
Um ihn Reiter, ſtolz zu Roſſe
Und des Fußvolks wilder Hauf:
Bibelbuch und Luthers Schriften
Gerhard's frommen Liederſchatz
Trägt in raucherfüllten Lüften
Weit umher der Flammen Hatz.

Und in langen Zügen flohen
Die Bedrängten zum Aſyl
Ihrer Berge, ihrer hohen,
Aus dem feindlichen Gewühl.
Gott allein nur kann ſie retten
Aus des Kummers tiefer Nacht,
Denn mit Kerker und mit Ketten
Droht des finſtern Biſchofs Macht.

Von der Berge grünen Höhen
Ruft es: „Herr! vergieb dem Wahn!
Laß ſie deine Allmacht ſehen,
Daß dein Wort ſie laſſen ſtah'n!“
Und aus tauſend Kehlen hallt es:
„Wenn die Welt voll Teufel wär'“ —
Von den Felſen wiederhallt es:
„Fürchten wir uns nicht ſo ſehr!“

Auf dem marmornen Balkone
Seines Schlosses steht der Graf
Vom Geschlechte der Lodrone,
Den der Sang im Herzen traf. —
Unter seines Kaisers Fahnen
Stets ein Schrecken jedem Feind
War er seinen Unterthanen
Nur ein Vater und ein Freund.

Und des Bischofs strengem Schalten
War sein Herz nicht zugewandt:
Friede sollte ringsum walten
In dem schönen Kärnthnerland.
Ließ er auch vom alten Glauben,
Alter Sitte, altem Recht
Selber sich kein Jota rauben,
Ward er Andern doch gerecht.

Plötzlich auf den Flammenzungen
Wirbelt sich ein Blatt empor,
Jetzt vom dicken Rauch verschlungen
Bricht's dort wieder, d'raus hervor,
Hebt sich hoch und senkt sich wieder,
Endlich fällt es auf den Rand
Des Balkones langsam nieder
In des edlen Grafen Hand.

Bei der Flammen grellem Scheine
Blitzt's wie laut'res Gold ihn an,
Vor dem Blicke steht das Eine:
Herr! Dein Wort soll bleiben stah'n!
Und er ruft es vom Balkone
Was an's Herz ihm mächtig drang,
Und als käm's vom Himmelsthrone
Wirkte seiner Worte Klang:

„Löscht das Feuer! Sendet Boten!
Keiner soll von hinnen geh'n!
Gottes Wille hat's geboten,
Gottes Wille soll geschehn!

Seine Kinder sind wir Alle,
Wer da steht, der sehe zu,
Daß er nicht in Irrthum falle —
Meinen Kärnthnern lasset Ruh!“ —

„Hat der Himmel doch ein Zeichen
Mir gesandt in diesem Wort —
Aus den Flammen mußte steigen
Eures Glaubens Schirm und Hort;
Nimmer sei er euch entrissen:
Ein Asyl sei euch gewährt —
Ruhig legt das Haupt auf's Kissen
An dem heimathlichen Heerd! —

Wohl aus Salzburgs schönem Lande
Mußte Luther's Lehre flieh'n,
Aus der Heimath als Verbannte
Mußten ihre Jünger zieh'n.
Doch in Kärnthens Thälern schmiegte
Sie an's Herz des Volks sich an,
Und der Spruch, der gold'ne siegte:
„Herr! Dein Wort soll bleiben stah'n!“

J. Priem.

Des Freundes' Zimmer.

Nach Jahresfrist seh ich dich wieder,
O nimm ihn hin den frohen Gruß!
Es drückt die Hand die Klinke nieder,
Doch zögernd zaudert noch der Fuß.

Und hoch im Busen fühl' ich schlagen
Das mannichfach bewegte Herz:
Ich seh die Stätte, die vor Tagen
Der Tummelplatz von Lust und Scherz.

Wie schlossen oft die lieben Räume.
Umglänzt vom holden Lampenschein
Des Jünglings Welt und seine Träume
In ihrem engen Rahmen ein!

Was zögerst Du? Die Thür ist offen,
Doch auf der Schwelle bleibst Du steh'n!
Dein Blick von Licht und Glanz betroffen!
Nicht wagst Du weiter noch zu geh'n!

Und überall ein neuer Schimmer,
Es spricht zu Dir ein fremder Geist;
Du kennst die alten Wände nimmer,
Drinn Niemand Dich willkommen heißt.

So seid ihr alle denn verschwunden
Ihr Treuen aus vergangner Zeit,
Verschwieg'ne Zeugen schöner Stunden
Von ungetrübter Fröhlichkeit.

Und er, der einstens hier gewaltet,
Er ist gegangen, weilet fern,
Doch treu im Herzen, nie veraltet,
Bewahrt er die Erinnerung gern.

Und Du, was willst Du länger weilen
In dieser Welt Dir unbekannt;
O komm, um schnell hinwegzueilen,
Eh' Dich die Wehmuth übermannt!

A. S.

In stiller Nacht.

Was willst Du, süßes Bild aus fernen Stunden?
Was drängst Du Dich vor meine Seele wieder?
Fühl' ich noch heut, was einstens ich empfunden,
Als Dir geweiht ich meine schwachen Lieder?

Drei Jahre sind seitdem dahingegangen,
Drei Jahre von dem kurzen Erdenwallen;
Dreimal sah ich des holden Lenzes Prangen,
Dreimal des Herbstes dürre Blätter fallen!

Wie manches Hoffen iſt ſeitdem verkümmert
Das ich gehegt in jenen gold'nen Zeiten,
Wie manches Luftgebilde ſchnöd zertrümmert
Im Kampf des Ideals mit Wirklichkeiten.

Ich ſah die treuen Freunde ſich zerſtreuen,
Die mir mit ihrem ganzen Sein ergeben,
In weiter Ferne ihren Schwur erneuen,
Mir zu gehören für ein volles Leben.

So bin ich reich, ob auch von jenen Träumen
Die kühnſten wieder in das Nichts verſinken,
Ob auch von jenes Stromes Wellenſchäumen
Die glüh'nden Lippen wenig Tropfen trinken.

Doch denkſt Du meiner noch in Deinen Sinnen,
Wenn der Erinn'rung Buch Du aufgeſchlagen,
Und wenn Du klagſt, wie Stunden ſchnell verrinnen,
Träumſt Du noch oft von den vergang'nen Tagen?

Des Lebens Ernſt, er mußte uns ja trennen,
Ich bleib' allein, es war ein thöricht Wähnen;
Ein Edler wird Dich einſt die Seine nennen,
Und ich, ich ſegne Dich mit heißen Thränen!

A. S.

Die junge Schnitterin.

(Nach einem Gemälde.)

Die junge Schnitterin
Mit ſonngebräunter Wange,
Sie läßt die Sichel ruh'n
Und horcht dem Glockenklange;
Es geht ein Hochzeitszug
Unfern des Wegs vorüber,
Sie ſchattet mit der Hand
Ihr Aug' und ſchaut hinüber.

Zwar dämpft der Mittagsstrahl
Die Farben der Gewänder,
Doch Seide schillert bunt;
Es flattern rothe Bänder.
Und auf der Stirn der Braut,
Wie funkelt hell die Krone,
Da man sie heute traut
Dem reichen Schulzensohne!

Und er, er schreitet stramm
Dahin an ihrer Seite,
Ein stolzer Bräutigam
Mit stattlichem Geleite.
Die junge Schnitterin
Im ärmlichen Gewande.
Verschämt senkt sie den Blick, —
Wenn er sie hier erkannte!

Jedoch er sieht sie nicht;
Das war nicht seine Weise
Sonst, — wie ging er vorbei,
Denn er begrüßt sie leise;
Stets blieb auf ihrem Buchs
Sein lüstern Auge hängen
Und brennt' in ihr's, als wollt'
Es ihr die Wimpern sengen,

Die zag sie niederschlug
Vor diesem frechen Werber;
Sie war wie Täubchen fromm
Und er ein wilder Sperber;
Er, der mit Flüchen schwur,
Bei Wein und Dirnen wachte
Und, weil er Geld besaß,
Der armen Tugend lachte'!

Er konnte manchmal auch
Gleich einem Tauber locken,
Nennt seine Rose sie,
Schwört Lieb' ihr ohne Stocken,

Bespöttelt ihr in's Ohr
Des Müllers eitle Klare,
Die er zum Tanze führt,
Doch nie zum Traualtare.

Gut, daß sie's nie geglaubt,
Sonst war's um sie geschehen:
Jetzt mit des Müllers Kind
Sieht sie zur Kirch' ihn gehen;
Voran zieht die Musik
Mit Geigen und Schalmeien,
Leicht hebt sich jeder Fuß
Schon wie zum Hochzeitreihen.

Es läuft das ganze Dorf
Erwartungsvoll zum Feste;
Die Reichen alle sind
Des reichsten Paares Gäste.
S'ist Erntezeit, man kann
Der Schnitter nicht entbehren,
Doch nur die Aermsten sind
Heut draußen bei den Aehren.

Die junge Schnitterin
Mit sonngebräunter Wange,
Sie schwingt die Sichel flink, —
Warum ist ihr so bange?
Ist sie betrübt, daß man
Zum Tanz sie nicht geladen?
Sank ihre Hoffnung hin
Wie jetzt des Kornes Schwaden?

Sie denkt des eignen Tags,
Den sie erharrt in Züchten,
Wer führt sie zum Altar,
Weiht sie des Weibes Pflichten?
Verblüht sie ungeliebt?
Weil ihr die Mitgift fehlet?
Wird sie zum Elend nur,
Das Armuth gibt, vermählet?

Du junge Schnitterin,
Des Dorfes schönste Rose,
Wie lieblich stehst Du da
Vor Deinem dunkeln Loose!
Kann schützen Dich ein Gott,
So ist's Dein reiner Glaube
An ein gerecht Gesetz,
Das waltet über'm Staube.

Karl Walpurg.

Widener Library
3 2044 098 610 157